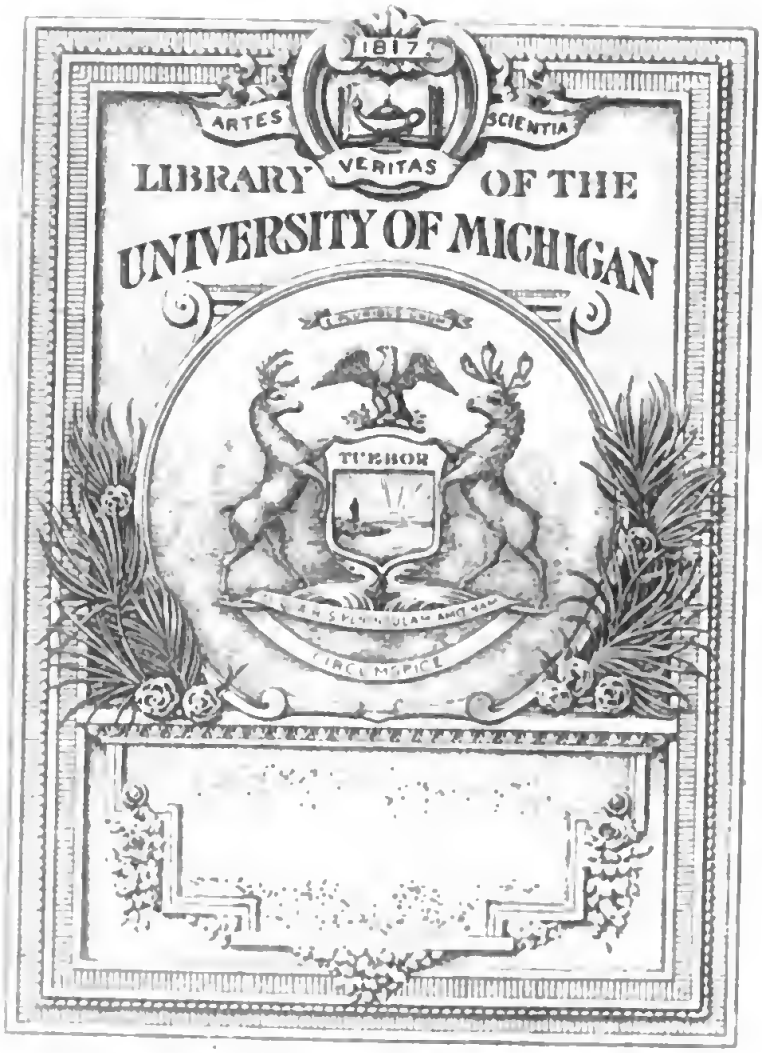
A 605112 DUPL




Digitized by Google

Digitized by Google

838
H117D
S92
1884
v.1

# H. Heine's

# Leben und Werke.

---

Von

Adolf Strodtmann.

---

Dritte Auflage.

1. Band.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.
1884.

Der Verfasser behält sich das Recht der Uebersetzung dieses Werkes in fremde Sprachen vor.

# Vorwort zur ersten Auflage.

Es ist ein äußerlich scheinloses, stilles, durch keine gewaltsamen Ereignisse bewegtes Leben, das die nachfolgenden Blätter vor uns entrollen. Ein deutsches Dichterleben! Die Armuth stand an seiner Wiege, die kalte Sonne des Ruhmes beglänzte seinen einsamen Pfad, und trüb und traurig erlosch es in der unwirthlichen Fremde.

Was ist von solchem Lose Viel zu erzählen in unsrer geräuschvollen Zeit? Was kümmert uns das arme Dichterherz, das zu Staub geworden in seiner Gruft auf dem Friedhofe von Montmartre, und das nicht mehr theilnimmt an unseren Kämpfen und Siegen? Unter dem Donner der Schlachten erbebte die Welt, seit der müde Puls jenes Herzens den letzten Schlag gethan, Könige stürzten gerichtet von den Thronen, Völker befreiten und einigten sich, jenseit des Weltmeeres zerbrach die Fessel des schwarzen Sklaven, und rasch, wie das Dampfross auf den Eisenschienen oder das Wort auf den Flügeln des Blitzes dahin fährt, rollen die Fortschrittsräder der Geschichte dem Aufgang zu!

Wir sind wach und mündig geworden, nicht mehr in weichlicher Klage legen wir thatlos die Hände in den Schoß, oder spotten mit ohnmächtigem Witz unsrer Ketten, oder gaukeln uns in idealistischen Zukunftsträumen hinweg über die Noth der Gegenwart; wir sind ein männlich ernstes,

verständiges Geschlecht, das mit harter Arbeit sich selber sein Schicksal schmiedet, das mit scharfem, klarem Blicke den Gesetzen der Völkerwohlfahrt nachspürt, das die trotzigen Naturkräfte in den Dienst des Menschen zwingt, und in der Verfolgung nützlicher, praktisch erreichbarer Zwecke von Tag zu Tag einem glückvolleren Dasein entgegen schreitet. Was haben wir noch zu schaffen mit dem stillen Schläfer im Kirchhofsgrund, dessen Zeit vorüber ist, und der seinen dornendurchflochtenen Lorber mit in das Grab hinunter nahm?

So fragen die prahlerischen Lobredner der Gegenwart, und vergessen des Dankes, den sie den Männern der Idee schuldig sind, die dem heutigen Geschlechte den Weg bereitet haben. Sie vergessen, dass die schmerzliche Klage über die Ungerechtigkeit und Verderbtheit der staatlichen und gesellschaftlichen Einrichtungen zuerst der Menschheit all ihr Leid zum Bewusstsein brachte, und dadurch jene gefühls- und verstandesklare Unzufriedenheit erschuf, die sich nicht wieder zur Ruhe begeben kann, bis eine bessere Grundlage des politischen und socialen Gebäudes errungen ist. Sie vergessen, dass jenes satirische Gelächter, gleich den Trompeten von Jericho, die Zwingburg des Absolutismus und die Mauern der gothischen Dome erschütterte, hinter denen die rohe Gewalt und die lichtscheue Dummheit sich verschanzten. Sie vergessen, dass die hehren Ideale, die stolzen Träume und Hoffnungen von einem Auferstehungsmorgen der Menschheit, den Herzen der Besten und Edelsten jenen lebensfreudigen Todesmuth einsenkten, der das zeitliche Glück des eigenen Daseins unbedenklich hinopfert, um der ewigen Idee zum Siege zu verhelfen. Sie rühmen sich ihres hohen Standpunktes, und vergessen, dass ihr Blick nur deshalb einen so weiten Horizont überschaut, weil sie auf den Schultern ihrer Väter stehen.

Solches Unrecht zurückweisend, möchten wir einen Bruchtheil des Dankes der realistischen Gegenwart gegen die idealistische Vergangenheit, aus der sie hervor geblüht, abtragen durch das vorliegende Buch.

Wohl ist es vielleicht noch zu früh, eine nach allen Richtungen vollständige Schilderung des Lebens und Wirkens von Heinrich Heine zu unternehmen. Noch enthält die Familie des Dichters in kleinherziger Beschränktheit die von ihm hinterlassenen Memoiren, Gedichte, Briefe und manche sonstigen Zeugnisse seines Strebens dem Publikum vor, und Alles, was sie demselben seit elf Jahren statt der erwarteten Geistesschätze geboten hat, beschränkt sich auf ein Dutzend unordentlich durch einander gewürfelter Anekdoten in den Spalten eines Unterhaltungsblatts*). Dennoch glaube ich, dass die äußere Geschichte des Lebens, das ich darzustellen versuchte, nicht allzu viel' erhebliche Lücken aufweisen wird. Selbst über die Kindheitsjahre des Dichters, über welche bis jetzt wenig Zuverlässiges bekannt war, sind mir durch noch lebende Jugendgenossen Heine's werthvolle Mittheilungen zugeflossen, und fast nur die Zeit seines Komptoirlebens in Frankfurt und Hamburg bleibt in ein gewisses Dunkel gehüllt, das schwerlich jemals ganz aufgehellt werden wird.

Mit ernstlicherer Sorge erfüllt mich die Frage, ob es mir gelungen ist, die inneren Bezüge des Dichters und seiner Werke zu den literarischen, politischen und socialen Kämpfen seiner Zeit überall in das rechte Licht zu stellen. Diese Kämpfe sind zum größten Theile bis auf den heutigen Tag nicht beendet, das letzte Wort in ihnen soll erst

---

*) Bald darauf zu einem Buche erweitert, unter dem Titel: „Erinnerungen an Heinrich Heine und seine Familie, von seinem Bruder Maximilian Heine.“ Berlin, 1868.

gesprochen werden, und künftigen Geschlechtern bleibt es vorbehalten, ein abschließend parteiloses Urtheil über ihren Werth für die Geschichte der Menschheit zu fällen. Einstweilen musste jedoch der Versuch gemacht werden, die Stellung, welche Heinrich Heine zu den großen Fragen des Jahrhunderts einnimmt, nach bester Einsicht und mit gewissenhafter Benutzung des vorliegenden Materials klar zu bestimmen, möge diese Stellung nun im einzelnen Fall eine richtige oder falsche gewesen sein. Auf dem jetzigen Standpunkt der Geschichtschreibung genügt es nicht mehr, durch anekdotische Mittheilung der äußeren Lebensumstände eines Schriftstellers gleichsam die schwarze Silhouette seines Bildes in die leere Luft zu zeichnen — ich halte mich daher überzeugt, dass die breitere Ausmalung des kultur- und literarhistorischen Hintergrundes meiner Arbeit keiner Entschuldigung bedarf. Mit besonderem Fleiß habe ich dem so oft zu niedriger Schmähung benutzten, aber niemals in voller Bedeutung gewürdigten Verhältnisse des Dichters zum Judenthum nachgeforscht, und ich darf hoffen, dass die nach handschriftlichen Urkunden gebotene Darstellung der in den zwanziger Jahren von Berlin ausgegangenen und von Heine warm getheilten Bestrebungen für eine humanistische Reform des israelitischen Lebens interessante Aufschlüsse über die seither wenig beachtete Einwirkung der Hegel'schen Philosophie auf die geistig fortgeschrittensten jüdischen Kreise geben wird.

Meinen besten Dank schließlich Allen, die mich durch gütige Mittheilungen in dem Bemühen unterstützten, eine glaubwürdige Biographie des Dichters zu liefern.

Hamburg, den 15. September 1867.

# Vorwort zur zweiten Auflage.

Die freundliche Aufnahme, welche dies Buch bei seinem ersten Erscheinen gefunden, hat es mir zur angenehmen Pflicht gemacht, dasselbe für die vorliegende neue Ausgabe sorglichst zu revidieren und in mancher Beziehung zu vervollständigen und zu verbessern.

Aus dem Nachlasse H. Heine's ist seitdem von mir ein Supplementband seiner Werke („Letzte Gedichte und Gedanken." Hamburg, 1869.) veröffentlicht worden, der ein abschließendes Urtheil über die poetische Thätigkeit seiner letzten Lebensjahre gestattet.

Den Umfang der Anmerkungen habe ich besonders dadurch auf ein geringeres Maß beschränkt, dass ich bei Anführung der zahlreichen Belegstellen aus den Werken des Dichters die betreffende Band- und Seitenzahl, zur Bequemlichkeit des Lesers, in Klammern dem Text selber einfügte. Auch das angehängte Sach- und Namen-Register wird das Auffinden jedes einzelnen Gegenstandes bedeutend erleichtern.

**Henni's Villa,**
Steglitz bei Berlin, den 15. Oktober 1873.

# Inhalt.


Seite

Vorwort zur ersten Auflage . . . . . III
Vorwort zur zweiten Auflage . . . . . VII

## Erstes Buch.

1. Die Knabenzeit . . . . . 3
2. Junge Leiden . . . . . 39
3. Der Bonner Student . . . . . 59
4. Charakter der Literaturepoche . . . . . 87
5. Auf der Göttinger Universität . . . . . 113
6. In der Residenz . . . . . 132
7. Die „Gedichte" und „Tragödien" . . . . . 193
8. Das junge Palästina . . . . . 275
9. Abschluss der Universitätsjahre . . . . . 336

## Zweites Buch.

1. Die „Reisebilder" . . . . . 413
2. London . . . . . 486
3. Das „Buch der Lieder" . . . . . 504
4. In München . . . . . 526
5. Die italiänische Reise . . . . . 562
6. Die Julirevolution . . . . . 612

Anmerkungen . . . . . 673

# Erſtes Buch.

# Erſtes Kapitel.

## Die Knabenzeit.

Um die Mitte des vorigen Jahrhunderts lebte in Altona der jüdiſche Kaufmann Meyer Schamſchen Popert, welchem ſeine Frau, Frummit, geb. Heckſcher, zwei Töchter, Jette und Mathe, gebar. Jette, die Aeltere der Beiden, heirathete den wohlhabenden Baruch Ahron, genannt Bendix Schiff, während der minder mit Glücksgütern geſegnete Händler Heymann Heine in Altona, der, wie es ſcheint,[1]) aus Bückeburg ſtammte, die jüngere Schweſter Mathe heimführte, und bald darauf mit ihr nach Hannover zog. Nach dem Tode ihres Gatten und ihrer Schweſter vermählte ſich Mathe in ſpäterer Zeit wieder mit ihrem verwittweten Schwager, dem ſie zu ſeinen drei Söhnen und eben ſo vielen Töchtern ſechs Kinder ihres erſten Mannes — Iſaak, Samſon, Salomon, Meyer, Samuel und Hertz, genannt Henry, (zwei Töchter waren ſchon früher geſtorben) — in die Ehe brachte. Von ihren näheren Lebensumſtänden iſt uns Wenig bekannt; doch werden ihre Verhältniſſe bis zu ihrer zweiten Verheirathung dürftig genug geweſen ſein. Mittellos mussten die heranwachſenden Kinder hinaus in die Welt, mit zäher Energie den Kampf um die Exiſtenz zu beginnen. So wiſſen wir, daſs ihr dritter Sohn Salomon in ſeinem ſiebzehnten Jahre, mit einem Paar Lederhoſen angethan und nur ſechzehn Groſchen in der Taſche, das elterliche Haus in Hannover verließ und auf gut Glück nach Hamburg pilgerte, wo er ſich durch eigene Thatkraft, und vom Lächeln Fortuna's

begünſtigt, im Laufe der Zeit vom armen Wechſelausträger zum weltberühmten Bankherrn und Beſitzer von Millionen emporſchwang. Sein älteſter Bruder, Iſaak, wanderte nach Frankreich aus und etablierte ſich in Bordeaux, wo er ſich mit einer Franzöſin verheirathete und 1828 mit Hinterlaſſung eines anſehnlichen Vermögens ſtarb; zwei ſeiner Söhne, Armand und Michel, ſind gegenwärtig Chefs des bekannten Bankhauſes Oppenheim & Fould in Paris [2]). Auch der jüngſte Bruder, Henry, der all' ſeine Geſchwiſter überlebte und, hochbetagt, 1855 in Hamburg ſtarb, wuſſte ſich durch Fleiß und Kraft eine behagliche Lebensſtellung in kaufmänniſcher Sphäre zu erringen.

Nicht ſo freundlich ruhte der Silberblick der launiſchen Glücksgöttin auf dem zweiten der Brüder, Samſon Heine, welcher am 19. Auguſt 1764 in Hannover geboren war. Nachdem er in Hannover und Altona die erſte kaufmänniſche Vorbildung erlangt hatte, kam er im December 1798 auf einer Geſchäftsreiſe nach Düſſeldorf am Rhein. Empfehlungsbriefe führten ihn dort in das hoch geachtete van Geldern'ſche Haus, deſſen Stammvater Iſaak van Geldern um das Jahr 1700 von Holland nach dem Herzogthume Jülich-Berg ausgewandert war. Das „van" oder „von" ſeines Namens verdankte Derſelbe nicht einem Adelsbriefe [3]); es zeigte nur an, daſs er aus Geldern gebürtig ſei. Der Adel Iſaak's beſtand allein in ſeiner edlen Geſinnung, welche er durch aufopfernde Wohlthätigkeit gegen ſeine verfolgten und unterdrückten Stammesgenoſſen in Deutſchland bekundete. Er war ein reicher Mann; Freund und Korreſpondent des berühmten Bankiers Oppenheim in Wien, war er, wie Dieſer, unermüdlich thätig für die Verbeſſerung der traurigen Lage der Juden. — Was er begonnen, ſetzte ſein Sohn Lazarus fort. Derſelbe war mit der Tochter des am kaiſerlichen Hofe zu Wien hoch geehrten Simon Preßburger vermählt und galt für einen aufgeklärten und unterrichteten Mann. Ueberhaupt erfreuten ſich die Juden in Düſſeldorf, in welcher Stadt Lazarus ſein Domicil aufgeſchlagen, vor ihren Glaubensgenoſſen in anderen Theilen Deutſchlands des Rufes der Rechtſchaffenheit und Bildung. Ihr Thun und Treiben war auch nicht bloß auf Handel und Gewerbe beſchränkt, ſondern Viele von ihnen waren mit Liebe und

Fleiß den Künſten und Wiſſenſchaften ergeben, ſo daſs aus Düſſeldorf mancher Mann jüdiſchen Glaubens hervorging, der zu den Zierden des gelehrten Standes gerechnet werden muſs. Auch die Söhne des Lazarus van Geldern, Simon und Gottſchalk, erfreuten ſich eines weit über ihre Vaterſtadt hinaus gehenden Rufes. Der Erſtere, geb. zu Wien am 11. November 1720, widmete ſich mit Eifer und Erfolg dem Studium der Sprachwiſſenſchaft und machte ſich beſonders durch ſeine großen Reiſen in ganz Europa und einem Theile des Orients, ſowie durch ein in engliſcher Sprache verfaſſtes Gedicht „Die Israeliten auf dem Berge Horeb“ bekannt. Er ſtarb zu Forbach im Jahre 1774. Sein jüngerer Bruder Gottſchalk, geb. zu Düſſeldorf den 30. November 1726, war ein ausgezeichneter Arzt und bekleidete das Ehrenamt eines Vorſtehers der damals in den Herzogthümern Jülich und Berg ſich bildenden iſraelitiſchen Gemeinden. Wie ein Vater für ſeine Kinder, ſorgte er, nach allen Seiten hin thätig, für das Wohl ſeiner Glaubensgenoſſen. Als aufopfernder Menſchenfreund und berühmter Heilkünſtler ſtand er bei Juden und Chriſten gleich hoch in Ehren. Er erſchien als Freund und Rathgeber in den Häuſern der Großen und Reichen, als heilbringender Retter und Beſchützer in den Hütten der Armen und Hilfsbedürftigen. Sein älteſter Sohn, Joſeph van Geldern, geb. 1765, bezog, nachdem er ſich ſchon bei ſeinen erſten Studien in Düſſeldorf ausgezeichnet hatte, mit reichen Kenntniſſen ausgerüſtet, die Bonner Hochſchule, ſtudierte ſpäter in Heidelberg, und promovierte als Doktor der Medicin und Philoſophie zu Duisburg. Dann begab er ſich nach München, um ſich dort vor dem landesherrlichen mediciniſchen Kollegium der Staatsprüfung zu unterwerfen. Die glänzende Art, in welcher er das Examen beſtand, erwarb ihm die damals für einen Juden doppelt ehrende Auszeichnung, vom Kurfürſten Karl Theodor zum Hofmedikus ernannt zu werden. Trotzdem blieb er nicht in München, ſondern kehrte zum Beiſtand ſeines alternden und kränklichen Vaters nach Düſſeldorf zurück. Nur wenige Jahre wirkten Vater und Sohn zuſammen; im Herbſt 1795 ſtarb Gottſchalk und ſchon im Frühling des nächſten Jahres folgte ihm ſein Sohn. Sein um drei Jahre

jüngerer Bruder Simon hatte, wie Joseph, in Bonn und Heidelberg Medicin studiert und sich gleichfalls in Düsseldorf als praktischer Arzt niedergelassen. Er erbte die Praxis des Vaters und Bruders, und stand, wie Diese, bis an seinen Tod (er lebte bis zum Jahre 1833) als Arzt wie als Mensch in hohem Ansehen. Seine Schwester Betty, geb. den 27. November 1771, lebte in seinem Hause und führte ihm die Wirthschaft. Schön und anmuthig, obschon von kleiner Statur, gebildet und geistvoll, war sie der Liebling der ganzen Familie. Von vielen Freiern umworben, wies sie alle zurück. Mit dem Wirken im engsten häuslichen Kreise zufrieden, sprach sie häufig die feste Absicht aus, unvermählt zu bleiben, und es schien ihr mit diesem Vorsatze Ernst zu sein, denn sie näherte sich schon den Dreißigern, als sie noch auf demselben beharrte. Samson Heine, von ihrem Bruder zu Tische geladen, war entzückt von ihrem anspruchslosen, sicheren und freundlichen Wesen; er wiederholte seinen Besuch und hielt bald darauf um ihre Hand an. Ein hübscher, stattlicher Mann, von lebhaftem Temperament und redlichem Herzen, wenn auch nicht von besonders scharfem Verstande, gewann er das Wohlwollen des Dr. Simon van Geldern, der, im Verein mit den übrigen Verwandten, die Werbung aufs eifrigste unterstützte. Dem einstimmigen Zureden der Familie und zur Hälfte wohl auch dem Drange des Herzens folgend, gab Betty ihre Einwilligung, und die Heirath fand, nach jüdischer Sitte ohne langen Brautstand, bereits am 1. Februar 1799 statt.

Das neu vermählte Paar bezog zunächst ein enges, niedrig gebautes, einstöckiges Haus in der Bolkerstraße, welches damals mit Nr. 602 bezeichnet war, und in welchem Samson Heine einen Tuch- und Manufakturwaaren-Laden etablierte. Da seine Frau einer ziemlich begüterten Familie entstammte, bot ihre Mitgift wahrscheinlich die Mittel zur Begründung des Geschäftes, das sich aus kleinen Anfängen noch zur Zeit der napoleonischen Kriege durch Tuchlieferungen für die französische Armee auf einen einträglicheren Standpunkt erhob.

Am 13. December 1799[4]) begrüßten in dem erwähnten Hause die Strahlen der Sonne das Antlitz eines Knaben, der als erster

Sproſs einer glücklichen Ehe hoch willkommen war, und, einem Londoner Geſchäftsfreunde des Vaters zu Ehren, den Vornamen Harry erhielt. Dieſen Namen vertauſchte er erſt ſpäter bei ſeinem Uebertritte zum Chriſtenthum mit dem Namen Heinrich; doch iſt es charakteriſtiſch, daſs er auf den Titelblättern ſeiner ſämmtlichen Schriften ſtets nur den Anfangsbuchſtaben ſeines Vornamens drucken ließ, und ſich noch in ſpäteren Jahren ſehr verſtimmt zeigte, als ſein Verleger einmal ſeinen vollen Vornamen auf eins ſeiner Bücher geſetzt hatte.[5])

Sein ganzes Leben lang bewahrte H. Heine ſeiner Vaterſtadt eine liebevolle Anhänglichkeit. „Die Stadt Düſſeldorf", heißt es in den „Reiſebildern", „iſt ſehr ſchön, und wenn man in der Ferne an ſie denkt, und zufällig dort geboren iſt, wird Einem wunderlich zu Muthe. Ich bin dort geboren, und es iſt mir, als müſſte ich gleich nach Hauſe gehn. Und wenn ich ſage: nach Hauſe gehn, ſo meine ich die Bolkerſtraße und das Haus, worin ich geboren bin. Dieſes Haus wird einſt ſehr merkwürdig ſein, und der alten Frau, die es beſitzt, habe ich ſagen laſſen, daſs ſie bei Leibe das Haus nicht verkaufen ſolle. Für das ganze Haus bekäme ſie doch jetzt kaum ſo Viel, wie ſchon allein das Trinkgeld betragen wird, das einſt die grünverſchleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienſtmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einſperrte, wenn ich Trauben genaſcht, und auch die braune Thür, worauf Mutter mich die Buchſtaben mit Kreide ſchreiben lehrte — ach Gott! Madame, wenn ich ein berühmter Schriftſteller werde, ſo hat Das meiner Mutter genug Mühe gekoſtet."

Als der Dichter dieſe humoriſtiſchen Zeilen ſchrieb, exiſtierte indeſs ſein Geburtshaus ſchon lange nicht mehr. Im Jahre 1811 oder 1812 hatten ſeine Eltern dasſelbe verlaſſen, und waren in das gegenüber liegende große Haus gezogen, welches jetzt die Nummer 42 führt.[6]) Das alte Haus aber ging in andere Hände über, und ward abgebrochen, und ein neues, größeres Gebäude, mit einer neuen Nummer (53), trat an ſeine Stelle.[7]) Dasſelbe iſt ſeit dem 31. Januar 1867 mit

einer einfachen marmornen Gedenktafel verziert, welche die Inschrift: „Geburtshaus von Heinrich Heine“ trägt.

Der Umstand, dass H. Heine, der so gern und liebevoll bei den Erinnerungen seiner Kindheit verweilte, in seinen Schriften und Briefen nur selten und höchst beiläufig seines Vaters gedenkt, dürfte schon darauf hindeuten, dass Letzterer schwerlich ein Mann von hervorragenden Geistesgaben gewesen ist. Auch von anderer Seite wird uns dies Urtheil bestätigt.[8]) Wir haben über ihn nur noch erfahren, dass er ein eifriger Verehrer Napoleons war, und als Officier in der Bürgerwehr diente, die während der französischen Zeit von 1806—1809 in Düsseldorf bestand.[9])

Um so häufiger, und mit Worten der zärtlichsten Liebe und Dankbarkeit, erwähnt H. Heine seiner Mutter, der er in zahlreichen Liedern und Sonetten ein unvergängliches Denkmal gesetzt hat.[10]) Der Einfluss, den diese treffliche, feinfühlende und hochverständige Frau auf die Herzens- und Geistesbildung ihres Sohnes ausgeübt, muss nach Allem, was uns von ihr berichtet wird, sehr bedeutend gewesen sein. Sie nährte ihre sämmtlichen Kinder selbst, und gab ihnen auch den ersten Lese- und Schreib-Unterricht. H. Heine nennt sie eine Schülerin Rousseau's, und sein Bruder Maximilian erzählt, dass Goethe ihr Lieblingsschriftsteller gewesen sei, und dass sie sich besonders an Dessen Elegien erfreut habe. Bei der guten Erziehung, die sie im elterlichen Hause und im Umgange mit ihren gelehrten Brüdern genossen, lässt sich ohnehin mit Sicherheit annehmen, dass sie einen mehr als gewöhnlichen Grad allgemeiner Bildung besaß, und nicht wenig dazu beitrug, schon früh in ihrem begabten Sohne das Interesse für die Meisterwerke der Kunst und Poesie und für eine idealere Lebensauffassung zu wecken. Während die Kraft und Thätigkeit des Vaters in dem mühsamen Kampfe um die Subsistenzmittel der Familie aufging, fiel der Mutter fast ausschließlich die Sorge für die Erziehung der Kinder zu. Sie entledigte sich dieser Pflicht in der tüchtigsten Weise, und ließ es, bei aller Milde und Freundlichkeit, vorkommenden Falls auch an der nöthigen Strenge nicht fehlen. Ein Beispiel ihrer Erziehungsweise berichtet Maximilian Heine:

„Unſere Mutter hatte von unſerer erſten Jugend an uns daran gewöhnt, wenn wir irgendwo zu Gaſte waren, nicht Alles, was auf unſeren Tellern lag, aufzueſſen. Das, was übrig bleiben muſſte, wurde „der Reſpekt“ genannt. Auch erlaubte ſie nie, wenn wir zum Kaffee eingeladen waren, in den Zucker ſo einzugreifen, daſs nicht wenigſtens ein anſehnliches Stück zurück blieb. Einſtmals hatten wir, meine Mutter und ihre ſämmtlichen Kinder, an einem ſchönen Sommertage außerhalb der Stadt Kaffee getrunken. Als wir den Garten verließen, ſah ich, daſs ein großes Stück Zucker in der Doſe zurück geblieben ſei. Ich war ein Knabe von ſieben Jahren, glaubte mich unbemerkt, und nahm haſtig das Stück aus der Doſe. Mein Bruder Heinrich hatte Das geſehen, lief erſchrocken zur Mutter und ſagte ganz eilig: „Mama, denke Dir, Max hat den Reſpekt aufgegeſſen!“ Ich bekam dafür eine Ohrfeige, vor der ich mein ganzes Leben Reſpekt behalten habe.“ — Mit Eifer las Frau Betty die Schriften deutſcher Patrioten, und verſäumte keine Gelegenheit, ihre herangewachſenen Söhne auf die traurigen politiſchen Zuſtände des damaligen Deutſchlands aufmerkſam zu machen, beſonders auf die Miſère der Kleinſtaaterei. „Verſprecht mir,“ wiederholte ſie oft Denſelben, „verſprecht mir, nie in einem kleinen Staate eure Heimat zu ſuchen, wählt große Städte in großen Staaten, aber behaltet ein deutſches Herz für das deutſche Volk!“ Der älteſte ihrer Söhne zog ſpäter nach Paris, der zweite nach Wien, der dritte nach St. Petersburg, den größten Städten dreier Kaiſerreiche. Die innige Liebe, welche die Kinder ihr bis ins ſpäte Alter bewahrten, legt in der That das ſchönſte Zeugnis dafür ab, daſs die Mutter es verſtanden hat, nicht bloß die treue Pflegerin ihrer Kindheit, ſondern, was mehr iſt, auch die Theilnehmerin ihres geiſtigen Lebens und die einſichtsvolle Freundin ihrer reiferen Jahre zu ſein.

Bevor wir mit Hilfe der ſpärlichen, uns zu Gebot ſtehenden Notizen ein Bild von der Knabenzeit des Dichters zu gewinnen ſuchen, wird es geboten ſein, einen Blick auf die Zeitverhältniſſe zu werfen, unter denen ſein junger Geiſt ſich entfaltete. Die politiſche Konſtellation bei der Geburt eines

Schriftstellers ist ja in keinem Falle bedeutungslos, und jedenfalls wichtiger, als die einst so sorgfältig beachtete Stellung der himmlischen Gestirne, die ihm bei seinem Eintritt ins Leben leuchteten. Ist diese Wahrheit heut zu Tag schon im Allgemeinen anerkannt, so gilt sie wohl ganz vorzüglich bei einem Dichter, der in jeder Zeile, die er schrieb, von den Ideen seines Jahrhunderts erfüllt war, und uns in seinen Werken vor Allem ein treues Spiegelbild seiner Zeit hinterlassen hat.

H. Heine's erste Jugend fällt in die Jahre der tiefsten Schmach und der trübsten politischen Erniedrigung seines Vaterlandes. Selbst der männlichste, hoffnungsfreudigste Dichter unseres Volkes hatte den Anbruch des neuen Jahrhunderts mit einer Klage der bittersten Verzweiflung begrüßt: überall sah er das Band der Länder gehoben, die alten Formen einstürzen, nirgends dem Frieden und der Freiheit sich einen Zufluchtsort öffnen, und es blieb ihm nur der zweideutige Trost, aus der rauhen Wirklichkeit in die Welt des Ideals, in „des Herzens stille Räume" zu flüchten, die von der Erde verbannte Freiheit in das Luftreich der Träume hinüber zu retten.

In der That herrschten damals überall in Europa, zumal in Deutschland, Zustände chaotischer Verwirrung. Die Freiheits- und Gleichheitsideen der französischen Revolution waren als befruchtender Gährungsstoff in die dumpfe Stagnation des politischen Lebens gefallen; tief auf dem Grunde begann sich's in den schläfrigen Massen langsam zu regen, aber es war noch eine dumpfe, unklare Aufregung der Gemüther, ohne festes Ziel und ohne zuversichtlichen Glauben an eine bessere Zukunft. Aller Augen waren nach Frankreich gewandt, und hingen mit Staunen und Grausen, mit Furcht oder mit Hoffnung, an dem blutig ernsten Schauspiel, dessen Akteurs seit einem Jahrzehnt durch den Donner ihrer Stimmen und das Getös ihrer Waffen halb Europa erschütterten. Hatte es dem großen Drama doch weder an spannendster Handlung und buntestem Wechsel der Scenen und Dekorationen, noch an Helden gefehlt, deren tragische Schuld durch ein tragisches Ende gesühnt ward! Der erste Theil des Stückes, die Schreckensherrschaft der Guillotine, war zu Ende gespielt, und der Held des zweiten, der allmächtige

Korſe, welcher, das Erbe der Revolution antretend, ihren klaffenden Schlund mit Hekatomben von Schlachtopfern ſchließen ſollte, hatte mit den unerhörteſten Erfolgen ſeine Siegeslaufbahn begonnen. Schon lag ihm Italien überwunden zu Füßen; ſchon hatte Oeſterreich, die Ehre Deutſchlands und die eigene preisgebend, in den geheimen Artikeln des Friedens von Campo Formio ſeine Zuſtimmung zu einer künftigen Abtretung des linken Rheinufers an Frankreich ertheilt; ſchon war der neue Alexander von ſeinem orientaliſchen Feldzuge, der fabelhaften Expedition nach Aegypten, glücklich heimgekehrt, und hatte am 18. Brumaire das Direktorium ſammt der Verfaſſung geſtürzt, um als erſter Konſul an die Spitze der Regierung zu treten. Einen Monat ſpäter, am 13. December 1799 — demſelben Tage, an welchem H. Heine geboren ward, — war die neue, ganz nach Bonaparte's Abſichten gefertigte Verfaſſung vollendet, und es bewährte ſich bald genug das Wort, das Sieyès über ihn geſprochen: „Jetzt haben wir einen Meiſter; er kann Alles, er verſteht Alles, und er will Alles.“ Im Sturmeslauf ſchritt der kühne Eroberer binnen weniger Jahre von einer Staffel des Ruhmes zur andern empor: zum Konſul auf Lebenszeit, zum Kaiſer der Franzoſen, der ſich vom Papſte krönen ließ und ſich die eiſerne Krone von Italien ſelbſt aufs Haupt ſetzte, zum Beherrſcher von Spanien, Holland und Belgien, zum Lenker der Geſchicke von Oeſterreich, Preußen und allen übrigen mitteleuropäiſchen Staaten. Das altehrwürdige deutſche Reich ſank in Trümmer, nachdem ſich die meiſten ſeiner Fürſten in der Stunde der Noth feige von ihm losgeſagt und unter dem Protektorate Napoleon's den fluchwürdigen Rheinbund geſchloſſen; Oeſterreich wand ſich gedemüthigt im Staube, und dem König von Preußen blieb nach den Schlachten von Jena und Eylau zuletzt Nichts von ſeinen Landen und ſeiner Macht, als was ihm der hochmüthige Sieger im Tilſiter Frieden als Gnadengeſchenk wieder zuwarf.

Die Knabenjahre H. Heine's verſtrichen faſt ganz unter den direkten Einflüſſen der franzöſiſchen Herrſchaft. Düſſeldorf, damals die Hauptſtadt des Herzogthums Jülich-Berg, war bereits ſeit dem 6. September 1795 von franzöſiſchen Revolutionstruppen

beſetzt, deren Abzug erſt am 31. Mai 1801 in Gemäßheit des Lüneviller Friedensſchluſſes erfolgte. Die Bewohner der Stadt und ihr Eigenthum waren während dieſer Zeit unter den Schutz der „großen, freien Nation“ geſtellt; aber die von ihnen zu beſchaffenden Verpflegungskoſten der fremden Einquartierung beliefen ſich in den ſechſtehalb Jahren auf eine Million Thaler, und die heimkehrende vaterländiſche Beſatzung wurde von den erfreuten Bürgern in feierlichem Aufzug durch die Stadtthore geleitet. Im nächſten Jahre wurden die Feſtungswerke geſchleift, und Düſſeldorf blieb während der nachfolgenden Kriegsſtürme von dem unmittelbaren Walten des furchtbaren Schlachtengottes verſchont. Wechſelvoll genug freilich waren die Schickſale, welche über die ſchöne Stadt am Rhein und ihre Umgebung dahinbrauſten. Dem Kurfürſten Karl Theodor von der Pfalz, welcher die Malerakademie begründet und durch großartige Bauten Viel für die Verſchönerung und das Aufblühen Düſſeldorf's gethan hatte, war am 16. Februar 1799 Maximilian Joſeph IV. aus dem Zweibrückener Nebenzweige der Wittelsbacher als Regent in den Geſammtlanden Pfalz-Baiern und im Herzogthume Berg gefolgt. Ein aufgeklärter, ſelbſt wiſſenſchaftlich gebildeter Mann, von großer Leutſeligkeit und Milde des Benehmens, von ſtrenger Reinheit der Sitten und von einnehmendſtem Aeußern, wuſſte er ſich durch heilſame und wohlwollende Maßregeln bald die Liebe ſeiner Unterthanen zu erwerben. Eine ſeiner erſten Regierungshandlungen war die Aufhebung des Cenſur-Kollegiums, „weil es den liberalen Gang der Wiſſenſchaften aufzuhalten ſcheine“, und Erſetzung desſelben durch eine Cenſur-Kommiſſion mit der Anweiſung zu einem „beſcheidenen Verfahren“. Auch dies Inſtitut hob er durch eine ſpätere Verordnung wieder auf, und überließ der Polizeibehörde die Sorge, gegen die Verbreiter ſtaatsgefährlicher oder verleumderiſcher Schriften eine Unterſuchung bei der Landesdirektion anhängig zu machen. Auch für das Wohl des Handels und der Fabriken traf er heilſame Einrichtungen. Die Oberleitung der Regierungsgeſchäfte im Herzogthum Berg übertrug Maximilian Joſeph anfänglich dem Freiherrn von Hompeſch, ſeit dem Jahre 1804 jedoch, mit Abtretung eines Theils der Hoheitsrechte, vorherrſchend ſeinem

Vetter, dem Herzog Wilhelm von Baiern. Auch dieſer regierte nur kurze Zeit. „Damals hatten nämlich die Franzoſen," wie Heine mit treffendem Witz dieſe Periode charakteriſiert, „alle Grenzen verrückt, alle Tage wurden die Länder neu illuminiert; die ſonſt blau geweſen, wurden jetzt plötzlich grün, manche wurden ſogar blutroth, die beſtimmten Lehrbuchſeelen wurden ſo ſehr vertauſcht und vermiſcht, daſs kein Teufel ſie mehr erkennen konnte, die Landesprodukte änderten ſich ebenfalls, Cichorien und Runkelrüben wuchſen jetzt, wo ſonſt nur Haſen und hinterher laufende Landjunker zu ſehen waren, auch die Charaktere der Völker änderten ſich, die Deutſchen wurden gelenkig, die Franzoſen machten keine Komplimente mehr, die Engländer warfen das Geld nicht mehr zum Fenſter hinaus, und die Venetianer waren nicht ſchlau genug, unter den Fürſten gab es viel Avancement, die alten Könige bekamen neue Uniformen, neue Königthümer wurden gebacken und hatten Abſatz wie friſche Semmel, manche Potentaten hingegen wurden von Haus und Hof gejagt, und muſſten auf andere Art ihr Brot zu verdienen ſuchen."

Der Länderſchacher und Völkertauſch ſtand in vollſter Blüthe. Am 25. December 1805 wurde zu Paris ein Traktat unterzeichnet, wonach Preußen ſeinen Antheil des Herzogthums Cleve auf dem rechten Rheinufer an Frankreich abtrat; gleichzeitig wurde der Kurfürſt Maximilian Joſeph (am 1. Januar 1806) zum König von Baiern erhoben, und als Kourtage für die Standeserhöhung ſeines Vetters verlor der bisherige Statthalter des Herzogthums Berg, Herzog Wilhelm, ſein Land an die Franzoſen. Am Tage ſeiner Abreiſe von Düſſeldorf nahm er in einem vom 20. März 1806 datierten Erlaſſe[11]) einen liebevollen Abſchied von ſeinen bisherigen Unterthanen, und Joachim Murat, der Schwager Napoleon's, hielt als Regent des aus den abgetretenen deutſchen Rheinlanden für ihn geſchaffenen Großherzogthums Cleve-Berg ſeinen Einzug in die neue Reſidenz. Ein wohlmeinender, offenherziger Mann, von ſoldatiſch ſtraffen Formen, jeder Schmeichelei abhold, erwiderte er dem Bürgermeiſter, der ihn bei der Huldigung mit einer langen ſalbungsvollen Rede empfing: „Es iſt unmöglich, daſs man mich in einem Lande, für das ich noch Nichts gethan, ſchon lieben kann,

aber man wird mich lieben, ich versichere es.“ Und in Wirklichkeit ließ es Joachim I. an den ernsthaftesten Bemühungen nicht fehlen, sich die Zuneigung der seiner Obhut anvertrauten Bevölkerung zu erwerben. Er suchte zunächst dem Nothstande derselben durch Getreide-Zufuhren abzuhelfen, die er vom linken Rheinufer in beträchtlicher Menge herbeischaffen ließ. Auch während seiner bald darauf erfolgten Entfernung vergaß er nicht seiner neuen Pflichten. Eine von ihm nach Paris berufene Deputation des Handelsstandes aus beiden Herzogthümern musste ihm ihre Wünsche und Ansichten vortragen, wie Handel und Fabrikwesen des Landes noch mehr zu heben sei. Selbst als er sich in Polen befand, erwirkte er beim Kaiser den Elberfeldern wohlthätige Handelsbegünstigungen, und erließ aus Warschau eine umständliche Verfügung, welche den Pensionsstand der Staatsdiener, ihrer Wittwen und Kinder in feststehender Weise ordnete. Obschon sein Minister Agar, den er persönlich besonders schätzte, ein Franzose war, zeigte Joachim sich im Uebrigen einer Besetzung der Beamtenstellen durch Franzosen höchst abgeneigt, und als er im Jahre 1807 einige französische Militärs beim Kontingent anstellte, richtete er an sie die ausdrückliche Mahnung, seiner Wahl Ehre zu machen, und nie zu vergessen, dass sie fortan nicht mehr in französischen, sondern in deutschen Diensten stünden, bei einem Fürsten, der ein Mitglied des Rheinbundes sei. Selbst dem Kaiser gegenüber sprach er in Betreff seiner Unterthanen nicht selten ähnliche Grundsätze aus, und suchte sie in Opposition gegen Dessen Willen geltend zu machen.

Während solchergestalt das Großherzogthum, besonders in Bezug auf Handel und Fabriken mittels der nachbarlichen Verbindung mit Frankreich, durch die neue Regierung mancherlei Vortheile erhielt, und gleichfalls in Verwaltung und Justiz mehr als Eine nützliche Einrichtung ins Leben trat, lastete dagegen von nun an die französische Militär-Konskription mit schwerem Druck auf dem Lande, und eine verfehlte Finanzoperation — die Prägung des bergischen Groschens, — sowie die Einführung einer hohen Familiensteuer gereichten der Bevölkerung zu großem Schaden. Doch suchte der neue Regent seinen Unterthanen auch in Betreff der verhassten Militär-Konskription billige Erleichte-

rungen zu verſchaffen, indem er z. B. den Bezirk Elberfeld in Berückſichtigung ſeines großen Bedarfs an Fabrikarbeitern gänzlich von derſelben befreite. Mit aufrichtigem Bedauern vernahm daher das Land im Sommer des Jahres 1808 die Kunde, daſs Joachim Murat, zum Könige von Neapel avanciert, das Herzogthum Berg wieder an Napoleon abgetreten habe, der es am 3. März des folgenden Jahres dem fünfjährigen Sohne ſeines Bruders Ludwig, dem Kronprinzen von Holland, Napoleon Ludwig, übertrug. Seltſam und unpatriotiſch genug klingt es, wenn H. Heine in einer Anwandlung legitimiſtiſcher Laune deſshalb bei einer ſpäteren Gelegenheit[12]) den Kaiſer der Franzoſen, Napoleon III., ſeinen „legitimen Souverän" nennt, da jener ältere Bruder „niemals abdiciert" habe, und „ſein Fürſtenthum, das von den Preußen occupiert ward, nach ſeinem Ableben dem jüngeren Sohne des Königs von Holland, dem Prinzen Louis Napoleon, de jure zugefallen" ſei.

Uebrigens behielt ſich Napoleon I. ausdrücklich die Oberregierung des Großherzogthums bis zur Majorennität ſeines Neffen vor, und das Land wurde nach franzöſiſcher Schablone, kraft eines kaiſerlichen Dekretes vom 14. November 1808, ſofort in Departements, Bezirke, Kantone und Gemeinden eingetheilt. Während ein franzöſiſcher Senator, Graf Röderer, von Düſſeldorf aus als Miniſter und Staatsſekretär das Großherzogthum regierte, und die Bewohner mit einer Unzahl drückender Steuern[13]), mit Einführung der Salz- und Tabak-Regie und mit einer unverſchämt ſtrengen Handhabung der Kontinentalſperre beläſtigte, wurden ihnen auf der anderen Seite die Segnungen jener bürgerlichen Gleichheit zu Theil, mit welchen der ſiegreiche Sohn und Erbe der Revolution die ſeiner Herrſchaft unterworfenen Länder für den Verluſt ihrer nationalen Freiheit und Unabhängigkeit entſchädigte. Schon am 12. December 1808 erließ der Kaiſer ein Dekret, welches die Leibeigenſchaft jeder Art, nebſt allen daraus entſpringenden Rechten und Verbindlichkeiten, aufhob, alſo die bisher leibeigenen oder dienſtbaren Bauern in vollen Genuſs der bürgerlichen Rechte verſetzte. Es folgten am 1. März 1809 die Unterdrückung aller im Großherzogthum Berg beſtehenden Lehen, deren Ländereien als freies Eigenthum

den Lehnsſaſſen anheimfielen, und die Aufhebung aller Frohndienſte ohne Entſchädigung. Am 31. März desſelben Jahres wurden die Verfügungen im preußiſchen Rechte, welche die Verheirathung Adliger mit Töchtern des Bauern- und Bürgerſtandes verboten, abgeſchafft. Drei Jahre ſpäter, mit dem 11. Februar 1812, traten die heilſamen Reformen des Gerichtsweſens und der Juſtizverwaltung nach napoleoniſchem Muſter in Kraft. Von dieſem Tage an war jedes Privilegium in Jurisdiktionsſachen erloſchen, alle Bewohner des Großherzogthums gehörten fortan ohne Unterſchied der Perſon bei gleichen Fällen vor denſelben Richter, und wurden nach denſelben Formen behandelt, und die Juſtiz war von der Verwaltung getrennt. Die Richter, mit Ausnahme der Friedensrichter, wurden einſtweilen auf fünf Jahre ernannt, und hatten nur im beſonderen Verdienſtfalle eine Verlängerung ihrer Amtsdauer auf Lebenszeit zu erwarten. Mit Einführung der franzöſiſchen Geſetzbücher und Dekrete in Betreff der Juſtizverwaltung traten, wie in Frankreich, Friedensgerichte, Gerichtshöfe erſter Inſtanz, Schwurgerichte und ein Appellationsgericht, von dem die Kaſſations-Rekurſe an den Kaſſationshof nach Paris gingen, ins Leben, und am 29. Mai 1812 wurde in Düſſeldorf das erſte Schwurgericht eröffnet.

Es kann nicht Wunder nehmen, daſs, bei ſo vielen praktiſchen Vortheilen des neuen Regierungsſyſtems, die ſtädtiſche und mehr noch die ländliche Bevölkerung des Großherzogthums ohne allzu großes Bedauern das deutſche Reich zuſammenſtürzen ſah, und ſich faſt ohne Murren in die veränderten Zuſtände fügte. Was galt den Bürgern und Bauern am Rheine das heilige deutſche Reich, und was konnte es ihnen gelten? Was hatte es für ſie gethan, und in welcher fühlbaren Verbindung ſtanden ſie mit ihm? Es war ja längſt zum mark- und kraftloſen Schatten ſeiner einſtmaligen Größe herabgeſunken, und friſtete nur noch ein kümmerliches Scheinleben in verknöcherten Formen, leeren Titeln und einem pedantiſchen Ceremoniell. Nur auf das Nächſte, auf das Gedeihen des engeren Vaterlandes, waren die Wünſche der Bevölkerung gerichtet, und man hatte ſich längſt gewöhnt, deſſen Flor auch ohne die Größe und Kraft des Reiches für möglich zu halten. Waren die Sympathien für die franzöſiſche

Revolution, welche die rheinländiſchen Republikaner, Joſeph Görres an der Spitze, in jüngſtverfloſſenen Jahren auf's leidenſchaftlichſte geſchürt hatten, auch in Folge des Schreckensſyſtems der Guillotine und des ihm gefolgten Militär-Terrorismus weſentlich geſchwächt worden, ſo blieben doch die einmal geweckten Zweifel an dem Recht des Beſtehenden und die Tendenz durchgreifender politiſcher Reformen wach in den Gemüthern, und jede Aenderung ſtellte ſich leicht als ein Fortſchritt dar. Zudem ließ ſich ja nicht leugnen, daſs durch die neuen Einrichtungen manches jahrhundertelang ſchweigend erduldete Unrecht, mancher veraltete Mißbrauch und Zwang im Handumdrehen beſeitigt ward; die franzöſiſchen Geſetze hatten mindeſtens den Vorzug, einfach, klarverſtändlich und für Alle gleich zu ſein; dem Bürger und Bauer ſchmeichelte es, wenn der früher ſo barſche Amtmann jetzt demüthig vor ihnen die Mütze zog und Jeden höflich wie ſeines Gleichen als citoyen begrüßte, und der Kaiſer ließ es vor Allem an den großmüthigſten Verheißungen nicht fehlen. So erſchien — abgeſehen von der Militär-Konſkription, der Jeder ſich gern zu entziehen ſuchte — die franzöſiſche Herrſchaft den meiſten der Bewohner des Rheinlandes kaum als ein Unglück, oder höchſtens als eine vorübergehende Kalamität, und Napoleon war ihnen das gewaltige Werkzeug, deſſen ſich die Vorſehung bediente, um eine beſſere Zukunft herauf zu führen.

Die Wirkung dieſer Einflüſſe auf die Knabenzeit H. Heine's kann nicht ſcharf genug betont werden, wenn man zu einer gerechten Würdigung ſeiner Entwicklung und ſeiner nachmaligen ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit gelangen will. Um ſo weniger dürfen wir dies Moment außer Acht laſſen, als er ſelbſt den höchſten Werth darauf legt, und jene Einflüſſe der franzöſiſchen Zeit im Buche „Le Grand“ mit unübertrefflicher Lebensfriſche geſchildert hat. Es unterliegt keinem Zweifel, daſs vor Allem der frühzeitig innige Verkehr mit den kecken und beweglichen Elementen der franzöſiſchen Nationalität ihm ſelbſt jene bewegliche Kühnheit und Sicherheit, vielleicht auch ein gut Theil jener Grazie verlieh, womit er das Schwert wider die alte Geſellſchaft erhob. Andererſeits freilich wurden durch dieſen Verkehr nicht minder in der jungen Seele des Knaben die erſten Keime zu jener

ſchillernden Leichtfertigkeit des Charakters gelegt, welche den Ernſt ſeiner Ueberzeugung ſpäterhin oftmals in ſo zweifelhaftem Lichte erſcheinen ließ.

Wir haben ſchon erwähnt, daſs ſein Vater ein enthuſiaſtiſcher Bewunderer Napoleon's war. „Wollte Gott, wir hätten ihn noch!“ ſeufzte er, als in den Tagen der Reſtauration von ſeinen Hamburger Verwandten auf den Kaiſer und deſſen Generäle geſcholten ward, und dann wandte er ſich an Harry, der bei Davouſt's, des Prinzen von Eckmühl, Rückkehr nach Frankreich auf der Rheinfähre mit Demſelben franzöſiſch geſprochen: „Sage mal, Harry! war er nicht ein liebenswürdiger Menſch?“ [14]) — Für die jüdiſche Familie Heine's gewann außerdem die franzöſiſche Zeit noch eine beſondere Bedeutung. Napoleon, der zu Rekruten Alles gebrauchen konnte, was eine Waffe zu führen im Stande war, hatte den Anfang gemacht, die Juden den Chriſten gleichzuſtellen; er muſſte in ihren Augen alſo faſt wie ein Meſſias erſcheinen, der das tauſendjährige Joch bürgerlicher und politiſcher Knechtſchaft von ihnen abnahm, und ihnen die vorenthaltenen Menſchenrechte zurückgab. In Preußen gelangten die Juden erſt am 11. März 1812, nachdem Hardenberg Staatskanzler geworden war, in den Beſitz bürgerlicher Rechte, — eine Vergünſtigung, die ihnen nach Beendigung des Befreiungskampfes, in deſſen Schlachten ſie wacker mitgefochten, raſch wieder verkürzt und verkümmert ward. Die mit dem Ehrenkreuz und dem Officiersdiplom heimkehrenden jüdiſchen Krieger muſſten aus der Armee ſcheiden, wenn ſie ſich nicht zu Gemeinen degradiert ſehen wollten, und der Wiener Kongreſs ſorgte dafür, die den Juden ertheilten Verheißungen illuſoriſch zu machen, indem er die Ausführung derſelben dem Bundestage anheimgab, d. h. ſie ad calendas graecas vertagte.

Von tiefſter und nachhaltigſter Einwirkung auf die geiſtige Entfaltung des Knaben muſs aber der franzöſiſche Unterricht geweſen ſein, den H. Heine während des größten Theils ſeiner Schuljahre im Lyceum genoſs. Vorher beſuchte er, wie aus einem bis jetzt ungedruckten humoriſtiſchen Gedichte aus ſeinen letzten Lebensjahren hervorgeht, die ABC-Schule einer Frau Hindermans. Er ſchildert höchſt ergötzlich, wie er dort im Flügel-

kleide als das einzige kleine Bübchen zwiſchen einem Dutzend allerliebſter, ganz erbärmlich buchſtabierender Mägdlein ſaß, während die wackelköpfige Alte mit der Brille auf der langen Naſe, die vielmehr einem Eulenſchnabel glich, im Lehnſtuhl thronte und die arme kleine Brut aufs grauſamſte mit der Birkenruthe maltraitierte. Dann wurde er mit mehren anderen Knaben ſeines Alters in die iſraelitiſche Privatſchule geſchickt, welche ein entfernter Verwandter ſeiner Familie, ein Herr Rintelſohn (mit Geburtsnamen Wallach) aus Hamburg, in einem Hauſe der Retingerſtraße hielt. Der Umgang des jungen Heine war zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Düſſeldorf meiſt auf ſeine iſraelitiſchen Verwandten und auf Spielkameraden ſeiner eigenen Konfeſſion beſchränkt. Zu Erſteren gehörte vor Allem ſein Oheim, der Doktor Simon van Geldern, welcher auf der linken Seite des kurzen Gäſschens wohnte, das von der Andreas- nach der Mühlenſtraße führt. Harry's beſte Freunde und Spielgefährten waren Joſeph Neunzig, der Sohn eines Bäckermeiſters und Bierbrauers, deſſen Haus (Nr. 606) wenige Schritte von dem Heine'ſchen Hauſe gelegen war, — Samuel Heinrich Prag (geſt. den 26. Juli 1868 als Stadtrath in Düſſeldorf), der mit ihm die Rintelſohn'ſche Schule beſuchte, und ein katholiſcher Knabe, Fritz von Wizewsky, der im Düſſelbache neben dem Franciskanerkloſter ertrank, als er auf Harry's Aufforderung ein hineingefallenes Kätzlein retten wollte. Dies traurige Ereignis machte einen unauslöſchlichen Eindruck auf das Gemüth des Dichters, und nicht nur in den „Reiſebildern", ſondern auch noch in ſpäterer Zeit hat er in den „Liedern des Romancero" eine pietätsvolle Erinnerungsblume auf das Grab des lieblichen Knaben gepflanzt. [15])

Im elterlichen Hauſe ward Harry zu einer ſtrengen Erfüllung der jüdiſchen Religionsvorſchriften angehalten. Wie genau er dieſelben beobachtete, zeigt folgendes Beiſpiel, das Joſeph Neunzig berichtet. Die beiden Kinder ſtanden an einem Sonnabend auf der Straße, als plötzlich ein Haus zu brennen begann. Die Spritzen raſſelten herbei und die müßigen Gaffer wurden aufgefordert, ſich in die Reihe der Löſchmannſchaften zu ſtellen, um die Brandeimer weiter zu reichen. Als an Harry

die gleiche Aufforderung erging, sagte er bestimmt; „Ich darf's nicht, und ich thu's nicht, denn wir haben heut Schabbes!" — Schlau genug wusste der acht- bis neunjährige Knabe jedoch ein anderes Mal das mosaische Gebot zu umgehen. An einem schönen Herbsttage — es war wieder ein Samstag — spielte er mit einigen Schulkameraden vor dem Prag'schen Hause, an dessen rebenumranktem Spalier zwei saftige reife Weintrauben fast bis zur Erde herabhingen. Die Kinder bemerkten dieselben und warfen ihnen lüsterne Blicke zu, aber der Vorschrift gedenkend, nach welcher man an jüdischen Feiertagen Nichts von Bäumen abpflücken darf, wandten sie bald der verführerischen Aussicht den Rücken und setzten ihr Spiel fort. Harry allein blieb vor den Träubchen stehen, beäugelte sie nachdenklich aus geringer Entfernung, sprang dann plötzlich bis an das Spalier heran, biss die Weinbeeren eine nach der andern ab, und verzehrte sie. „Rother Harry!" — diesen Spitznamen hatten ihm seine Kameraden wegen der röthlichen Farbe seines Haares ertheilt, die später mehr ins Bräunliche überging — „Rother Harry!" riefen die Kinder entsetzt, als sie sein Beginnen gewahrten, „was hast du gethan!" — „Nichts Böses," lachte der junge Schelm; „mit der Hand abreißen darf ich nichts, aber mit dem Munde abzubeißen und zu essen hat uns das Gesetz nicht verwehrt."

Es wird sich uns am späterem Orte Gelegenheit bieten, H. Heine's Stellung zum Judenthum in den verschiedenen Perioden seines Lebens ausführlich zu beleuchten. Schon jetzt aber möchten wir die Wichtigkeit dieser Beziehungen im Vorbeigehn hervorheben. Die jüdische Abstammung des Dichters blieb ihm zeitlebens eine unversiegbare Quelle von Liebe und von Hass, je nachdem er das heroische Märtyrerthum und die zweitausendjährige Leidensgeschichte, oder die starrsinnige Beschränktheit ins Auge fasst, mit welcher seine israelitischen Landsleute an veralteten Formen festhielten und sich den Fortschritten der Civilisation widersetzten. Das eine Mal sind ihm die Juden „ein Urübelvolk, das aus Aegypten, dem Vaterland der Krokodile und des Priesterthums, kam, und außer den Hautkrankheiten und den gestohlenen Gold- und Silbergeschirren auch eine so-

genannte positive Religion mitbrachte, eine sogenannte Kirche, ein Gerüste von Dogmen, an die man glauben, und heiligen Ceremonien, die man feiern musste, ein Vorbild der späteren Staatsreligionen. O dieses Aegypten!" ruft er mit bitterer Verwünschung aus, „seine Fabrikate trotzen der Zeit, seine Pyramiden stehen noch immer unerschütterlich, seine Mumien sind noch so unzerstörbar wie sonst, und eben so unverwüstlich ist jene Volksmumie, die über die Erde wandelt, eingewickelt in ihren uralten Buchstabenwindeln, ein verhärtet Stück Weltgeschichte, ein Gespenst, das zu seinem Unterhalte mit Wechseln und alten Hosen handelt, schaurige Gebete verrichtend, worin es seine Leiden bejammert und Völker anklagt, die längst von der Erde verschwunden sind und nur noch in Ammenmärchen leben — der Jude aber, in seinem Schmerze, bemerkt kaum, dass er auf den Gräbern derjenigen Feinde sitzt, deren Untergang er vom Himmel erfleht." In ähnlicher Stimmung nennt er ein anderes Mal die Juden „die Schweizergarde des Deismus. Sie können bei politischen Fragen so republikanisch als möglich denken, ja sich sogar sanskülottisch im Kothe wälzen; kommen aber religiöse Begriffe ins Spiel, dann bleiben sie unterthänige Kammerknechte ihres Jehovah, des alten Fetisches, der doch von ihrer ganzen Sippschaft Nichts mehr wissen will und sich zu einem gottreinen Geist umtaufen lassen, einem Parvenu des Himmels, der vielleicht gar nicht mehr wissen will, dass er palästinischen Ursprungs und einst der Gott Abraham's, Isaak's und Jakob's gewesen ist". Man darf wohl an die Ehrlichkeit seiner Aeußerungen glauben, wenn Heine in solchen Momenten versichert, dass er „auf seine jüdische Abstammung niemals eitel war"; ebenso aufrichtig aber sind seine Worte gemeint, wenn er ein andermal die deutsche Nation dadurch zu ehren gedenkt, dass er sie mit dem jüdischen Volke vergleicht, eine innige Wahlverwandtschaft zwischen „diesen beiden Völkern der Sittlichkeit" findet, Judäa als die Wiege des modernen kosmopolitischen Princips der Freiheit und Gleichheit betrachtet, und in diesem Sinne behauptet, dass heut zu Tag „nicht bloß Deutschland die Physiognomie Palästina's trage, sondern auch das übrige Europa sich zu den Juden erhebe". Mit den Jahren steigerte

ſich die Vorliebe Heine's für das Religions- und Kulturleben ſeiner Stammgenoſſen und die Bewunderung für den unbeugſamen Sinn, den ſie ſich, trotz achtzehn Jahrhunderten des Elends und der Verfolgung, bis auf den heutigen Tag bewahrt. „Ich habe ſie ſeitdem beſſer würdigen gelernt", ſagt er in den „Geſtändniſſen", „und wenn nicht jeder Geburtsſtolz bei den Kämpfen der Revolution und ihrer demokratiſchen Principien ein närriſcher Widerſpruch wäre, ſo könnte der Schreiber dieſer Blätter ſtolz darauf ſein, daſs ſeine Ahnen dem edlen Hauſe Iſrael angehörten, daſs er ein Abkömmling jener Märtyrer, die der Welt einen Gott und eine Moral gegeben, und auf allen Schlachtfeldern des Gedankens gekämpft und gelitten haben." [16]) Mögen dieſe Aeußerungen aus verſchiedenen Lebensperioden auf den erſten Blick noch ſo widerſpruchsvoll erſcheinen, ſo konſtatieren ſie doch vorläufig auf jeden Fall den Einfluß, welchen die jüdiſche Abſtammung des Dichters von ſeiner Kindheit bis in ſeine letzten Tage auf ſeine Anſchauungsweiſe geübt hat. —

Alle Mittheilungen ſtimmen darin überein, daſs H. Heine ein ziemlich wilder, ausgelaſſener Knabe war, deſſen Verſtandeskräfte ſich frühzeitig entwickelten und ihm ein überlegenes Anſehn bei ſeinen Altersgenoſſen verſchafften. Der Vater hatte manchmal ſeine liebe Noth mit dem unbändigen Jungen, welcher bei jedem Poſſenſtreiche, der in der Nachbarſchaft verübt wurde, ſicher an der Spitze ſtand, oder doch einen hervorragenden Antheil daran nahm. Die übliche Strafe, das Einſperren in den Hühnerſtall, verfehlte bald ihre Wirkung; denn Harry wuſſte ſich in ſeinem Gefängnis aufs beſte zu amüſieren. Mit natürlichſter Stimme krähte er wie ein Hahn, und brachte durch ſein Kikiriküh alles Geflügel der Nachbarhöfe in Aufruhr. Statt ein gefürchteter Schreckensort zu ſein, blieb das Hühnerhäuschen lange Jahre ein Lieblingsſpielplatz des Knaben, und als er im Laufe der Zeit drei Geſchwiſter — Charlotte, Guſtav und Maximilian — erhielt, wurden mit ihnen in dieſem Verſteck und in den großen Waarenkiſten des Hofes jene idylliſchen Scenen harmloſer Jugendſpiele aufgeführt, welche das an ſeine Schweſter gerichtete Lied: „Mein Kind, wir waren Kinder" ſo reizend beſchreibt. Mehr, als die Einſperrungsſtrafen

des Vaters, war die derb zuſchlagende Hand der geſtrengen Mutter gefürchtet, und zwar nicht bloß von den eigenen Kindern, ſondern auch von den Nachbarsknaben, wenn Dieſe mit Jenen zugleich einen Schabernack verübt oder ihnen ein kleines Leid zugefügt hatten. Dem Joſeph Neunzig z. B. paſſierte einſt das Malheur, Harry beim Spiele durch einen Steinwurf ſo heftig am Kopf zu verletzen, daſs das Blut aus der Wunde floſs. Auf das Geſchrei des Knaben eilte die Mutter herbei, und der Uebelthäter hatte kaum Zeit, ſich in das elterliche Haus zu flüchten, als ſchon Frau Betty ihm nachgeſtürmt kam, und ihn durch die Drohung erſchreckte: „Wo iſt der böſe Junge, der meinem Harry ein Loch in den Kopf geworfen hat? Ich will's ihm eintränken!“ Joſeph verkroch ſich voll Angſt unter das Bett, und war froh, daſs ihn Niemand dort auffand. Als er ſpäter auf der Univerſität Bonn Harry an jenen Steinwurf erinnerte, ſprach Dieſer mit ironiſchem Lächeln: „Wer weiß, wozu es gut war! Hätteſt Du nicht die poetiſche Ader getroffen und mir einen offenen Kopf verſchafft, ſo wäre ich vielleicht niemals ein Dichter geworden!“ —

In ſeinem zehnten Jahre trat Harry in die untere Klaſſe der von den Franzoſen in den Räumen des ehemaligen Franciskanerkloſters errichteten höheren Unterrichtsanſtalt ein, welche damals das Lyceum hieß, und ſpäter unter der preußiſchen Regierung den Namen Gymnaſium annahm. Früher hatte ſich in den katholiſchen Rheinlanden das geſammte Schul- und Unterrichtsweſen faſt ausſchließlich in Händen der geiſtlichen Orden, insbeſondere der Jeſuiten, befunden. Mit Aufhebung der Klöſter waren jedoch ihre Lehranſtalten ihres Vermögens beraubt worden, und mehrſtentheils eingegangen. Die Franzoſen hatten ſich daher an den meiſten Orten zur Anlegung neuer Schulen genöthigt geſehen, die in Gemäßheit des kaiſerlichen Dekretes vom 17. März 1808, ohne Rückſicht auf Verſchiedenheit der Sprache, Sitte und Bildung, völlig nach dem Zuſchnitt der in Frankreich begründeten Anſtalten eingerichtet wurden. Die Lehrkräfte aller höheren und niederen Schulen von der Nordſee bis zum Mittelmeer ſollten nach dem Willen des Kaiſers ein organiſches Ganzes bilden, das von oben herab durch einen, dem Miniſter des Innern

verantwortlichen Großmeiſter, Fontanes, gelenkt ward. Dieſer entſchied über die Anſtellung, Beförderung oder Abſetzung ſämmtlicher Lehrer, und ſuchte nicht ſowohl ein wiſſenſchaftliches, als ein politiſches Ziel zu erreichen: es ſollten die deutſchen Schüler zu willfährigen Unterthanen Napoleon's und zu brauchbaren Werkzeugen ſeiner Regierung gemacht werden. Die Unterrichtsſprache und alle Lehrbücher, ſelbſt die der Geometrie und Proſodie, ſollten franzöſiſch ſein; Lehrer, welche nur Deutſch verſtanden, wurden entfernt: faſt ein Drittheil ſämmtlicher Stunden muſſte auf franzöſiſche Grammatik und Literatur verwandt werden. „Die Anſtalten, vor Allem die Lyceen", berichtet ein hervorragender Geſchichtſchreiber dieſer Periode, [17]) „trugen einen halb klöſterlichen, halb militäriſchen Charakter; ein Theil der Zöglinge, die ſogenannten Internen, hatten in denſelben nicht allein Unterricht, ſondern auch Wohnung und Koſt; ſie lebten gemeinſam, und nach außen ſo abgeſchloſſen wie früher in den Kloſterſchulen; während des Eſſens ward vorgeleſen; Briefe durften die Zöglinge nur durch den censeur, Taſchengeld nur durch den proviseur empfangen. Die Zucht war ſoldatiſch, die Schüler waren in Kompagnien unter Sergeanten eingetheilt; gingen ſie gemeinſam aus, ſo marſchierten ſie in Reih' und Glied, den censeur und Exerciermeiſter an der Spitze; der große Bonapartehut und ein grauer Rock mit rothem Soldatenkragen gehörten zur Kleidung der Knaben; Trommelſchlag verkündete den Anfang und das Ende des Unterrichts. Die meiſten Lehrer waren zwar Deutſche, aber Deutſche von geringer Bildung, da das Schulfach weder Ehre noch Auskommen verhieß; in den meiſten Anſtalten wurde daher der Unterricht von einigen früheren Ordensgeiſtlichen ertheilt, denen andere Ausſicht nicht offen ſtand."

Auch im Lyceum zu Düſſeldorf waren die Lehrer faſt lauter katholiſche Geiſtliche, unter denen ſich manche ehemalige Mitglieder des Jeſuitenordens befanden [18]). Die Leitung der Anſtalt war in der franzöſiſchen Periode dem Rektor Schallmeyer anvertraut, einem geiſtlichen Herrn, der hauptſächlich den deutſchen Sprachunterricht ertheilte, aber auch für die oberſte Klaſſe Vorleſungen über Philoſophie hielt, „worin er unumwunden die freigeiſtigſten griechiſchen Syſteme auseinanderſetzte, wie grell

dieſe auch gegen die orthodoxen Dogmen abſtachen, als deren Prieſter er ſelbſt zuweilen in geiſtlicher Amtstracht am Altar fungierte. Es iſt gewiſs bedeutſam", ſchreibt Heine in den „Geſtändniſſen", — „und vielleicht einſt vor den Aſſiſen im Thale Joſaphat kann es mir als circonstance atténuante angerechnet werden, daſs ich ſchon im Knabenalter den beſagten philoſophiſchen Vorleſungen beiwohnen durfte. Dieſe bedenkliche Vergünſtigung genoſs ich vorzugsweiſe, weil der Rektor Schallmeyer ſich als Freund unſerer Familie ganz beſonders für mich intereſſierte; einer meiner Oehme, der mit ihm zu Bonn ſtudiert hatte, war dort ſein akademiſcher Pylades geweſen, und mein Großvater errettete ihn einſt aus einer tödlichen Krankheit. Der alte Herr beſprach ſich deſshalb ſehr oft mit meiner Mutter über meine Erziehung und künftige Laufbahn, und in ſolcher Unterredung ertheilte er ihr einſtmals den Rath, mich dem Dienſte der Kirche zu widmen und nach Rom zu ſchicken, um in einem dortigen Seminar katholiſche Theologie zu ſtudieren; durch die einflusreichen Freunde, die der Rektor Schallmeyer unter den Prälaten des höchſten Ranges beſaß, verſicherte er im Stande zu ſein, mich zu einem bedeutenden Kirchenamte zu fördern." Die Mutter ſchlug indeſſen dies verführeriſche Anerbieten aus, und in der That ruft der Gedanke, daſs Heine zur geiſtlichen Laufbahn beſtimmt geweſen ſei, ſo humoriſtiſche Betrachtungen hervor, daſs der Dichter bei Erzählung dieſer Thatſache es ſich nicht verſagen kann, die muthwilligſten Spekulationen darüber anzuſtellen, wie er ſich wohl im ſchwarzſeidenen Mäntelchen des römiſchen Abbate, im Violettſtrumpf des Monſignore, im rothen Kardinalshute, oder gar mit der dreifachen Krone auf dem Haupte ausgenommen hätte, den Segen ertheilend der Stadt und der Welt!

„Etwas deutſche Sprache," berichtet Heine an einer anderen Stelle (Sämmtl. Werke, Bd. I, S. 240) „lernte ich auch von dem Profeſſor Schramm, einem Manne, der ein Buch über den ewigen Frieden geſchrieben hat, und in deſſen Klaſſe ſich meine Mitbuben am meiſten rauften." Der Unterricht in der Mathematik war dem Profeſſor Brewer übertragen, die griechiſchen und lateiniſchen Klaſſiker wurden von Profeſſor Kramer expliciert, während der Abbé J. B. Daulnoy, „ein emigrierter Franzoſe,

der eine Menge Grammatiken geschrieben und eine rothe Perrücke trug", der französischen Klasse vorstand. Zu seinen Lehrfächern gehörte, außer der Rhetorik und Dichtkunst, auch die Histoire allemande. Er war im ganzen Gymnasium der Einzige, welcher deutsche Geschichte vortrug, und in seinen Lehrstunden fielen bei dem Versuch, die Zöglinge zum Verständnis und Gebrauch der französischen Sprache heran zu dressieren, oft die ergötzlichsten Scenen vor. „Da gab es manches saure Wort," erzählt uns Heine im Buche Le Grand. „Ich erinnere mich noch so gut, als wäre es gestern geschehen, daſs ich durch la réligion viel' Unannehmlichkeiten erfahren. Wohl sechsmal erging an mich die Frage: Henri, wie heißt der Glaube auf Französisch? Und sechsmal und immer weinerlicher antwortete ich: Er heißt le crédit. Und beim siebenten Male, kirschbraun im Gesichte, rief der wüthende Examinator: er heißt la réligion — und es regnete Prügel, und alle Kameraden lachten."

Am Ende jedes Schuljahres fanden im Lyceum öffentliche Prüfungen statt, und einige der Zöglinge trugen bei dieser Gelegenheit auswendig gelernte Gedichte vor. Auch Harry traf einstmals das Loos, bei dem feierlichen Schulaktus ein solches Gedicht zu deklamieren. Der junge Gymnasiast schwärmte zu jener Zeit für die Tochter des Oberappellationsgerichts-Präsidenten von A., ein hübsches, schlankes Mädchen mit langen blonden Locken. Der Saal, in welchem die Festlichkeit stattfand, war Kopf an Kopf gefüllt. Vorn auf prachtvollen Lehnstühlen saßen die Schulinspektoren, und in der Mitte, zwischen denselben, stand ein leerer goldener Sessel. Der Präsident kam mit seiner Tochter sehr spät in den Saal, und es blieb nichts Anderes übrig, als dem schönen Fräulein auf dem leerstehenden goldenen Sessel, zwischen den ehrbaren Schulinspektoren, ihren Platz anzuweisen. Harry war in der Deklamation des Schiller'schen Tauchers eben bis zu dem Verse gelangt:

„Und der König der lieblichen Tochter winkt —"

da wollte es ein Misgeschick, daſs sein Auge gerade auf den goldenen Sessel fiel, wo das von ihm angebetete schöne Mädchen saß. Harry stockte. Dreimal wiederholte er die Worte: „Und der König der lieblichen Tochter winkt", aber er kam nicht

weiter. Der Klaſſenlehrer ſouffl ierte lauter und lauter — Harry hörte Nichts mehr. Mit großen, weit offenen Augen ſchaute er, wie auf eine überirdiſch Erſcheinung, auf die ſchöne Maid im goldenen Seſſel, und ſank dann ohnmächtig nieder. „Daran muſs die Hitze im Saale ſchuld geweſen ſein", ſagte der Schulinſpektor zu den herbei eilenden Eltern, und ließ die Fenſter öffnen. — „Wie war ich damals unſchuldig!" rief H. Heine ein Mal über das andere aus, als er nach vielen Jahren ſeinem Bruder Max dieſe Jugenderinnerung erzählte.

Wenn man dem Einfluſſe der erſten Jugendeindrücke auf die ſpäteren Werke des Dichters nachſpürt, wird man einerſeits der Anregungen gedenken müſſen, welche das heitere Leben am Rhein in der freundlichen Stadt mit ihrer lieblichen Umgebung, mit den ſtattlichen Alleen des Hofgartens, mit ihrer leichtlebigen, ſtets zum Scherz aufgelegten Bevölkerung, mit ihrem bunten Karnevalstreiben und ihren blumengeſchmückten Straßenaltären bei den feierlichen Proceſſionsumzügen, dem empfänglichen Gemüth und der lebhaften Phantaſie des Knaben gewährten. Andererſeits aber fehlte ſeinem Jugendumgange und ſeinen früheſten Erlebniſſen auch nicht jenes düſtere, unheimliche Element, das in den „Traumbildern" und zahlreichen anderen Gedichten des „Buches der Lieder" mit ſo überraſchender Stärke hervortritt. Maximilian Heine erzählt von dem Verkehr ſeines Bruders Harry mit einem jungen phantaſiereichen Mädchen, das Joſepha oder, mit rheinländiſcher Abkürzung des Namens, Sefchen hieß. Ihr Oheim war Scharfrichter in Düſſeldorf, und lebte gänzlich vereinſamt in dem abgelegenen Freihauſe. Zu dieſem ſinnigen und ſeltſamen Weſen, das eine Waiſe war, fühlte der Knabe ſich magnetiſch hingezogen; ſeine Beſuche füllten oft ihre einſamen Stunden aus. An dieſem düſteren, verfehmten Orte traf er zuweilen auch des Scharfrichters Schweſter, die ſogenannte „Hexe von Goch", welche den Kindern die unheimlichſten Volksſagen erzählte und ihnen ſchauerliche Todtenlieder vorſang. Ein Ereignis in dem Freihauſe, das ſeine jugendliche Freundin ihm mit allen Einzelheiten berichtete, blieb beſonders lebhaft in der Erinnerung des Dichters. Eines Tages wurde Joſepha früh-zeitiger als gewöhnlich, vom Oheim auf ihre Schlafkammer ge-

wiesen. Sie vermuthete etwas Geheimnisvolles, und schlich gegen Mitternacht die Treppe hinab. Da sah sie, wie allmählich im Wohnzimmer sich Männer versammelten, die alle mit scharlachrothen Mänteln bekleidet waren und ein Henkerschwert in den Händen hielten. Sie sprachen kein Wort, seufzten aus tiefstem Herzen, und erhoben sich, als die Mitternachtsstunde schlug, von ihren Sitzen. Ein Zug ordnete sich; der Oheim, gleichfalls im scharlachrothen Mantel, das Henkerschwert in der Hand, schritt voran. So ging es in mondheller Nacht bis in das Dickicht des nächsten Waldes. Immer seufzten die schweigsamen Männer. Josepha war ihnen auch dahin nachgefolgt, und erlauschte wie ein Grab gegraben wurde, in welchem unter geheimnisvoller Ceremonie das Henkerschwert des Oheims, des Hauptleidtragenden, bestattet wurde. Es war nämlich uralter Brauch bei den Scharfrichtern in jenen Landen, dass das Henkerschwert, nachdem fünfzigmal mit ihm geköpft worden, von den Scharfrichtern und ihren Gesellen feierlichst bestattet wurde. Nach einiger Zeit wurde das Schwert von der oben erwähnten Schwester des Scharfrichters, „der Hexe von Goch", die das Geheimnis ebenfalls von Josepha erfahren hatte, wieder ausgegraben und bei ihren Zauberkünsten vielfach in Anwendung gebracht. Nach Maximilian Heine's Versicherung, hatte sein Bruder, der noch in späteren Jahren gern von dem schönen, blassen Kinde erzählt, in seiner frühesten Jugendzeit eine Novelle geschrieben, in welcher Sefchen und die Hexe von Goch die Hauptfiguren waren, und welche nachmals mit vielen anderen Papieren bei einem Brande im Hause der Mutter zu Hamburg verloren ging.

Mit Recht bemerkt Emil Kuh, dass die ganze Bilderflucht des Unheimlichen, der wir vom „Buch der Lieder" an bis zum „Romancero" in den poetischen Arbeiten des Dichters begegnen, von diesen Jugendeindrücken die Färbung des Erlebten empfangen hat. „Das traumhaft und schwermüthig Unheimliche, das in der blauen Blume spielt, der Armesünderblume, die am Kreuzweg hin und her schwankt, das gemein Unheimliche, das in dem Gassenliede spukt, vom Weibe, das rothen Wein trank, sich aufs Bett warf und lachte, als ihr spitzbübischer Liebster gehenkt ward, das Unheimliche, das sich in einen schauerlichen Humor

verkleidet hat, wie in „Karl I." („Schlafe, mein Henkerchen, ſchlafe!") u. ſ. w., dieſe ganze Farbenſkala des Unheimlichen iſt wohl zum großen Theil auf den Verkehr Heine's mit der Nichte des Scharfrichters zu Düſſeldorf zurück zu führen. Daher auch die Luſt Heine's an den Bildern der Judith und Karl's I., daher ſeine Vorliebe für Herodias mit dem abgeſchlagenen Kopfe des Täufers, für dieſe blutbeſprengte Morgenländerin, die ſich bald in den phantaſtiſchen Reigen miſcht, welchen er im „Atta Troll" durch die Lüfte brauſen läſſt, bald im Boudoir des Freudenmädchens ſich einſtellt, das er im „Romancero" als Königin Pomare feiert. Stets iſt uns die ausgeſprochene Neigung Heine's für das wollüſtig Märchenhafte, das ſich um den Galgen herum angeſiedelt hat, aufgefallen, und wenn ſich auch noch anderswohin ihre Wurzeln erſtrecken mögen, ſo findet ſie doch gewiſs in jener Jugendepiſode ihre vornehmſte Erklärung."

Intimen Umgang pflog Harry, als er das Gymnaſium beſuchte, mit dem Sohne eines wucheriſchen Kornhändlers, einem gelbbleichen, frühreifen Jüngling von menſchenfeindlichem, verſchüchtertem Weſen, der ſeiner exaltierten Richtung und ſeiner philoſophiſchen Freigeiſterei halber vom Vater faſt verſtoßen war. Er aß ſelten daheim am Familientiſche, er haſſte ſeinen jüngeren Bruder, der ſich unter der Anleitung des Vaters zum Geſchäftsmann ausbildete; mit einem Häring und einem Stück Brot in der einen Taſche, philoſophiſchen Schriften in der andern, brachte er viele einſame Stunden in den Nebenalleen des Hofgartens zu. Man gab ihm den Spitznamen „der Häringsphiloſoph", Andere nannten ihn „den Atheiſten". Harry hatte mit ihm geheime Zuſammenkünfte, da der junge abſonderliche Menſch auch im Heine'ſchen Hauſe ſehr ungern geſehen wurde. Sie laſen gemeinſchaftlich mit einander die Werke Spinoza's und allerlei rationaliſtiſche Schriften, über welche ſie die ernſthafteſten Diskuſſionen führten.

Als recht bedeutungsvoll will uns der Umſtand erſcheinen, daſs die Tieck'ſche Ueberſetzung des „Don Quixote", des größten Meiſterwerkes der humoriſtiſchen Literatur, das erſte Buch war, welches Harry in die Hände fiel, als er ſchon in ein verſtändiges Knabenalter getreten war. „Ich erinnere mich noch ganz genau

jener kleinen Zeit," ſchreibt er am Schluſſe der „Reiſebilder", „wo ich mich eines frühen Morgens vom Hauſe wegſtahl und nach dem Hofgarten eilte, um dort ungeſtört den Don Quixote zu leſen. Es war ein ſchöner Maitag, lauſchend im ſtillen Morgenlichte lag der blühende Frühling und ließ ſich loben von der Nachtigall, ſeiner ſüßen Schmeichlerin, und dieſe ſang ihr Loblied ſo kareſſierend weich, ſo ſchmelzend enthuſiaſtiſch, daſs die verſchämteſten Knoſpen aufſprangen, und die lüſternen Gräſer und die duftigen Sonnenſtrahlen ſich haſtiger küſſten, und Bäume und Blumen ſchauerten vor eitel Entzücken. Ich aber ſetzte mich auf eine alte mooſige Steinbank in der ſogenannten Seufzerallee unfern des Waſſerfalls, und ergötzte mein Herz an den großen Abenteuern des kühnen Ritters. In meiner kindlichen Ehrlichkeit nahm ich Alles für baren Ernſt; ſo lächerlich auch dem armen Helden von dem Geſchicke mitgeſpielt wurde, ſo meinte ich doch, Das müſſe ſo ſein, Das gehöre nun mal zum Heldenthum, das Ausgelachtwerden eben ſo gut wie die Wunden des Leibes, und jenes verdroſs mich eben ſo ſehr, wie ich dieſe in meiner Seele mitfühlte. Ich war ein Kind und kannte nicht die Ironie, die Gott in die Welt hineingeſchaffen, und die der große Dichter in ſeiner gedruckten Kleinwelt nachgeahmt hatte, und ich konnte die bitterſten Thränen vergießen, wenn der edle Ritter für all ſeinen Edelmuth nur Undank und Prügel genoſs, und da ich, noch ungeübt im Leſen, jedes Wort laut ausſprach, ſo konnten Vögel und Bäume, Bach und Blumen Alles mit anhören, und da ſolche unſchuldige Naturweſen eben ſo wie die Kinder von der Weltironie Nichts wiſſen, ſo hielten ſie gleichfalls Alles für baren Ernſt; und weinten mit mir über die Leiden des armen Ritters; ſogar eine alte ausgediente Eiche ſchluchzte, und der Waſſerfall ſchüttelte heftiger ſeinen weißen Bart, und ſchien zu ſchelten auf die Schlechtigkeit der Welt. Wir fühlten, daſs der Heldenſinn des Ritters darum nicht minder Bewunderung verdient, wenn ihm der Löwe ohne Kampfluſt den Rücken kehrte, und daſs ſeine Thaten um ſo preiſenswerther, je ſchwächer und ausgedörrter ſein Leib, je morſcher die Rüſtung, die ihn ſchützte, und je armſeliger der Klepper, der ihn trug. Wir verachteten den niedrigen Pöbel, der den armen Helden ſo

prügelroh behandelte, noch mehr aber den hohen Pöbel, der, geſchmückt mit buntſeidenen Mänteln, vornehmen Redensarten und Herzogstiteln, einen Mann verhöhnte, der ihm an Geiſteskraft und Edelſinn ſo weit überlegen war. Dulcinea's Ritter ſtieg immer höher in meiner Achtung und gewann immer mehr meine Liebe, je länger ich in dem wunderbaren Buche las, was in demſelben Garten täglich geſchah, ſo daſs ich ſchon im Herbſte das Ende der Geſchichte erreichte, — und nie werde ich den Tag vergeſſen, wo ich von dem kummervollen Zweikampfe las, worin der Ritter ſo ſchmählich unterliegen muſſte! Es war ein trüber Tag, häſsliche Nebelwolken zogen den grauen Himmel entlang, die gelben Blätter fielen ſchmerzlich von den Bäumen, ſchwere Thränentropfen hingen an den letzten Blumen, die gar traurig welk die ſterbenden Köpfchen ſenkten, die Nachtigallen waren längſt verſchollen, von allen Seiten ſtarrte mich an das Bild der Vergänglichkeit — und mein Herz wollte ſchier brechen, als ich las, wie der edle Ritter betäubt und zermalmt am Boden lag und, ohne das Viſier zu erheben, als wenn er aus dem Grabe geſprochen hätte, mit ſchwacher, kranker Stimme zu dem Sieger hinaufrief: „Dulcinea iſt das ſchönſte Weib der Welt und ich der unglücklichſte Ritter auf Erden, aber es ziemt ſich nicht, daſs meine Schwäche dieſe Wahrheit verleugne — ſtoßt zu mit der Lanze, Ritter!“ Ach, dieſer leuchtende Ritter vom ſilbernen Monde, der den muthigſten und edelſten Mann der Welt beſiegte, war ein verkappter Barbier!“

Die Nachwirkung dieſer Knabenlektüre tritt nicht bloß in der angezogenen Stelle, ſondern auch in den ſpäteren Schriften H. Heine's oftmals ſehr deutlich hervor. Auf all' ſeinen Lebensfahrten verfolgten ihn die Schattenbilder des dürren Ritters und ſeines fetten Knappen, und die große Satire des Cervantes gegen die menſchliche Begeiſterung erſchien ihm nicht ſelten als eine unheimliche Parodie ſeines eigenen Kampfes. „Vielleicht habt ihr doch Recht“, ſeufzt er in wehmüthigen Stunden, „und ich bin nur ein Don Quixote, und das Leſen von allerlei wunderbaren Büchern hat mir den Kopf verwirrt, eben ſo wie dem Junker von La Mancha, und Jean Jacques Rouſſeau war mein Amadis von Gallien, Mirabeau war mein Roldan oder

Agramanth, und ich habe mich zu ſehr hineinſtudiert in die Heldenthaten der franzöſiſchen Paladine und der Tafelrunde des Nationalkonvents. Freilich, mein Wahnſinn und die fixen Ideen, die ich aus jenen Büchern geſchöpft, ſind von entgegengeſetzter Art als der Wahnſinn und die fixen Ideen des Manchaners; Dieſer wollte die untergehende Ritterzeit wieder herſtellen, ich hingegen will Alles, was aus jener Zeit noch übrig geblieben iſt, jetzt vollends vernichten, und da handeln wir alſo mit ganz verſchiedenen Anſichten. Mein Kollege ſah Windmühlen für Rieſen an, ich hingegen kann in unſeren heutigen Rieſen nur prahlende Windmühlen ſehen; Jener ſah lederne Weinſchläuche für mächtige Zauberer an, ich aber ſehe in unſeren jetzigen Zauberern nur den ledernen Weinſchlauch; Jener hielt Bettlerherbergen für Kaſtelle, Eſeltreiber für Kavaliere, Stalldirnen für Hofdamen, ich hingegen halte unſre Kaſtelle nur für Lumpenherbergen, unſre Kavaliere nur für Eſeltreiber, unſre Hofdamen nur für gemeine Stalldirnen; wie Jener eine Puppenkomödie für eine Staatsaktion hielt, ſo halte ich unſre Staatsaktionen für leidige Puppenkomödien — doch eben ſo tapfer wie der tapfere Manchaner ſchlage ich drein in die hölzerne Wirthſchaft" . . . „Ich war damals der Meinung, die Lächerlichkeit des Donquixotismus beſtehe darin, daſs der edle Ritter eine längſt abgeſtorbene Vergangenheit ins Leben zurückrufen wollte, und ſeine armen Glieder, namentlich ſein Rücken, mit den Thatſachen der Gegenwart in ſchmerzliche Reibungen geriethen. Ach, ich habe ſeitdem erfahren, daſs es eine eben ſo undankbare Tollheit iſt, wenn man die Zukunft allzu frühzeitig in die Gegenwart einführen will, und bei ſolchem Ankampf gegen die ſchweren Intereſſen des Tages nur einen ſehr mageren Klepper, eine ſehr morſche Rüſtung und einen eben ſo gebrechlichen Körper beſitzt!" . . . „Hat Miguel de Cervantes geahnt, welche Anwendung eine ſpätere Zeit von ſeinem Werke machen würde? Hat er wirklich in ſeinem langen, dürren Ritter die idealiſche Begeiſterung überhaupt, und in Deſſen dickem Schildknappen den realen Verſtand parodieren wollen? Immerhin, Letzterer ſpielt jedenfalls die lächerlichere Figur, denn der reale Verſtand mit allen ſeinen hergebrachten gemeinnützigen Sprichwörtern muſs

dennoch auf seinem ruhigen Esel hinter der Begeisterung einher trottieren; trotz seiner bessern Einsicht muss er und sein Esel alles Ungemach theilen, das dem edlen Ritter so oft zustößt; ja, die ideale Begeisterung ist von so gewaltig hinreißender Art, dass der reale Verstand, mitsammt seinen Eseln, ihr immer unwillkürlich nachfolgen muss". — „Und so hat der kleine Knabe keineswegs unnütz seine Thränen verschwendet, die er über die Leiden des närrischen Ritters vergoss, eben so wenig wie späterhin der Jüngling, als er manche Nacht im Studierstübchen weinte über den Tod der heiligsten Freiheitshelden, über König Agis von Sparta, über Cajus und Tiberius Gracchus von Rom, über Jesus von Jerusalem, und über Robespierre und Saint Just von Paris."

Neben dem „Don Quixote" von Cervantes, gehörten auch „Gulliver's Reisen" von Swift zu den Lieblingsbüchern des Knaben, und in den Schicksalen des Riesen, dessen bedrohliche Gegenwart den lilliputanischen Zwergen so viel Noth und Sorge macht, sah er einige Jahre später „ein Spiegelbild des Kampfes, den das koalisierte Europa gegen den korsischen Helden focht, der seinen Besiegern noch als Gefangener auf St. Helena so viel Angst bereitete."

Die Mutter empfahl ihren Kindern besonders die Lektüre von Reisebeschreibungen und Büchern, welche in das Gebiet der Länder- und Völkerkunde gehörten. Im Uebrigen sind uns über die Lektüre und den Bildungsgang Harry's in seinen Schuljahren keine näheren Details bekannt geworden. Noch lange jedoch blieb die wehmüthig heitere Erinnerung in ihm wach, „wie er einst als ein kleines Bübchen in einer dumpfkatholischen Klosterschule zu Düsseldorf den ganzen lieben Vormittag von der hölzernen Bank nicht aufstehen durfte, und so viel Latein, Prügel und Geographie ausstehen musste, und dann unmäßig jauchzte, wenn die alte Franciskanerglocke endlich Zwölf schlug". Er machte seiner eigenen Angabe nach [10]), sämmtliche Klassen des Lyceums durch, in welchen Humaniora gelehrt wurden; und hatte der muthwillige Knabe Anfangs geringe Lernlust bewiesen, so erwachte dieselbe doch in der Folgezeit, und in der

oberen Klaſſe zeichnete er ſich durch Fleiß und Eifer vor der Mehrzahl ſeiner Mitſchüler aus.

Wie ſein Bruder Maximilian erzählt, war es die Abſicht der Mutter, welche ſelbſt fertig die Flöte ſpielte, daſs ihre ſämmtlichen Kinder auch eine gründliche muſikaliſche Ausbildung erhielten. Harry ſollte das Violinſpiel erlernen, und ein Lehrer wurde angenommen, der die Stunden in dem oberen Stübchen eines im Garten gelegenen Anbaus der Heine'ſchen Wohnung ertheilte. Obſchon der Knabe nicht die mindeſte Luſt zur Erlernung des ſchwierigen Inſtrumentes beſaß, wagte er doch nicht, ſich der Mutter zu widerſetzen, und da er ſich ihr gegenüber ganz zufrieden über ſeinen Violinunterricht ausſprach, kümmerte ſie ſich um weiter Nichts, als daſs der Lehrer allmonatlich richtig bezahlt wurde. So war faſt ein Jahr verſtrichen, als die Mutter eines Tages um die Zeit der Muſikſtunde im Garten ſpazieren ging. Zu ihrer größten Befriedigung hörte ſie ein gutes und fertiges Violinſpiel. Erfreut über die Fortſchritte ihres Sohnes, eilte ſie die Flügeltreppe hinauf, um dem gewiſſenhaften Lehrer ihren Dank auszuſprechen. Wie ſehr erſtaunte ſie jedoch, als ſie Harry bequem auf dem Sofa hingeſtreckt liegen ſah, während der Lehrer vor ihm auf und ab ging, und ihn mit ſeinem Violinſpiel unterhielt! Es ſtellte ſich jetzt heraus, daſs faſt alle Stunden in derſelben Art ertheilt worden waren, und der muſikaliſche Zögling nicht einmal die Tonleiter rein zu ſpielen vermochte. Der Lehrer wurde verabſchiedet, und bei dem ausgeſprochenen Widerwillen Harry's gegen das Violinſpiel fanden die Muſikſtunden ein für alle Mal ihr Ende.

Nicht beſſer erging es mit dem Tanzunterricht, welcher dem Knaben, wo möglich, noch verhaſſter war. Der kleine, dürre, aber ſehr grobe Tanzmeiſter quälte ihn immerfort mit Battements, ſo daſs Harry bald alle Geduld verlor, und Grobheit mit Grobheit erwiderte. Ein vollſtändiger Konflikt begann, und der aufs höchſte gereizte Knabe warf den leichten Tanzlehrer aus dem Fenſter. Glücklicherweiſe fiel er auf einen Miſthaufen, und wurde von den Eltern des gewaltthätigen Eleven mit einer Geldſumme entſchädigt. Harry hat nie im Leben wieder getanzt.

Größeres Vergnügen gewährte ihm der Zeichenunterricht.

den er seit frühester Jugend auf der Akademie empfing. Unter den aufstrebenden Künstlern, welche dort um jene Zeit ihre Studien machten, ragte vor Allen Peter von Cornelius hervor, der im Jahre 1811 seine erste Reise nach Rom antrat, und einer der Hauptbegründer der romantischen Kunstrichtung in der Malerei ward. H. Heine sympathisierte später nicht sonderlich mit dieser Richtung, aber er zollt der genialen Ursprünglichkeit und kühnen Schöpferkraft seines großen Landsmanns die freudigste Bewunderung; die Hand des Cornelius ist ihm „eine lichte, einsame Geisterhand in der Nacht der Kunst", und im Sommer 1828 schreibt er aus Genua: „Ich habe diese letzte Malerhand nie ohne geheimen Schauer betrachten können, wenn ich den Mann selbst sah, den kleinen scharfen Mann mit den heißen Augen; und doch wieder erregte diese Hand in mir das Gefühl der traulichsten Pietät, da ich mich erinnerte, daſs sie mir einst liebreich auf den kleinen Fingern lag, und mir einige Gesichtskontouren ziehen half, als ich, ein kleines Bübchen, auf der Akademie zu Düsseldorf zeichnen lernte." Den Zeichenunterricht Harry's leitete übrigens der Bruder des berühmten Cornelius, und der Knabe machte auf diesem Felde recht erfreuliche Fortschritte. Die von ihm mit Kreide gezeichneten Köpfe wurden noch lange nachher unter Glas und Rahmen im elterlichen Hause aufbewahrt. — —

Inzwischen nahte die Katastrophe des großen Kaiserdramas heran. Napoleon hatte den Wendepunkt seines Glückes erreicht, seine hochfliegendsten Wünsche waren erfüllt, durch die Geburt eines Thronerben schien sogar der Bestand seiner Herrschaft für kommende Geschlechter verbürgt zu sein; aber der Glanz seines Geschickes verblendete ihn, und bald genug sollte das prophetische Wort sich bestätigen, welches Pozzo di Borgo in Anlaſs der Geburt des Königs von Rom zum englischen Gesandten in St. Petersburg gesprochen hatte: „Napoleon ist ein Riese, der die hohen Eichen im Urwald niederbeugt; aber eines Tages sprengen die Baumgeister ihre Fesseln, stürmisch werden die Eichen empor rauschen, und den Riesen zerschmettern." Noch freilich stand der Riese aufrecht in trotziger Kraft; aber schon ging ein unheimliches Flüstern durch die gefesselten Eichen, und

raunte weiter von Stamm zu Stamm. Die vereinzelten Befreiungsverſuche eines Katte, Dörnberg, Schill mochten erfolglos geblieben ſein: der Geiſt, der ſich in ihnen ausſprach, lebte fort in den Männern des Tugendbundes, in den Feuerſeelen eines Stein und Hardenberg, in den Heldenherzen eines York, Blücher, Scharnhorſt und Gneiſenau.

Zuerſt im Jahre 1811, und dann wieder im Monat Mai 1812 kam der Kaiſer nach Düſſeldorf, und unvergeſslich war der Eindruck, den ſeine Erſcheinung auf den dreizehnjährigen Gymnaſiaſten hervorbrachte. „Wie ward mir, als ich ihn ſelber ſah, mit hochbegnadigten eigenen Augen, ihn ſelber, Hoſiannah! den Kaiſer. Es war" — ſo erzählt H. Heine — „in der Allee des Hofgartens zu Düſſeldorf. Als ich mich durch das gaffende Volk drängte, dachte ich an ſeine Thaten und Schlachten, mein Herz ſchlug den Generalmarſch — und dennoch dachte ich zu gleicher Zeit an die Polizeiverordnung, daſs man bei fünf Thaler Strafe nicht mitten durch die Allee reiten dürfe. Und der Kaiſer ritt ruhig mitten durch die Allee, kein Polizeidiener widerſetzte ſich ihm; hinter ihm, ſtolz auf ſchnaubenden Roſſen und belaſtet mit Gold und Geſchmeide, ritt ſein Gefolge, die Trommeln wirbelten, die Trompeten erklangen, und das Volk rief tauſendſtimmig: Es lebe der Kaiſer!" . . . „Nie ſchwindet dieſes Bild aus meinem Gedächtniſſe. Ich ſehe ihn immer noch hoch zu Roſs, mit den ewigen Augen in dem marmornen Imperatorgeſichte, ſchickſalruhig hinabblicken auf die vorbei defilierenden Garden — er ſchickte ſie damals nach Ruſsland, und die alten Grenadiere ſchauten zu ihm hinauf ſo ſchauerlich ergeben, ſo mitwiſſend ernſt, ſo todesſtolz — Te, Caesar, morituri salutant!"

Der Ausfall des ruſſiſchen Feldzuges iſt bekannt. Auf den Schneefeldern von Smolensk, in den Eiswellen der Bereſina fand die „große Armee" ihren Untergang, und der Abfall York's gab das erſte Signal zu einer allgemeinen Erhebung gegen das nur zu lang getragene Joch der Fremdherrſchaft. Und als im Februar des folgenden Jahres der König von Preußen die Verordnung zur Bildung freiwilliger Jägerkorps und zwei Monate ſpäter den hochherzigen Aufruf „An mein Volk" erließ,

da brauſte ein Frühlingsſturm der Befreiung durch alles deutſche Land; von der Weichſel bis zum Rheine, von der Oder bis zur Elbe ſtrömte Alles, was eine Waffe tragen konnte, zu den Fahnen, und in der Völkerſchlacht bei Leipzig erlag der ſtolze Eroberer der vereinigten Kraft eines Volkes, das nur durch die vielköpfige Ohnmacht und ſelbſtſüchtige Feigheit ſeiner Fürſten ſo ſchmachvoll beſiegt und geknechtet worden war.

Auch für das Großherzogthum Berg ſchlug jetzt die Befreiungsſtunde. Namentlich ſeit dem Jahre 1811 war die Militär-Konſkription dort von den kaiſerlichen Beamten mit größter Strenge durchgeführt worden, und zahlreiche bergiſche Jünglinge hatten auf der Schlachtbank Spaniens ihr Blut im vaterlandsfeindlichen Heere verſpritzt, oder waren auf den Schneeſteppen Rußlands erfroren. Die Aushebung für den ruſſiſchen Feldzug war ſo ſtark, daß viele Fabriken aus Mangel an Arbeitern ſtill ſtanden, und ſogar der Landbau zum Theil von weiblichen Händen betrieben werden muſſte. Nicht minder begann der Handel unter dem Druck der Kontinentalſperre zu leiden, und den Staatsgläubigern wurden bei der ſchlechten Finanzverwaltung nicht einmal die Zinſen ihrer Schuldforderungen ausbezahlt. Als daher die Kunde von der Niederlage der großen Armee, von dem kläglichen Ende des ruſſiſchen Feldzugs ſich verbreitete, brach ſchon im Januar 1813 ein voreiliger Aufſtand unter den Rekruten von Solingen und Barmen los, und von dem bergiſchen Lancier-Regimente deſertierte wenige Monate ſpäter der größte Theil der Mannſchaft mit den Officieren zum preußiſchen Heere. Als letzteres nach der Schlacht von Leipzig in raſchem Siegeslaufe bis ins Herz von Weſtfalen vordrang, bewaffnete ſich auch im Großherzogthume Berg überall das Volk, vertrieb die franzöſiſchen Beamten, und zog laut jubelnd den Befreiern entgegen. Die Franzoſen räumten in eiliger Flucht das Land, und am 10. November 1813 ward Düſſeldorf von einer Abtheilung ruſſiſcher Dragoner, der Avantgarde der verbündeten Heere, beſetzt. Die nächſten anderthalb Jahre brachten einen bunten Wechſel von Truppen der verſchiedenſten Nationen: Ruſſen, Schweden und Dänen, Preußen, Sachſen und Hanſeaten fielen der Stadt als Einquartierung zu; aber die Laſt wurde

von den zurückbleibenden Bürgern mit derſelben Bereitwilligkeit ertragen, mit welcher die junge Mannſchaft aller deutſchen Gauen begeiſterungsvoll zu den Waffen griff, um die Befreiung des Vaterlandes durch den Zug nach Paris und den Sturz Napoleon's zu vollenden.

Der Friede Europa's ſollte zunächſt freilich nur für kurze Dauer geſichert ſein. Noch zankten ſich auf dem Wiener Kongreſſe die verbündeten Herrſcher mit gegenſeitiger Eiferſucht um die Beute des Sieges, als die Schreckenskunde an ihr Ohr ſchlug, daſs der entthronte Kaiſer von dem ihm angewieſenen Aſyle auf der Inſel Elba nach Frankreich zurückgekehrt ſei — und abermals bebten die Fürſten auf allen europäiſchen Thronen. Abermals erhob ſich zu ihrer und des Vaterlandes Rettung das opfermuthige Volk, und in den Blutſtrömen der Schlacht bei Belle-Alliance erloſch für immer der Stern Napoleon's. Zu der Zahl begeiſterter Jünglinge, welche damals ihre Dienſte dem Vaterland anboten, gehörten auch ſämmtliche Schüler der oberſten Klaſſe des Düſſeldorfer Gymnaſiums — unter ihnen Harry Heine und Joſeph Neunzig. Letzterer nahm wirklich am Feldzuge Theil, während Heine und die meiſten übrigen ſeiner Schulgefährten in Düſſeldorf blieben, da bald nachher der zweite Pariſer Friede geſchloſſen ward.

## Zweites Kapitel.

### Junge Leiden.

Harry Heine hatte jetzt ein Lebensalter erreicht, in welchem es nöthig ward, über die Wahl seines künftigen Berufes eine Entscheidung zu treffen. Am liebsten hätte der aufgeweckte Jüngling nach Absolvierung des Gymnasialkursus eine Universität bezogen und sich wissenschaftlichen Studien zugewandt; allein die beschränkten Mittel des Vaters hätten weder für die Verwirklichung solcher Wünsche ausgereicht, noch hätte dem Juden eine andere als die medicinische Laufbahn offen gestanden, für welche Harry nicht das mindeste Interesse bewies. So wurde er denn nach wiederholten Berathungen dem Handelsstande bestimmt und zu seiner Vorbereitung für den kaufmännischen Beruf auf einige Monate in die Bahrenkampf'sche Handelsschule unweit seines elterlichen Hauses in der Bolkerstraße gesandt. Im Jahre 1815 nahm ihn sein Vater zur Messe nach Frankfurt mit, und es gelang Dessen Bemühungen, ihm dort im Komptoir des Bankiers Rindskopf einen Platz zu verschaffen. Das einförmige Geschäftsleben war jedoch nicht im Stande, Harry's lebhaften Sinn zu fesseln, und nur mit Widerwillen erinnerte er sich in späterer Zeit dieses gezwungenen Aufenthalts in der alten Reichsstadt. Einige Jahre vor seinem Tode äußerte er gegen seinen Bruder Gustav: „Mein seliger Vater ließ mich im Jahre 1815 auf längere Zeit in Frankfurt zurück. Ich sollte aus besonderen Rücksichten im Büreau des Bankiers meines Vaters als Volontär

arbeiten, blieb aber nur vierzehn Tage dort, und benutzte seitdem meine junge, uneingeschränkte Freiheit, um ganz andere Dinge zu studieren. Zwei Monate verlebte ich damals in Frankfurt, und in dem Bureau des Bankiers brachte ich, wie gesagt, nur vierzehn Tage zu. Daraus mag wohl der absichtliche Irrthum entstanden sein, den ich einmal in einem deutschen Blatte las: ich sei nämlich zwei Jahre lang in Frankfurt bei einem Bankier im Dienste gestanden. Gott weiß, ich wäre gern Bankier geworden, es war zuweilen mein Lieblingswunsch, ich konnte es aber nie dazu bringen. Ich habe es früh eingesehen, daſs den Bankiers einmal die Weltherrschaft anheim falle".

In der That erklärt es sich leicht, daſs der junge Heine aus Frankfurt keine allzu freundlichen Erinnerungen mit hinwegnahm. Nicht allein das merkantilische Geschäftsleben, dem er sich gegen seine Neigung widmen sollte, war ihm bei dem ersten Einblick in die Details seines aufgedrungenen Berufes sofort gründlich verhaſst geworden, sondern auch die verachtete und gedrückte Stellung seiner Glaubensgenossen zeigte sich ihm tagtäglich im grellsten Lichte. Noch zu Anfang dieses Jahrhunderts waren die Frankfurter Juden wie eine aussätzige Pariahkaste in ein Ghetto eingepfercht; nirgends wo ein grüner Raum war, weder auf dem Schneidewall, noch im „Roſs", noch auf dem Römerberg oder in der Allee, durfte sich ein Jude betreffen lassen; jeden Sonntagnachmittag um vier Uhr wurden die Thore der Judengasse geschlossen, und der Wachtposten ließ höchstens Denjenigen passieren, der einen Brief zur Post oder ein Recept in die Apotheke trug. Alljährlich durften nur vierundzwanzig Bekenner des mosaischen Glaubens heirathen, damit die jüdische Bevölkerung nicht in zu starkem Maß anwachse, und erst die französische Herrschaft hatte diesen rechtlosen Zuständen mittelalterlicher Unduldsamkeit ein Ende gemacht. Die jüdische Gemeinde von Frankfurt schloſs im Jahre 1810 mit dem Fürsten Primas einen Vertrag, welcher durch Zahlung von 450,000 Gulden realisiert ward und den Israeliten den Besitz aller bürgerlichen Rechte zusicherte. Aber die Befreiung der Stadt durch die verbündeten Heere brachte den Juden die alte Knechtschaft zurück; der Senat entzog ihnen alsbald wieder das

theuer erkaufte Bürgerrecht, und vergebens wandten sie sich im Jahre 1815 mit einer Rechtsklage an den neu eingesetzten Bundestag, der erst nach neunjährigen Verhandlungen die Anerkennung eines Theils ihrer Ansprüche vermittelte.

Mehr als einmal hat der Dichter nachmals der Erinnerung an die Leiden und Verfolgungen, welche seine Stammesgenossen in Frankfurt zu erdulden gehabt, den beredtesten Ausdruck verliehen — wir verweisen vor Allem auf die Schilderung des Ghettos im „Rabbi von Bacharach", — und als im Jahre 1821 die Frankfurter ein Goethe-Denkmal errichten wollten, machte er seinem ungemilderten Hasse gegen das „Krämernest" in einem geharnischten Sonette Luft, das mit den beißenden Worten schloss:

O, lasst dem Dichter seine Lobverreiser,
Ihr Handelsherrn! behaltet euer Geld.
Ein Denkmal hat sich Goethe selbst gesetzt.
Im Windelnschmutz war er euch nah; doch jetzt
Trennt euch von Goethe eine halbe Welt,
Euch, die ein Flüsslein trennt vom Sachsenhäuser.

Bei seinem Aufenthalt in Frankfurt im Jahre 1815 traf H. Heine in dem Lesekabinett einer Freimaurerloge, wohin sein Vater ihn mitgenommen, auch zum ersten Male den Doktor Ludwig Börne, dessen scharfe Theaterkritiken zu jener Zeit großes Aufsehen erregten. Die charaktervolle Erscheinung und das vornehm sichere Wesen des außerordentlichen Mannes machten auf ihn schon bei dieser flüchtigen Begegnung einen tiefen Eindruck, und mit Ehrfurcht betrachtete er den gefürchteten Recensenten, vor dessen spitziger Feder alle Schauspieler zitterten. Nur Wenige mochten damals ahnen, zu welcher hervorragenden Rolle diese Feder berufen sein sollte, als sie sich später in einen Dolch verwandelte, und auf dem Felde politischer Kämpfe so manchem Feinde der Freiheit mit den Stilettstößen ihres schneidigen Witzes den Rest gab. —

Von Frankfurt kehrte Harry zunächst wieder in das elterliche Haus zurück, und es lässt sich denken, dass der Vater in nicht geringer Sorge um das künftige Schicksal des „ungerathenen Jungen" war, der so wenig Lust verrieth, sich den monotonen

Beſchäftigungen des Komptoirlebens zu widmen. Mit welcherlei Plänen und Hoffnungen ſich Harry damals trug, welcherlei Studien er in dieſer Zeit oblag, iſt völlig unbekannt. Weder er ſelbſt noch Andere haben uns beſtimmten Aufſchluſs darüber ertheilt, in welcher Art ſein äußeres Leben und ſeine geiſtige Entwicklung ſich während der nächſten vier Jahre geſtalteten. Wir wiſſen nur, daſs er 1816 oder 1817 — wahrſcheinlich auf Anrathen ſeines Oheims Salomon Heine, welcher damals noch Theilhaber der Firma „Heckſcher & Kompagnie“ war, und erſt 1819 ein Bankgeſchäft unter eigenem Namen etablierte — nach Hamburg kam, um hier ſeine kaufmänniſche Karrière fortzuſetzen. Wie das Hamburger Adreſsbuch uns belehrt, gründete er in dieſer Stadt zu Anfang des Jahres 1813 unter der Firma „Harry Heine & Kompagnie“ ein Kommiſſionsgeſchäft in engliſchen Manufakturwaaren, das zuerſt am Graskeller Nr. 139, nachmals in der Kleinen Bäckerſtraße betrieben, aber nach kurzem Beſtehen bereits im Frühling 1819 liquidiert ward. Schon der Unmuth, mit welchem H. Heine in ſpäteren Briefen und Schriften ſeines damaligen erſten Aufenthaltes in Hamburg gedenkt, läſſt mit Sicherheit ſchließen, daſs ſeine Abneigung gegen die merkantiliſche Laufbahn dort eher eine Steigerung als eine Abſchwächung erfuhr, und die Lauge des Spottes, welche er ſo oftmals über die poeſieloſe Handelsſtadt ausgießt, mag großentheils den ſubjektiven Eindrücken ſeiner Jugendzeit entfließen. Iſt es doch eben der geſchäftlich trockene, proſaiſch materielle Charakter Hamburg's, den er bei jedem ſich darbietenden Anlaſs zur Zielſcheibe ſeiner humoriſtiſchen Einfälle nimmt! „Die Stadt Hamburg iſt eine gute Stadt; lauter ſolide Häuſer. Hier herrſcht nicht der ſchändliche Macbeth, ſondern hier herrſcht Banko. Der Geiſt Banko's herrſcht überall in dieſem kleinen Freiſtaate, deſſen ſichtbares Oberhaupt ein hoch- und wohlweiſer Senat. In der That, es iſt ein Freiſtaat, und hier findet man die größte politiſche Freiheit. Die Bürger können hier thun, was ſie wollen, und der hoch- und wohlweiſe Senat kann hier ebenfalls thun, was er will; Jeder iſt hier freier Herr ſeiner Handlungen. Es iſt eine Republik. Hätte Lafayette nicht das Glück gehabt, den Ludwig Philipp zu finden, ſo würde er gewiſs ſeinen Fran-

zoſen die hamburgiſchen Senatoren und Oberalten empfohlen haben. Hamburg iſt die beſte Republik. Seine Sitten ſind engliſch, und ſein Eſſen iſt himmliſch. Wahrlich, es giebt Gerichte zwiſchen dem Wandrahmen und dem Dreckwall, wovon unſre Philoſophen keine Ahnung haben. Die Hamburger ſind gute Leute und eſſen gut. Ueber Religion, Politik und Wiſſenſchaft ſind ihre reſpektiven Meinungen ſehr verſchieden, aber im Betreff des Eſſens herrſcht das ſchönſte Einverſtändnis. Mögen die chriſtlichen Theologen dort noch ſo ſehr ſtreiten über die Bedeutung des Abendmahls: über die Bedeutung des Mittagsmahls ſind ſie ganz einig. Mag es unter den Juden dort eine Partei geben, die das Tiſchgebet auf Deutſch ſpricht, während eine andere es auf Hebräiſch abſingt: beide Parteien eſſen, und eſſen gut, und wiſſen das Eſſen gleich richtig zu beurtheilen. Die Advokaten, die Bratenwender der Geſetze, die ſo lange die Geſetze wenden und anwenden, bis ein Braten für ſie dabei abfällt, Dieſe mögen noch ſo ſehr ſtreiten, ob die Gerichte öffentlich ſein ſollen oder nicht: darüber ſind ſie einig, daſs alle Gerichte gut ſein müſſen, und Jeder von ihnen hat ſein Leibgericht. Das Militär denkt gewiſs ganz tapfer ſpartaniſch, aber von der ſchwarzen Suppe will es doch Nichts wiſſen. Die Aerzte, die in der Behandlung der Krankheiten ſo ſehr uneinig ſind und die dortige Nationalkrankheit (nämlich Magenbeſchwerden) als Brownianer durch noch größere Portionen Rauchfleiſch oder als Homöopathen durch $^1/_{10/000}$ Tropfen Abſinth in einer großen Kumpe Mockturtleſuppe zu kurieren pflegen: dieſe Aerzte ſind ganz einig, wenn von dem Geſchmacke der Suppe und des Rauchfleiſches ſelbſt die Rede iſt. Hamburg iſt die Vaterſtadt des letzteren, des Rauchfleiſches, und rühmt ſich Deſſen, wie Mainz ſich ſeines Johann Fauſt's und Eisleben ſich ſeines Luther's zu rühmen pflegt. Aber was bedeutet die Buchdruckerei und die Reformation im Vergleich mit Rauchfleiſch? Ob beide erſteren genutzt oder geſchadet, darüber ſtreiten zwei Parteien in Deutſchland; aber ſogar unſere eifrigſten Jeſuiten ſind eingeſtändig, daſs das Rauchfleiſch eine gute, für den Menſchen heilſame Erfindung iſt . . . Die Frauen fand ich in Hamburg durchaus nicht mager, ſondern meiſtens ſogar korpulent, mitunter reizend

ſchön, und im Durchſchnitt von einer gewiſſen wohlhabenden Sinnlichkeit. Wenn ſie in der romantiſchen Liebe ſich nicht allzu ſchwärmeriſch zeigen und von der großen Leidenſchaft des Herzens Wenig ahnen, ſo iſt Das nicht ihre Schuld, ſondern die Schuld Amor's des kleinen Gottes, der manchmal die ſchärfſten Liebespfeile auf ſeinen Bogen legt, aber aus Schalkheit oder Ungeſchick viel zu tief ſchießt, und ſtatt des Herzens der Hamburgerinnen nur ihren Magen zu treffen pflegt. Was die Männer betrifft, ſo ſah ich meiſtens unterſetzte Geſtalten, verſtändige kalte Augen, kurze Stirn, nachläſſig herabhängende rothe Wangen, die Eßwerkzeuge beſonders ausgebildet, der Hut wie feſtgenagelt auf dem Kopfe, und die Hände in beiden Hoſentaſchen, wie Einer, der eben fragen will: Was hab' ich zu bezahlen?"

Eine noch unheimlichere Phyſiognomie bot die Stadt mit ihren Bewohnern dem Dichter zur Winterzeit. „Der Schnee lag auf den Dächern, und es ſchien, als hätten ſogar die Häuſer gealtert und weiße Haare bekommen. Die Linden des Jungfernſtiegs waren nur todte Bäume mit dürren Aeſten, die ſich geſpenſtiſch im kalten Winde bewegten. Der Himmel war ſchneidend blau und dunkelte haſtig. Es war Sonntag, fünf Uhr, die allgemeine Fütterungsſtunde, und die Wagen rollten, Herren und Damen ſtiegen aus mit einem gefrorenen Lächeln auf den hungrigen Lippen — Entſetzlich! in dieſem Augenblick durchſchauerte mich die ſchreckliche Bemerkung, daſs ein unergründlicher Blödſinn auf allen dieſen Geſichtern lag, und daſs alle Menſchen, die eben vorbei gingen, in einem wunderbaren Wahnwitz befangen ſchienen. Ich hatte ſie ſchon vor zwölf Jahren um dieſelbe Stunde mit denſelben Mienen, wie die Puppen einer Rathhausuhr, in derſelben Bewegung geſehen, und ſie hatten ſeitdem ununterbrochen in derſelben Weiſe gerechnet, die Börſe beſucht, ſich einander eingeladen, die Kinnbacken bewegt, ihre Trinkgelder bezahlt und wieder gerechnet: zweimal zwei iſt vier — Entſetzlich, rief ich, wenn Einem von dieſen Leuten, während er auf dem Komptoirbock ſäße, plötzlich einfiele, daſs zweimal zwei eigentlich fünf ſei, und daſs er alſo ſein ganzes Leben verrechnet und ſein ganzes Leben in einem ſchauderhaften Irrthum

vergeudet habe! Auf einmal aber ergriff mich ſelbſt ein närriſcher Wahnſinn, und als ich die vorüber wandelnden Menſchen genauer betrachtete, kam es mir vor, als ſeien ſie ſelber Nichts anders als Zahlen, als arabiſche Ziffern; und da ging eine krummfüßige Zwei neben einer fatalen Drei, ihrer ſchwangeren und vollbuſigen Frau Gemahlin; dahinter ging Herr Vier auf Krücken; einherwatſchelnd kam eine fatale Fünf, rundbäuchig mit kleinem Köpfchen; dann kam eine wohlbekannte kleine Sechſe und eine noch wohlbekanntere böſe Sieben — doch als ich die unglückliche Acht, wie ſie vorüberſchwankte, ganz genau betrachtete, erkannte ich den Aſſekuradeur, der ſonſt wie ein Pfingſtochs geputzt ging, jetzt aber wie die magerſte von Pharao's mageren Kühen ausſah . . . Unter den vorüber rollenden Nullen erkannte ich noch manchen alten Bekannten. Dieſe und die anderen Zahlenmenſchen rollten vorüber, haſtig und hungrig, während unfern längs den Häuſern des Jungfernſtiegs noch grauenhafter drollig ein Leichenzug ſich hinbewegte. Ein trübſinniger Mummenſchanz! hinter dem Trauerwagen einherſtelzend auf ihren dünnen ſchwarzſeidenen Beinchen, gleich Marionetten des Todes, gingen die wohlbekannten Rathsdiener, privilegierte Leidtragende in parodiert altburgundiſchem Koſtüm: kurze ſchwarze Mäntel und ſchwarze Pluderhoſen, weiße Perücken und weiße Halsberge, wozwiſchen die rothen bezahlten Geſichter gar poſſenhaft hervorgucken, kurze Stahldegen an den Hüften, unterm Arm ein grüner Regenſchirm. Aber noch unheimlicher und verwirrender als dieſe Bilder, die ſich wie ein chineſiſches Schattenſpiel ſchweigend vorbei bewegten, waren die Töne, die von einer andern Seite in mein Ohr drangen. Es waren heiſere, ſchnarrende, metallloſe Töne, ein unſinniges Kreiſchen, ein ängſtliches Plätſchern und verzweifelndes Schlürfen, ein Keichen und Schollern, ein Stöhnen und Aechzen, ein unbeſchreibbar eiskalter Schmerzlaut. Das Baſſin der Alſter war zugefroren, nur nahe am Ufer war ein großes breites Viereck in der Eisdecke ausgehauen, und die entſetzlichen Töne, die ich eben vernommen, kamen aus den Kehlen der armen weißen Geſchöpfe, die darin herumſchwammen und in entſetzlicher Todesangſt ſchrieen, und ach! es waren dieſelben Schwäne, die einſt ſo weich und heiter meine

Seele bewegten. Ach! die ſchönen weißen Schwäne, man hatte ihnen die Flügel gebrochen, damit ſie im Herbſt nicht auswandern konnten nach dem warmen Süden, und jetzt hielt der Norden ſie feſtgebannt in ſeinen dunklen Eisgruben — und der Marqueur des Pavillons meinte, ſie befänden ſich wohl darin und die Kälte ſei ihnen geſund. Das iſt aber nicht wahr, es iſt Einem nicht wohl, wenn man ohnmächtig in einem kalten Pfuhl eingekerkert iſt, faſt eingefroren, und Einem die Flügel gebrochen ſind, und man nicht fortfliegen kann nach dem ſchönen Süden, wo die ſchönen Blumen, wo die goldenen Sonnenlichter, wo die blauen Bergſeen — Ach! auch mir erging es einſt nicht beſſer, und ich verſtand die Qual dieſer armen Schwäne; und als es gar immer dunkler wurde, und die Sterne oben hell hervortraten, dieſelben Sterne, die einſt in ſchönen Sommernächten ſo liebeheiß mit den Schwänen gebuhlt, jetzt aber ſo winterkalt, ſo froſtig klar und faſt verhöhnend auf ſie herabblickten — wohl begriff ich jetzt, daſs die Sterne keine liebende, mitfühlende Weſen ſind, ſondern nur glänzende Täuſchungen der Nacht, ewige Trugbilder in einem erträumten Himmel, goldne Lügen im dunkelblauen Nichts.“

Dieſe bitteren Worte geben ohne Zweifel ein treues Bild der hoffnungsloſen Stimmung, in welcher Harry Heine jene Zeit ſeines Geſchäftslebens in Hamburg verbrachte. Wider Neigung und Willen in der nüchternen Handelsſtadt an den Komptoirbock geſchmiedet, fern der ſonnigen Heimat des ſagenumklungenen grünen Rheins, mit der Ausſicht auf ein verlorenes Leben, mochte er ſich wohl vorkommen wie ein armer Schwan mit gebrochenen Flügeln, der im nordiſchen Eiſe erſtarrt. — Und zu der Qual eines verfehlten Berufes geſellte ſich noch das ſchmerzliche Leid einer unglücklichen Liebe, die ihren Stachel zeitlebens im Herzen des Dichters zurückließ. In faſt unzähligen Liedern hat er dieſe Liebe beſungen: ſie erweckte ihm die erſten Klänge des Saitenſpiels, auf dem er frühe ſchon ſo herzergreifende Accorde anſchlug; ſie huſcht als finſterer Schatten durch die wüſten, wilden „Traumbilder“, ſie klagt und weint und grollt in den Liedern und Balladen der „Jungen Leiden“; ſie folgt ihm auf die Univerſität, und grollt und weint fort im

„Lyriſchen Intermezzo“ der Tragödien, die ſelbſt auch wieder nur eine andere Form der Klage ſind. Jahre verrinnen im Strom der Zeit, aber die alte Liebe will nicht erliſchen, ob auch die Geliebte als das Weib eines Andern längſt für den Dichter verloren iſt; und der Cyklus „Die Heimkehr“ zeigt uns, daſs bei dem Wiederſehen der Stätten, wo er einſt mit ihr gewandelt, die alten Wunden mit erneuter Gewalt wieder aufbrechen und ſich nimmerdar ſchließen wollen. Es wechſeln die Namen und Formen, unter denen er uns ſein Weh vor die Seele führt: heut iſt's die bleiche Maria im Nebel Schottlands, die der geſpenſtiſche William Ratcliff mit ſich ins Reich des Todes hinunter reißt; morgen vermummt ſie ſich als Zuleima in das Gewand der chriſtlich umgetauften Maurin, und Almanſor ſtürzt ſich mit dem geraubten Liebchen den Felſen hinab; ein andermal nennt ſie ſich Donna Clara, und ladet den unſeligen Ramiro zum Tanz auf ihrer Hochzeit ein; dann wieder kommt ſie zu ihm im Traume der Nacht, und geſteht ihm, daſs ſie unſäglich elend ſei, oder ſie blickt ihn in ferner, fremder Stadt aus einem alten Bilde Giorgione's mit den Zügen der todten Maria an. Bald grüßt er ſie „Evelina“ und ſchwelgt in dem Wohllaut des ſüßen Namens, bald ſchreibt er mit leichtem Rohr in den Sand oder mit der in den Aetna getauchten Rieſentanne Norwegs an die dunkle Himmelsdecke: „Agnes, ich liebe dich!“, und ſelbſt in den Fieberträumen ſeines langjährigen Sterbelagers in Paris taucht das Bild der Jugendgeliebten vor ihm auf, und zwinkert ihn an mit den meergrünen Nixenaugen ſeines Mühmchens Ottilie. Aber ob Agnes, Zuleima oder Donna Clara, Maria, Evelina oder Ottilie: unter allen Vermummungen birgt ſich dieſelbe Geſtalt, das „Engelsköpfchen auf Rheinweingoldgrund“, das traulich und lieblich im Römerglaſe ſich wiederſpiegelt, das blaſſe, ſtille Mädchen, das tief unten am Fenſter des hochgegiebelten, menſchenleeren Hauſes der verſchollenen Meerſtadt ſitzt!

Mit zarteſter Diskretion hat H. Heine es ſelbſt in Privatbriefen an ſeine vertrauteſten Freunde lange Zeit ängſtlich vermieden, jemals den wirklichen Namen dieſer Jugendgeliebten zu nennen, die eine ſo hervorragende Rolle in ſeinem Lebensdrama

ſpielt. Die Angabe Steinmann's, welcher den Liebesroman nach Düſſeldorf verlegt, daſs ſie Evelina von Geldern geheißen habe und eine Nichte von Harry's Mutter geweſen ſei, entbehrt jeglicher Wahrheit; eine Verwandte dieſes Namens, von welcher auch F. W. Gubitz in ſeinen „Erlebniſſen" fabelt, hat überall nicht exiſtiert. Erſt in einem Briefe an Varnhagen von Enſe vom 19. Oktober 1827 lüftet der Dichter den poetiſchen Schleier, mit welchem er dies Herzensgeheimnis umwoben hat. Die Geliebte Harry's war ſeine in Hamburg lebende Kouſine Amalie Heine, die im Jahre 1800 geborene dritte Tochter ſeines Oheims Salomon, und das bekannte Gedicht:

Ein Jüngling liebt ein Mädchen,
Die hat einen Andern erwählt;
Der Andre liebt eine Andre,
Und hat ſich mit Dieſer vermählt.

Das Mädchen heirathet aus Aerger
Den erſten, beſten Mann,
Der ihr in den Weg gelaufen;
Der Jüngling iſt übel dran.

Es iſt eine alte Geſchichte,
Doch bleibt ſie immer neu;
Und wem ſie juſt paſſieret,
Dem bricht das Herz entzwei —

dies Gedicht enthält in wenigen Zeilen den wirklichen Verlauf[20]) jenes Herzensromans, den der Poet nach eigenem Geſtändnis ſpäter mit einer bis zur Karikatur geſteigerten Natürlichkeit unter Einfügung von Jahreszahl und Datum noch detaillierter in Verſe bringt[21]), nachdem der Anblick eines jungen Mädchens ihm aufs Neue den alten ſchmerzlichen Traum erweckt hat:

Im Jahre achtzehnhundertſiebzehn
Sah ich ein Mädchen, wunderbar
Dir ähnlich an Geſtalt und Weſen,
Auch trug ſie ganz wie du das Haar.

„Ich geh' auf Universitäten",
Sprach ich zu ihr, „ich komm' zurück
In kurzer Zeit erwarte meiner." —
Sie sprach: „Du bist mein einz'ges Glück."

Drei Jahre schon hatt' ich Pandekten
Studiert, als ich am ersten Mai
Zu Göttingen die Nachricht hörte,
Daſs meine Braut vermählet sei.

Es war am ersten Mai! Der Frühling
Zog lachend grün durch Feld und Thal,
Die Vögel sangen, und es freute
Sich jeder Wurm im Sonnenstrahl.

Ich aber wurde blaſs und kränklich,
Und meine Kräfte nahmen ab;
Der liebe Gott nur kann es wissen,
Was ich des Nachts gelitten hab'.

Doch ich genas . . .

In Wirklichkeit ist der Dichter wohl nie von den bitteren Nachwirkungen dieser Täuschung genesen. Noch im Jahre 1850 erzählte Gérard de Nerval, der ihm in seiner letzten Lebensperiode einer der treuesten Freunde war, einem deutschen Besucher [22]): „Was ich zuerst ahnte, gestand Heine mir später selbst, nachdem auch er mich näher kennen gelernt hatte. Wir litten Beide an einer und derselben Krankheit: wir sangen Beide die Hoffnungslosigkeit einer Jugendliebe todt. Wir singen noch immer, und sie stirbt doch nicht! Eine hoffnungslose Jugendliebe schlummert noch immer im Herzen des Dichters; wenn er ihrer gedenkt, kann er noch weinen, oder er zerdrückt seine Thränen aus Groll. Heine hat mir selbst gestanden, daſs, nachdem er das Paradies seiner Liebe verloren hatte, die letztere für ihn nur noch ein Handwerk blieb. — Außer den Erinnerungszeilen im „Romancero", welche „Böses Geträume" überschrieben sind:

Im Traume war ich wieder jung und munter —
Es war das Landhaus, hoch am Bergesrand,
Wettlaufend lief ich dort den Pfad hinunter
Wettlaufend mit Ottilien [23]) Hand in Hand.

Wie das Persönchen fein formiert! die süßen
Meergrünen Augen zwinkern nixenhaft.
Sie steht so fest auf ihren kleinen Füßen,
Ein Bild von Zierlichkeit, vereint mit Kraft.

Der Ton der Stimme ist so treu und innig,
Man glaubt zu schaun bis in der Seele Grund;
Und Alles, was sie spricht, ist klug und sinnig;
Wie eine Rosenknospe ist der Mund.

Es ist nicht Liebesweh, was mich beschleichet,
Ich schwärme nicht, ich bleibe bei Verstand;
Doch wunderbar ihr Wesen mich erweichet,
Und heimlich bebend küss' ich ihr die Hand.

Ich glaub', am Ende brach ich eine Lilie,
Die gab ich ihr und sprach ganz laut dabei:
„Heirathe mich und sei mein Weib, Ottilie,
Damit ich fromm wie du und glücklich sei."

Was sie zur Antwort gab, Das weiß ich nimmer,
Denn ich erwachte jählings — und ich war
Wieder ein Kranker, der im Krankenzimmer
Trostlos darniederliegt seit manchem Jahr — —

außer dieser Reminiscenz des alten Liebestraumes stimmen zu der Erzählung Nerval's auch die von Schmidt-Weißenfels aus dem Nachlasse des Dichters mitgetheilten Strophen, in denen uns die Jugendgeliebte wieder unter einem anderen Namen begegnet:

Sie that so fromm, sie that so gut,
Ich glaubt' einen Engel zu lieben;
Sie schrieb die schönsten Briefe mir,
Und konnt' keine Blume betrüben.

In Bälde ſollte Hochzeit ſein,
Das hörten die lieben Verwandten,
Die Bertha war ein dummes Ding,
Sie folgte den Baſen und Tanten.

Sie hielt nicht Treu', ſie hielt nicht Schwur.
Ich habe es gern ihr vergeben;
Sie hätte in der Ehe ſonſt
Verbittert mir Lieben und Leben.

Denk' ich nun an ein treulos Weib,
So denke an Bertha ich wieder,
Und habe nur noch einen Wunſch:
Sie komme recht glücklich nieder.

Es würde ein thörichtes und unfruchtbares Geſchäft ſein, aus dieſen und ähnlichen poetiſchen Andeutungen die näheren Umſtände von Heine's Jugendliebe, die Details ihres Verlaufes in der Wirklichkeit, ermitteln zu wollen. Ob das Mädchen ihm Hoffnung auf ihre Hand gemacht, ob ſie einen ſtillen Bund der Herzen flatterſinnig oder auf Antrieb ihrer Verwandten gebrochen, ob die leicht erregte Phantaſie des jungen Schwärmers für Ermuthigung nahm, was vielleicht nur argloſe Koketterie oder unſchuldiges Behagen an den ihr ſchüchtern dargebrachten Huldigungen war, kann uns gleichgültig ſein, und wir wollen es Anderen überlaſſen, Unterſuchungen ſo indiskreter Art anzuſtellen, deren Reſultat ſchließlich in keinem Falle den Werth der betreffenden Lieder erhöht oder verringert. Niemand hat ſich zudem über derartige Verſuche, das poetiſche Weſen eines Schriftſtellers aus zuſammengerafften Hiſtörchen zu konſtruieren, misbilligender ausgeſprochen, als Heine ſelbſt. „Nur Etwas," ſchreibt er einmal bei ſolchem Anlaſſe an Immermann (Bd. XIX, S. 83), „kann mich aufs ſchmerzlichſte verletzen, wenn man den Geiſt meiner Dichtungen aus der Geſchichte (Sie wiſſen, was dieſes Wort bedeutet), aus der Geſchichte des Verfaſſers erklären will. Wie leicht auch die Geſchichte eines Dichters Aufſchluß geben könnte über ſein Gedicht, wie leicht ſich wirklich nachweiſen ließe, daß oft politiſche Stellung, Religion, Privat-

haſs, Vorurtheil und Rückſichten auf ſein Gedicht eingewirkt, ſo muſs man Dieſes dennoch nie erwähnen. Man entjungfert gleichſam das Gedicht, man zerreißt den geheimnisvollen Schleier desſelben, wenn jener Einfluſs der Geſchichte, den man nachweiſt, wirklich vorhanden iſt; man verunſtaltet das Gedicht, wenn man ihn fälſchlich hineingegrübelt hat. Und wie wenig iſt oft das äußere Gerüſte unſerer Geſchichte mit unſerer wirklichen, inneren Geſchichte zuſammenpaſſend! Bei mir wenigſtens paſſte es nie." — Laſſen wir uns daher an der einzig in Betracht kommenden Thatſache genügen, daſs Heine's erſte leidenſchaftliche Liebe ein wehvoller Traum und das Erwachen aus ihr eine ſchmerzliche Enttäuſchung war, die ihm den Trank des Lebens für alle Zeit mit ihrem Wermuth verbitterte. —

Die erſten poetiſchen Verſuche Harry's mögen — abgeſehen von einigen verſificierten Glückwünſchen, die nach der von Maximilian Heine mitgetheilten Probe [24]) kein ungewöhnliches Talent verrathen — in die Zeit ſeines Düſſeldorfer Aufenthaltes nach der Rückkehr aus Frankfurt fallen. Doch iſt uns von denſelben nur ein einziges Gedicht (Bd. XVII, S. 288 [Bd. XV, S. 263]) erhalten, eine träumeriſche Klage um den Untergang der guten alten Zeit,

Wo die Sitte und die Tugend
Prunklos gingen Hand in Hand,
Wo mit Ehrfurchtſcheu die Jugend
Vor dem Greiſenalter ſtand;

Wo kein Jüngling ſeinem Mädchen
Modeſeufzer vorgelügt;
Wo kein witziges Despötchen
Meineid in Syſtem gefügt;

Wo ein Handſchlag mehr als Eide
Und Notarienakte war,
Wo ein Mann im Eiſenkleide
Und ein Herz im Manne war.

Wie ſchon dieſe unſchuldigen Verſe erkennen laſſen, war das ganze Gedicht ein ziemlich trivialer Nachklang Arndt'ſcher und Schenkendorf'ſcher Poeſien, von romantiſcher Tendenz und in

durchaus romantiſchem Tone. Bemerkenswerth tritt jedoch in dieſem jugendlichen Verſuche bereits der melodiſche Fluſs einzelner Strophen, die natürliche Kraft und Einfachheit der Sprache, und jenes ironiſche Spiel mit Antitheſen hervor, das der Heine'ſchen Dichtweiſe eigenthümlich iſt. Oder tragen Verſe wie die folgenden:

Zwar auch unſre Damen preiſ' ich;
Denn ſie blühen wie der Mai,
Lieben auch und üben fleißig
Tanzen, Sticken, Malerei.

Singen auch in ſüßen Reimen
Von der alten Lieb' und Treu',
Freilich zweifelnd im Geheimen,
Ob das Märchen möglich ſei.

Unſre Mütter einſt erkannten,
Sinnig, wie die Einfalt pflegt,
Daſs den ſchönſten der Demanten
Nur der Menſch im Buſen trägt.

Ganz nicht aus der Art geſchlagen
Sind die klugen Töchterlein;
Denn die Fraun in unſern Tagen
Lieben auch die Edelſtein' —

tragen dieſe Verſe nicht, trotz aller breitſpurigen Unbeholfenheit der Form, ſchon unverkennbar dasſelbe Gepräge, welches uns aus der ſpäteren ſcharf pointierten Lyrik des Dichters ſo originell entgegen blickt?

Aber vollere und ſelbſtändigere Töne ſollte die Liebe bald der noch ungeübten Harfe entlocken. Die Zeitſchrift „Hamburg's Wächter" brachte in ihren Nummern vom 8. und 27. Februar und vom 17. März 1817 mehre Lieder des jungen Poeten, die freilich nicht mit ſeinem wirklichen Namen, ſondern mit dem wunderlichen Pſeudonym „Sy Freudhold Rieſenharf" unterzeichnet waren. Dies ſchwerfällige Anagramm hatte er aus den Buchſtaben ſeiner Vaterſtadt „Düſſeldorf" und ſeines eigenen

Vor- und Zunamens „Harry Heine“ zusammengestellt. Die Gedichte, mit welchen er unter der Maske dieses fremdartigen Schriftstellernamens zuerst an die Oeffentlichkeit trat, waren von sehr verschiedenem Werthe. Zwei derselben — „Die Weihe“ und „Die Lehre“ (Bd. XV, S. 64. u. 96 [273 u. 276]) — sind fast kindische Tändeleien von alltäglichstem Inhalt und platteſter Form, das erste Stück außerdem kokettierend mit dem Marienkultus und Minnedienst der Romantik in Brentano'schem Geschmacke. Um so bedeutender, wenn auch keineswegs frei von den Einflüssen derselben romantischen Richtung, sind die übrigen Lieder. Da treffen wir zuerst jenes herzbekennende Traumbild von der schönen gespenstischen Maid, die dem Dichter inmitten des sonnigen Blumenlandes sein Todtenkleid wäscht, ihm auf der Waldlichtung den Sarg zimmert, und auf der weiten Haide sein Grab gräbt (Bd. XV, S. 28 [21]). Träg und langsam — so verkünden es die folgenden Lieder (Bd. XV, S. 55 u. 56 [42 u. 44]) — schleppen sich die Stunden dahin, und spotten der ungeduldigen Sehnsucht des Liebenden, in dessen Herzen bei Tag und Nacht der Todtenwurm pickt und ihm wiederum den Todtensarg hämmert. Aber dämonischer noch, als diese finsteren Klagen, starrt uns die Ballade von Don Ramiro (oder, wie er in dieser ältesten Fassung heißt, Don Rodrigo) entgegen, der als blutiger Schatten auf dem Hochzeitsfeste der treulosen Geliebten erscheint und den Reigen mit ihr tanzt, während er sie mit den eiskalten Händen umfasst und Leichenduft auf ihre Wangen haucht.

Wahrlich, solche Lieder — Das fühlt jeder Leser heraus — entsprangen keiner glücklichen, hoffnungsfreudigen Liebe, sondern einer verzehrenden Leidenschaft, die keine Erwiderung fand und in sich selber die Keime des Todes barg. Aber das Herz ist ein trotzig eigensinniges Ding, zumal das Herz eines jungen Poeten, der, an die Galeere eines prosaisch dürren Werkeltagsberufes gekettet, um so sehnsüchtiger danach trachten musste, sich in der Welt des Gemüthes und der Phantasie ein schöneres Reich aufzubauen. Die Liebe ging ihm auf wie dem verirrten Wanderer ein Licht in der Finsternis, und er folgte dem hellen Schimmer, unbekümmert, ob es ein Irrwisch sei, der ihn nur noch tiefer in

nächtiges Dunkel verlocke, oder ob ein ewiger Stern ihm den Weg weise zu den hesperischen Gefilden des Glücks. Und das Licht wurde strahlender und größer, wie er dem Scheine nachging; aber es war kein traulich stilles Herdfeuer, an dessen Gluth er sich wärmen durfte, sondern die düsterrothe Fackel des Genius, welche die Abgründe des Seins durchleuchtet, und, vom unscheinbarsten Punkte beginnend, im Spiegel des kleinen Ich strahlenförmig das ganze Weltall erhellt.

Nicht bloß dem jungen Dichter, auf dessen Haupt sich diese Flamme herabgesenkt, sondern auch seinen Hamburger Verwandten musste es allmählich klar geworden sein, dass er sich für den kaufmännischen Erwerb schlecht qualificiere. Auch Salomon Heine, der reiche Oheim, hatte sich in den letzten Jahren aus eigener Anschauung überzeugt, dass der „dumme Junge", wie er seinen Neffen in gutmüthigem Scherz gern titulierte, zum Merkursjünger verdorben sei, und erklärte sich endlich bereit, ihm die Mittel zu einem dreijährigen Universitätsstudium zu gewähren. Von Harry's poetischen Talenten und Dessen schriftstellerischem Treiben hegte er freilich keine allzu hohe Meinung — „Hätte der dumme Junge was gelernt, so brauchte er nicht zu schreiben Bücher", soll er noch in späteren Jahren achselzuckend geantwortet haben, als ihm Jemand von seinem berühmten Neffen sprach; — daher stellte ihm Salomon Heine die Bedingung, daß er mit Ernst und Eifer dem Studium der Rechtswissenschaft obliege, um nach beendigtem Universitätskursus im Stande zu sein, den Doktorgrad zu erwerben und die Advokaten-Karrière in Hamburg einzuschlagen. Letzteres bedingte zwar den Uebertritt Harry's zum Christenthum; aber so treu der Oheim, trotz seiner vorurtheilslosen Gesinnung, für seine eigene Person am ererbten Glaubensverbande festhielt, so wenig' Hindernisse legte er seinen Familienmitgliedern in den Weg, wenn sie sich taufen lassen wollten, und fast all' seine Töchter heiratheten in christliche Familien. —

Voller Freude, dem quälenden Joche des Geschäftslebens endlich dauernd entronnen zu sein, begab sich Harry Heine im Sommer 1819 zunächst wieder nach Düsseldorf in das elterliche Haus, um sich dort während einiger Monate in stiller Zurückgezogenheit auf die Universitätsstudien vorzubereiten. Unter An-

derm nahm er, um ſich im Lateiniſchen zu vervollkommnen, mit ſeinem Jugendgeſpielen Joſeph Neunzig Unterricht in dieſer Sprache bei einem alten Privatlehrer aus der Schule der Jeſuiten. Der fromme Herr hatte mit ſeinen iſraelitiſchen Zöglingen viel Noth auszuſtehen; denn Harry machte ſich einen Spaß daraus, wo es ſich irgend thun ließ, traveſtierende Verſionen der römiſchen Klaſſiker zu liefern, und die Werke der Letzteren nicht in ſchulgerechtes Deutſch, ſondern in hebraiſierenden Judenjargon zu überſetzen.

Neben den trockenen Schulſtudien regte jetzt auch die Poeſie in der vom Alpdruck eines verfehlten Berufes befreiten Seele des Jünglings kühner und mächtiger ihre Schwingen. Das Bild der Geliebten und die heimliche Hoffnung, vielleicht dereinſt noch ihr Herz und ihre Hand zu erringen, umgaukelten ihn bei Tag und bei Nacht, die Träume wurden zu Liedern, und hübſche Lippen flüſterten bald von Haus zu Haus, daſs der Harry wieder da ſei und gar ſchöne Verſe dichten könne. Manches holde Nachbarkind machte ihm einen Willkommsbeſuch, und bat ihn mit ſchelmiſchem Erröthen um einen Album-Spruch, und es ſollen oftmals ſehr originelle Aperçus geweſen ſein, mit denen er ſich zur Erinnerung in die Stammbücher der jungen Damen einſchrieb. Welchen Troſt für ſein Liebesleid Harry aber vor Allem in dem milden Blick und theilnahmvollen Wort ſeiner Mutter fand, mögen uns die Sonette verkünden, in denen er ſo rührend dieſen beſänftigenden Einfluſs ihres feſten, ſtillen, herzlichen Weſens geſchildert hat:

Ich bin's gewohnt, den Kopf recht hoch zu tragen,
Mein Sinn iſt auch ein bischen ſtarr und zähe;
Wenn ſelbſt der König mir ins Antlitz ſähe,
Ich würde nicht die Augen niederſchlagen.

Doch liebe Mutter, offen will ich's ſagen:
Wie mächtig auch mein ſtolzer Muth ſich bläh̃e,
In deiner ſelig ſüßen, trauten Nähe
Ergreift mich oft ein demuthvolles Zagen.

Iſt es dein Geiſt, der heimlich mich bezwinget,
Dein hoher Geiſt, der Alles kühn durchdringet,
Und blitzend ſich zum Himmelslichte ſchwinget?

Quält mich Erinnerung, daſs ich verübet
So manche That, die dir das Herz betrübet,
Das ſchöne Herz, das mich ſo ſehr geliebet?

---

Im tollen Wahn hatt' ich dich einſt verlaſſen,
Ich wollte gehn die ganze Welt zu Ende,
Und wollte ſehn, ob ich die Liebe fände,
Um liebevoll die Liebe zu umfaſſen.

Die Liebe ſuchte ich auf allen Gaſſen,
Vor jeder Thüre ſtreckt' ich aus die Hände,
Und bettelte um gringe Liebesſpende, —
Doch lachend gab man mir nur kaltes Haſſen.

Und immer irrte ich nach Liebe, immer
Nach Liebe, doch die Liebe fand ich nimmer,
Und kehrte um nach Hauſe, krank und trübe.

Doch da biſt du entgegen mir gekommen,
Und ach, was da in deinem Aug' geſchwommen.
Das war die ſüße, langgeſuchte Liebe.

Harry's Lieblingslektüre waren um dieſe Zeit die Uhland'ſchen Lieder und Balladen. Was er ſelbſt während ſeines diesmaligen Aufenthaltes in Düſſeldorf dichtete, wurde faſt ſtets ſeinem Freunde Joſeph Neunzig mitgetheilt, der ſich gleichfalls mit poetiſchen Verſuchen beſchäftigte. Eines Tages kam Harry mit begeiſtrungſtrahlenden Wangen zu ihm hinüber geeilt, und las ihm das Gedicht „Die Grenadiere" vor, das er ſo eben geſchrieben, und nie vergaß Dieſer die tiefſchmerzliche Betonung der Worte: „Mein Kaiſer, mein Kaiſer gefangen!" Bald nachher wurde die unſterbliche Romanze von dem Düſſeldorfer Tonkünſtler Max Kreuzer in Muſik geſetzt und von ihm dem franzöſiſchen Marſchall Soult gewidmet, deſſen Gemahlin aus dortiger Gegend ſtammte. — Auch das Gedicht „An eine Sängerin, als ſie eine alte Romanze ſang", entſtand in dieſer Zeit. Es iſt an die damalige Primadonna der Düſſeldorfer Oper, Karoline Stern, gerichtet, welche viel im Heine'ſchen Hauſe verkehrte und

in einem Wohlthätigkeits-Koncerte eine, mit großem Beifall aufgenommene Romanze vortrug.

So ſchwand den beiden, nach vierjähriger Trennung wieder vereinigten Freunden unter wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Arbeiten der Sommer dahin, und im Spätherbſt 1819 bezogen ſie gemeinſchaftlich die Univerſität Bonn.

## Drittes Kapitel.

### Der Bonner Student.

Die im Jahre 1777 durch den Kurfürſten Maximilian Friedrich von Köln gegründete Hochſchule zu Bonn war in der franzöſiſchen Zeit, gleich ſo manchen anderen Pflanzſtätten deutſcher Bildung, von Napoleon aufgehoben, und erſt am fünften Jahrestage der Schlacht von Leipzig, am 18. Oktober 1818, durch König Friedrich Wilhelm III. von Preußen wieder eröffnet worden. Die ausgezeichneten, an die junge Univerſität berufenen Lehrkräfte verſchafften ihr bald einen glänzenden Ruf; die lernluſtige Jugend ſtrömte in Scharen herbei, und die Zahl der Studenten hatte ſich am Schluſſe des zweiten Semeſters ſchon auf 700 gehoben. Kein Wunder; denn die evangeliſch-theologiſche Fakultät hatte Namen wie Auguſti, Lücke und Sack aufzuweiſen, während die katholiſche Theologie beſonders durch den geiſtreichen Georg Hermes, den Begründer der katholiſchen Dogmatik, vertreten war. In der mediciniſchen Fakultät finden wir die Profeſſoren Biſchoff, Harleß, Walther, Naſſe, Mayer, Ennemoſer und Windiſchmann, — Letzterer nachmals ein Hauptgegner von Hermes, und wegen ſeiner Einmiſchung pietiſtiſcher Extravaganzen in die wiſſenſchaftliche Heilkunde erbarmungslos von Börne verſpottet. Die Lehrſtühle der Jurisprudenz waren von Anfang an mit Männern wie Mackeldey, Mittermaier, Welcker und Walter beſetzt, die noch ein Halbjahrhundert ſpäter zu den Celebritäten ihrer Fachwiſſenſchaft zählten; und in der philoſophiſchen Fakultät hatten Namen

wie Arndt, Auguſt Wilhelm von Schlegel, Hüllmann, Delbrück, Nees von Eſenbeck, G. F. Welcker, Dieſterweg, Heinrich, Freytag, Naeke, Radlof, Nöggerath und Goldfuß großentheils ſchon damals einen guten Klang als Zierden deutſcher Wiſſenſchaft und Literatur.

Aber auch das lernende Element, die akademiſche Jugend, war um dieſe Zeit von einem tüchtigen, ſittlich reinen und wiſſenſchaftlich ſtrebſamen Geiſte beſeelt. Noch loderte in den Herzen der meiſten jungen Leute, die ſich auf deutſchen Hochſchulen zuſammenfanden, das Feuer patriotiſcher Begeiſterung, welches die Freiheitskriege geweckt hatten, und der Gedanke einer innigen Gemeinſchaft der verſchiedenen Stämme und Gauen des Vaterlandes fand ſeinen Ausdruck im Principe der auf dem Wartburgsfeſte geſtifteten allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft. Freilich drohten ſeit der unheilvollen Ermordung Kotzebue's durch den Schwärmer Karl Ludwig Sand am 23. März 1819 ſchon jene Verfolgungen heran, welche das harmoniſche Band zwiſchen den Studierenden auf den meiſten Univerſitäten zerreißen, und ein rohes, in Rauf- und Saufluſt ausartendes Korpsleben an Stelle der idealeren Beſtrebungen herauf führen ſollten. Die Feinde der Einheit und Freiheit wuſſten recht wohl, warum ſie die Gründung der „Landsmannſchaften“ von oben herab insgeheim unterſtützten und Letztere ſtillſchweigends duldeten, obgleich officiell ein Verbot aller Studentenverbindungen erlaſſen ward. Der burſchenſchaftliche Geiſt ſollte unterdrückt, der freie Sinn der Jugend gebrochen werden — welches Mittel konnte dieſem ſchmählichen Zwecke förderlicher ſein, als die Spaltung der akademiſchen Bürger in ſchroff geſonderte Parteien und die Ablenkung der jugendlichen Thatluſt auf das Gebiet hohler Renommage des Fechtbodens und der Bierbank?

H. Heine ſollte dieſen Auflöſungsprozeß des Studententhums, den Untergang der allgemeinen deutſchen Burſchenſchaft und das Emporwuchern eines liederlichen Korpsgeiſtes, zum Theil ſchon auf der Bonner Univerſität mit erleben. In den erſten Tagen nach ſeiner Ankunft war er noch Zeuge und Theilnehmer der letzten Ovation, welche von den Studierenden der rheiniſchen Hochſchule dem Traume politiſcher Freiheit dargebracht ward.

Als Erinnerungsfeier der Leipziger Völkerſchlacht hatte die akademiſche Jugend am 18. Oktober 1819 einen Fackelzug nach dem nahe liegenden Siebengebirge veranſtaltet. Ein auf dem Gipfel des Drachenfelſens errichteter Holzſtoß ward durch die zuſammengeworfenen Fackeln in Brand geſetzt, und Heine war einer der Eifrigſten unter den Jünglingen, welche den flammenden Schober durch Zutragen neuen Reiſigs in Gluth erhielten. Begeiſterte Worte für die Ehre und Größe Deutſchlands wurden an dieſem Oktoberfeuer geſprochen — aber ſchon überwachten Spione und Delatoren der Reaktion die argloſen Geſellen, und die Redner wurden hinterdrein auf höheren Befehl in Unterſuchung gezogen. Klagte doch, nach dem Zeugniſſe Hoffmann's von Fallersleben [25]), ſchon im Sommer 1820 der Regierungsbevollmächtigte von Rehfues, welcher als Kurator der Univerſität fungierte: „Ich kann es gar nicht begreifen, — ich werde durch verdächtigende Winke gerade auf Diejenigen fortwährend aufmerkſam gemacht, welche die Tüchtigſten und Geſittetſten auf der ganzen Univerſität ſind.“ Ein Glück, daſs der redliche Mittermaier damals akademiſcher Richter war und ſeine ſchützende Hand über die jungen Leute hielt — ſonſt würden der ſchönen Stadt am Rheine gewiſs nicht die Schrecken der Mainzer Unterſuchungs-Kommiſſion und der Tzſchoppe-Kamptz'ſchen Demagogenverfolgungen erſpart geblieben ſein!

Heine hat die Erinnerung an dieſe Oktoberfeier in einem Sonett aufgezeichnet, das wir an dieſer Stelle hauptſächlich deſshalb mittheilen, weil es zeigt, wie frühe ſchon ſein Humor es liebte, den ernſthafteſten Betrachtungen einen ironiſchen Schluſs anzuhängen. Das Gedicht lautet:

**Die Nacht auf dem Drachenfels.**

Um Mitternacht war ſchon die Burg erſtiegen,
Der Holzſtoß flammte auf am Fuß der Mauern,
Und wie die Burſchen luſtig niederkauern,
Erſcholl das Lied von Deutſchlands heil'gen Siegen.

Wir tranken Deutſchlands Wohl aus Rheinweinkrügen,
Wir ſahn den Burggeiſt auf dem Thurme lauern,
Viel' dunkle Ritterſchatten uns umſchauern,
Viel' Nebelfraun bei uns vorüberfliegen.

Und aus den Thürmen steigt ein tiefes Aechzen,
Es klirrt und rasselt, und die Eulen krächzen;
Dazwischen heult des Nordsturms Wuthgebrause.

Sieh nun, mein Freund! so eine Nacht durchwacht' ich
Auf hohem Drachenfels, doch leider bracht' ich
Den Schnupfen und den Husten mit nach Hause.

Da Harry Heine, der ursprünglich einem andern Geschäft bestimmt gewesen war, kein Abgangszeugnis von einem Gymnasium mitbrachte, musste er sich, gleich den meisten „Füchsen", deren Schulstudien durch Theilnahme an den Freiheitskriegen oder durch sonstige Zeitverhältnisse unterbrochen worden waren, vor seiner Immatrikulation als akademischer Bürger einer Maturitätsprüfung unterwerfen. Letztere fand vor einer, besonders zu diesem Zweck eingesetzten Prüfungs-Kommission statt, und bedingte ein mündliches wie ein schriftliches Examen. Unter den schriftlichen Aufgaben war ein Aufsatz über den Zweck der akademischen Studien. Als Heine die Reinschrift seiner Arbeit abgeliefert hatte, begab er sich mit andern Examinanden, zu denen auch Joseph Neunzig gehörte, in eine Studentenkneipe, und las dort unter schallendem Gelächter seiner Kameraden aus dem Brouillon, das er zu sich gesteckt, seine Abhandlung vor. Er hatte das aufgegebene Thema, mit Vermeidung jeder ernsten Betrachtung, in durchaus humoristischer Weise behandelt, und seinem Muthwillen in keckster Laune die Zügel schießen lassen. Joseph Neunzig erinnert sich u. A. einer Stelle, in der es ungefähr hieß: „Die Wissenschaften, welche in diesen Hörsälen gelehrt werden, bedürfen vor Allem der Schreibbänke; denn diese sind die Stützen, die Träger und Grundlagen der Weisheit, welche vom Munde der Lehrer ausgeht, und von den andächtigen Schülern in die Hefte übertragen wird. Dann sind aber auch die Schreibbänke gleichsam Gedenktafeln für unsre Namen, wenn wir diese mit dem Federmesser hineinschneiden, um künftigen Generationen die Spur unsres Daseins zu hinterlassen." — Nach einigen Tagen erfolgte die Censur. Es wurde vom Vorsitzenden der Kommission tadelnd bemerkt, dass Heine „von dem aufgegebenen Thema bedenklich abgewichen" sei; doch lasse sich nicht verkennen, dass er „eine

beachtenswerthe Anlage zur Satire" verrathe. So empfing denn Harry, nachdem er ſich das Zeugnis leidlicher Reife für die Univerſitätslaufbahn erworben[26]), am 11. December 1819 die Matrikel als Studioſus der Rechts- und Kameralwiſſenſchaften.

Wie ſchon erwähnt, lockte der ſteigende Ruf der jungen Hochſchule bald eine große Zahl ſtrebſamer Jünglinge nach Bonn, die, aus den verſchiedenſten Gegenden des deutſchen Vaterlandes entſtammt, oft auf den Bänken desſelben Kollegs ſaßen und ſich in der gleichen Schwärmerei für burſchenſchaftliche Zwecke oder in geſelligem Verkehr auf der „Kneipe" begegneten, während ihr Geſchick ſie ſpäter auf die heterogenſten Bahnen wies. Gewiſs nicht Mancher von Denen, welche 1819 und 1820 über den alten Marktplatz zu den Hallen des palaſtähnlichen Univerſitätsgebäudes wanderten, mochten ahnen, daſs jener Kommilitone, der, die Mappe unterm Arm, im deutſchen Rocke, höflich grüßend, ſo friedlich neben ihm einher ſchritt, nach wenigen Jahren ihn als Todfeind in der Arena politiſcher oder theologiſcher Kämpfe befehden, und mit zelotiſcher Wuth dieſelben Ideale verketzern ſollte, an deren Verwirklichung er heut ſeine beſte Kraft, vielleicht ſein Leben zu ſetzen bereit war! Wer hätte in dem ſchwärmeriſchen Jarcke, der ſich mit politiſchen Weltverbeſſerungsplänen trug, den nachmaligen ſervilen Publiciſten der Wiener Hof- und Staatskanzlei, das allzeit gefügige Werkzeug der ultramontanen Reaktion erkannt? Wer in dem ſiebzehnjährigen Burſchenſchafter Hengſtenberg, deſſen Mund von deutſch-patriotiſchen Phraſen troff, den Begründer der neulutheriſchen Orthodoxie, den fanatiſchen Wiederherſteller der Erbſündenlehre des ſechzehnten Jahrhunderts, dem jede freie patriotiſche Regung ein Greuel geworden? Eher ſchon hätte man weisſagen mögen, daſs aus jenem ſelbſtgefälligen Polterer mit ſcharfknochigem Mongolengeſicht und lang herabwallendem Haupthaar, der ſo abſprechend in den Studentenverſammlungen auftrat, ſich nach einigen Wandlungen der „Franzoſenfreſſer" und Denunciant aller freiſinnigen Beſtrebungen entpuppen würde, welcher dem Namen Wolfgang Menzel einen wenig beneidenswerthen Ruf verſchafft hat. — Früher noch, als Jarcke, traten zwei andre ſeiner Kommilitonen, die Gebrüder Goſsler, der romantiſch reaktionären Zeitſtrömung folgend, zum

Katholicismus über; und von den Jüngern der Themis, welche auf Mackeldey's, Welcker's und Mittermaier's Vorträge lauschten, dienten Alexander von Daniels, Bauerband und v. Linde bald nachher als Universitätslehrer und juristische Schriftsteller in Wissenschaft und Staatsleben eifrig derselben ultrakonservativen Richtung, während der milde Eduard Böcking sich den extremen Parteien ferne hielt, und seinen Namen um so ruhmvoller denen der großen Rechtslehrer der Neuzeit beigesellte. Unter den jungen Theologen, welche damals in Bonn studierten, zeichnete sich, außer Hengstenberg, später besonders Karl Hagenbach als gelehrter Dogmatiker und Kirchengeschichtschreiber aus. Wenden wir uns zu dem medicinischen und naturwissenschaftlichen Felde, so finden wir auch hier ein Dreigestirn nachmaliger Koryphäen der Wissenschaft, dessen Licht weit über die engere Heimat hinaus seinen Glanz verbreiten sollte: J. F. Dieffenbach, übte zu jener Zeit an den Schwänzen aller Hunde und Katzen, die er erwischte, seine Schneidelust, die ihn in der Folge zum ersten Operateur Deutschlands machte; Johannes Müller, der große Physiolog, und Justus Liebig, der Schöpfer der modernen Agrikulturchemie, thaten bei Analysen und Experimenten den ersten Blick in die verborgenen Gesetze des Weltalls, deren sie später so manches zum Heil und Segen der Menschheit entdeckten. Auch die schönwissenschaftliche Literatur hatte in Simrock und Hoffmann von Fallersleben ihre achtungswerthen Vertreter. Ersterer tummelte mit frühreifer Gewandtheit das Musenross zu zierlichen Sprüngen und sang von dem lustigen Leben am weinbergüberschatteten Strome; Letzterer vertiefte sich schon damals in die Schätze der altdeutschen Literatur, und gab als erste Frucht seiner Forschungen 1821 die Bonner Fragmente des Otfried heraus.

Von all' diesen Jünglingen, welche 1819 und 1820 gemeinsam die Bonner Hochschule besuchten und sich später auf so verschiedenartigen Gebieten Ruf und Namen erwarben, waren es indess nur Simrock, Daniels und Dieffenbach, mit denen Heine in näherem Verkehre stand. Im Uebrigen beschränkte sich sein Umgang meist auf unbedeutendere Geister, wie Johann Baptist Rousseau, den unermüdlichen Versschmied, welcher seinen Freund damals in wortschwallreichen Sonetten verherrlichte, — Schopen

(ſpäter Gymnaſialdirektor in Bonn), — die uns gänzlich unbekannten Pelmann und Bölling, — den Prinzen von Witgenſtein und Deſſen Hofmeiſter, — und die Weſtfalen Friedrich von Beughem, Chriſtian Sethe (nachmals Oberſtaatsanwalt beim Kammergerichte zu Berlin, † daſelbſt am 17. Januar 1872 als Vorſitzender des Direktoriums der Berlin-Potsdam-Magdeburger Eiſenbahn) und Friedrich Steinmann. Letzterer hatte in Düſſeldorf die unteren Gymnaſialklaſſen beſucht, während Heine ſchon in einer höheren Klaſſe war, und traf ihn jetzt unerwartet in Bonn wieder. Am Tage nach ſeiner Ankunft fand er ihn mit mehren Studenten am Rheinufer ſtehen, Fiſchern im Kahne zuſchauend, und hörte den erſten Witz, den Heine riſs, indem er ſeiner Umgebung zuraunte: „Nehmt euch in Acht, daß ihr nicht ins Waſſer fallt! — man fängt hier Stockfiſche.“ Dabei reckten ſich ſeine Mundwinkel ſcharf auseinander, und verkündeten, daſs er einſt ſchreiben würde, wie er heute ſprach.

Der Verkehr Heine's mit Simrock, Rouſſeau, Beughem, Steinmann und Neunzig zog ſeine geiſtige Nahrung hauptſächlich aus dem lebhaften Intereſſe für Kunſt und Poeſie, das ihnen gemeinſam war. Alle Sechs verſuchten ſich eifrig in poetiſcher Produktion; ſie laſen einander gegenſeitig ihre neueſten Lieder und Tragödien vor, und tauſchten ihr Urtheil über den Werth derſelben aus. Die Briefe Heine's an Steinmann und Immermann[27]) beweiſen, ein wie ſcharfer und redlicher Kritiker der Erſtere nicht allein gegen ſich ſelbſt, ſondern auch gegen ſeine poetiſierenden Freunde war. „Streng ſei gegen dich ſelbſt!“ iſt die unabläſſige Mahnung, welche er ihnen zuruft, und für deren Befolgung er ihnen durch die gewiſſenhafte Sorgfalt in der Ausarbeitung auch der kleinſten ſeiner Lieder ein treffliches Beiſpiel giebt. Es war ihm heiliger Ernſt mit der Kunſt, und Nichts verſtimmte ihn mehr, als wenn der Beſuch eines Freundes ihn juſt zu der Zeit überraſchte, wo er mit einer poetiſchen Arbeit beſchäftigt war. Um ſolchen Störungen zu entgehen, riegelte er ſich oftmals in ſeinem Zimmer ein, und ließ ſich durch Niemand unterbrechen, bis er ſeine Arbeit vollendet hatte.

H. Heine ſchloſs ſich in Bonn mit Eifer der Burſchenſchaft an, deren Leiter großentheils alte Jenenſer Studenten waren,

welche sich bestrebten, die verschiedenen Verbindungen zu einer „Allgemeinheit“ zu vereinigen. Aber die strenge Aufsicht der Regierungsbehörden legte den Zusammenkünften der studierenden Jünglinge die größten Schwierigkeiten in den Weg; die Censur war in voller Thätigkeit, und in dem „Bonner Commersbuche“, das Hoffmann von Fallersleben im Sommer 1819 herausgab, mussten gewisse verpönte Worte bereits damals ängstlich umgangen werden. In dem schönen Arndt'schen Liede: „Bringt mir Blut der edlen Reben!“ lautete die Schlussstrophe ursprünglich:

Und dies Letzt', wem soll ich's bringen
In dem Wein?
Süßestes von allen Dingen,
Dir, o Freiheit, will ich's bringen
In dem Wein!

Das war schon damals verwandelt in:

Süßestes von allen Dingen,
Dir muß ich's im Stillen bringen
In dem Wein.

Ein so kleinlicher Druck musste in den jugendlichen Gemüthern naturgemäß Unwillen und Widerstand erzeugen. Die verfehmte und geächtete Vaterlandsliebe, deren öffentliches Bekennen zu einem Verbrechen gestempelt ward, flüchtete sich in das Dunkel des Geheimnisses und der Verschwörung. Auch Heine nahm damals in Bonn an den verbotenen Zusammenkünften der Burschenschaft einen regen Antheil, wobei er eine gemäßigt liberale Richtung verfocht. Wie einer seiner späteren Göttinger Kommilitonen erzählt [28]), hatte er einst zu Bonn in geheimer Gerichtssitzung über die deutschen Fürsten in milderem Sinne votiert, dass der König von Preußen nur auf Pension gesetzt werden solle, und er hatte sich bei der künftigen Regierung des deutschen Reiches bescheidentlich das Amt eines der vier Censoren (natürlich nicht Bücher-Censoren) vorbehalten. Bei aller Sympathie mit den politisch freisinnigen Bestrebungen der Burschenschaft vermochte er jedoch an den Excentricitäten ihrer hohlen Deutsch-

thümelei, oder gar an den Aeußerlichkeiten einer auffallenden Kleidertracht wenig Geſchmack zu finden. Er trug freilich während ſeines Aufenthaltes auf der Rheinuniverſität das ſchwarz-roth-goldene Band, das bald nachher als Abzeichen burſchenſchaftlicher Geſinnung ſo ſtreng verpönt ward; niemals aber ſah man ihn im damals üblichen altdeutſchen Rocke, in welchem Menzel, Zarcke und die meiſten andern ſeiner Studiengenoſſen einher ſtolzierten. Ein weißer Flauſchrock im Winter, Sommers Rock, Hoſen und Weſte von gelbem Nankingzeug, die ziegelrothe Mütze weit nach hinten auf das lichtbraune Haar geſchoben, um die Rapierſtiche im Boden derſelben deutlich erblicken zu laſſen, die Hände in den Hoſentaſchen — ſo ſchlenderte Heine, nachläſſigen Ganges und mit vornehmen Blicken nach rechts und links ſchauend, durch die Straßen von Bonn. Die Züge des blaſſen, kaum leicht gerötheten Geſichtes waren fein, und eher weich als ſcharf, nur daſs ſich die Mundwinkel unter dem blonden Bärtchen häufig zu dem bekannten ſatiriſchen Zuge verlängerten, wobei auch die Muſkeln des Auges ſich herabzogen, ſo daſs letzteres nicht groß und offen erſchien, ſondern mit blinzelndem Ausdruck aus den zuſammen gekniffenen Wimpern hervorſtach.

Joſeph Neunzig, der von Jugend auf ein fleißiger Schüler der Düſſeldorfer Malerakademie war und derſelben ſpäter in dankbarer Erinnerung eine „Anatomie für bildende Künſtler“ gewidmet hat, porträtirte damals manchen ſeiner Freunde auf Elfenbein, unter ihnen auch Heine. Bei der erſten Sitzung machte ihn Dieſer beſonders auf den erwähnten ſatiriſchen Zug am Munde aufmerkſam und bat ihn, denſelben ja nicht zu verfehlen. Als ihm Neunzig nach einigen Tagen das wohlgetroffene, mit einem geſchliffenen Glaſe bedeckte Miniaturbild übergab, zeigte ſich Heine ſehr erfreut, und rief luſtig aus: „So, nun wollen wir das Bild auch in Muſik ſetzen laſſen!“

Wie die beiden Freunde in Düſſeldorf Nachbarn geweſen, wurden ſie es auch in Bonn auf der Joſephſtraße. Eines Morgens ward Neunzig von einem Landsmanne aufgeſucht, der um eine kleine Wegzehrung bat, und dann auch nach Heine's Wohnung frug. Neunzig zeigte ihm das Haus. Nachmittags kam Heine in ſehr aufgeregter Stimmung hinüber und erzählte,

ſein Hauswirth habe einen fremden Menſchen, den er für einen Studenten angeſehn, in ſein Zimmer gelaſſen, und Dieſer habe ihm ſeinen neuen Rock geſtohlen. Der ſatiriſche Zug verſchwand dabei nicht, er verzog ſich vielmehr zu einem höhniſchen Grinſen. [29])

Heine rauchte nie; der Tabaksrauch war ihm ſo zuwider, daſs er ſpäter in Göttingen mit den Bekannten, welche ihn mit brennender Pfeife beſuchten, zu kapitulieren und ſie mit dem Geſchenk eines Tabakpäckchens abzufinden pflegte. Auch war er ſchon als Student höchſt mäßig im Genuſs geiſtiger Getränke; namentlich das Bier liebte er nicht. Man konnte ihn alſo nicht zu der Zahl ſogenannter „flotter Burſche“ rechnen; nur den Fechtboden beſuchte er fleißig, ohne jedoch große Fertigkeit im Führen der Hieb- und Stoßwaffe zu erlangen.

Mit jüdiſchen Familien pflog Harry zu Bonn keinen Verkehr, und vermied es im Allgemeinen, ſich über ſeine religiöſen Anſichten zu äußern. Joſeph Neunzig erzählt, daſs in einer Studentengeſellſchaft einſt das Geſpräch auf Religionsfragen kam. Ein Iſraelit, welcher Medicin ſtudierte, geſtand, er zöge das Chriſtenthum dem Judenthume vor und würde ſich gern taufen laſſen, wenn nur nicht das Dogma von der unbefleckten Empfängnis der Jungfrau Maria allzu fatal den Geſetzen der Wiſſenſchaft widerſpräche. Heine hörte aufmerkſam zu, er ſagte Nichts, aber ein ſarkaſtiſches Lächeln umſpielte ſeine Lippen. Ueberhaupt ſprach er wenig; er war mehr Beobachter und Denker, als redſeliger Theilnehmer an der allgemeinen Konverſation; wenn er ſich in letztere einmiſchte, geſchah es meiſt durch kurze, ſchlagartig treffende Bemerkungen oder drollige Witze. Selten nur gewährte er ſelbſt den vertrauteſten Freunden einen offenen Einblick in das Reich ſeiner tiefern Empfindungen; er liebte es nicht, die Gefühle ſeines Herzens zur Schau zu tragen; gutmüthig und weich bis zum Uebermaß, ſchämte er ſich faſt der ihm angeborenen Empfindſamkeit, und ſuchte dieſelbe mit trotzigem Stolz unter einer ſchroffen, abſtoßenden Umgangsform zu verſtecken. „Heine“, ſagt Rouſſeau, [30]) der zu ſeinen älteſten Jugendfreunden gehörte, „iſt einer von denjenigen Dichtern, welche durch mannigfache, meiſt unverſchuldete Leiden in die Dornen

der Poeſie hineingejagt wurden, um als Nachtigallen zu ſingen und zu ſterben. Wollte er die Nacht des Lebens aufſuchen, oder überraſchte ſie ihn am Morgen des Glückes: genug, ſeine ganze Jugend war nur ein Wechſel von Irrſal, das erſt ſeine Eltern, dann ihn ſelber betraf. Eine finſtere Anſicht aller menſchlichen Dinge prägte ſich früh ſeinem Charakter ein, vielfache Reiſen und Umherſchleuderungen durch Thorheiten, von denen die wenigſten Jünglinge verſchont bleiben, lehrten ihn Welt und Menſchen bald von einer, wie ihm däuchte, unangenehmen Seite kennen, und eine ſonderbare Liebe kam hinzu, brennende Naphtatropfen in das aufgeregte Meer ſeiner Bruſt zu ſchütten. Mit einer glühenden Einbildungskraft, die ihm als Geſchenk der Natur zugefallen, drang und wühlte er ſich in die Abgründe des Daſeins; hier baute ſich ſeine Muſe ihren Palaſt, im Reiche der Nacht und des Traumes wurde ſie heimiſch, hier blitzten die Kryſtalle ſeiner Thränen, rieſelten die Tropfſteine ſeiner Wehmuth, graute der Baſalt ſeines Schmerzes, gleißten die Flammen ſeiner Verzweiflung, höhnten die Gnomen ſeiner Ironie, und Thränen, Wehmuth, Schmerz, Verzweiflung und Ironie ſchliffen ſich zu Diamanten der Lieder am Prüfſteine ſeines guten Herzens. Dies Herz iſt wirklich ein gutes und ein treu biederes, wie ich ſelten eins auf Erden gefunden; aber der Dichter ſchämt ſich ſeiner Gutmüthigkeit, er will abſichtlich ſeinen Zeitgenoſſen eckig, wild und verdorben erſcheinen, und die Sucht, ſich ſelbſt in einem ſchlimmen Lichte darzuſtellen, iſt bis zur Schwachheit in ihm aufgereift. Es geht ihm wie manchen Männern, die ſich ſchämen, wenn ſie einmal geweint haben, weil es, wie Schlegel mit Recht bemerkt, Menſchen giebt, die nicht ohne widerliche Verzerrungen weinen können, wenn ihr Gefühl auch das mildeſte und edelſte wäre. Aus dieſer unedlen Scham, ein ſanftes und rührendes Gefühl preisgegeben zu haben, entſteht bei Heine das Beſtreben, der Ausſprache des Heiligſten eine kleine Läſterung nachzuſenden, ſeinem Amor immer eine Schellenkappe oder ſeiner Grazie den Klumpfuß beizugeben. Sein Lob wird Ironie, ſein Tadel Humor, jede Zuſammenſtellung iſt Witz, auf Liebe folgt Hohn, auf Entzücken Schlangenbiſs oder doch der ſchwellende Stich der Weſpe — und dies Alles aus-

gesprochen in Liedern, die auf das geheimste Seelenleben des Verfassers anspielen! Um Heine lieb zu gewinnen, ist es fast nöthig, ihn persönlich zu kennen. Freilich ist die liebenswürdige Seite seines Wesens so schalkhaft versteckt, daſs es schwer hält, ihrer habhaft zu werden. Ist Dies aber einmal gelungen, so genießt man den originellsten Menschen, dessen Charakter nicht auf der Oberfläche schwimmt, sondern der studiert sein will, um selbst während der Dauer eines langjährigen Umgangs begriffen zu werden. Eitelkeit und Stolz, die man ihm so häufig vorwirft, sind vielleicht zwei Tugenden seines Wesens".

Es würde jedoch irrthümlich sein, aus dieser, im Allgemeinen zutreffenden Charakteristik den Schluß zu ziehen, daſs Heine in so jungen Jahren schon mit herber Verbitterung sich gänzlich die Genüsse eines zwanglos gemüthlichen Umgangs und den anregenden Seelenaustausch mit gleichgestimmten Freunden versagt hätte. Im Gegentheil liefern die uns erhaltenen Briefe und Gedichte aus seinen Universitätsjahren ein Zeugnis dafür, daſs er in dieser Zeit mannigfache Verbindungen anknüpfte, denen ein warmes Freundschaftsinteresse zu Grunde lag, und von denen nicht wenige bis ans Lebensende fortdauerten. Die Freunde mussten sich freilich seine oftmals wechselnden Launen, und vor Allem die muthwilligen Einfälle eines Humors gefallen lassen, der Nichts, was ihm lächerlich vorkam, mit seinem Spotte verschonte — dafür ertrug aber auch Heine mit unermüdlicher Geduld ihre Fehler und Schwächen, und erhob niemals den Anspruch, daſs ihre Neigungen oder Ansichten mit den seinigen übereinstimmten. Der spätere Briefwechsel mit Moser giebt uns zahlreiche Beispiele dieser toleranten Gemüthsstimmung, welche vom Freunde nur Verständnis und liebevolle Theilnahme, keineswegs aber Billigung oder Bewunderung für die Handlungen, Gefühle und Ueberzeugungen des Andern verlangt; „er mag sie loben oder tadeln je nach seinen eigenen Principien, aber immer soll er sie verstehen, ihre Nothwendigkeit begreifen, von unserem besonderen Standpunkte aus, wenn auch der seinige ganz verschieden ist" [31]). „Daſs Gans mir versöhnend schreiben wollte", bemerkt Heine gegen Moser bei der Nachricht von Gans' Uebertritte zum Christenthum, „ist ganz überflüssig, insofern ich ihn

jetzt nicht weniger liebe, als früherhin. So leicht wird es mir nicht, Liebe aus meinem Herzen zu reißen. Das ist es eben, was mir so viel' Schmerzen im Leben verursacht hat. Was ich liebe, liebe ich für immer." — „Ich habe mich davon überzeugt, und leider überzeugt," schreibt er bei einer andern Gelegenheit, „alle Gefühle, die mal in meiner Brust aufgestiegen sind, bleiben ungeschwächt und unzerstört, so lange die Brust selbst und Alles, was darin sich bewegt, unzerstört bleibt". Dieselbe Gesinnung klingt aus dem drastischen Zuruf hervor: „Ich liebe dich von ganzer Seele und bin kein Schuft — wenn du diese Formel im Kopfe behältst, werden dir meine Ausdrücke nie missfallen". Und wer die Sprache des Humors zu deuten weiß, wird einen ähnlichen Grundton auch in folgendem scherzhaften Geplauder erkennen: „Liebe mich um der wunderlichen Sorte Gefühls willen, die sich bei mir ausspricht in Thorheit und Weisheit, in Güte und Schlechtigkeit. Liebe mich, weil es dir nun mal so einfällt, nicht weil du mich der Liebe werth hältst. Auch ich liebe dich nicht, weil du ein Tugendmagazin bist, und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkuttisch verstehst, und mir deinen Mantel geliehen hast, und Geld geliehen hast und Dergleichen, — ich liebe dich vielleicht nur wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind, und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei Kassa, oder sentimental bin". —

Dem auf Wunsch seines Oheims ergriffenen Brotstudium der Rechtswissenschaft vermochte der junge Poet keinen Geschmack abzugewinnen. Was galten ihm die Institutionen des Gajus, was ihm das graue Spinnwebnetz der Pandekten? Sein liebe- und schönheitdurstiges Herz fühlte sich unmuthig eingeklemmt zwischen den „eisernen Paragraphen selbstsüchtiger Rechtssysteme", und nach wenig' Wochen sah man ihn nur äußerst selten noch ein juridisches Kolleg besuchen. Desto fleißiger wohnte er den übrigen, nach Neigung gewählten Vorlesungen bei, deren er, trotz ihrer großen Zahl, selten eine versäumte. „Geschichte", sagt Steinmann, welcher zum Theil dieselben Kollegien frequentierte, „besonders deutsche Geschichte und Literatur, war sein

Hauptſtudium während ſeines akademiſchen Aufenthaltes auf der Rheinuniverſität. Die Vorleſungen Hüllmann's, Radlof's und Schlegel's hörte er ſämmtlich ohne Ausnahme. Seine Hefte waren vollſtändig und ſauber geſchrieben; denn er ſchrieb ſchnell und ſchön zugleich, — eine Kaufmannshand, — und revidierte täglich ſeine Aufzeichnungen, in ſeinen Lieblingsſtudien gewiſſenhaft wie Einer". Unter den Vorleſungen, die Heine im erſten Semeſter beſuchte, und worin meiſtens deutſche Antiquitäten behandelt wurden, zählt er ſelber (Bd. I., S. 155) die folgenden auf: „1) Geſchichte der deutſchen Sprache bei Schlegel, der faſt drei Monate lang die barockſten Hypotheſen über die Abſtammung der Deutſchen entwickelte, 2) die Germania des Tacitus bei Arndt, der in den altdeutſchen Wäldern jene Tugenden ſuchte, die er in den Salons der Gegenwart vermiſſte, 3) germaniſches Staatsrecht bei Hüllmann, deſſen hiſtoriſche Anſichten noch am wenigſten vag ſind, und 4) deutſche Urgeſchichte bei Radloff, der am Ende des Semeſters noch nicht weiter gekommen war, als bis zur Zeit der Seſoſtris". — Fügen wir hinzu, daſs Harry außerdem ein regelmäßiger Zuhörer in Profeſſor Delbrück's literaturgeſchichtlichen und äſthetiſchen Vorträgen war, und mit nicht geringerer Aufmerkſamkeit die Belehrungen des Privatdocenten Hundeshagen über Kunſt und Leben des Mittelalters entgegen nahm, ſo erkennen wir leicht, welchen Anregungen die damalige Vorliebe des Dichters für altdeutſche Geſchichte, Kunſt und Literatur entſprang. Das Studium des Mittelalters, die germaniſtiſchen Forſchungen, insbeſondere die Beſchäftigung mit der alt- und mittelhochdeutſchen Poeſie, waren durch die Beſtrebungen der romantiſchen Schule, von welcher im nächſten Abſchnitt ausführlicher die Rede ſein wird, eifrigſt geweckt worden, und fanden, wie ſchon das Verzeichnis obiger Vorträge lehrt, auf der rheiniſchen Hochſchule eine hervorragende Vertretung. Durch von der Hagen's Herausgabe der St. Galler Handſchrift des Nibelungenliedes war ſeit einigen Jahren die Aufmerkſamkeit der ganzen literariſch gebildeten Welt vor Allem auf dies größte Werk mittelalterlicher Poeſie hingelenkt worden; eine andere wichtige Handſchrift desſelben Gedichtes, der ſogenannte rheiniſche Kodex, befand ſich im Beſitze des Docenten Hundes-

hagen, der eine kritiſch-hiſtoriſche Ausgabe des Nibelungen-Epos beabſichtigte, während Schlegel die Schönheiten des letztern in ſeinen kunſtvoll gegründeten Vorleſungen feinſinnig analyſierte, und in den Herzen ſeiner jugendlichen Zuhörer ein begeiſtertes Intereſſe für die neu entdeckten Schätze der erſten Blüthezeit unſerer Literatur wachrief. „Es war lange Zeit", ſchreibt Heine bei einem gelegentlichen Rückblick auf dieſe Bemühungen der romantiſchen Schule um die Wiedererweckung der altdeutſchen Poeſie, (Bd. VI., S. 201), „von nichts Anderem als vom Nibelungenlied bei uns die Rede, und die klaſſiſchen Philologen wurden nicht wenig geärgert, wenn man dieſes Epos mit der Ilias verglich, oder wenn man gar darüber ſtritt, welches von beiden Gedichten das vorzüglichere ſei. Jedenfalls iſt dieſes Lied von großer, gewaltiger Kraft. Die Sprache, worin es gedichtet, iſt eine Sprache von Stein, und die Verſe ſind gleichſam gereimte Quadern. Hie und da aus den Spalten quellen rothe Blumen hervor, wie Blutstropfen, oder zieht ſich der lange Epheu herunter, wie grüne Thränen". Der Dichter verzweifelt daran, von den Rieſenleidenſchaften, die ſich in dieſem Liede bewegen, den Franzoſen einen Begriff zu geben: „Denkt euch, es wäre eine helle Sommernacht, die Sterne, bleich wie Silber, aber groß wie Sonnen, träten hervor am blauen Himmel, und alle gothiſchen Dome von Europa hätten ſich ein Rendezvous gegeben auf einer ungeheuer weiten Ebene, und da kämen nun ruhig herangeſchritten der Straßburger Münſter, der Kölner Dom, der Glockenthurm von Florenz, die Kathedrale von Rouen u. ſ. w., und Dieſe machten der ſchönen Notre-Dame-de-Paris ganz artig die Kour. Es iſt wahr, daſs ihr Gang ein bischen unbeholfen iſt, daſs einige darunter ſich ſehr linkiſch benehmen, und daſs man über ihr verliebtes Wackeln manchmal lachen könnte. Aber dieſes Lachen hätte doch ein Ende, ſobald man ſähe, wie ſie in Wuth gerathen, wie ſie ſich unter einander würgen, wie Notre-Dame-de-Paris verzweiflungsvoll ihre beiden Steinarme gen Himmel erhebt, und plötzlich ein Schwert ergreift, und dem größten aller Dome das Haupt vom Rumpfe herunterſchlägt. Aber nein, ihr könnt euch auch dann von den Hauptperſonen des Niebelungenliedes keinen Begriff machen:

kein Thurm ist so hoch und kein Stein ist so hart wie der grimme Hagen und die rachgierige Chriemhilde".[32])

Mit all' den oben genannten Männern, deren Vorträge er besuchte, stand H. Heine auch im Privatleben in anregendem, mehr oder minder häufigem Verkehre. Arndt wohnte schon damals in seiner hübschen Villa am Rhein vor dem Koblenzer Thore, mit der herrlichen Aussicht auf Godesberg und das Siebengebirge, und empfing in seiner gastlichen Behausung mit schlichtem, biederem Wort die studierenden Jünglinge, welche ihm ihren Besuch machten und keiner besondern Empfehlung bedurften, um Zutritt zu seinen kleinen Abendgesellschaften zu finden, in denen ein durchaus zwangloser Ton herrschte. Mit Hundeshagen, dessen Beschreibung des Gelnhauser Palastes Kaiser Friedrich's I. viel dazu beigetragen hatte, das Studium der mittelalterlichen Architektur zu befördern, unternahm Heine manchen interessanten Ausflug in die Umgegend, wobei jener gelehrte Kenner der Kunstgeschichte nicht verfehlte, seinen jungen Freund auf alle bemerkenswerthen Baudenkmäler des Rheinlandes aufmerksam zu machen, und vor seinem geistigen Auge die Prachthallen der Abtei von Heisterbach aus den verfallenen Ruinen erstehen hieß, oder ihm ein andermal an dem Münster zu Bonn oder der kleinen Kirche zu Schwarzrheindorf die eigenthümlichen Schönheiten des romanischen Centralbaus aufzeigte. Auch mit Hüllmann, dem fleißigen Historiker, der aus vergilbten Chroniken und Pergamenten das statistische Material zur Staats- und Kulturgeschichte des Alterthumes zusammentrug, und mit Dessen sprachkundigem Kollegen, dem erblindeten Radlof, führte Heine manches geistvolle Gespräch, das ihm einen tieferen Einblick in die Welt der germanischen Vorzeit verschaffte.

Vor Allem war es jedoch A. W. von Schlegel, dessen Vorträge, Schriften und persönlicher Umgang einen bestimmenden Einfluss auf ihn übten. Obwohl der elegante Professor in seinem mit verschwenderischen Luxus ausgestatteten Hause sonst nur die vornehm gewählteste Gesellschaft sah, und zu seinen Soiréen höchstens bisweilen solche Studenten heranzog, welche als stimmbegabte Sänger an den zur Unterhaltung der Gäste veranstalteten musikalischen Aufführungen mitwirken konnten,

fand doch der jugendliche Dichter allzeit die freundlichſte Aufnahme bei dem gefeierten Hochmeiſter des romantiſchen Parnaſſes. Ja, die Gefälligkeit des gefürchteten Kritikers gegen den talentvollen Schüler ging ſo weit, daſs er Demſelben manchen nützlichen Wink über Versmaß und Gehalt ſeiner poetiſchen Verſuche gab; und die ungewöhnliche Sorgfalt, welche Heine ſein Lebenlang auf die metriſch vollendete Form ſeiner Dichtungen verwandte, dürfte nicht zum geringſten Theil dem Vorbilde und den kenntnisreichen Belehrungen Schlegel's zu danken ſein. Freilich hat nur der Kritiker, nicht der Dichter Schlegel, wie Julian Schmidt in einem „Rückblick auf H. Heine" hervorhebt, Einfluſs auf Deſſen poetiſche Entwicklung geübt: „Schlegel's lyriſche Art iſt nicht deutſch. Er iſt kein geborener Dichter und hat ſich, theils nach Lateinern, theils nach Spaniern und Italiänern, mühſam einen Stil zurecht gemacht, der weder die Phantaſie noch das Ohr anſpricht. Heine's Weiſe dagegen iſt von Anfang an deutſch und iſt immer deutſch geblieben. Ihm war die Poeſie die Mutterſprache: was er dachte und empfand, geſtaltete ſich ihm von vornherein in wohlklingender, melodiſcher Form, und nicht ſelten war der ſchöne Tonfall der Schöpfer ſeines Gedankens. Gleich ſeine erſten Gedichte drängen ſich dem Ohre auf und fordern zu Kompoſition heraus, während ſeine erſten proſaiſchen Verſuche noch ſehr inkorrekt und gezwungen ausſehen, bis er ſich geraden Wegs entſchließt, auch ſeiner Proſa einen poetiſchen Hauch, eine kühn erhöhte Melodie zu geben."

Durch den Ausſpruch, daſs er manche Stellen des Byron'ſchen „Manfred" für unüberſetzbar halte, hatte Schlegel ſeinen jungen Freund gereizt, ſich ſelbſt an der ſchwierigen Aufgabe zu verſuchen, und ſprach ſich faſt mit zu ſchmeichelnder Anerkennung über die ziemlich ſteife und ungelenke Verdeutſchung der Geiſterſcenen des erſten Aktes aus[28]). Beſonders aber intereſſierte er ſich für Heine's eigene Gedichte und regte Denſelben dadurch zu erhöhter poetiſcher Thätigkeit an. „Ueber mein Verhältnis mit Schlegel", heißt es in einem ungedruckten Briefe an Friedrich von Beughem aus dem Sommer 1820, „könnte ich dir viel Erfreuliches ſchreiben. Mit meinen Poeſien war er ſehr zufrieden, und über die Originalität derſelben faſt freudig erſtaunt.

Ich bin zu eitel, um mich hierüber zu wundern. Seine erſte Frage iſt immer: wie es mit der Herausgabe meiner Gedichte ſtehe. Je öfter ich zu ihm komme, deſto mehr finde ich, welch ein großer Kopf er iſt, und daſs man ſagen kann:

Unſichtbare Grazien ihn umrauſchen,
Um neue Anmuth von ihm zu erlauſchen."

In der That ſtand Schlegel, wiewohl er bereits in ſein drei und fünfzigſtes Jahr getreten war, damals noch in der Fülle geiſtiger Kraft. Nachdem er durch ſeine meiſterhafte Ueberſetzung Shakſpeare's, Calderon's und der italiäniſchen Dichter, wie durch ſeine zahlreichen kritiſchen Schriften dem deutſchen Volke die Schätze der britiſchen und romaniſchen Literaturen erſchloſſen hatte, ſuchte er gegenwärtig in ſeinen Zuhörern das Intereſſe für die Poeſie des deutſchen Mittelalters zu beleben, und wandte ſich mit bewundernswürdiger Vielſeitigkeit ſeit Kurzem auch jenen orientaliſchen Studien zu, durch deren Reſultate er zuerſt eine wiſſenſchaftliche Behandlung der indiſchen Literatur in Deutſchland einführen ſollte. Er war damals noch nicht jener eitle, kindiſch gewordene Geck, der ſeinen eigenen Ruhm überlebt hatte, er ſtand vielmehr im Zenith ſeines Glanzes, Profeſſoren und Beamte geſellten ſich zu dem zahlreichen Auditorium, das bewundernd zu ihm empor ſchaute, wenn er im großen Univerſitätsſaal über akademiſches Leben und Studium oder alte und neue Literatur las, und die zierliche Erſcheinung des deutſchen Gelehrten mochte wohl auch Andern als einem jungen Studenten imponieren, der ſich einen Dichter und Profeſſor ganz anders vorgeſtellt hatte. „Sein Aeußeres," berichtet Heine (Bd. VI, S. 126 u. 127), „gab ihm wirklich eine gewiſſe Vornehmheit. Auf ſeinem dünnen Köpfchen glänzten nur noch wenige ſilberne Härchen, und ſein Leib war ſo dünn, ſo abgezehrt, ſo durchſichtig, daſs er faſt ausſah wie ein Sinnbild des Spiritualismus. Er war, mit Ausnahme des Napoleon, der erſte große Mann, den ich damals geſehen, und ich werde nie dieſen erhabenen Anblick vergeſſen. Noch heute fühle ich den heiligen Schauer, der durch meine Seele zog, wenn ich vor ſeinem Katheder ſtand und ihn ſprechen hörte. Ich trug damals einen weißen Flauſch, eine rothe Mütze, lange

blonde Haare, und keine Handſchuhe. Herr Auguſt Wilhelm Schlegel trug aber Glacéhandſchuh, und war noch ganz nach der neueſten Pariſer Mode gekleidet; er war noch ganz parfümiert von guter Geſellſchaft und eau de mille fleurs; er war die Zierlichkeit und Eleganz ſelbſt, und wenn er vom Großkanzler von England ſprach, ſetzte er hinzu: ‚mein Freund‘, und neben ihm ſtand ſein Bedienter in der freiherrlichſt Schlegel'ſchen Hauslivree, und putzte die Wachslichter, die auf ſilbernen Armleuchtern brannten, und nebſt einem Glaſe Zuckerwaſſer vor dem Wundermanne auf dem Katheder ſtanden. Livreebedienter! Wachskerzen! ſilberne Armleuchter! mein Freund, der Großkanzler von England! Glacéhandſchuh! Zuckerwaſſer! welche unerhörte Dinge im Kollegium eines deutſchen Profeſſors! Dieſer Glanz blendete uns junge Leute nicht wenig, und mich beſonders, und ich machte auf Herrn Schlegel damals drei Oden, wovon jede anfing mit den Worten: O du, der du, u. ſ. w.“

Dieſe Oden — wie Heine in humoriſtiſcher Selbſtperſifflage hier ſeinen an A. W. von Schlegel gerichteten Sonettenkranz nennt (Bd. XV, S. 183 ff. [75 ff.]) — legen auf alle Fälle ein Zeugnis für die Hochachtung und Verehrung ab, welche er zu jener Zeit dem mächtigen Wortführer der romantiſchen Schule zollte, der ſich ſo leutſelig für die poetiſchen Erſtlingsfrüchte ſeiner Muſe intereſſierte, und deſſen Lob ihm ein ſtolzes Vertrauen auf die Echtheit des ihm verliehenen Talentes gab. Denn auch Heine hatte, wie jedes große Künſtlergenie, ſeine qualvollen Stunden, in denen Alles, was er ſeither geſchaffen, ihm als ſchal und unbedeutend erſchien, und er ſich, wenn er den unſterblichen Werken der Kunſt in anbetender Bewunderung gegenüberſtand, demüthig fragte, ob ihn die Stimme nicht täuſche, die ihm ſo oftmals das ſtolze Wort zugeraunt: Anch' io sono pittore! Auch mir kann ſo Herrliches gelingen! In ſolchem Schmerzgefühl, daß ihm das Höchſte zu leiſten verſagt ſei, ſchreibt er einige Jahre ſpäter an Moſer (Bd. XIX, S. 172): „Mit Shakſpeare kann ich gar nicht behaglich umgehen, ich fühle nur zu ſehr, daß ich nicht ſeines Gleichen bin, er iſt der allgewaltige Miniſter, und ich bin ein bloßer Hofrath, und es iſt mir, als ob er mich jeden Augenblick abſetzen könnte.“ Damals zu Bonn aber waren es kleinere

Geiſter, die Schleppenträger und hohlwangigen Nachzügler der Romantik, die Fouqué, E. T. A. Hoffmann und Konſorten, denen Heine den Tageslorber zufallen ſah, und mit denen den Wettkampf aufzunehmen Schlegel ihn wohl ermuthigen durfte. Der Sonettenkranz, in welchem Heine ſeinen Dank für dieſe Ermuthigung ausſprach, iſt ehrend für Den, deſſen Haupt er ſchmücken ſollte, wie für Den, der ihn in aufrichtiger Liebe und Verehrung wand. Die Eingangsworte lauten:

Der ſchlimmſte Wurm: des Zweifels Dolchgedanken,
Das ſchlimmſte Gift: an eigner Kraft verzagen,
Das wollt' mir faſt des Lebens Mark zernagen;
Ich war ein Reis, dem ſeine Stützen ſanken.

Da mochteſt du das arme Reis beklagen,
An deinem güt'gen Wort läſſt du es ranken,
Und dir, mein hoher Meiſter, ſoll ich's danken,
Wird einſt das ſchwache Reislein Blüthen tragen.

Wenn auch dieſer Dank ſpäter in das ſchnöde Gegentheil umſchlug, und Heine — um uns ſeines eigenen Ausdrucks (Bd. XVII, S. 7) zu bedienen — den Schulmeiſter prügelte, nachdem er der Schule entlaufen war, ſtand er doch in der erſten Periode ſeines dichteriſchen Schaffens noch ganz unter den Einflüſſen der Romantik, er huldigte ihr als ſeiner Göttin, und zögerte nicht, durch den Abdruck der erwähnten Sonette auch dem Meiſter, der ihn in das Reich der Göttin eingeführt, ſeine offene Huldigung darzubringen und mit kräftigem Wort für ihn einzutreten, als die Bemühungen Schlegel's um die indiſche Literatur im Frühjahre 1821 einen ſcharfen Angriff in einer Berliner Zeitſchrift erfuhren. In den Begleitworten jener Sonette heißt es: „Sie entſtanden vorigen Sommer in Bonn, wo der Verfaſſer den Gefeierten in ſeiner vollen Kraft, Herrlichkeit und Rüſtigkeit ſah. Der Geiſt Desſelben hat wahrlich nicht gealtert. Der hat keine Ruhe, behaglich auf dem Welt-Elephanten zu ſitzen! — Ob der Verfaſſer jener bitteren Ausfälle mit Recht oder mit Unrecht wider die politiſche Tendenz der jetzigen Beſtrebungen Schlegel's eifere, mag hier unentſchieden

bleiben. Doch hätte er nie die Achtung außer Augen ſetzen dürfen, die dem literariſchen Reformator durchaus nicht verſagt werden kann. Was das Sanskrit-Studium ſelbſt betrifft, ſo wird über den Nutzen desſelben die Zeit entſcheiden. Portugieſen, Holländer und Engländer haben lange Zeit jahraus, jahrein auf ihren großen Schiffen die Schätze Indiens nach Hauſe geſchleppt; wir Deutſche hatten immer das Zuſehen. Aber die geiſtigen Schätze Indiens ſollen uns nicht entgehen. Schlegel, Bopp, Humboldt, Frank u. ſ. w. ſind unſere jetzigen Oſtindienfahrer; Bonn und München werden gute Faktoreien ſein."

Eine eben ſo warme Anerkennung der Verdienſte Schlegel's enthält der faſt verſchollene Aufſatz (Bd. XIII, S. 15 ff.), durch welchen Heine im Sommer 1820 im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatt" des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers" auf einen von W. v. Blomberg verfaſſten ſatiriſchen Angriff wider Romantik und romantiſche Form entgegnete. Die poetiſchen Verdienſte ſeines Lehrers und Berathers werden hier von dem dankbaren Schüler ſogar weit überſchätzt, und in ein ganz falſches Licht gerückt, wenn Heine, nach einſtmals beliebter Weiſe auch Goethen in den Kreis der romantiſchen Schule hineinziehend, Dieſen und A. W. v. Schlegel „unſre zwei größten Romantiker, zu gleicher Zeit auch unſre größten Plaſtiker" nennt, und „in den romantiſchen Dichtungen Schlegel's dieſelben ſicher und beſtimmt gezeichneten Kontouren, wie in Deſſen wahrhaft plaſtiſcher Elegie auf Rom" erblickt. Im Uebrigen iſt die kleine Abhandlung aus mehr als Einem Grunde beachtenswerth, und durfte ſchon als die erſte Arbeit in Proſaform, welche von Heine bekannt geworden iſt, nicht übergangen werden. Auffallend iſt zunächſt der ernſte, ruhig würdevolle, nur die Sache im Auge behaltende Ton in einer, doch zum Mindeſten ihrer Veranlaſſung nach, polemiſchen Erwiderung. Jede ſcherzhafte oder ſpöttelnde Wendung, jeder geharniſchte Ausfall iſt ſorglich vermieden — es iſt eine Darlegung äſthetiſcher Grundſätze in objektivſter Form. Der Verfaſſer nimmt die Romantik, ſpeciell ſogar die chriſtlichgermaniſche Romantik, in Schutz, aber er fordert vor Allem, ſtatt myſtiſch-unklarer Symbolik, eine plaſtiſch greifbare, ſinnlich lebendige Geſtaltung der romantiſchen Stoffe; denn „nie und nimmer-

mehr ist Dasjenige die wahre Romantik, was so Viele dafür ausgeben, nämlich ein Gemengsel von spanischem Schmelz, schottischen Nebeln und italiänischem Geklinge, verworrene und verschwimmende Bilder, die gleichsam aus einer Zauberlaterne ausgegossen werden und durch buntes Farbenspiel und frappante Beleuchtung seltsam das Gemüth erregen und ergötzen. Wahrlich, die Bilder, wodurch jene romantischen Gefühle erregt werden sollen, dürfen eben so klar und mit eben so bestimmten Umrissen gezeichnet sein, wie die Bilder der plastischen Poesie. Diese romantischen Bilder sollen an und für sich schon ergötzlich sein; sie sind die kostbaren goldenen Schlüssel, womit, wie alte Märchen sagen, die hübschen verzauberten Feengärten aufgeschlossen werden." Mit edelster Wärme kämpft der junge Poet für das deutsche Wort und seine fernere Ausbildung zu dichterischen Zwecken; denn „dieses Wort ist ja eben unser heiligstes Gut, ein Grenzstein Deutschlands, den kein schlauer Nachbar verrücken kann, ein Freiheitswecker, dem kein fremder Gewaltiger die Zunge lähmen kann, eine Oriflamme in dem Kampfe für das Vaterland, ein Vaterland selbst Demjenigen, dem Thorheit und Arglist ein Vaterland verweigern". Wie streng Heine, bei all seiner Vorliebe für die Kunstprincipien der Schlegel'schen Schule, auch damals schon die kirchlich und politisch reaktionären Gelüste derselben, ihr zweideutiges Kokettieren mit einer Restauration mittelalterlicher Zustände, verurtheilte, sehen wir aus den Schlusworten seines Aufsatzes: „Viele aber, die bemerkt haben, welchen ungeheuren Einfluss das Christenthum, und in dessen Folge das Ritterthum auf die romantische Poesie ausgeübt haben, vermeinen nun Beides in ihre Dichtungen einmischen zu müssen, um denselben den Charakter der Romantik aufzudrücken. Doch glaube ich, Christenthum und Ritterthum waren nur Mittel, um der Romantik Eingang zu verschaffen; die Flamme derselben leuchtet schon längst auf dem Altar unserer Poesie; kein Priester braucht noch geweihtes Oel hinzu zu gießen, und kein Ritter braucht mehr bei ihr die Waffenwacht zu halten. Deutschland ist jetzt frei, kein Pfaffe vermag mehr die deutschen Geister einzukerkern; kein adeliger Herrscherling vermag mehr die deutschen Leiber zur Frohn zu peitschen, und deshalb soll auch die deutsche Muse

wieder ein freies, blühendes, unaffektiertes, ehrlich deutsches Mädchen sein, und kein schmachtendes Nönnchen und kein ahnenstolzes Ritterfräulein. Möchten doch Viele diese Ansicht theilen! dann gäbe es bald keinen Streit mehr zwischen Romantikern und Plastikern. Doch mancher Lorber muss welken, ehe wieder das Oelblatt auf unserem Parnassus hervor grünt."

Man sieht, der erste Aufsatz, mit welchem H. Heine das literarische Turnierfeld betrat, war gewissermaßen ein Programm der ästhetischen Grundsätze, von denen sein künstlerisches Schaffen damals und während der nächstfolgenden Jahre beherrscht ward. Ein überraschend hoher Grad kritischen Bewusstseins in einem Lebensalter, das sich bei anderen Dichtern eher durch ein Vorwuchern sorgloser Produktionslust zu kennzeichnen pflegt! Es lässt sich sogar nicht bestreiten, dass Heine trotz seines späteren Abfalls und leidenschaftlichen Kampfes gegen die romantische Schule, im Wesentlichen den in diesem jugendlichen Programm ausgesprochenen Principien seine ganze Schriftstellerlaufbahn hindurch ziemlich treu geblieben ist.

Indess ging die Zeit seines Bonner Aufenthalts auch in engerem Sinne nicht der Muse verloren. Während Harry die vorhin erwähnten wissenschaftlichen Vorlesungen fleißig besuchte, seine Kollegienhefte in musterhafter Ordnung erhielt, und daneben alle bedeutenderen neuen Erscheinungen der poetischen Literatur des Inlandes und Auslandes mit aufmerksamen Blicken verfolgte, blieb auch sein dichterischer Schöpfungsdrang nicht müßig. Die Traumbilder, Lieder und Romanzen der „Jungen Leiden" waren zum größten Theil schon in Hamburg und, nach der Rückkehr von dort, in Düsseldorf entstanden; einige derselben wurden jedoch erst in Bonn verfasst. So auch fast sämmtliche Sonette. Diese Versart war, nach Bürger's Vorgange, hauptsächlich durch die Romantiker wieder in Aufnahme gebracht worden, und sicherlich ward auch Heine zunächst durch die Anregungen Schlegel's bestimmt, sich in diesem reizenden Spiel kunstvoller Reimverschlingungen in streng geschlossener Form zu versuchen. Weit entfernt jedoch, sich mit einer Nachahmung der vorgefundenen Muster zu begnügen, trug er in den „Fresko-Sonetten" einen ganz neuen Inhalt in die überlieferte Form. Während Bürger in den vier-

zehnzeiligen Reimpaaren ſeine weichen Liebesklagen ausgehaucht, Schlegel ſie vorherrſchend zur Einkleidung kunſtphiloſophiſcher Aphorismen benutzt, der jüngere Nachwuchs der romantiſchen Schule ein leeres Wortgeklingel damit getrieben, und Rückert ſie als ſcharfe Waffe im Freiheitskriege geſchwungen hatte, ſchuf Heine aus ihnen die eiſernen Reifen, in welche er mit ingrimmiger Wuth den ganzen unheilbaren Wahnſinn ſeiner Liebesſchmerzen und all ſeinen titaniſchen Trotz gegen eine Welt hineinzwängte, die ihm, wie ein ſchaler Mummenſchanz, nur noch eines Hohnlachens werth erſchien.

Denn wenn des Glückes hübſche Siebenſachen
Uns von des Schickſals Händen ſind zerbrochen,
Und ſo zu unſern Füßen hingeſchmiſſen;

Und wenn das Herz im Leibe iſt zerriſſen,
Zerriſſen, und zerſchnitten, und zerſtochen, —
Dann bleibt uns doch das ſchöne gelle Lachen.

---

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maſkieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermaſken prunken,
Nicht wähnen, ich ſei Einer von den Ihren.

Gieb her gemeine Worte und Manieren,
Ich zeige mich in Pöbelart verſunken,
Verleugne all' die ſchönen Geiſtesfunken,
Womit jetzt fade Schlingel kokettieren.

So tanz' ich auf dem großen Maſkenballe,
Umſchwärmt von deutſchen Rittern, Mönchen, Kön'gen,
Von Harlekin gegrüßt, erkannt von Wen'gen.

Mit ihrem Holzſchwert prügeln ſie mich Alle.
Das iſt der Spaß. Denn wollt' ich mich entmummen,
So müſſte all das Galgenpack verſtummen.

In dieſer Verwendung des Sonetts, der maßvollſten und zierlichſten Dichtungsart, zu kraftgenialiſchen Ausbrüchen der Verzweiflung und burlesken Zornergüſſen einer ſchwarzgalligen Phantaſie ſpricht ſich ſchon ungemein deutlich das eigenthümliche Weſen des Humoriſten aus. Er zerſprengt das Gefäß der Kunſt, indem er es zu Zwecken miſsbraucht, für die es nimmer geſchaffen ward. Form und Inhalt decken ſich nicht mehr, ſondern ſtehen in Widerſpruch zu einander; der gewaltige Inhalt überragt poſſierlich die winzige Form, und im Beſtreben, ſie zu erweitern, verſchiebt und verzerrt er ihre Linien über das Schönheitsmaß hinaus zur lächerlichen Fratze; das Große erſcheint klein durch den beengenden Druck des Rahmens, aus dem es unförmlich hervor quillt, das Kleine hinwieder bläht ſich zu barocker Größe auf; das Märchen wird zur Tragödie, die Tragödie ſinkt zur Farce herab; aus den Blumen ringeln ſich giftige Schlangen, und ſtatt des ſüßen Mädchengeſichts, deſſen Lächeln den Dichter bezauberte, ſtarrt ihn ein Meduſenhaupt an, das kalt und erbarmungslos mit verſteinerndem Hohn auf ihn niederblickt. — Mit welchen Gedanken mag Schlegel dieſe „Fresko-Sonette“ geleſen haben, deren Titel ſchon einen ironiſchen Hinweis auf die derben Pinſelſtriche gab, welche hier an die Stelle der feinen Miniaturmalerei traten? Ahnte er wohl, daſs in dieſem ſeltſamen Spiel mit den traditionellen Formen der Poeſie ein rebelliſcher Geiſt, ſich ſelbſt unbewuſſt, ſchon die Pfeile ſchärfte zum Kampfe wider dieſelbe Romantik, in deren geſpenſtiſchem Reigen er heute noch als getreuer Schildknappe einherzog? Oder täuſchte den Heerführer des romantiſchen Chorus eben jene Ironie über den tieferen Ernſt, welcher ihr zu Grunde lag? . . .

Nachdem Heine in den „Fresko-Sonetten“ an ſeinen Freund Chriſtian Sethe die ſtumme Qual ſeines Herzens ausgeſchrieen, überkam ihn allgemach eine ſanftere Stimmung, und er ſchloſs den verzweiflungsvollen Gedichtcyklus mit dem weicheren Liede:

Ich möchte weinen, doch ich kann es nicht;
Ich möcht' mich rüſtig in die Höhe heben,
Doch kann ich's nicht, am Boden muſs ich kleben,
Umkrächzt, umziſcht von eklem Wurmgezücht.

Ich möchte gern mein heitres Lebenslicht,
Mein schönes Lieb, allüberall umschweben,
In ihrem selig süßen Hauche leben, —
Doch kann ich's nicht, mein krankes Herze bricht.

Aus dem gebrochnen Herzen fühl' ich fließen
Mein heißes Blut, ich fühle mich ermatten,
Und vor den Augen wird's mir trüb und trüber.

Und heimlich schauernd sehn' ich mich hinüber
Nach jenem Nebelreich, wo stille Schatten
Mit weichen Armen liebend mich umschließen.

Einen ferneren Versuch, sein Liebesleid durch die Tröstungen der Poesie zu bewältigen, machte Harry in der Tragödie „Almansor". Hier erscheint der wilde Schmerz schon zur elegischen Klage abgedämpft, und die melodischen Verse entfluthen der wunden Brust wie ein lindernder Zährenstrom, durch welchen das Herz sich vom Alpdrucke seiner tödtlichen Last befreien will. Gegen Ende des Sommersemesters 1820 verließ Heine seine Stadtwohnung in Bonn und zog nach dem lieblichen Dörfchen Beul am gegenüberliegenden Rheinufer, um dort während der Universitätsferien völlig ungestört an seiner Tragödie arbeiten zu können, deren erstes Drittheil im Augustmonat vollendet ward.

Im Herbst des Jahres entschloß er sich jedoch, den Aufenthalt in einer Universitätsstadt, die seinem geistigen Leben so vielfache und werthvolle Anregungen bot, mit einer andern Hochschule zu vertauschen. Musste er sich doch gewaltsam der verlockenden poetischen Thätigkeit entreißen, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, bei längerer Vernachlässigung seines juristischen Brotstudiums sich den ernstlichen Unwillen seines gestrengen Oheims zuzuziehen. In den Briefen an Steinmann und an Friedrich von Beughem, der nach absolviertem Examen seit Kurzem als Referendar beim Oberlandesgerichte in Hamm eingetreten war, nennt Heine die Absicht des „Ochsens" ausdrücklich als den Grund seines Fortganges von Bonn; vielleicht auch, dass ihn daneben, bei der Verstimmtheit des Gemüthes, die aus

eben dieſen Briefen ſpricht, die friedloſe Unraſt ſeiner Seele von dannen trieb — genug, im September 1820 packte er den Torniſter und ergriff den Reiſeſtab, um, nach kurzem Beſuch bei den Eltern, über die Marken der „rothen Erde“ nach Göttingen zu pilgern. In Hamm verweilte er mehrere Tage bei ſeinem Freunde v. Beughem; in Soeſt traf er mit Chriſtian Sethe zuſammen, welcher zur Fortſetzung ſeiner Studien die Berliner Univerſität bezog. Wie ſehr dieſe mehrwöchentliche Fußreiſe durch Weſtfalen — der herrliche Anblick des Ruhr- und Weſerthals, die Wanderung über die einſame Heide und durch den erinnerungsreichen Teutoburger Wald, vor Allem aber der Verkehr mit dem ſchlichten, kernigen Menſchenſchlag jener Gauen — ihn erfriſchte und aufheiterte, ſagt uns folgende Stelle eines Briefes, den er fünf Vierteljahr' ſpäter (Bd. XIII, S. 23) an Dr. H. Schultz in Hamm, den Herausgeber des „Rheiniſch-weſtphäliſchen Anzeigers“, ſchrieb: „Der September 1820 ſchwebt mir noch zu ſehr im Gedächtnis. Die ſchönen Thäler um Hagen, der freundliche Overweg in Unna, die angenehmen Tage in Hamm, die Alterthümer in Soeſt, ſelbſt die Paderborner Heide, Alles ſteht noch lebendig vor mir. Ich höre noch immer, wie die alten Eichenwälder mich umrauſchen, wie jedes Blatt mir zuflüſtert: Hier wohnten die alten Sachſen, die am ſpäteſten Glauben und Germanenthum einbüßten. Ich höre noch immer, wie ein uralter Stein mir zuruft: Wanderer, ſteh! hier hat Armin den Varus geſchlagen! Man muſs zu Fuß, und zwar, wie ich, in öſtreichiſchen Landwehrtagemärſchen, Weſtfalen durchwandern, wenn man den kräftigen Ernſt, die biedere Ehrlichkeit und anſpruchsloſe Tüchtigkeit ſeiner Bewohner kennen lernen will.“

Mehr als zwanzig Jahre ſollten vergehen, bevor H. Heine als gefeierter Dichter, deſſen Ruhm die Welt durchhallte, dieſe Gegenden, die er als junger Student mit leichtem Ranzen und ſchwerem Knotenſtocke durchpilgert hatte, zum erſten und letzten Mal flüchtig wiederſah. Er war inzwiſchen ein Anderer geworden in Herz und Geſinnung; manche Erinnerung, die einſt ſo ſchwärmeriſche Gefühle in ihm wachgerufen, weckte auf der Lippe des gereiften Mannes nur noch ein ſpöttiſches Lächeln — aber mit jugendlicher Wonne vernahm er wieder den

„lispelnd westfälischen Accent“, und setzte im „Wintermärchen“ seiner unverringerten Liebe für die „lieben, guten Westfalen, ein Volk, so fest, so sicher, so treu, ganz ohne Gleißen und Prahlen“, nach seiner humoristischen Weise ein freundliches Denkmal.

## Viertes Kapitel.

### Charakter der Literaturepoche.

Die Einwirkung der romantiſchen Schule auf H. Heine's Jugenddichtungen wurde ſchon mehrmals in flüchtiger Andeutung berührt. Um aber zu einem klaren Verſtändnis dieſer Einflüſſe und ihrer weitreichenden Folgen für die literariſche Thätigkeit unſeres Dichters zu gelangen, thut es vor Allem noth, daſs wir uns den Charakter der Literaturepoche, in welche er eintrat, in einem deutlichen, feſt umriſſenen Bilde veranſchaulichen.

Die großen politiſchen Veränderungen auf der Weltbühne, welche dem Geiſt des heranwachſenden Knaben ihren unauslöſchlichen Stempel aufprägten, haben wir an früherer Stelle ſkizziert. Es leuchtet ein, daſs der Rückhall ſo gewaltiger Ereigniſſe auch aus der zeitgenöſſiſchen Literatur vernehmlich hervor klingen muſs. In der That iſt Solches der Fall, wenn auch in mehr indirekter, dem oberflächlichen Blick nicht ſofort ſich aufdrängender Weiſe.

Deutſchlands äußere und innere Geſchicke waren bis zu Anfang dieſes Jahrhunderts von den tieferen Einflüſſen der franzöſiſchen Revolution im Ganzen und Großen noch ziemlich unberührt geblieben. Im politiſchen Leben herrſchte eine ſtumpfe Gleichgültigkeit, und nur wenige ſchwärmeriſche Gemüther am Rhein begeiſterten ſich kurze Zeit für das neue Evangelium der Freiheit und Gleichheit, das vom Nachbarvolke ſo laut und wild unter dem Donner der Schlachten und dem unheimlichen

Blinken des Fallbeils der Guillotine gepredigt ward. Der patriarchaliſche Abſolutismus, welcher ſich auf den weich gepolſterten Thronſtühlen der drei bis vier Dutzend deutſcher Länder und Ländchen in behaglicher Sicherheit wiegte, ließ ſich's nicht träumen, wie bald ſeine Tage gezählt ſein, und fremde Eroberer über ſein Erbe als willkommene Siegesbeute das Loos werfen ſollten. Selbſt der nationale Gedanke der Einheit und Zuſammengehörigkeit des Reiches, das geiſtige Band, welches ehemals die vielgliedrigen Stämme des germaniſchen Volkes umſchlang, war ſeit dem dreißigjährigen Religionskriege in brudermörderiſchem Wahnwitz gelockert und zerſprengt worden — das Pfeilbund lag auseinander gefallen in ſeine einzelnen Stäbe, deren jeder leicht zu zerbrechen war, weil ihm das Ganze keinen Schutz und Rückhalt mehr bot. Ein kräftiger Stoß, und das altersſchwache deutſche Reich ſank zuſammen wie ein Kartenhaus! Und wie die Blätter eines Kartenſpiels miſchte Napoleon die niedergeworfenen Länder, und errichtete aus ihren mit Blut gekitteten Trümmern auf Kugeln und Bajonettſpitzen das großartig phantaſtiſche Gebäude ſeiner Univerſalmonarchie. Aber die ihrem natürlichen Verband entriſſenen, willkürlich zuſammengefügten Bruchſtücke beſannen ſich ihres gemeinſamen Lebens, die Erde bebte, die Kugeln kamen ins Rollen, die Bajonette zerſplitterten, und, wie unlängſt der alte, krachte jetzt wieder der neue Bau nieder in den Staub. Abermals ein Rennen und Laufen, ein rathloſes Köpfezuſammenſtecken der Herren Diplomaten, ein Schachern und Feilſchen um jeden Fußbreit Landes, ein wirres Durcheinanderwürfeln und Zerreißen der Nationalitäten, eine willkürliche Staatenkonſtruktion, geflickt und geleimt aus Protokollen und Aktenfascikeln auf Kongreſſen und Konferenzen, ein neues papierenes Kartenhaus, — der deutſche Bund!

Wen mag es wundern, daſs in ſolcher Zeit ſelbſt unter den Beſten des Volkes die Theilnahme am öffentlichen Leben gering war, und daſs ſich letzteres hauptſächlich nur negativ — durch verachtungsvolle Abwendung der edelſten Talente von der politiſchen Miſère — in Kunſt, Literatur und Wiſſenſchaft ſpiegelte? Die napoleoniſche Herrſchaft erdrückte jeden Einzelwillen und beugte mit unwiderſtehlicher Kraft jedes der vorgefundenen

Elemente einem und demſelben Ziele zu, alles individuelle Leben ward aufgezehrt, der ſtolze Ueberwinder Europa's allein machte mit ſeinen ſiegreichen Kohorten die äußere Geſchichte der Zeit — was blieb da noch dem deutſchen Geiſte übrig, als ſich aus den Händeln der Außenwelt, bei denen ihm keine Rolle zuertheilt war, in das Reich des Gedankens und des Gemüthes zurückzuziehen, und auf einem anderen Felde, als dem Gebiet der brutalen Thatſachen, ſeine unſterblichen Schlachten zu ſchlagen, oder ſeine mondlichtumflimmerten Träume zu träumen? Er that Beides, er verſenkte ſich tief in den geheimnisvollen Schacht ſeiner inneren Welt und holte von dort zwei Edelſteine ans Licht hervor: den reinen, klaren Bergkryſtall der deutſchen Philoſophie, und den wunderlich ſchillernden Karfunkel der deutſchen Romantik. Sehen wir uns beide genauer an und ſuchen uns über ihren Werth und ihre Bedeutung zu verſtändigen.

Den naiven Anfangspunkt der geiſtigen Entfaltung der Neuzeit, deren philoſophiſche Seite in den erſten Decennien unſeres Jahrhunderts einen ſo mächtigen Aufſchwung nahm und zugleich unſre poetiſche Literatur ſo herrlich mit dem Inhalt neuer Ideen befruchtete, bezeichnet die lutheriſche Kirchenreform. Nach jahrhundertelangem Schlaf regte die menſchliche Vernunft im Kampfe gegen das Papſtthum zum erſten Mal ſiegreich ihre Schwingen; aber ihre Waffen waren noch nicht wider jede Knechtung des Geiſtes, ſondern nur wider eine beſondere Form derſelben, wider den von Rom aus geübten Glaubenszwang gerichtet. Nach wie vor blieb die Bibel für alle Parteien das unangetaſtete und unantaſtbare Gotteswort; „das Wort ſie ſollen laſſen ſtahn!“ hieß es in dem energiſchen, von Luther ſelbſt gedichteten Liede, das der Schlachtgeſang der Proteſtanten in ſo vielen blutigen Religionskriegen ward. In gleichem Sinne ſchrieb Ulrich von Hutten, ſchrieben Flemming, Gerhard, Dach, Neumark und die ſpäteren Verfaſſer proteſtantiſcher Kirchenlieder.

Aber die menſchliche Vernunft konnte ſich mit dem ihr endlich zugeſtandenen Recht einer freien Auslegung der Bibel nicht auf die Dauer begnügen; die Zeit mußte kommen, wo die Forſchung *in* der Bibel ſich zu einer Forſchung *über* die Bibel,

über ihren Werth und ihre Gültigkeit für den Menſchen der Gegenwart, über die letzten Gründe menſchlicher Erkenntnis, menſchlichen Glaubens und Wiſſens erweiterte. Spinoza, der tiefe Denker, welcher ſchon die Offenbarung für „ein Produkt der Einbildungskraft Solcher“ erklärte, „die im begrifflichen Denken über höhere Wahrheiten nicht geübt ſind“, Voltaire und die engliſchen Deiſten, Leibnitz und Wolf waren die erſten vermittelnden Uebergangsglieder des philoſophiſchen Befreiungsproceſſes der Menſchheit. Die vereinzelten Lichtſtrahlen all' dieſer verſchiedenen Denkſyſteme faſſte Leſſing, der große Toleranzprediger, zuerſt in dem Centrum des poetiſchen Brennſpiegels, vor Allem in ſeinem „Nathan“, zuſammen. Sein Ringen und Kämpfen diente mit Bewuſſtſein dem Zwecke, die Menſchheit von dem Joche des „Wortes“, des todten Buchſtabens, zu erlöſen. Ihm hatte bereits jedes religiöſe Bekenntnis nur in dem Grade Werth, in welchem es ſich als ein Sporn zu edlen Thaten erwies.

Den zweiten kühnen und wahrhaft entſcheidenden Schritt in dieſer Richtung that Immanuel Kant, der Schöpfer der kritiſchen Philoſophie. Mit unerbittlich ſcharfer Logik prüfte er die Quellen der menſchlichen Urtheilskraft auch auf religiöſem Gebiete, er zerſtörte die herkömmlichen Beweiſe für die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes, deſſen Daſein nur noch als unbeweisbares Poſtulat der praktiſchen Vernunft behauptet ward, und ſetzte an die Stelle des blinden Dogmenglaubens der Kirche die Forderung eines reinen Vernunftglaubens und einer aus dem Weſen und der Erkenntnis unſeres freien, ſein Geſetz in ſich ſelbſt tragenden Willens abgeleiteten Moral. Es iſt bekannt, mit welchem Eifer und mit wie glücklichem Erfolg beſonders Schiller ſich durch dieſe muthvolle Philoſophie zu gedankenreichen poetiſchen Produktionen anregen ließ, deren erhabener Schwung noch heut unſre Jugend begeiſtert. Die Bedeutung von Kant's „kategoriſchem Imperativ“, die Forderung, daſs der Menſch das ſeiner Bruſt eingeſchriebene, auf Freiheit und Selbſtbeſtimmung des Willens baſierte höchſte Geſetz der Sittlichkeit mit nie erlahmender Kraft in all' ſeinen Handlungen bethätige, konnte nicht leicht eindringlicher ausgeſprochen werden, als mit Schiller's Worten:

Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.

Während Schiller mehr die negative Seite der neuen Weltanschauung, die Befreiung von dem Joche der alten Satzungen auf sittlichem, religiösem und politischem Felde betonte, waren andere Dichter — so namentlich Herder — bemüht, in friedlicher Vermittlung den positiven, humanitarischen Inhalt der jungen Doktrin mit den etwa noch lebenskräftigen Elementen der alten Lehre in Einklang zu setzen. Doch führten, bei ihrer schwankenden Unentschiedenheit und bei der rasch fortschreitenden Entwicklung des philosophischen Kampfes, diese Vermittlungsversuche in der Folge meist, wie bei Herder, zu einer erbitterten Befehdung des neuen Princips, das nicht so bequem und versöhnungsdurstig mit sich handeln ließ, sondern allmählich in immer schärferen Gegensatz zu den Traditionen der Vergangenheit trat.

Die Auflösung des Gottesbegriffs in den Begriff der „moralischen Weltordnung" wurde zunächst von Fichte noch energischer, als von Kant, proklamiert, und die Untersuchung „über den Grund unseres Glaubens an eine göttliche Weltregierung" öffnete dem Zweifel an derselben Thür und Thor. Immer weiter dehnte die menschliche Vernunft ihr Recht der freien Forschung aus, das sich in unaufhaltsamer Progression bald auf alle Gebiete des Denkens und Lebens erstreckte. Die Zersetzung der alten sittlichen, religiösen und politischen Ideale ging Schritt für Schritt ihren nothwendigen Gang, und wie manche einst für wahr gehaltene, scheinbar tröstliche Vorstellung auch durch die bessere Erkenntnis dem menschlichen Herzen geraubt ward: dasselbe fand sich zuletzt nicht ärmer, sondern reicher durch den hellen Sonnenglanz der Wahrheit, welcher das Traumdunkel des Irrthums verscheuchte. Allerdings — und Das ist eine wichtige Thatsache, die schon hier nachdrücklich betont werden mag — wurde die Kluft zwischen der alten und neuen Weltanschauung durch diesen Entfaltungsproceß des menschlichen Geistes immer weiter aufgerissen. Hatte sich die christliche Menschheit seit der Reformation im Wesentlichen schon in zwei große Heerlager getheilt, denen beiden jedoch immer noch die

Bibel als gemeinſame Baſis des Glaubens und als gemeinſame Quelle der ethiſchen Vorſchriften galt, ſo bildeten ſich nun allmählich immer zahlreichere Kreiſe, die auf einem ganz neuen, einem ganz andern Boden ſtanden, als jene nur durch einzelne kirchliche Dogmen unterſchiedenen Bekenner des Chriſtenthums. Nicht, als hätte die moderne Philoſophie ſofort mit einer Regierung des perſönlichen oder auch nur des chriſtlichen Gottes begonnen. Nein, ſie nahm, wie geſagt, Anfangs nur das Recht in Anſpruch, die Gründe des Glaubens an einen ſolchen Gott zu unterſuchen, zu prüfen. Langſam und ſtufenweis fortſchreitend, widerlegte ſie zuerſt die Richtigkeit der in früherer Zeit ausgeklügelten Beweiſe für ſeine Exiſtenz, aber ſie taſtete noch weder die Möglichkeit einer Offenbarung an, noch leugnete ſie etwa das Daſein Gottes, weil ſie daſſelbe nicht zu beweiſen vermochte. Die Philoſophie begnügte ſich im Gegentheil vorläufig damit, das Sittengeſetz aus dem erkannten und weiter zu erkennenden Weſen der Vernunft abzuleiten, und Fichte war mit Recht erſtaunt, als man ihn, der nur auf dem bezeichneten Pfade ernſt und ruhig fortgewandelt war, plötzlich des Atheismus, der Gottesleugnung, beſchuldigte. Indeſſen, auch ſeine Gegner hatten ſo Unrecht nicht, wenn ihnen ſeine Lehre als ein gefährlicher Angriff gegen die ſeither herrſchende Religion erſchien. Es mochte ihnen wohl die leiſe Ahnung aufdämmern, daſs die Grundpfeiler der chriſtlichen Kirche erſchüttert würden, ſobald man aufhöre, die Glaubens- und Sittenlehre als ein unmittelbar von Gott ſelbſt geoffenbartes ewiges und unabänderliches Geſetz zu betrachten. Welchen Werth, durften ſie fragen, hat fortan der Glaube an die Exiſtenz eines perſönlichen Gottes, wenn nicht aus ihm, ſondern aus dem eigenſten Weſen der Vernunft das mit der fortſchreitenden Entwicklung jedes Jahrhunderts ſich ändernde Moralgeſetz abgeleitet wird? In der That war von jetzt an eine Vermittlung und Verſöhnung der entgegenſtehenden Anſichten über die höchſten Dinge des Lebens nicht mehr denkbar, und man begann zu ahnen, daſs die alte und die neue Weltanſchauung ſich naturgemäß befehden müſſen, bis die eine von beiden den vollkommenen Sieg über die andre erringt. Immer ſchärfer, aber zugleich immer klarer, trat in der erſten Hälfte unſres Jahrhunderts der

Gegenſatz zwiſchen Religion und Philoſophie hervor. Schritt für Schritt hat letztere während dieſer Zeit an Terrain gewonnen, und weder durch Verfolgungseifer, noch durch halbe Konceſſionen vermochten Staat und Kirche das ſtets weitere Umſichgreifen der neuen Weltanſchauung zu hemmen.

Die nächſte Stufe in dieſem Entwicklungsproceſſe des menſchlichen Geiſtes war die von Schelling begründete und ſpäter von Hegel erweiterte Identitätsphiloſophie. Der außerweltliche, aus ſeinem „Himmel“ vertriebene Gott flüchtete ſich als eine Art pantheiſtiſcher Weltſeele in das All und behauptete dort unter der Firma „das Abſolute“ eine myſteriöſe Exiſtenz. Während Schelling dies Abſolute noch in der „Anſchauung“ oder dem „Gefühl“ erkennen wollte, ſchrumpfte es bei Hegel ſchon in den „Begriff“ zuſammen, um ſich bei ſeinen Nachfolgern vollends in das „Naturgeſetz“ aufzulöſen. Und damit ſind wir in unſrer Ueberſchau der einzelnen Stadien dieſes Proceſſes bei dem heutigen Standpunkte der Philoſophie angelangt, den am kühnſten und ehrlichſten Ludwig Feuerbach vertritt, und den wir füglich κατ' ἐξοχήν mit dem Namen des Humanismus bezeichnen dürfen, weil ihm der Menſch (homo), mit Einſchluſs der Natur als der Baſis des Menſchen, der alleinige, höchſte Gegenſtand philoſophiſcher Betrachtung iſt. Alle Religion erweiſt ſich von dieſem Standpunkte als ein Produkt des Menſchen, alle Theologie als Anthropologie, und nicht nur unſre jeweilige Vorſtellung von Gott, ſondern das göttliche Weſen ſelbſt iſt nichts Anderes mehr, als das von uns objektivierte, der individuellen Schranken entkleidete Weſen des Menſchen. „Homo homini deus est.“

Es hieße jedoch die Vergangenheit aus der Gegenwart, das Frühere aus dem Späteren ableiten, wenn wir annehmen wollten, daſs die zerſetzende Bedeutung der neueren Philoſophie und ihre nothwendige letzte Konſequenz zu Anfang unſres Jahrhunderts ſchon von irgend einem der damaligen Schriftſteller deutlich erkannt worden ſei. Der deutſche Geiſt glich vielmehr einem Richter, der parteilos, mit unbefangenem Sinne, die Akten eines wichtigen Proceſſes prüft, und im Voraus unmöglich wiſſen kann, welche Entſcheidung er nach gewonnener Einſicht in alle Details des Falles ſchließlich abgeben muſs. Oder er glich einem rüſtigen

Wanderer, der den nie betretenen höchſten Gipfel eines Gebirges erklimmen will, und, ſo oft er einen Berg erſtiegen hat, hinter dieſem wieder einen neuen Felskegel emporragen ſieht, ohne ſagen zu können, ob dieſer nun endlich ſich als der wolkennächſte Aetherſitz erweiſen wird. Wenn ein ſcharfer und ehrlicher Denker wie Fichte noch mit Befremden und Entrüſtung den Vorwurf des Atheismus zurückwies, ſo dürfen wir uns wohl überzeugt halten, daſs einem Schiller oder Goethe die religionsfeindliche Tendenz der philoſophiſchen Kämpfe nicht minder ein Geheimnis war, als den übrigen ihrer Zeitgenoſſen. Goethe, der ſich die harmoniſche Ruhe des Daſeins um jeden Preis ungetrübt zu bewahren ſtrebte, und ſich, wie gegen die großen politiſchen Staatsumwälzungen, ſo auch gegen die Revolution auf dem Felde der Philoſophie ablehnend verhielt, erlebte freilich noch großentheils die ſpäteren Phaſen dieſer Bewegung, und es iſt zweifelhaft, ob er mehr ſich ſelbſt oder ſein Publikum über die Tragweite derſelben zu täuſchen ſuchte.

Auch die Romantiker hatten ſchwerlich ein viel ſchärferes Bewuſſtſein von der allmählichen Auflöſung der früheren religiöſen, ſittlichen und politiſchen Ideale durch die Einwirkung der Philoſophie. Am wenigſten begriffen ſie die poſitive Bedeutung der neuen Lehren; eher ſchon erkannten ſie hin und wieder deren negative, zerſtörende Seite. Bevor wir jedoch auf dieſe Gegenſätze zurückkommen, müſſen wir einige Bemerkungen über den Entwicklungsgang der deutſchen Dichtung bis zum Auftreten der romantiſchen Schule vorausſenden.

Die von Luther unternommene Kirchenreformation ward bereits oben als der Ausgangspunkt des modernen Geiſteslebens bezeichnet; gleicherweiſe eröffnet ſich mit ihr das Wiederaufblühen der deutſchen Literatur. Zuerſt freilich entwindet ſich die neugeborene Poeſie nur langſam und mühevoll den Wehen der Zeit, und trägt lange noch die Nabelſchnur ihrer ſchweren Geburt mit ſich herum. Faſt nur auf einem einzigen Gebiete, dem des Kirchenliedes, hören wir Anfangs friſche kräftige Töne erſchallen; hier aber in um ſo erfreulicherer Weiſe. Unſere Dichtung war, nach ihrer erſten großen Blüthezeit unter den Hohenſtaufen, während der nachfolgenden Jahrhunderte in den Händen ſpießbürger-

licher Sängerzünfte allmählich zu einer läppisch inhaltslosen Formenspielerei versandet — jetzt rauschte sie im protestantischen Kirchenliede plötzlich wieder wie ein lebendiger Quell, und der neue Inhalt, der in glaubensfrommer Begeisterung die Herzen durchglühte, fand wie von selber die schlichten Naturlaute der ihm angemessenen poetischen Form. Leider trat in der so muthvoll begonnenen Bewegung der Geister nur zu bald wieder ein Stillstand ein. In verheerendem Bruderkriege mussten sich die Bekenner der neuen Lehre das Recht der Glaubensfreiheit erkämpfen, und die protestantische Theologie verknöcherte, statt sich zur freien wissenschaftlichen Forschung zu erheben, binnen Kurzem zu einer scholastischen Dogmatik, welche den kaum aus den Banden des Katholicismus losgerungenen Geist abermals an die Satzungen des todten Buchstabens kettete. Die alte Glaubenseinheit war vernichtet, Zank und Hader und blutige Kriege hatten die Kluft zwischen dem Norden und dem Süden Deutschlands immer tiefer aufgerissen, und als der Friede von Münster endlich dem wilden Morden ein Ziel setzte, schlichen die feindlichen Brüder todeswund und erschöpft nach Hause, die Einen unter das zur Ruine gewordene klösterliche Dach der Mutterkirche, die Andern in den unwirthlich kahlen, halbfertigen Neubau, der mehr einem unbekleideten Nothgerüste als einer schutzbietenden Wohnung glich. Wie hätte die deutsche Poesie in so jämmerlicher Behausung sich frisch und fröhlich entfalten, wie hätte sie vom Abhub so ungesunder Pfaffenkost lebenskräftig sich nähren können? Sie verkümmerte mehr und mehr, sie floh endlich ganz aus der Heimat, wo sie in besseren Tagen an der Fürstentafel gesessen oder mit dem Berghirten und dem Jägerburschen im Walde das ländliche Mal getheilt hatte, und sie ging betteln in der Fremde, sich mit den Brosamen begnügend, die der Wälsche von seinem prahlerisch aufgeputzten Tische fallen ließ. Beim Beginne des achtzehnten Jahrhunderts war unsre gesammte Literatur zu sklavischer Nachahmung der französischen Muster herabgesunken, die Sprache Luther's blähte sich auf im bauschigen Faltenrock unnatürlicher Phrasen und schritt auf dem steifen Alexandrinerkothurn neurömischer Hof- und Staatsaktionen einher, bis Lessing erschien und durch sein gewaltig exorcierendes Wort den gespenstischen Spuk verbannte.

Er riſs den Dienſtmägden der franzöſiſchen Hofklaſſiker die ſtaubigen Perücken von den Köpfen, hob ihnen die Schädeldecken ab, und zeigte dem Publikum, daſs Nichts als leeres Stroh darunter war. Von den Zerrbildern antiker Kunſtſchöpfungen wies er auf die unſterblichen Originale hin, drang auf ſtrenge Scheidung der Künſte, deren verſchiedene Gattungen barbariſch mit einander vermengt worden waren, und leitete die ewig gültigen Regeln für jede derſelben aus den Meiſterwerken helleniſcher Vorzeit ab. Zu lange jedoch war die deutſche Poeſie in der Fremde umhergeirrt, als daſs ſie ſofort auf deutſchem Boden wieder hätte heimiſch werden können. Und zudem, welchen ungünſtigen Zuſtänden begegnete ſie im politiſchen Leben des Vaterlandes! Nach hundertjährigem Schlafe der Ohnmacht und Ermattung ſtanden in Deutſchland Nord und Süd ſich in den Eroberungskriegen Friedrich's II. abermals feindlich gegenüber, und der groſse König, welcher dem deutſchen Namen zuerſt wieder Achtung und Ehrfurcht im Rath der europäiſchen Völker verſchafft hatte, liebäugelte ſelbſt mit dem fremdländiſchen Weſen, verächtlich herabblickend auf Sprache, Kunſt und Wiſſenſchaft des eigenen Landes, die ſich eben kraftvoll auf eigene Füſse zu ſtellen begannen. Denn der deutſche Genius war erwacht, und ſehnte ſich in kühnem Schöpfungsdrange nach gewaltigen Thaten. Aber der ſchönen Seele fehlte der ſchöne Leib. Vergebens durchirrte ſie die Räume der öden Wirklichkeit, die ihrem ſpähenden Auge keinen würdigen Anblick bot, in den ſie ſich mit ſtolzer Befriedigung hätte verſenken können, um das Geſchaute in künſtleriſch veredelter Geſtaltung zu ſpiegeln. Auſser der heldenhaften Erſcheinung Friedrich's des Groſsen und den redlich gemeinten, aber durch vorſchnelle Ueberſtürzung und Pfaffenliſt vereitelten Humanitätsbeſtrebungen Joſeph II., hatte das achtzehnte Jahrhundert Nichts aufzuweiſen, worin für das deutſche Gemüth und den patriotiſchen Sinn die Verheiſsung einer beſſeren Zukunft lag. Eine thatloſe Zeit und eine träge Nation ohne freies Staatsleben und ohne lebendige Geſchichte war für den Dichter kein Stoff, an dem ſich ſeine Phantaſie in begeiſtertem Aufſchwung emporzuranken vermochte. Um das Höchſte erreichen, um die Erſcheinungen des äuſseren Lebens in verklärtem Bilde wiederſtrahlen zu können, fehlte der

Kunſt die Hauptbedingung ihrer naturgemäßen Entfaltung, die ſchönheitsvolle Wirklichkeit.

Die von Leſſing eingeleitete, in Schiller und Goethe zur glänzendſten Blüthe gelangte klaſſiſche Periode unſrer neueren Dichtung krankt an dieſem geheimen Fluche, der wie ein giftiger Mehlthau raſch wieder ihr hoffnungsreiches Leben zerſtört. Es war ſicher eine rühmliche, nicht hoch genug zu ſchätzende Geiſtesthat, wenn jene Heroen unſrer modernen Literatur in all' ihren Beſtrebungen auf das goldene Zeitalter der griechiſchen Kunſt zurückgingen, und ſtatt der gepuderten und geſchminkten Aftermuſe, die aus den beſchnittenen Taxusalleen der Hofgärten von Verſailles nach Berlin und Leipzig herüber promeniert war, der ewigen Schönheit huldigten, die uns aus den Geſängen Homer's heute ſo friſch wie vor zweitauſend Jahren anblickt. Nur wurde Eins dabei überſehen, oder mindeſtens nicht zur Genüge beachtet. Es wurde überſehen, daſs die mit Recht ſo hoch geprieſenen griechiſchen Kunſtwerke, die man ſich allerorten zum Muſter nahm, eben deſshalb ſo groß und herrlich waren, weil Form und Inhalt in ihnen ſich deckten, weil der Dichter ſang, der Bildhauer formte, was in der lebendigen Erinnerung ſeines Volkes lebte, weil die Blume der Kunſt ihre feſten Wurzeln im Boden der Heimat ſchlug und der blaue Himmel von Hellas ſich über ihr wölbte, die blinkenden Wellen des ägäiſchen Meeres ihren Kelch umrauſchten. Wenn der Rhapſode die Schlachtſcenen des trojaniſchen Krieges vortrug, ſo horchten ihm die Enkel der Helden, die am ſkäiſchen Thore geſtritten; Aeſchylos hatte ſelber bei Marathon, Salamis und Platäa den Befreiungskampf Griechenlands mitgekämpft, den er in ſeinen „Perſern" verherrlichte; und im Theater belächelte Sokrates als harmloſer Zuſchauer das dreiſte Spottbild ſeiner Lehren, welches ihm Ariſtophanes von der Bühne herab in den „Wolken" vor allem Volke entgegen hielt. Der Künſtler befand ſich nicht im Gegenſatze zu ſeiner Zeit und ſeiner Nation, ſondern begeiſterte ſich an ihrem Dichten und Trachten, die Kunſt ſtand in inniger Wechſelbeziehung zur Wirklichkeit — die erhabenſten Hymnen des Dichters feierten den Sieger in den olympiſchen Spielen, und Dieſem wieder galt als der höchſte Ruhm, daſs er ſich werth gemacht, von einem Pindar beſungen

zu werden. So verklärte die Kunſt das ſchönheitsvolle Leben, und dieſes rang nach dem Preiſe, ſolcher Verklärung würdig zu ſein.

Hätte die deutſche Literatur und Kunſt bei ihrer Rückkehr zu antiken Muſtern vorherrſchend dieſen Geſichtspunkt im Auge behalten, ſo wäre mancher Fehlgriff vermieden worden, der auf lange Zeit hinaus die verhängnisſchwerſten Folgen nach ſich zog. Leider nur allzu früh gaben unſre modernen Klaſſiker den in ihren Jugendwerken — im „Werther", in den „Räubern", in „Kabale und Liebe" — ſo muthig unternommenen Verſuch auf, der ſie umgebenden Wirklichkeit feſt ins Auge zu blicken, den Finger theilnahmvoll in die Wundenmale der Zeit zu legen, und durch künſtleriſche Bewältigung der Gegenwart dieſer den Spiegel der Selbſterkenntnis vorzuhalten. Es bedarf wohl kaum der Bemerkung, daß in dieſen Worten nur eine Klage, keine Anklage, liegen ſoll. Die Zeit ſelber war ja zu traurig und trübe, als daſs ſie unſeren Dichtern auf die Dauer einen würdigen Stoff hätte darbieten können: dem politiſchen Leben fehlten die großen Charaktere und erhebenden nationalen Ziele, das geſellſchaftliche Leben krankte an ſchönſeliger Verweichlichung und Empfindelei; herbſtlich fahl und welk fiel Blatt um Blatt vom deutſchen Eichbaume zu Boden, und der entlaubte Stamm trieb noch keine neuen Frühlingskeime hervor; ringsumher Moder und Verweſung — — da mochten wohl Schiller und Goethe eher Dank als Tadel verdienen, wenn ſie das ihnen anvertraute Kleinod der deutſchen Poeſie für beſſere Tage auf die reinen Aetherhöhen des Olymps retteten und ſich bei den Göttern Griechenlands zu Gaſte luden . . .

Komm her, wir ſetzen uns zu Tiſch!
Wen ſollte ſolche Narrheit rühren?
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch,
Wir wollen ſie nicht balſamieren!

Das unermeſsliche Verdienſt unſerer klaſſiſchen Dichter liegt in dem Umſtande, daß ſie in einer ſtaatlich unfreien, politiſch trägen und geſellſchaftlich ungeſunden Zeit den Sinn für innere

Freiheit des Daſeins nährten, einem in ſtumpfe Gleichgültigkeit verſunkenen Geſchlechte das Evangelium der Schönheit predigten und das Ideal der Humanität vor Augen hielten, daſs ſie einer Nation, die durch das Unglück von Jahrhunderten zerriſſen und zerſchnitten war, in einer großartigen Literatur das erſte Band gemeinſamen Zuſammenhangs ſchenkten, und den Grund ebneten, auf dem ein nationaler Zukunftsbau ſich dereinſt erheben kann. Das Bedenkliche aber lag darin, daſs jene Männer, indem ſie die griechiſche Kunſt als Vorbild ihres eigenen Schaffens nahmen, zuletzt nicht mehr, gleich dieſer, im Leben ihrer Zeit und ihres Volkes wurzeln blieben, ſondern den rauhen Boden der Wirklichkeit mit einer idealen Welt vertauſchten, ein geiſtiges Hellas auf deutſcher Erde zu gründen ſuchten, uns mit den Formen der griechiſchen Poeſie zugleich weſentliche Momente der helleniſchen Weltanſchauung aufdrängen wollten, die der fortgeſchrittene Bildungsgang ſpäterer Jahrhunderte längſt überwunden hatte. Hermann Hettner weiſt in ſeiner trefflichen Schrift über die romantiſche Schule bedeutungsvoll auf eine Stelle des Goethe-Schiller'ſchen Briefwechſels hin, in welcher Schiller die Gefahren der damaligen Literaturepoche ungemein ſcharfſichtig und wahr charakteriſiert. „Zweierlei", ſagt er, „gehört zum Poeten und Künſtler: daſs er ſich über das Wirkliche erhebt, und daſs er innerhalb des Sinnlichen ſtehen bleibt. Wo Beides verbunden iſt, da iſt äſthetiſche Kunſt. Aber in einer ungünſtigen, formloſen Natur verläſſt er mit dem Wirklichen nur zu leicht auch das Sinnliche und wird idealiſtiſch, und wenn ſein Verſtand ſchwach iſt, gar phantaſtiſch; oder will er und muſs er, durch ſeine Natur genöthigt, in der Sinnlichkeit bleiben, ſo bleibt er gern auch bei dem Wirklichen ſtehen und wird in beſchränkter Bedeutung des Wortes realiſtiſch, und wenn es ihm ganz an Phantaſie fehlt, knechtiſch und gemein. In beiden Fällen alſo iſt er nicht äſthetiſch." Dem letztbezeichneten Fehler eines platten Kopierens der unſchönen Wirklichkeit verfielen die Nicolai und Wieland, die Iffland und Kotzebue; den andern Irrweg eines idealiſtiſchen Verlaſſens der Wirklichkeit und des Sinnlichen betrat zuerſt Klopſtock, als er in den Bardieten der Hermannsſchlacht die Phantasmagorie ſeiner abenteuerlichen Urteutſchen heraufbeſchwor, und im „Meſſias" die blutloſen

Schattengestalten einer religiösen Gefühlsschwelgerei an uns vorüber huschen ließ. Vor einer so vollständigen Flucht aus der realen Welt und vor einem so unkünstlerischen Aufgeben jeder plastischen Gestaltung blieben nun freilich Schiller und Goethe durch ein tief eingehendes Studium der hellenischen Kunstgesetze bewahrt, die vor Allem eine sinnlich greifbare Darstellung der Charaktere und Situationen forderten. Schiller und Goethe verließen wohl den Boden ihrer Zeit und Umgebung, sie traten in idealistischen Gegensatz zu der Bildungsstufe ihrer Kulturepoche und zu den unmittelbaren Bedürfnissen ihrer Nation — aber sie gedachten, als sie in das Bad griechischer Schönheitsform hinabtauchten, nicht der Wirklichkeit überhaupt zu entrinnen, sondern den Genius der deutschen Poesie in jenem Schönheitsbade zu kräftigen und zu verjüngen. Aber weiter und weiter lockte der Sirenengesang der Muse von Hellas sie fort von den heimatlichen Gestaden, und die Schmeicheltöne des fremden Liedes bezauberten so sehr ihre Sinne, daß sie zuletzt fast nur noch Herz und Ohr für die Weise hatten, die über die Kluft von zwei Jahrtausenden zu ihnen herüber klang. Das Mittel wurde zum Zweck; es galt nicht mehr vor Allem, die griechischen Formen der deutschen Nationalität und dem Leben und Inhalt der neuen Zeit anzupassen, sondern in deutscher Sprache zu dichten, wie es das hellenische Kunstgefühl im goldenen Zeitalter längst verschollener Tage verlangt hätte. Nicht anders ist's zu erklären, wenn sich Goethe ausdrücklich vornahm, in seiner Achilleis ein Heldengedicht zu schaffen, das keine Zeile enthalten sollte, die nicht Homer hätte schreiben können, und wenn Schiller in seinen Dramen vom „Wallenstein" bis zur „Braut von Messina" sich mehr und mehr beeiferte, die antike Schicksalsidee, die ideale Typenhaftigkeit der Charaktere, und zuletzt gar den griechischen Chor, in die moderne Tragödie einzuführen. Je ernster unsere Dichter den eingeschlagenen Pfad verfolgten, um so weiter entfernten sie sich von dem ursprünglichen Ziele, um so mehr verloren sie den Boden der Nationalität, der Gegenwart, der Wirklichkeit aus den Augen, um so zwangvoller vertieften sie sich in ein abstraktes Formenspiel, über welchem das eigentliche Wesen, der geistige Inhalt, schier vergessen ward. Es war eine nahe liegende Konsequenz

dieſes antikiſierenden Strebens, daſs mit der Vorſtellungsweiſe der Hellenen auch die griechiſche Mythologie in die deutſche Dichtung hinüber genommen, und die Kluft immer größer wurde, die das Ideal-Leben der Poeſie von den realen Bedürfniſſen und dem Bewuſſtſein des Volkes abtrennte. Selbſt Schiller, der in ſeinen kunſtphiloſophiſchen Abhandlungen ſo oft den Gedanken einer Erziehung des Menſchengeſchlechts durch die Schönheit zur Freiheit und Sittlichkeit ausgeſprochen hatte, fand es immer ſchwieriger, in ſeinen Tragödien unmittelbar auf das Gefühl der Nation zu wirken; ſo gröblich ſah er ſeine Abſichten verkannt, daſs man in „Maria Stuart“ und der „Jungfrau von Orleans“ katholiſierende Tendenzen witterte; und die Erörterung über den Gebrauch des Chores im Drama, welche er der „Braut von Meſſina“ vorauſſandte, erſcheint, trotz der entgegengeſetzt lautenden Eingangsbemerkung, faſt wie ein verblümtes Geſtändnis, daſs ſein Werk ſich nicht durch ſich ſelbſt rechtfertige und erkläre, ſondern der künſtlichen Vertheidigung bedürfe. Unglücklicher noch ſcheiterte Goethe's Verſuch, in der „Natürlichen Tochter“ die den tiefſten Grund der modernen Geſellſchaft aufwühlenden Ideen der franzöſiſchen Revolution zu einer, alles individuellen Lebens entkleideten, geſchichtsphiloſophiſchen Allegorie zu geſtalten. Wäre unſere Dichtung auf dieſem Wege fortgewandelt, dann hätte ſie nach ſo herrlichem Aufſchwunge bald gänzlich in eine gelehrte Kunſtpoeſie auslaufen müſſen, ohne jede volksthümliche Wirkung, und in ihren Intentionen nur noch einem kleinen Kreiſe verſtändlich, deſſen antiquariſche Bildung an der mühſamen Nachahmung klaſſiſcher Formen und an der galvaniſchen Wiederbelebung einer abgeſtorbenen Weltanſchauung hätte Geſchmack finden können.

Die nothwendige Reaktion und das naturgemäße Korrektiv gegenüber dieſer maßloſen Rückwendung zu antiken Kunſtformen war die romantiſche Schule. Wie groß und verderblich auch ihre ſpäteren Verirrungen geweſen ſind — und es liegt uns wahrlich Nichts ferner, als dieſelben in beſchönigendem Lichte zu ſchildern, — ſo werden wir doch heut zu Tage kaum mehr auf erheblichen Widerſpruch ſtoßen, wenn wir die Einwirkung dieſer Schule auf das Erwachen unſres nationalen Lebens und auf die

volksthümliche Entwicklung unserer Literatur im Ganzen und Großen als einen Fortschritt betrachten. Freilich war der Kampf, den die Romantik gegen den Klassicismus führte, einseitig wie alle leidenschaftlichen Kämpfe, und schoss in der Folge weit über sein anfängliches Ziel hinaus. Aber in der Literatur so wenig, wie im politischen Leben, schreitet der Entwicklungsproceß eines Volkes in der ununterbrochenen, abweichungslosen Progression einer graden Linie fort. Zumal in stürmischen Zeitläuften wird das Schiff, welches die geistigen Güter der Nation an Bord trägt, wunderlich auf und nieder geschaukelt von den Wellen; Das ist ein Steigen und Sinken, ein Herüberneigen nach rechts und nach links, und wir dürfen von Glück reden, wenn die Fluthbewegung des Meeres den schwanken Kiel nicht völlig vom richtigen Kourse verschlägt, sondern ihn langsamer oder schneller dem Hafen einer verheißungsvollen Zukunft entgegen treibt.

Wir sahen, in wie bedenklicher Weise sich die antikisierende Richtung unserer Klassiker zuletzt bei dem Einen in ein gewaltsames Experimentieren mit hellenischen Kunstformen, bei dem Andern in die schattenhafteste Symbolik verirrte. Die deutsche Poesie, welche erst seit kaum einem Menschenalter aus der Abhängigkeit von französischen Mustern befreit worden war, gerieth in Gefahr, abermals den Einflüssen der Fremde — wenn auch diesmal eines besseren Vorbildes — zu verfallen, und nur allzu gefügig schmiegte sie sich in das neue Joch. Aber wie schön gemeißelten Faltenwurfs auch das erborgte Gewand ihre Glieder bedeckte, es war dennoch eine ihr aufgezwungene Sklaventracht, und unter der marmorglatten Hülle griechischer Formen erstarrte das ängstlich beklommene Herz und verflüchtigte sich das warme Leben zu kalter Abstraktion und personificierten Begriffen. Gegen diese tyrannische Unterwerfung des deutschen Geistes unter den Kulturgehalt und die Kunstgesetze der hellenischen Poesie empörte sich jetzt das individuelle Freiheitsgefühl, das Subjekt machte sein Recht geltend wider die zwangsweise Reduktion auf ein Allgemeines, das nicht der natürliche Vereinigungspunkt der Ausstrahlungen seines eigenen nationalen Kulturlebens war, und diese Empörung des Subjekts gegen die künstlich geschaffene objektive Welt des Neuhellenismus ist der geheime Sinn der Bestrebungen

der romantiſchen Schule. Nur von dieſem Geſichtspunkte aus ſind dieſelben in ihrer heilſamen und in ihrer ſchädlichen Wirkung richtig zu erfaſſen.

Wie jede literariſche Revolte, begann die Auflehnung der romantiſchen Schule gegen das klaſſiſche Regiment mit einem kritiſch-polemiſchen Feldzuge wider die herrſchende Kunſtrichtung. Es war ein hervorſtechender Zug dieſer Kritik, daſs ſie ſich von vornherein auf einen univerſellen Boden ſtellte, und den Geiſt der Kunſtwerke aller Völker nicht willkürlich nach einer einzigen Schablone oder aus abgeriſſenen Fragmenten zu erklären ſuchte, ſondern jedes Kunſt- und Literatur-Produkt im Zuſammenhange mit dem eigenthümlichen Kulturleben der Nation betrachtete, aus welchem es als ein lebendiger Organismus hervorgewachſen. Indem ſie ſolchergeſtalt ſich über das weiteſte Gebiet verbreitete, eröffneten ſich bedeutende Analogien auf kunſt- und kulturgeſchichtlichem Felde, und es iſt ein Hauptverdienſt der Romantik, daſs ſie durch ihre vielſeitigen Anregungen den Grund legte zu einer eben ſo geiſtvollen wie wiſſenſchaftlich ernſten Behandlung der hiſtoriſchen Disciplinen. Im Gegenſatz zu der typiſchen Verallgemeinerung der Charaktere, welche in den Schiller'ſchen und Goethe'ſchen Dramen manchmal zu ſentenzenhaft poetiſierender Weltbetrachtung ausgeartet war, vertiefte ſich ferner die romantiſche Kritik mit Vorliebe in das pſychologiſche Moment der von ihr zu beurtheilenden Kunſtwerke, und hob, wie in Schlegel's Vertheidigung der Bürger'ſchen Gedichte, die Berechtigung der leidenſchaftlichen Individualität gegenüber den idealiſtiſchen Abſtraktionen der Klaſſiker von Weimar hervor. Das oppoſitionelle Bemühen, neue Grundlagen der Poeſie ausfindig zu machen, führte zu einer Durchforſchung aller Literaturen, und verſchaffte uns jene meiſterhaften Ueberſetzungen des Shakſpeare, Calderon und der ſpaniſchen und italiäniſchen Dichter, welche als Bauſteine zum Tempel der Weltliteratur mit unermüdlichem Fleiß binnen weniger Jahre zuſammengetragen wurden. In gleicher Tendenz erſchloſſen die Führer dieſer literariſchen Bewegung uns die Sprache und Weisheit der Inder, entfalteten vor unſern trunkenen Blicken die wieder aufgegrabenen Schätze der mittelhochdeutſchen Poeſie, und ließen den langverſchütteten Quell des

heimatlichen Volksliedes frisch und rein hervorsprudeln mit ureigenem Rauschen.

In Alledieſem lag eine Bereicherung und ein unzweifelhafter Gewinn für die deutſche Literatur. Mochte der kosmopolitiſche Charakter der romantiſchen Beſtrebungen auch an ſich nicht gefahrlos ſein, ſo befreite er doch unſre Dichtung von der Einſeitigkeit helleniſcher Muſter, und leitete ſie, obſchon auf mancherlei Umwegen, ſchließlich auf den Boden nationaler Kultur und Geſchichte zurück.

Unfruchtbarer erwieſen ſich die Leiſtungen der Romantiker auf dem Felde ſelbſtändiger Produktion. Es war leichter, gegen die Kunſtgeſetze des Klaſſicismus zu rebellieren, als einen neuen äſthetiſchen Kanon aufzuſtellen, und wir begegnen hier den abenteuerlichſten Verſuchen. Das ruhige Ebenmaß von Inhalt und Form, die feſt umriſſenen Kontouren, die plaſtiſche Gegenſtändlichkeit der Geſtalten, Alles, was ſich die klaſſiſche Kunſt zum Ziele geſetzt, wird von den romantiſchen Dichtern principiell verſchmäht und verworfen. Im Drange, ſich jeder Feſſel zu entledigen, zerbricht das Subjekt frevelnd das ewige Maß ſeiner Kraft, und träumt, ſich in wirrem Taumel zum Alleinherrſcher einer phantaſtiſchen Welt, die kein Geſetz außer dem willkürlichen Spiel ſeiner Laune anerkennt. Es iſt charakteriſtiſch, daſs zu einer Zeit, wo unſere Nation ohnmächtig und faſt widerſtandslos unter den autokratiſchen Willen des fremden Eroberers gebeugt ward, die individuelle Freiheitsluſt, der im politiſchen Leben jede Bethätigung verſagt ſchien, in unſerer Literatur ihre wildeſten Orgien feierte. Das Subjekt ſtellte ſich in bewuſſten Gegenſatz zu der objektiven Außenwelt, es ſuchte dieſelbe unerhörter Weiſe zu überwinden, indem es ſie entweder völlig negierte, oder ſie als eine feindliche Macht anſah, die verhöhnt und vernichtet werden müſſe, und einzig die von der Phantaſie erſchaffene Traumwelt wurde für wirklich und weſenhaft erklärt, alles Wirkliche aber für Dunſt und Schein.

Die von den Romantikern verſuchte Wiedereinſetzung des Subjekts in ſeine Rechte überſchritt alſo von vornherein alles vernünftige Maß. Dieſe Schriftſteller wollten nicht mehr, wie Schiller und Goethe es in ihren beſten Werken erſtrebt hatten,

die Kunſt als Hebel der ethiſchen Erziehung der Menſchheit benutzen, ſondern Kunſt und Poeſie erſchien ihnen als die einzige menſchenwürdige Aufgabe des Lebens. Die reale Welt hatte nur noch inſofern Werth für ſie, als ſie ihnen Stoff zu poetiſcher Verklärung bot, und je trüber und ſchlechter die ſie umgebende Wirklichkeit war, deſto verachtungsvoller wandten ſie ihr den Rücken. Sie hatten keinen Sinn für die Leiden des Volkes, für die Noth des Vaterlandes, für die rauhe Proſa des Lebens; ihren zweckloſen Geſang beſeelte nicht jener humaniſtiſche Gedanke, der ſich wie ein rother Faden durch die Werke Leſſing's, Goethe's, Schiller's und Herder's zog — in genuſsſüchtiger Kunſtſchwelgerei verſenkten ſie ſich ganz in ihr Inneres, und wiegten ſich in den ſüßen Schwankungen des von ſeiner eigenen Herrlichkeit berauſchten Gefühls oder in den Märchenwundern der gegenſtandlos ſich ſelbſt aufzehrenden Phantaſie.

Dieſe — die Phantaſie — iſt das ἓν καὶ πᾶν der romantiſchen Dichtung, ihr ſchrankenloſes Walten das höchſte Gebot des künſtleriſchen Menſchen. „Es iſt der Anfang aller Poeſie", lehrt Friedrich von Schlegel, der Doktrinär der Schule, „den Gang und die Geſetze der vernünftig denkenden Vernunft aufzuheben und uns wieder in die ſchöne Verwirrung der Phantaſie, in das urſprüngliche Chaos der menſchlichen Natur zu verſetzen, für das es kein ſchöneres Symbol giebt, als das Gewimmel der alten Götter." — Der Theorie entſpricht die Produktion. Von der raffiniert martervollen Selbſtbeſpiegelung „William Lovell's" und den kalt ausgeklügelten Lüſternheiten „Lucindens" oder der myſtiſchen Gefühlsmetaphyſik „Heinrich's von Ofterdingen" bis zu den Schauergeſchichten Brentano's, Arnim's und Hoffmann's oder den Blumenkoncerten des „Zauberrings" ſehen wir in allen Kunſtgebilden der romantiſchen Schule dasſelbe gänzliche Verlaſſen der Wirklichkeit und des Sinnlichen, das mit Abſicht völlig geſetzloſe, jeder Vernunftfeſſel enthobene Umhertaumeln der ſouveränen Phantaſie; denn „alle Beſchränkung der Phantaſie durch die Wirklichkeit iſt eine Beſchränkung und Entwürdigung des menſchlichen Weſens, ein Verluſt ſeiner angeborenen Unendlichkeit", und eben Das iſt romantiſch, „was uns einen ſentimentalen Stoff in einer phantaſtiſchen, d. h. in einer ganz durch die

Phantaſie beſtimmten Form darſtellt.“ Es ließe ſich keine treffendere Parodie auf dies willkürlich formloſe Spiel der ſubjektiven Laune mit den tollſten Ausgeburten des Gehirns erſinnen, als die völlig ernſtgemeinte Schilderung der poetiſchen Zeit am Schluſſe von Loeben's Roman „Guido“, wo uns in ſeraphiſcher Verzücktheit die Wunder berichtet werden, ſo da geſchahen, nachdem „auf dem Altar der Karfunkel gefunden“, und unſer Leben „ein ewiger Tanz mit Träumen und Herzen“ geworden war: „Weiter wurde der Kreis, durch einander flogen die Tanzenden. Oben in der Luft tanzten der Adler und der Phönix, die Narciſſe und die Hyacinthe zuſammen; ſie beſchrieben unaufhörlich Kreiſe um die Sonne auf des Königs Haupt. Und die Planeten faſſten ſich an und rannten um die neue Sonne, und die Sterne faſſten ſich an und brauſten um die Unendlichkeit, und Milchſtraßen tanzten mit Milchſtraßen, und Ewigkeiten faſſten Ewigkeiten an, und immer ſchneller und ſchneller zuckten ſie durch einander, und brannten auf, und ſchlugen empor, und ſtäubten verjüngend in die ſchmelzende Zeit hinein, und das Weltende jauchzte durch die ſprühenden Funken hindurch, und die Walzer flogen um Gott.“

Die phantaſtiſche Verwilderung der Form, die auf's Neue eintretende Vermengung aller Kunſtarten, von welcher erſt vor Kurzem Leſſing und ſeine Nachfolger unſre Poeſie unter Hinweiſung auf die griechiſchen Muſter erlöſt hatten, und die gegenſtandsloſe Armuth des Inhalts in den romantiſchen Dichtungen ging freilich mit Nothwendigkeit aus der verſuchten Anwendung ſo abgeſchmackter Kunſttheorien hervor. Galt die wirkliche Welt Nichts mehr, wurden die Geſetze der Vernunft in den Bann gethan, beſtimmten die Eingebungen des ſubjektiven Gefühls und der von ihm aufgereizten Phantaſie allein das künſtleriſche Schaffen, ſo muſſte natürlich und folgerichtig jede feſte Kontour, jede an das reale Leben erinnernde plaſtiſche Geſtaltung dieſen Schriftſtellern ein Gräuel ſein. Vage, verſchwommene Stimmungen, unbeſtimmte Empfindungen, die „liebliche Stille, das Säuſeln des Geiſtes, welches in der Mitte der innerſten und höchſten Gedanken wohnt,“ das magiſche Dämmerweben des Traumes, die unheimlichen Nachtſeiten des Seelenlebens, Elfen-, Geſpenſter und Hexenſpuk, ſind das eigentliche Element dieſer

Poeſie, welcher der ſtoffloſeſte Stoff noch zu real, die formloſeſte Form noch zu maßvoll dünkt. Da wird das Märchen zum Drama, deſſen markloſe Schattengeſtalten ſofort wieder in den Nebel lyriſcher Dithyramben oder kunſtphiloſophiſcher Betrachtungen zerrinnen; die Wirklichkeit verflüchtigt ſich zum Traume, während der Traum ſich zur Wirklichkeit verdichtet; der Kater iſt kein Kater, der Hund kein Hund, der Archivarius nebſt ſeinen Töchtern kein wohlbeſtallter Philiſter mit ſeiner realen Deſcendenz, ſondern Kater und Hund ſind maſkierte Literaturkritiker, der Archivarius aber iſt eigentlich ein Salamander, und ſeine Töchter ſind drei goldgrüne Schlänglein.

Man ſollte meinen, daſs dieſe gefühlstrunkene Stimmungspoeſie wenigſtens auf dem ihr naturgemäß zugewieſenen Felde der reinen Lyrik Bedeutendes hätte leiſten müſſen — aber ſelbſt Dies iſt nur bei einigen der ſpäteſten Nachzügler der romantiſchen Richtung, bei Uhland, Chamiſſo und Eichendorff, der Fall; bei den Früheren, wie Tieck und Novalis, verwiſcht die geſtaltungsohnmächtige Myſtik der Behandlung jeden Hauch fühlbarer Lebenswärme aus ihren Natur oder Glaubensinbrunſt verherrlichenden Hymnen, und nur dem Brentano gelingt hin und wieder ein friſches Lied. Nicht bloß ihren religiöſen Dichtungen, ſondern ſelbſt ihrer vielbewunderten Naturp oeſie fehlt meiſtens die echte Naivetät. Wurde doch von den Romantikern alles ſeither Feſtſtehende auf den Kopf geſtellt! wie hätten ſie die Natur ausnahmsweiſe als ein Sicheres, friedlich Ruhendes betrachten ſollen, an deſſen Bruſt das gequälte Menſchenkind Troſt und Stärkung fände? Sie trugen ihre wilden Phantasmen auch in die Natur hinein, bevölkerten ſie durch Auferweckung kindlicher Sagen wieder mit guten und böſen Dämonen, mit Feen und Berggeiſtern, Nixen und Kobolden, Wichtelmännchen und Alräunchen, und Tiefe kichern nun muthwillig hinter jedem Baume hervor, oder drohen aus der Felſenſpalte, oder ſtrecken die winkende Todtenhand aus dem ſchwarzen See. Dadurch wurde freilich die Natur, welche den Dichtern des achtzehnten Jahrhunderts faſt ausſchließlich zu langweilig deſkriptiven oder theologiſch-didaktiſchen Zwecken gedient hatte, lebendig beſeelt und durchgeiſtet; aber den fröhlichen, Wald und Flur in pantheiſtiſcher Andacht durch-

ſchweifenden Wanderſinn überwiegt meiſtens ein pandämoniſches Grauſen. Ueberall liegen die geſpenſtiſchen Repräſentanten der finſteren Mächte boshaft auf der Lauer, um das Glück des Menſchen zu trüben oder gar zu zerſtören; der Menſch ſteht nicht mehr in der Natur als ein Theil von ihr, ſondern iſt widerſtandslos ihrer Gewalt unterworfen, ein Spielball des Schickſals, das in ihrem dunklen Schoße von Anbeginn über ihn verhängt war. Dieſe fataliſtiſche Naturanſicht trieb die romantiſche Poeſie unvermeidlich der religiöſen Myſtik zu; denn welcher Rettungsanker blieb ihr in dem chaotiſchen Wirrwarr, außer der Hoffnung auf die göttliche Gnade?

So verzerrte ſich dem ausſchweifenden Subjektivismus der Romantiker, gleich den Erſcheinungen des menſchlichen Lebens, auch das ſtille Wirken der Naturwelt zu einer ſpukhaften Fratze. Da ihre Phantaſie willkürlich ſchuf und zerſtörte, bejahte oder verneinte, was ihr eben in den Sinn kam, hatten ſie jedoch andererſeits keinen recht ernſtlichen Glauben an die von ihnen heraufbeſchworenen Wunder und Schrecken. Wie unſinnig ſie ſich immer gebärdeten, wie ungeheuerliche Kapriccios ſie erſannen: es blieb wenigſtens bei den beſſeren dieſer Schriftſteller immer noch ein Reſt der geächteten Vernunft in einem Winkel ihres Gehirns ſitzen, und flüſterte ihnen zu, daß all ihr Beginnen ein Spiel ohne innere Wahrheit, eine holde Lüge ſei. Dieſer Zweifel an den eigenen Kunſtgebilden, dies geheime Bewuſſtſein, ſchließlich denn doch als freier Herr über dem ſelbſtgeſchaffenen Spuk zu ſtehen, iſt die vielberufene romantiſche Ironie, welche mit dem Glauben an die innere Wahrheit ihrer Phantasmagorien auch dem Leſer zuletzt jede Illuſion benimmt. Weil dem Dichter ſelbſt Alles weſenloſer Schein iſt, gleichen auch die von ihm erfundenen Geſtalten nicht markig lebendigen Geſchöpfen, ſondern weichen Thonfiguren, wie ein Kind ſie im Spiele knetet, um das kaum geformte Bildwerk im nächſten Augenblick nach Laune wieder umzumodeln oder ganz zu vernichten.

Aber die hochmüthig auf ſich ſelbſt geſtellte Phantaſie muſſte ſich erſchöpfen, das aller Bande der Wirklichkeit enthobene Subjekt in einer nebelhaften Idealwelt bald ein unheimliches Grauen vor ſeiner eingebildeten Herrlichkeit empfinden. Wie eben an-

gedeutet, wies diese ganze Richtung von vornherein auf die Flucht in eine religiöse Mystik hin, und in der That bildet die Religion schon seit frühester Zeit ein Lieblingsthema der romantischen Schriftsteller. Anfangs freilich sind Letztere noch weit davon entfernt, in ihr etwa den festen Archimedespunkt für die aus den Angeln gehobene Welt zu finden. Selbst Schleiermacher und Novalis, denen es am ernsthaftesten darum zu thun ist, den religiösen Sinn zu wecken, gehen keineswegs von dem Standpunkte des dogmatischen Kirchenglaubens aus; sie trachten vielmehr eifrigst danach, ihr religiöses Gefühl mit der modernen Weltbildung und mit den romantischen Bestrebungen in Einklang zu bringen, und sie gelangen zu dem Resultate, dass das Wesen der Religion schlechthin Ein und Dasselbe mit dem in der neueren Poesie wiedererwachten Subjektivismus, dass sie der Inbegriff aller höheren Gefühle, oder nach einer anderen Formel die in jedem Menschen schlummernde Poesie sei. So ertheilt sich der romantische Idealismus in anmaßender Ueberhebung selbst die priesterliche Weihe, und wie er von Anfang an Phantasie und Poesie mit einander verwechselte, so identificiert er jetzt Poesie und Religion. Dieser Standpunkt berührt sich vielfach mit der Schelling'schen Naturphilosophie, welche den Entwicklungsprocess der Romantik, alle Stadien mit ihr durchlaufend, von Anfang bis Ende begleitete.

Das Streben jener Männer, auf die Wiederherstellung einer lebendigen Religion hinzuwirken, führte jedoch im Laufe der ferneren Entwicklung einerseits auf längst überwundene Standpunkte zurück, andererseits über sich selbst hinaus zu einem weiteren Fortschritt. Sollten das Leben und die Kunst wieder von Religion durchdrungen werden, so lag es nahe, den Blick in eine Zeit zu wenden, wo solche Durchdringung schon einmal in höchster Potenz erlebt worden war. Bei manchen der Romantiker mochte es, wie bei A. W. von Schlegel, der sich niemals ganz der gesunden Vernunft entschlug, im Grunde nur eine prédilection d'artiste, eine künstlerische Vorliebe sein, was sie mehr und mehr zu der glaubensseligen Poesie des katholischen Mittelalters hinlenkte. Es liegt aber auf der Hand, dass letztere sowohl ihrem Stoffe wie ihrer Behandlung nach ganz besonders den Anforderungen

der romantiſchen Schule entſprach. Die geiſtlichen Dramen Calderon's, die Heldengedichte aus dem Kreiſe der Gral- und Artusſage, die Legende vom Sängerkrieg auf der Wartburg, der Ritter- und Minnedienſt der höfiſchen Sänger, boten der nahrungsbedürftigen Phantaſie wenigſtens einen Reichthum farbenprangender Stoffe dar, die bei erneuter Bearbeitung gleichſam von ſelbſt zu phantaſtiſchen Schilderungen und zu tiefſinniger Symbolik herausforderten. Wurde Anfangs zu vorwiegend äſthetiſchen Zwecken ein Fetzen des Katholicismus nach dem andern abgeriſſen, ein Stück des Mittelalters nach dem andern als Schmuck der romantiſchen Dichtungen verwandt, ſo arbeiteten jene Kunſtſchwärmer ſich unverſehens tiefer und tiefer in Katholicismus und Mittelalter hinein, und ihre Vorliebe für deren hierarchiſche und feudale Inſtitutionen gewann bald eine mehr als bloß äſthetiſche Bedeutung. Das feierliche Geläut der Kirchenglocken, der narkotiſche Weihrauchduft vor dem Hochaltare, das Lanzengeſchwirr und der helle Schwerterklang bei Turnieren und ritterlichen Kämpfen betäubten die Sinne der Dichter, die uns all' dieſe Wunder einer längſt erſtorbenen Zeit ſchilderten, und ſie vergaßen, daſs Religion und Ritterthum ihnen urſprünglich nichts Anderes geweſen, als ein willkommener Stoff für das unbeſchränkte Spiel ihrer Phantaſie. Weil der genuſsſüchtige Kunſtdilettantismus ihrer überſchwänglichen Subjektivität ſich mit dem unklar gährenden, rings zerklüfteten Leben der Gegenwart nicht in Einklang ſetzen ließ, waren ſie in jene nebelhafte Traumwelt geflüchtet, die der Kunſt jede reale Grundlage entzog — nun glaubten ſie im katholiſchen Mittelalter plötzlich jene Einheit des äſthetiſchen, religiöſen und politiſchen Lebens zu gewahren, welche ſie in der modernen Geſellſchaft ſo ſchmerzlich vermiſſten. Mit einer allmählich zum wildeſten Fanatismus emporlodernden Begeiſterung predigten ſie von jetzt ab die Rückkehr zum Katholicismus und zu der hierarchiſch-feudalen Staatsform vergangener Jahrhunderte. In ſeinem Aufſatze „Die Chriſtenheit oder Europa" preiſt Novalis ſchon im Jahre 1799 über alles Maß „die ſchönen glänzenden Zeiten, wo Europa ein chriſtliches Land war, wo Eine Chriſtenheit dieſen Welttheil bewohnte, Ein großes gemeinſchaftliches Intereſſe die Provinzen dieſes geiſtlichen Reiches verband, und

ein Oberhaupt ohne große weltliche Beſitzthümer die großen politiſchen Kräfte lenkte und vereinigte. Angewandtes, lebendiges Chriſtenthum war der alte katholiſche Glaube. Seine Allgegenwart im Leben, ſeine Liebe zur Kunſt, ſeine tiefe Humanität, die Unverbrüchlichkeit ſeiner Ehen, ſeine menſchenfreundliche Mittheilſamkeit, ſeine Freude an Armuth, Gehorſam und Treue, machen ihn als echte Religion unverkennbar, und enthalten die Grundzüge ſeiner Verfaſſung." Den Abfall von dieſer einzig wahren Religion findet Novalis in der Reformation angebahnt, im Proteſtantismus konſtituiert und feſtgehalten, und die franzöſiſche Revolution iſt ihm ein Beweis, daſs auch die Formen des Staatslebens an einem verderblichen Zerrüttungsproceſſe kranken. Nur die wahre, d. h. die katholiſche Religion vermag dieſe ſündige Welt zu erretten und zu verjüngen. Auf politiſchem Felde ward dieſe Lehre zunächſt durch Friedrich von Schlegel und Adam Müller weiter ausgebildet, in deren Fußtapfen ſpäter Haller mit ſeiner berüchtigten Reſtauration der Staatswiſſenſchaften trat.

So vollzieht ſich der merkwürdige Kreislauf, daß die romantiſche Schule, welche zu Gunſten einer willkürlichen Alleinherrſchaft des von allen Banden der Außenwelt losgelöſten ſubjektiven Gefühls mit einer völligen Negierung der Wirklichkeit begonnen und, mit Goedeke zu reden, „alles Geſicherte, Staat, Kirche, Haus und Familie, Kunſt, Dichtung, ja faſt die Sprache ſelbſt, bis zur Auflöſung in Frage geſtellt hatte", ſchließlich dahin gelangt, die eiſernſte Stabilität einer dem römiſchen Katholicismus und den Feudal-Inſtitutionen des Mittelalters nachgeahmten hierarchiſchen Lebensform zu begehren. Die Romantik endet, dieſem Verlangen gemäß, ganz konſequenter Weiſe damit, daſs ſie in den Dienſt der kirchlichen wie der politiſchen Reaktion tritt, und der Reſtaurationsperiode ihren unheilvollen Stempel aufprägt. Eben hierin liegt aber in höherem Sinne nicht bloß ihr Verbrechen gegen den Fortſchritt der Menſchheit, ſondern, ſo paradox es klingen mag, zugleich ihr nicht hoch genug anzuſchlagendes Verdienſt um die Wiederauferweckung unſres nationalen und politiſchen Lebens und um die Befruchtung unſrer Literatur mit den weltreformatoriſchen Gedanken der neuen Zeit. Der falſche Idealismus einer in die Luft gebauten, von der Wirklichkeit ſchroff

getrennten Kunſtwelt ſah ſich ad absurdum geführt; er hatte ſich weder durch die Zurückſtimmung des modernen Geiſteslebens auf den Kulturgehalt und die Formgeſetze der helleniſchen Vorzeit, noch durch die buntſchillernde Seifenblaſe der ſouveränen Phantaſie verwirklichen laſſen — jetzt beginnt eine ganz neue Entwicklungsphaſe, indem die Literatur aus ihrer unnahbaren Wolkenhöhe auf die Erde herabſteigt, um das zerriſſene Band mit der realen Welt wieder anzuknüpfen. Der forcierte Eifer, mit welchem manche dieſer Romantiker, die in ihren früheren Werken Nichts gelten ließen außer dem tel est mon plaisir der uneingeſchränkten Subjektivität, nach wenigen Jahren das Recht des freiheitsfeindlichſten Zwanges und der obſoleteſten Miſsbräuche in Staat und Kirche vertheidigten, hat ohne Zweifel ſein Widerwärtiges und Verächtliches, und die Motive, aus denen ſie ſich plötzlich in ſo enragierte Kämpfer für Thron und Altar verwandelten, waren nicht bei den Wenigſten ſo ehrenhaft und rein, daſs wir ihnen Dank oder Bewunderung ſchuldig ſind. Nichtsdeſtoweniger war ihr Bund mit den reaktionären Gewalten der erſte Schritt, unſrer Literatur dauernd wieder eine reale und volksthümliche Grundlage zu verſchaffen. Indem ſie das Beſtehende zu rechtfertigen oder die Zuſtände der Gegenwart nach dem Muſter des chriſtlich-feudalen Mittelalters zu reſtaurieren ſuchten, lernten unſre Schriftſteller ſich ernſtlich mit den Erſcheinungen des wirklichen Lebens, mit der vaterländiſchen Geſchichte und mit den Bedürfniſſen des Volkes befaſſen, und die Literatur, welche in den Händen der Romantiker zu einem müßigen Phantaſiespiele herabgeſunken war, gewann jetzt eine weitreichende Bedeutung als Förderungsmittel der ſocialen und politiſchen Intereſſen der Nation.

Dieſe Entwicklung in ihrem weiteren Verlauf zu verfolgen, wird an ſpäterer Stelle unſere Aufgabe ſein. Für jetzt galt es, dem Leſer ein allgemeines Bild der Literaturzuſtände zu geben, aus welchen H. Heine's ſchriftſtelleriſches Schaffen hervorwuchs. Wir haben die Schule, in die er gegangen, kennen gelernt; inwieweit er von ihren Einflüſſen abhängig blieb, oder ſich, neue Bahnen einſchlagend, von ihrer Herrſchaft befreite, muſs die Betrachtung ſeiner Werke uns lehren.

## Fünftes Kapitel.

### Auf der Göttinger Universität.

Als Harry Heine im Herbst des Jahres 1820 nach Göttingen kam und sich am 4. Oktober daselbst als Student der Jurisprudenz immatrikulieren ließ, war die eigentliche Glanzperiode der Universität schon lange vorüber. Die Gegenwart zehrte vom Ruhm einer großen Vergangenheit, aus der nur wenige bedeutende Namen in die damalige Zeit hinüber ragten; aber diese Namen und jene glänzenden Erinnerungen sicherten der einst so gefeierten Hochschule noch immer eine außerordentliche Frequenz und einen achtungswerthen Ruf.

Die Georgia Augusta war in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts, wesentlich im Gegensatze zu den übrigen deutschen Universitäten, gegründet worden. Letztere hatten ihre Aufgabe, Pflanzschulen der neuen, durch die Reformation geweckten wissenschaftlichen Forschung und allgemeinen Bildung zu sein, nur zu bald aus dem Auge verloren. Ueberall hatte die zu spitzfindiger Scholastik ausgedörrte Theologie sich den ersten Platz erkämpft und sich ein unbedingtes Aufsichtsrecht über die anderen Fakultäten angemaßt, das sie namentlich den naturwissenschaftlichen Disciplinen gegenüber mit hochfahrender Strenge behauptete. Durch solchen geistlichen Druck ward der freien Forschung nicht bloß auf theologischem Felde, sondern auch auf allen übrigen Gebieten der Lebensnerv unterbunden; die Wissenschaft erstarrte zu einem mechanischen Formalismus und zu todter Wortgelehr-

ſamkeit; die akademiſchen Lehrkräfte der einzelnen Hochſchulen bildeten zunftmäßig abgeſchloſſene Korporationen, die ſich ſelbſt ergänzten und jedes neue Element gefliſſentlich fern hielten; und in gleicher Abhängigkeit ſeufzten die ſtudierenden Jünglinge, die ſich für den knechtiſchen Zwang, der auf ihnen laſtete, durch einen rohen Pennalismus ſchadlos zu halten ſuchten.

Auch die Univerſität Helmſtädt, welche unter dem gemeinſchaftlichen Rektorate der kurhannövriſchen und braunſchweigiſchen Regierung ſtand, war zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts hauptſächlich durch den Einfluſs der theologiſchen Fakultät ſo ſehr in Verfall gerathen, daſs jeder einigermaßen begüterte Hannoveraner es vorzog, in Halle, Jena oder auf holländiſchen Univerſitäten ſeine Studien zu abſolvieren. Zur Abhilfe dieſer Miſsſtände empfahl der wirkliche geheime Rath in Hannover Freiherr Gerlach Adolf von Münchhauſen ſeinem königlichen Herrn George II., der, obſchon er auf dem engliſchen Throne ſaß, ſeinem Geburtslande eine ſtete Vorliebe bewahrte, die Anlegung einer eigenen Landesuniverſität in Göttingen. Die Wahl fiel auf dieſe ehemals reiche und mächtige Stadt des Hanſabundes, weil dieſelbe ſeit den Verwüſtungen des dreißigjährigen Krieges völlig heruntergekommen war, und einer ſcheinbar rettungsloſen Verarmung entgegenſah. Münchhauſen wollte vor Allem ein freieres, vielſeitigeres Studium, verbunden mit weltmänniſcher Ausbildung, befördern und brauchbare Staatsdiener erziehen. Um das verderbliche Uebergewicht der theologiſchen Fakultät von vornherein zu hindern und den Unfug eines einſeitigen Klickenweſens nach Möglichkeit zu erſchweren, behielt er das Vokationsrecht ausſchließlich der Regierung vor, und berief Lehrer aus allen Gegenden und von faſt allen proteſtantiſchen Univerſitäten. Den Profeſſoren wurde nicht allein unbedingte Lehrfreiheit, ſondern auch unbeſchränkte Druckfreiheit, den Studierenden aber die Erlaubnis eingeräumt, nach Belieben ihre Wohnung und die von ihnen zu hörenden Kollegia zu wählen.

Der Erfolg entſprach den vortrefflichen Abſichten, und die freiere Geſtaltung der deutſchen Hochſchulen datiert ſeit der Gründung der Göttinger Univerſität. In ihrer erſten Periode ging von derſelben hauptſächlich die religiöſe Aufklärung aus.

Mosheim, der Vater der Kirchengeschichte, befreite diese auf philologisch-historischem Wege von den Fesseln der lutherischen Orthodoxie und dem krankhaften Einflusse der halleschen Pietisten; Johann David Michaelis brachte zuerst ein neues Licht in das Dunkel der jüdischen und christlichen Geschichte, der Exegese und Dogmatik, indem er den Orient aus dem Orient zu erklären suchte. Albrecht von Haller, gleich berühmt als Dichter und als Gelehrter, brach von Göttingen aus neue Bahnen auf naturwissenschaftlichem Gebiete, in den Zweigen der Physiologie, der Anatomie und Botanik. Nicht geringeres Verdienst erwarb er sich durch Stiftung der Societät der Wissenschaften und durch Redaktion der „Göttinger gelehrten Anzeigen", die ausführlich und getreu über die neuen Erscheinungen auf wissenschaftlichem Felde berichteten, und auch der englischen und französischen Literatur eine sorgliche Aufmerksamkeit schenkten. In der juristischen Fakultät glänzten Namen wie Gebauer und Pütter, — Ersterer ein Hauptvertreter der damals beliebten „eleganten" Jurisprudenz, der Kunst des feinen Distingierens und des gelehrten Citatenkrams, Letzterer ein muthvoller Kämpfer gegen alles juristische Unrecht, der von seinem Katheder herab mit jugendlichem Eifer „den Verfall des Reichsjustizwesens sammt dem daraus hervorgehenden Unheil des ganzen Rechts" erörterte. Johann Mathias Gesner und sein geistvollerer Nachfolger Christian Gottlob Heyne verschafften der klassischen Philologie als einer Schule der Bildung und des Geschmacks zuerst Anerkennung und Verbreitung in Deutschland, und erhoben dieselbe zur wahren Alterthumskunde. Sie halfen durch die Humanitätsstudien an den Alten den Boden bereiten, auf dem Goethe und Schiller ihre unverwelklichen Lorbeeren ernten sollten; nicht minder freilich beförderten sie durch die gelehrte Einseitigkeit ihrer Richtung jenen unpatriotischen Sinn, der vor dem Sonnenschein, welcher auf Griechenlands und Italiens Fluren lag, nicht den Winterfrost politischer Ohnmacht und Erniedrigung bemerkte, in dem das vaterländische Leben erstarrt war.

Auch für die Weckung des politischen Geistes sollte die Universität Göttingen jedoch in ihrer höchsten Blüthezeit wirken, die in die Jahre 1770—1790 fällt. An die Namen Schlözer

und Spittler knüpft sich ein epochemachender Fortschritt der Staatswissenschaften, die von Göttingen aus zuerst mit Publicität, ihrem Lebenselemente, umgeben wurden. Schlözer zerstörte durch das Journal, welches er seit dem Jahre 1775 unter den Titel „Briefwechsel" herausgab, die verderbliche Geheimniskrämerei, welche bisher in allen Staatsangelegenheiten herrschte und selbst rein statistische Notizen ängstlich zu verbergen suchte. „Publicität ist der Puls der Freiheit", sagt Schlözer in einem denkwürdigen Artikel dieses Journals, das mit unermüdlicher Kraft für Pressfreiheit und für die Oeffentlichkeit der Gerichte, gegen Intoleranz und Jesuitismus kämpfte, jegliche Art von Willkür und Ungerechtigkeit furchtlos ans Licht zog, und jedem Unterdrückten seine Spalten öffnete. Als der „Briefwechsel" 1782 den Namen „Staatsanzeigen" annahm, schrieb Schlözer die mannhaften Worte: „So lange noch der Altar steht, den George und seine gleich unsterblichen Staatsbeamten der noch hie und da im Gedränge befindlichen Freiheit und Wahrheit hier in Göttingen errichtet und bisher unter lautem Dank und Segen der Zeitgenossen (gewisslich auch der Nachwelt) mächtig gestützt haben: so lange — aber auch nicht länger — soll der Briefwechsel oder, wie er seit Ostern heißt, sollen die Staatsanzeigen ununterbrochen fortgesetzt werden". Solche Sprache war verständlich, und musste ein weithin schallendes Echo finden. Nie vielleicht hat ein Journal größeren Einfluss geübt, — und zwar ein im edelsten Sinne unabhängiges Journal. Fürsten und Kabinette nahmen mehr als Notiz davon. Joseph II. und George III. schützten den Herausgeber gegen die Anfeindungen der kleinen Reichsfürsten und Prälaten, deren lichtscheues Treiben unerbittlich aufgedeckt ward, und Maria Theresia konnte auf einen Vorschlag in ihrem Staatsrathe äußern: „Was wird Schlözer dazu sagen?" Man erhält einen Begriff von der Wichtigkeit dieser Zeitschrift, wenn man erfährt, dass der Pfarrer Waser wegen eines einzigen Aufsatzes, den er durch Schlözer veröffentlichen ließ und der nur statistische, in Deutschland kaum verständliche Angaben über den Züricher Kriegsfond enthielt, zwei Monate später in Zürich hingerichtet ward. Schlözer verlieh der Geschichtschreibung, die bisher Wenig mehr als eine geistvolle Zusammenstellung von Namen, Jahres-

zahlen und äußerlichen Thatſachen geweſen war, eine neue Geſtalt, indem er politiſche, kulturhiſtoriſche und ſtaatswirthſchaftliche Geſichtspunkte hinein trug, und den Blick ſeiner Zeitgenoſſen von der einſeitigen Ueberſchätzung des Alterthums in die Gegenwart zu lenken bemüht war. Freilich ſetzte Ernſt Brandes, der ſeinem Vater als Referent in Univerſitätsſachen gefolgt war, es durch, daſs Schlözern im Jahre 1796 die Cenſurfreiheit genommen ward, und die „Staatsanzeigen" muſſten eingehen, da man dem freiſinnigen Profeſſor die Herausgabe eines politiſchen Journals für immer verbot; aber Schlözer ließ ſich durch all' dieſe Tribulationen wenig in ſeiner echt patriotiſchen Geſinnung beirren. Nicht viele Männer haben bei Deutſchlands Schmach und Preußens Fall den Muth gehabt, zu ſchreiben, wie Schlözer 1806 in einem für den Druck beſtimmten Briefe ſchrieb: „Jetzt, ungefragt verkauft, vertauſcht, verkuppelt man uns wie Herden, und unempfindlich für deutſche Ehre, gefühllos ſelbſt für alle Menſchenwürde, heucheln wir, jubilieren wir, illuminieren, ſingen Te deum und tanzen wir noch dabei! Lies, wenn du kannſt und dir dein deutſches Herz nicht bricht, die Willkommensrede, gehalten in einer deutſchen Stadt, bei Ueberreichung der Stadtſchlüſſel vom Oberbürgermeiſter. Wir Deutſchen ſind zwar in unſerer jetzigen Lage arme Schafe, die ſich blindlings von Einzelnen leiten laſſen müſſen, aber wir ſind im Ganzen, als Nation, noch immer geſund; die Anzahl der Drehkranken unter uns iſt unendlich klein — wie? wenn uns das Schickſal einſt andere Leithämmel gäbe? Laſs dir durch Voſs das lateiniſche Kraftgebet der Dido im Virgil in eben ſolches Kraftdeutſch (nur nicht in Hexameter) überſetzen: exoriare aliquis, und bete es alle Morgen. Bete laut! denn da deutſche ſogenannte Männer ſchweigen, ſo müſſen Weiber, Mädchen und Zungen ſchreien!" Und an ſeinem fünf und ſiebzigſten Geburtstage, am 5. Juli 1809, erließ der jugendkräftige Greis ein Rundſchreiben an die Göttinger Profeſſoren, worin er ſich alle Gratulationen verbat, und die entrüſtungsvolle Erklärung hinzufügte: „Ich verachte dieſes lumpige Menſchenleben, eben, weil ich es ſo lange gelebt habe, tief, und kann beſonders an die jetzige Generation, beſtehend en gros aus Tyrannen, Räubern, Feigen und Dummköpfen, auch méchants, Undank-

baren u. ſ. w., nur mit verbiſſenem Ingrimm denken, da ich durchaus keine Erlöſung zu erleben mehr hoffen kann.“ Schlözer hatte zu ſo derben Worten triftigen Grund, denn ſeine Kollegen beugten und bückten ſich damals, mit wenigen ehrenvollen Ausnahmen, vor König Jérome, ſuchten Gehaltszulagen zu erhaſchen, oder entzogen ſich durch Verſenkung in gelehrte Arbeiten den Anforderungen der Zeit. — Hervorragender noch als Geſchichtſchreiber, und ein faſt eben ſo rüſtiger Kämpfer für Aufklärung der Ideen in Kirche und Staat, war Spittler, von dem Wächter ſagt: „Wie Schlözer mit ſeiner bizarren Derbheit im Fache der Politik und Statiſtik die hergebrachte Geheimniskrämerei der Kabinette und Kanzleien angriff und glücklich bekämpfte, ſo wuſſte Spittler mit ſeiner Gewandtheit die Fürſten und ihre Miniſter zu überzeugen, wie Beförderung der Kultur zu ihrem eigenen Beſten diene, und wie bloß geiſtige Kraft den Mangel der phyſiſchen erſetzen könne. Er eröffnete der deutſchen Specialgeſchichte ihre Archive.“ — Auch Planck iſt hier zu erwähnen, der als Kirchenhiſtoriker würdig in die Fußtapfen von Mosheim und Michaelis trat, wenngleich er der philoſophiſchen Richtung der Zeit einen ziemlich flachen Rationalismus entgegenhielt, der ſich in ängſtlicher Beſorgnis vor den Gefahren der Spekulation an das Ethiſche, Allgemein-Menſchliche und Praktiſch-Vernünftige im Chriſtenthum anklammerte. — Großen und lange Zeit andauernden Ruf erwarb ſich Guſtav Hugo, der im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts ſeinen ſiegreichen Feldzug gegen die verſteinerten Formen der eleganten Jurisprudenz, gegen die elende Citierſucht der Lexmänner und den geiſtloſen Schematismus des Civilrechtes begann. Er rief durch ſeine Schriften zuerſt eine ſyſtematiſche Bearbeitung der Rechtswiſſenſchaft hervor, und legte den Grund zu jener hiſtoriſchen Schule, die ſpäter in Savigny ihren glänzendſten Vertreter fand.

Nur auf Einem — dem philoſophiſchen — Felde bewahrte Göttingen auch in ſeiner Blütheperiode eine ſtarrſinnige Abgeſchloſſenheit gegen den Fortſchritt der Zeit. Nicht ihrem Stifter, der vor Allem das Praktiſch-Nützliche, für das Leben Anwendbare befördern wollte, iſt ein Vorwurf daraus zu machen, daſs er der Philoſophie kein beſonderes Gewicht beimaß zu einer Zeit,

wo dieſelbe noch ſo geringen Einfluſs übte, und wo Friedrich I. der durch Leibnitz gegründeten Berliner Akademie kurz nach Deſſen Tode höhniſch aufgeben konnte, Hexen und Kobolde das Stück 5 Thlr. zu fangen, und dafür zu ſorgen, daſs durch Konſtellation des Jupiter und der Venus kein Unglück im Lande geſchehe. Wohl aber verdient es ſtrengen Tadel, daſs die Göttinger Univerſität auch dann noch in einer grämlichen Feindſchaft gegen die philoſophiſche Entwicklung beharrte, als dieſe unter Kant, Fichte, Schelling und Hegel einen ſo mächtigen Aufſchwung nahm. Der alte Feder bekämpfte die „ſonderbare" kantiſche Philoſophie mit einem platten Empirismus; Bouterweck wurde erſt angeſtellt, nachdem die philoſophiſche Gährung in ſeinem Kopfe den ſpekulativen Geiſt verflüchtigt und nur den abgeſtandenen rationaliſtiſchen Bodenſatz zurückgelaſſen hatte; und als Herbart 1805 nach Göttingen berufen ward, hatte die fortſchreitende Zeit ſeine abſtrakte, auf dem Iſolierſtuhle der Skepſis ſitzende Forſchung längſt überholt. Lichtenberg ſpottete ſchon 1787 mit Recht über die „geſchmolzene Waſſerſuppenphiloſophie", die in Göttingen „faſt allgemein geſpeiſet zu werden anfing". Bekannt iſt, was Dieſer, Käſtner und Blumenbach im letzten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts für die mathematiſchen und naturwiſſenſchaftlichen Disciplinen leiſteten. In den exakten Wiſſenſchaften gab Göttingen damals den Ton und die Richtung an, in der Philoſophie blieb es hinter ſeinem Jahrhundert zurück.

Es iſt ſchwer, den Zeitpunkt genau zu beſtimmen, wo der Verfall der Göttinger Univerſität beginnt. Die Namen mancher Profeſſoren, deren Vorträge und Schriften ihr Glanz und Auszeichnung verliehen, zogen, als die geiſtige Kraft ihrer Träger ſchon längſt erloſchen war, noch lernbegierige Schüler an. Hugo erlebte die Fortentwicklung, die Blüthezeit und zum Theil noch den Untergang der von ihm geſtifteten Rechtsſchule. Blumenbach trug ſogar bis ins Ende der dreißiger Jahre ſeine anekdotenſpieleriſche Behandlung der Naturgeſchichte vor, als Oken und Humboldt ganz neue wiſſenſchaftliche Bahnen erſchloſſen hatten. So Viel läſſt ſich behaupten, daſs die ſeit der franzöſiſchen Revolution mehr und mehr eintretende Entfremdung der Wiſſenſchaft vom Leben, die ſich ſelbſt genügende todte Gelehrſamkeit,

welche jedes ſtörende Aufſehn zu vermeiden trachtete und ſtets beſorgt war, zu früh zur Wahrheit zu gelangen, die Hauptſchuld an dem allmählichen Sinken der Hochſchule trug. Der Befreiungskrieg gegen Napoleon fand in Göttingen ein laues und kaltes Geſchlecht. Der Indifferentismus der Alten hatte die Jugend angeſteckt; Ernſt Schulze, der Dichter der „Bezauberten Roſe", war einer der wenigen Freiwilligen, die von Göttingen auszogen. Schlözer's Geiſt war von der Georgia Auguſta gewichen, ſie wurde zur Prinzen- und Grafen-Univerſität, ihr Charakter blieb, gegenüber der Begeiſterung, welche anderwärts die Jugend deutſcher Hochſchulen entflammte, ruhig, geräuſchlos, ſtabil.

In fachwiſſenſchaftlicher Hinſicht behauptete ſie jedoch immer noch eine ehrenhafte Stellung unter den vaterländiſchen Univerſitäten. In der Theologie waren Planck, Stäudlin und David Julius Pott die langlebigen Größen, deren Renommeen um mehre Decennien über die Grenzſcheide des alten in das neue Jahrhundert hinüber blinkten. In der juriſtiſchen Fakultät wuchſen neben dem alternden Hugo und dem noch älteren Meiſter, einem trockenen, aber fleißigen und freidenkenden Kriminaliſten aus der Schule ſeines Vaters, jüngere Kräfte empor: Anton Bauer, der ſich um die Förderung der Strafrechtslehre erhebliches Verdienſt erwarb und ein geſuchter Advokat bei Privathändeln der Fürſten war; der wohlwollende Bergmann, deſſen beredter und klarer Vortrag um ſo anregender wirkte, als das Billigkeitsgefühl nicht hinter den ſyllogiſtiſchen Feinheiten der glatten Darſtellung zurücktrat; Karl Friedrich Eichhorn, der ſich als ausgezeichneter Forſcher auf dem Gebiete der deutſchen Staats- und Rechtsgeſchichte bewies, und nicht allein neben Savigny das Haupt der hiſtoriſchen Schule ward, ſondern auch die hiſtoriſch-kombinatoriſche Methode des deutſchen Privatrechts begründete. Die mathematiſche Phyſik wurde durch die Schriften und Entdeckungen von Gauß, die Chemie durch Stromeyer's Analyſen, die Anatomie und Chirurgie durch Konrad Martin Langenbeck um werthvolle Reſultate bereichert; und in der klaſſiſchen Philologie machten ſich auf dem von Heyne betretenen Wege Mitſcherlich durch ſeine Horaz-Ausgabe, Ludolf Diſſen durch ſeine ſcharfſinnigen Pindar-Erklärungen rühmlich bekannt. Dieſe Richtung artete freilich mit

Nothwendigkeit immer mehr in einſeitige archäologiſche Gelehrſamkeit aus, und es iſt bezeichnend, daſs der letztgenannte Gelehrte, welcher offen geſtand, in der lateiniſchen Sprache keine entſprechenden Worte für unſre heutigen Denkkategorien über das Schöne zu finden, dennoch ſeine Kommentare lateiniſch ſchrieb, während Mitſcherlich gar ſich rühmte, niemals die Werke von Schiller und Goethe geleſen zu haben, und in ſeinen akademiſchen Schulreden ſich fort und fort mit der heftigſten Entrüſtung über den zunehmenden Verfall des Lateinſchreibens beklagte. Die orientaliſchen Sprachen und die allgemeine Literärgeſchichte fanden in dem vielſeitigen Johann Gottfried Eichhorn einen rüſtigen Vertreter, der auch für die Erſcheinungen der neueren Geſchichte einen ſo vorurtheilsfreien Blick, wie wenige ſeiner Zeitgenoſſen, bewahrte. Seine zahlreichen hiſtoriſchen Arbeiten hatten den ausgeſprochenen Zweck, eine genauere Bekanntſchaft mit den Thatſachen der Geſchichte zu vermitteln und dem politiſchen Urtheil eine feſtere Grundlage zu geben. Denn eine Richtung auf das politiſche Leben hielt Eichhorn für durchaus nothwendig; „wohl dem Volke", ſchrieb er 1817, „das Religion und Politik zu Gegenſtänden ſeiner öffentlichen Diskuſſion machen darf: ſie ſind die beiden Achſen, um welche ſich das Wohl der ganzen Menſchheit dreht, und nur das Volk, welches ſich ohne Furcht und Zwang über beide äußern darf, iſt im wahren Sinne des Wortes frei." Ueber altdeutſche Sprache und Literatur las Georg Friedrich Benecke, welcher dies Studium zuerſt zu einem Gegenſtande akademiſcher Vorleſungen erhob. Beſonders anregend und lehrreich waren die kunſtgeſchichtlichen Vorträge Fiorillo's, welcher als Aufſeher der Kunſtſammlungen ſeinen Zuhörern die Hauptwerke berühmter Maler durch Kupferſtiche zu veranſchaulichen und das Verſtändnis derſelben durch gediegene Mittheilungen über die Technik der bildenden Künſte zu vermitteln wuſſte. Auch Bouterweck war noch am Leben, und hatte ſich nach mancherlei philoſophiſchen Kämpfen vorherrſchend auf das Gebiet der Aeſthetik und allgemeinen Literatur zurückgezogen. Er entfaltete dort eine erſprießliche Thätigkeit, und ſuchte der Philoſophie eifrig die Bedeutung zu vindicieren, welche ihr in dem empiriſchen Göttingen ſo hartnäckig beſtritten ward. Er nannte jede Gelehr-

ſamkeit, welche nicht mit der Poeſie, noch mit der Philoſophie in Verbindung treten möge, ohne Bedenken barbariſch und illiberal. „Der Gelehrte, der nicht philoſophieren mag", ſchrieb er in ſeinem trefflichen Aufſatze „Idee einer Literatur", „ſammelt nur Garben für ſeine Scheuer. Er trägt Kenntniſſe in ſein Fach ein, das freilich ſeine abgeſonderte Welt iſt, aber für die wirkliche Welt, in welcher Alles zu Allem gehört, erſt dadurch einen Werth erhält, daſs auch Andere hinein greifen, um es in andern Beziehungen zu benutzen." Durch ſolche Geſinnungen trat er freilich in ſcharfen Gegenſatz zu den meiſten ſeiner Kollegen, die ſich wohl gar noch, wie Heeren, Etwas darauf zu Gute thaten, daſs alle Spekulation ihnen fremd geblieben ſei. Letzterer hatte um dieſe Zeit als Hiſtoriker durch ſeine pragmatiſche Methode der Geſchichtſchreibung und durch ſeine Forſchungen über den Gang des Welthandels bei den Völkern des Alterthums europäiſchen Ruf erlangt, wiewohl es ihm an jeder philoſophiſchen Behandlung des Stoffes und jeder Gründlichkeit der Kritik fehlte. So beruht namentlich ſeine Geſchichte des europäiſchen Staatenſyſtems auf einer Verkennung der wahren Grundlage des Staates; der parteilichſte Franzoſenhaſs und eine ariſtokratiſch-reaktionäre Geſinnung verleiteten ihn, die Macht und die Intereſſen der Dynaſtien über die Macht und die Freiheit des Volkes zu ſetzen, und mit Recht ſagt Gervinus in ſeinen hiſtoriſchen Briefen, daſs die Nachwelt in Heeren's Schriften vergeblich einen Anhauch des Geiſtes ſuchen würde, der ſeine Zeit lebensvoll durchdrang. In den maßloſeſten Schmähungen auf den Kaiſer Napoleon und das Volk der Franzoſen aber erging ſich Profeſſor Saalfeld, ein hochmüthiger Kompilator, der ſpäter in Wahnſinn endete. Ihn überragte bei Weitem Georg Sartorius, der aufs edelſte von dem Berufe erfüllt war, die Wiſſenſchaft mit dem Leben zu verbinden, und ſich in ſchwerer Zeit einen unabhängigen Sinn zu bewahren wuſſte. Nachdem er durch Goethe's Vermittlung im Auftrage des Herzogs von Weimar den Wiener Kongreſs beſucht, ſich dort aber bald von der Hoffnungsloſigkeit ſeiner Erwartungen für eine freiheitliche Neugeſtaltung Deutſchlands überzeugt hatte, wirkte er durch Rede und Schrift unermüdlich gegen die Vorkämpfer der Reſtauration und gegen die brutalen Grundſätze der

Haller'ſchen Staatstheorie. Seine Forſchungen über die Geſchichte des Hanſabundes ſind von bleibendem Werthe, und ſeine Flugſchrift „Ueber die Gefahren, welche Deutſchland drohen", war eine mannhafte, des Nachfolgers von Schlözer und Spittler würdige That. Er veröffentlichte dieſe Broſchüre 1820, als die politiſche Verfolgungsſucht und Demagogenriecherei die kopfloſeſten Maßregeln heran beſchwor, und allmählich die geiſtige Freiheit in Feſſeln geſchlagen ward. Es läſſt ſich begreifen, daſs ein Mann, welcher zu ſolcher Zeit den Muth beſaſs, auf die Erfüllung der dem Volke in § 13 der Bundesakte gegebenen Verheißung landſtändiſcher Verfaſſungen zu dringen und zu erklären, daſs ſich die Preſsfreiheit auch in Deutſchland nicht dauernd werde verſagen laſſen, einen erfreulichen Einfluſs auf die ſtudierende Jugend übte. H. Heine ſtellt ihm (Bd. I., S. 117) das ehrende Zeugnis aus, daß Sartorius ihm ſchon bei ſeinem erſten Aufenthalte in Göttingen, wo er ſich aufs freundlichſte ſeiner annahm, „eine innige Liebe für das Studium der Geſchichte einflößte, ihn ſpäterhin in dem Eifer für dasſelbe beſtärkte, und dadurch ſeinen Geiſt auf ruhigere Bahnen führte, ſeinem Lebensmuthe heilſamere Richtungen anwies, und ihm überhaupt jene hiſtoriſchen Tröſtungen bereitete, ohne welche er die qualvollen Erſcheinungen des Tages nimmermehr ertragen würde." Er nennt ihn „einen großen Geſchichtsforſcher und Menſchen, deſſen Auge ein klarer Stern iſt in unſrer dunklen Zeit, und deſſen gaſtliches Herz offen ſteht für alle fremde Leiden und Freuden, für die Beſorgniſſe des Bettlers und des Königs, und für die letzten Seufzer untergehender Völker und ihrer Götter."

Wir verweilten etwas länger bei der Geſchichte und dem damaligen Zuſtande der Göttinger Univerſität, weil nur durch Berückſichtigung dieſer Verhältniſſe der Spott, mit welchem H. Heine einige Jahre nachher den „engen, trocknen Notizenſtolz" und die todte, ſelbſtzufriedene Gelehrſamkeit der Georgia Auguſta angriff, die rechte Beleuchtung erhält. Den jungen vorurtheilsloſen Poeten, den Sohn eines neuen Geſchlechtes, blendete nicht der matte Abglanz des Ruhmes einer vergangenen Zeit, und erkältend berührte ihn die ſelbſtſüchtige Abwendung der Wiſſenſchaft von den lebendigen Ideen der Gegenwart. Er ſah, wie, mit wenigen Aus-

nahmen, die alten Professoren in der allgemeinen Bewegung der Geister stehen blieben, „unerschütterlich fest, gleich den Pyramiden Aegyptens — nur dass in diesen Universitätspyramiden keine Weisheit verborgen war“; er hörte die Jungen piepsen wie die Alten pfiffen, und er hätte gleich die Worte als Stadt-Motto aufs Thor schreiben mögen, die auf der Straße ein Schulknabe zum andern sagte: „Mit dem Theodor will ich gar nicht mehr umgehen, er ist ein Lumpenkerl, denn gestern wusste er nicht mal wie der Genitiv von mensa heißt“. Mit treffendem Witz und gerechter Schärfe charakterisiert Heine diese starre, der Wissenschaft jede Flüssigkeit raubende Buch- und Wortgelehrsamkeit in den „Reisebildern“, wenn er von dem Professor erzählt, der von einem schönen Garten träumt, „auf dessen Beeten lauter weiße mit Citaten beschriebene Papierchen wachsen, die im Sonnenlichte lieblich glänzen, und von denen er hie und da mehrere pflückt und mühsam in ein neues Beet verpflanzt“, — vor Allem aber in den Spukgebilden des Traumes, welcher den Dichter auf der Harzreise wieder nach Göttingen, und zwar nach der dortigen Bibliothek, zurückversetzt (Bd. I., S. 14 ff.).

Mochte Harry Heine in Bonn durch den regen Verkehr mit poetisierenden Freunden und durch das heiter gesellige Leben der dortigen Universitätsjugend vielfach von seinem juristischen Studium abgezogen worden sein, so sollte er diese erfrischenden Anregungen zu geistiger Thätigkeit in Göttingen desto empfindlicher vermissen. Während das lehrende Element sich in engherzigster Beschränkung auf seinen amtlichen Wirkungskreis von allen großen Interessen der Zeit ferne hielt, fehlte dem lernenden Elemente, obschon die Zahl der Studierenden in Göttingen damals an 1300 betrug, jeder ideelle Zusammenhang. Seit je hatte hier eine schroffe Scheidung der Adligen, besonders der hochmüthigen hannövrischen Junker, und der Bürgerlichen geherrscht, und der exklusive Korpsgeist der Landsmannschaften wucherte hier in ungemilderter Roheit zu einer Zeit, wo auf den meisten übrigen Universitäten der erwachende politische Gemeinsinn und die enthusiastischen Bestrebungen der Burschenschaft einen freien, lebhaften Verkehr unter den akademischen Jünglingen herbeiführten. Heine sucht den Grund jenes eitlen hannövrischen Adelsstolzes zumeist in der schlechten

Erziehung, die der jungen Noblesse des Landes zu Theil werde: „Man schickt sie freilich nach Göttingen, doch da hocken sie beisammen, und sprechen nur von ihren Hunden, Pferden und Ahnen, und hören wenig neuere Geschichte, und wenn sie auch wirklich einmal Dergleichen hören, so sind doch unterdessen ihre Sinne befangen durch den Anblick des Grafentisches, der, ein Wahrzeichen Göttingens, nur für hochgeborene Studenten bestimmt ist.“ Der Einfluss dieser impertinenten Herrchen trug nicht Wenig dazu bei, den Landsmannschaften ihre abgesonderte Stellung und die renommistische Duellliersucht zu bewahren, welche keinen allgemeinen, freundlich zwanglosen Verkehr unter der akademischen Jugend aufkommen ließ. Die „Harzreise“ giebt eine köstliche Schilderung dieses raufluſtigen Treibens und der dünkelvollen Universitätsstadt, die sich, wie es an einer andern Stelle (Bd. II., S. 202) heißt, das deutsche Bologna zu nennen pflegt, obschon „beide Universitäten sich durch den einfachen Umstand unterscheiden, dass in Bologna die kleinsten Hunde und die größten Gelehrten, in Göttingen hingegen die kleinsten Gelehrten und die größten Hunde zu finden sind.“

Heine, dem ein scharfes Auge für die Wahrnehmung der Lächerlichkeit solcher Zustände gegeben war, bereut daher bald seinen Fortgang von Bonn, und schon am 29. Oktober bekennt er offen in einem Briefe an seine westfälischen Freunde (Bd. XIX., S. 4), dass er sich in Göttingen furchtbar ennuyiere: „Steifer, patenter, schnöder Ton. Jeder muſs hier wie ein Abgeschiedener leben. Nur gut ochsen kann man hier. Das war's auch, was mich herzog. Oft wenn ich in den Trauerweiden-Alleen meines paradiesischen Beul's zur Zeit der Dämmerung dämmerte, sah ich im Verklärungsglanze vor mir schweben den leuchtenden Genius des Ochsens, in Schlafrock und Pantoffeln, mit der einen Hand Mackeldey's Institutionen emporhaltend und mit der andern Hand hinzeigend nach den Thürmen Georgia Augusta's.“ In demselben Briefe und in einem Schreiben an Friedrich v. Beughem vom 9. November 1820 beklagt er sich, dass Hofrath Benecke der Einzige sei, welcher über altdeutsche Literatur lese, und — horribile dictu — nur neun Zuhörer habe. „Denk dir, Fritz, unter 1300 Studenten, worunter doch gewiß 1000 Deutsche, sind

nur 9, die für die Sprache, für das innere Leben und für die geiſtigen Reliquien ihrer Väter Intereſſe haben. O Deutſchland! Land der Eichen und des Stumpfſinns!“ Zu der geringen Zahl Göttinger Studenten, welche ſich, außer Heine, damals für die ältere deutſche Literatur intereſſierten, gehörten, neben einem gewiſſen Wimmer, die Münſteraner J. Funcke und Benedikt Waldeck, die ſchon ſeit dem vorigen Jahre dort verweilten. Beide beſchäftigten ſich um jene Zeit vielfach mit poetiſchen Verſuchen, — und, wenn wir dem Urtheil Heine's, der viel mit ihnen zuſammen kam, glauben dürfen, nicht ganz ohne Glück. „Viel Vergnügen hat mir die Bekanntſchaft deines Freundes Funcke gemacht“, ſchreibt er an Steinmann im Frühling 1821 (Bd. XIX., S. 18). „Er iſt ein herzlich guter Junge. In ſeinen Gedichten ſpielen zwar die alten heidniſchen Götter die Hauptrolle, und die ſchöne Daphnis iſt ſeine Heldin; doch haben ſeine Gedichte etwas Klares, Reines, Beſtimmtes, Heiteres. Er hat mit ſichtbarem Vortheil ſeinen Goethe geleſen, und weiß ziemlich gut, was ſchön iſt. Sein Hauskamiſol Waldeck iſt ein ſehr guter Poet und wird mal Viel leiſten. Ich habe durch Wort und Beiſpiel Beide tüchtig angeſpornt, habe Denſelben meine Anſichten über Poeſie faßlich entwickelt, und glaube, daſs wenigſtens bei Letzterm dieſer Same wuchern und gute Früchte tragen wird.“ Dieſe Prophezeiung hat ſich allerdings ſchlecht bewährt — Waldeck, der ſich von Heine damals in die altdeutſche Literatur einführen ließ und ſogar eine Bearbeitung des Nibelungenliedes in Ottaverime begann, hat als unbeugſamer Kämpfer des Rechts und der Freiheit ſeine Lorbern auf ganz anderem als poetiſchem Felde geerntet, und die wenigen Proben ſeines dichteriſchen Talentes, welche ohne ſein Zuthun in die Oeffentlichkeit gedrungen ſind, laſſen kaum bedauern, daſs er der belletriſtiſchen Laufbahn ſo raſch und vollſtändig entſagte. Ueberhaupt drängt ſich uns die Bemerkung auf, daſs Heine, der zu jener Zeit in ſeinen Briefen und kritiſchen Abhandlungen mit den ihm vorgelegten poetiſchen Verſuchen ſeiner Freunde im Einzelnen ſtreng ins Gericht ging, doch im Allgemeinen ſich über den Umfang und die Tragweite ihres Talentes gewöhnlich täuſchte. Er verweiſt freilich ſeinem Freunde Rouſſeau „das Dichten, ohne dabei zu denken“ und „das Folleniſche Kraft-

worterisieren", er vergleicht Dessen Sonette mit Walderdbeeren die überall herumranken und Wurzel schlagen, und daher viel unbedeutende Schösslinge und viel nutzloses Blattwerk hervorbringen"; gelegentlich spottet er sogar: „Rousseau hat bisher mit der Muse in wilder Ehe gelebt, hat mit seinem Gassenmensch, der Demagogia, manchen Wechselbalg gezeugt, und wenn er ja mal die echte Muse schwängerte, so hatte er bei solcher Schwängerung nie daran gedacht, ob er einen Knaben oder ein Mädchen, einen Mops oder eine Meerkatze wollte" — aber trotzdem nennt er ihn einen „tüchtigen Poeten", der „den Lorber verdiene", und kann „sich nicht satt ergötzen an den Schönheiten" seines Panegyrikus auf das Nibelungenlied! Ebenso räth er dem kaninchenhaft drauflos producierenden Steinmann, dessen „poetische Bilder wie Pharao's magere Kühe aussehn", „das kritische Amputiermesser nicht zu schonen, wenn's auch das liebste Kind sei, das etwa ein Buckelchen oder ein Kröpfchen mit zur Welt gebracht", und „das holprige Trochäengesindel mit ihren Flickwortskrücken" aus seinen Dramen zu verbannen — aber er hat die übersandten Proben doch „mit herzlichem Wohlbehagen gelesen und abermals gelesen", und das Meiste von den poetischen Arbeiten des seichten Gesellen hat ihn „auf ungewöhnliche Weise angesprochen" [33]). Das formlos undramatische Trauerspiel „Tasso's Tod" von Wilhelm Smets hat ihn „beim ersten unbefangenen Durchlesen so freundlich ergötzt", dass es ihm „schwer ankömmt, dasselbe mit der nothwendigen Kälte nach den Vorschriften und Anordnungen der dramatischen Kunst kritisch zu beurtheilen" — dennoch verschwendet er an dies unbedeutende Machwerk eine bogenlange Recension (Bd. XIII., S. 204 ff.), findet die zwischen Nüchternheit und Schwulst umhertaumelnde Diktion des Verfassers „schön und herrlich", und entschuldigt den Mangel an Einheit der Handlung und die lyrische Verschwommenheit der Charaktere mit der „Einheit des Gefühls" und der religiösen Schwärmerei, die „mit leiser Hand den Himmelsvorhang lüftet und uns in das Reich des Ueberirdischen hineinlauschen lässt." Auch die verschollenen Poeten des von Rassmann herausgegebenen „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanachs" werden sehr glimpflich behandelt, und wenn ja hin und wieder mal die Katzenkralle in

einem witzigen Tadel hervorguckt, so zieht sie sich sofort wieder ein, um den Gekratzten mit artigem Sammetpfötchen zu streicheln. In allen Beurtheilungen fremder Dichterwerke verräth Heine während seines Göttinger Aufenthaltes und im nächstfolgenden Jahre eine auffallende Ueberschätzung ihres poetischen Werthes und der Leistungsfähigkeit ihrer Verfasser. Er verwechselt, nach Art der Romantiker, deren Theorien zu dieser Zeit noch einen mächtigen Einfluss auf ihn übten, die poetisch gehobene Stimmung des Jünglingsalters mit dem dichterischen Talente, und steht oftmals fast in dem Wahne, „die Poesie sei nichts Anderes, als die Sprache der Leidenschaft". Erst später[34]) gelangt er zur Einsicht, wie irrthümlich der Glaube vieler Jünglinge sei, „die sich für Dichter halten, weil ihre gährende Leidenschaft, etwa das Hervorbrechen der Pubertät oder der Patriotismus oder der Wahnsinn selbst, einige erträgliche Verse erzeugt."

Obschon Harry hauptsächlich des „Ochsens" halber nach Göttingen gegangen war, scheint er doch auch dort geringen Fleiß auf seine juristischen Studien verwandt zu haben. Wenigstens führt das am 16. April 1825 an Professor Hugo gerichtete Schreiben, in welchem er ein Verzeichnis der während seiner Universitätsjahre gehörten Vorlesungen giebt, für das Wintersemester 1820—21 kein einziges juridisches Kolleg auf, und erwähnt nur des Besuches der Vorträge von Benecke und Sartorius, welche Beide, zumal Letzterer, ihn ihrer besonderen Gunst würdigten. Deutsche Geschichte und Literatur waren also auch hier die Fächer, denen er mit besonderer Vorliebe treu blieb.

Von poetischen Arbeiten wurde der „Almansor" im Laufe des Winters nahezu beendet, und die ernste Beschäftigung mit dieser Tragödie, in die Heine, wie er seinen westfälischen Freunden schrieb, „sein eigenes Selbst hinein geworfen, mitsammt seinen Paradoxen, seiner Weisheit, seiner Liebe, seinem Hasse und seiner ganzen Verrücktheit", ließ ihn einigermaßen die anregungslose Sterilität des Göttinger Universitätslebens verschmerzen. Angewidert gleichsehr von dem Gelehrtendünkel der Professoren wie von den Roheiten des studentischen Treibens, zog er sich, außer dem gelegentlichen Verkehr mit seinen Kommilitonen H. Straube, Waldeck, Funcke und wenigen Anderen, unter welchen A. Meyer

(gegenwärtig Juſtizrath a. D. in Hannover) zu nennen iſt, oder mit dem literariſch hochgebildeten Sartorius, der, wie einſt zu Bürger und A. W. Schlegel, jetzt zu Goethe in freundſchaftlicher Beziehung ſtand, auf ſich ſelbſt zurück. Sartorius erkannte ſchon frühe das hervorragende Talent des jungen Poeten, der ſich in Göttingen ſo unbehaglich fühlte, und erfreute ſich an dem Witz ſeiner Unterhaltung und an der leidenſchaftlichen Gluth ſeiner Verſe. „Indeſſen, man wird Sie nicht lieben", ſagte er prophetiſchen Tones. Von weiblichem Umgange gänzlich abgeſchloſſen, ſchaffte ſich Heine, wie er in „den Briefen aus Berlin" ſcherzt, als Gefährtin ſeiner Einſamkeit wenigſtens eine Katze an, und verſenkte ſich ausſchließlich in ſeine Tragödie, an der er mit aller Kraftanſtrengung arbeitete.

Aus dieſem dichteriſchen Stillleben ſollte ihn jedoch unverſehens die Berührung mit eben jenen rüden Elementen des Göttinger Studentenlebens herausreißen, von denen er ſich ſo gefliſſentlich fernzuhalten geſucht. Da der Vorfall, welcher ihn die Univerſität zu verlaſſen zwang, ein eigenthümliches Licht auf die ſtudentiſchen Sitten und auf das Verhältnis der akademiſchen Behörden zu den Ehrenhändeln der ihrer Juſtiz untergebenen Jünglinge wirft, wollen wir über das an ſich unbedeutende Ereigniß etwas ausführlicher, als ſonſt der Mühe verlohnte, berichten.[35])

Während ſeines Aufenthaltes in Göttingen aß Heine mit mehren anderen Studenten bei Michaelis im „Engliſchen Hofe" zu Mittag. Als dort eines Tages bei Tiſche das Geſpräch auf die Verrufserklärungen einer Verbindung gegen andere kam, ſprach ſich Heine in ſtarken Ausdrücken gegen dieſe Unſitte aus, und bezog ſich dabei auf einen im Heidelberger Studentenleben unlängſt vorgekommenen Fall. Der Student Wilhelm Wiebel aus Eutin beſtritt die Wahrheit der von Heine angeführten Thatſache und verwies ihm in beleidigender Art, daſs er ſich ein Urtheil über dieſelbe anmaße, da er nicht in Heidelberg geweſen ſei. In Folge Deſſen ließ Heine am 2. December Wiebel durch den Studioſus Johann Adam Vallender aus Rheinpreußen auf Piſtolen fordern. Wiebel nahm durch ſeinen Kartellträger, den Grafen Ernſt Ranzau aus Holſtein, die Forderung an, und beſtimmte Münden als Ort

des Duells. Noch am ſelben Tage kam die Sache jedoch dem Prorektor, Profeſſor Tychſen, zu Ohren. Dieſer ließ beiden Kontrahenten Stubenarreſt auferlegen, und beſchied ſie auf den folgenden Tag vor ſich. Er bewog Wiebel, bei Tiſche erklären zu wollen, daſs er die beleidigende Aeußerung gegen Heine in der Hitze ausgeſtoßen habe und dieſelbe zurücknehme, womit Heine zufrieden war. Wiebel ſagte indeſs Mittags nur, daſs er die gegen Heine vorgebrachte Bemerkung zurückzunehmen vom Prorektor veranlaſſt worden ſei, und erwiderte, als Heine auf den Zuſatz: „in der Hitze geſprochen" drang, daſs er eine ſolche Erklärung nicht abgeben könne, da er die bewuſſte Aeußerung mit ruhiger Ueberlegung gethan habe. Folgenden Tages ward Beiden, unter Androhung der Relegation, von der Gerichtsdeputation ſtrengſtens geboten, Ruhe zu halten. Am 8. December nochmals vor die Gerichtsdeputation geladen, erklärte Wiebel, die Worte in der Hitze geſprochen zu haben, — Heine, nun völlig zufrieden geſtellt, — Beide, mit einander verſöhnt zu ſein. Die Sache blieb aber nicht hierbei beruhen. Es erhoben ſich ſpäter Zweifel, ob das Duell als ein durch Verſöhnung der Gegner beſeitigtes oder durch den äußeren Umſtand eines gerichtlichen Einſchreitens verhindertes zu betrachten ſei, und das königliche Univerſitäts-Kuratorium wurde um eine „authentiſche Erklärung" hierüber erſucht. Man weiß nicht: ſoll man ſich mehr über die kindliche Naivetät einer ſolchen Anfrage, oder mehr darüber wundern, daſs eine königliche Univerſitätsbehörde alles Ernſtes auf die Beantwortung einging? Die Entſcheidung fiel dahin aus, daſs im vorliegenden Falle das Duell allerdings nur als ein durch äußere Umſtände verhindertes angeſehen werden könne, und die häkliche Geſchichte fand damit ihr Ende, daſs am 23. Januar 1821 Harry Heine mit dem Consilium abeundi auf ein halbes Jahr, Vallender und Graf Ranzau Jeder mit acht Tagen Karcer belegt wurden. Die Beſtrafung Wiebel's ward ausgeſetzt, da inzwiſchen neue Unterſuchungen gegen ihn anhängig gemacht waren.

Wir bezweifeln, daſs Harry die gezwungene Abkürzung ſeines Aufenthaltes in Göttingen ſonderlich bedauerte. Nichts feſſelte ihn dort, außer der eigenen Laune oder dem Willen ſeiner Verwandten, von denen er jetzt auch die Weiſung erwartete, nach

welcher Universität er sich zur Fortsetzung seiner Studien begeben solle. Bis zum Eintreffen dieser Entscheidung und der nöthigen Geldmittel verschaffte ihm der Vorwand einer Krankheit, die seine sofortige Abreise verhindere, die Erlaubnis der akademischen Behörde, noch einige Tage in Göttingen zu verweilen. Die Tage verlängerten sich zu Wochen. Im Einklange mit seinen Wünschen, wurde ihm endlich von Hause die Universität Berlin bestimmt, und die letzten Tage des Februarmonats fanden ihn auf der Reise nach der preußischen Hauptstadt.

## Sechſtes Kapitel.

### In der Reſidenz.

Das Schickſal hätte der geiſtigen Entwickelung H. Heine's nicht leicht eine größere Gunſt erweiſen können, als indem es ihn von Göttingen nach Berlin verſchlug. Aus der Rumpelkammer todter Gelehrſamkeit trat er an den Herd der weltbewegenden philoſophiſchen Gedanken des Jahrhunderts, — aus den engherzig abgeſchloſſenen ſtudentiſchen Kreiſen der Iſolierzelle des Poetenſtübchens in das heilige Leben der Reſidenz und den Verkehr mit der Elite der Geiſter, — aus den phantaſtiſchen Nebelträumen der Romantik mitten in die bunt erglänzende Tageshelle der Wirklichkeit.

Freilich war das Berlin der zwanziger Jahren ſehr verſchieden von der heutigen Metropole des deutſchen Lebens. In der Politik namentlich wehte ein ſcharfer, eiſiger Wind der Reaktion, der die Hoffnungen des Volkes auf eine freiere, verfaſſungsmäßige Geſtaltung des Staatsorganismus jählings dahinwelken machte; die Alten ſchwiegen verzweiflungsvoll, und der beherzteren Jugend, die es nicht faſſen konnte, daſs das Blut der Freiheitskriege umſonſt ſollte gefloſſen ſein, ſchloſs der Knebel der Demagogenverfolgungen den vorlauten Mund. Obſchon in Berlin von jeher ein geringes Zuſammenleben der Studierenden ſtattfand, weil der Student ſich dort, ungleich ſeiner Bedeutung in kleineren Univerſitätsſtädten, unter der Menge einflußreicher Hof- und Staatsbeamten und hervorragender Perſönlichkeiten des öffentlichen

Lebens wie die Welle im Ocean verliert, musste doch Heine bald nach seiner Ankunft erleben, dass auch hier die Landsmannschaften sammt der „Arminia", die aus alten Anhängern der Burschenschaft bestand, aufgehoben, und mehr als dreißig junge Leute wegen Theilnahme an unerlaubten Verbindungen relegiert wurden. Wir wissen, dass er kein besonderer Freund des exklusiven Studententhumes war und dasselbe später in der „Harzreise" aufs köstlichste persifflirt hat, aber auch ihn empörte die politische Verfolgungssucht, welche die unschuldigsten Anlässe zum Grund harter Bestrafungen machte. „Ich will durchaus nicht die Verbindungen auf Universitäten vertheidigen", schreibt er in den „Briefen aus Berlin", sie sind Reste jenes alten Korporationswesens, die ich ganz aus unserer Zeit vertilgt sehen möchte. Aber ich gestehe, dass jene Verbindungen nothwendige Folgen sind von unserm akademischen Wesen, oder besser Unwesen, und dass sie wahrscheinlich nicht eher unterdrückt werden, bis das liebenswürdige und vielbeliebte oxfordische Stallfütterungssystem bei unsern Studenten eingeführt ist". Besonders strenge verfuhr man gegen die Polen, deren im Sommer 1822 an siebzig in Berlin studierten. Ein großer Theil Derselben wurde auf den vagen Verdacht demagogischer Umtriebe gegen die russische Regierung verhaftet und ins Gefängniß geworfen; die meisten entzogen sich der Gefahr einer willkürlichen Untersuchung durch schleunige Abreise auf Nimmerwiederkehr, und kaum ein halbes Dutzend von ihnen verblieb in der ungastlichen Residenz. — Presse und Buchhandel wurden aufs lästigste durch Polizeimaßregeln chikaniert; die Leihbibliotheken mussten ihre Kataloge einliefern, und alle politisch anstößigen Schriften wurden daraus entfernt. Selbst Unterhaltungsblätter, wie der gesinnungslos zahme „Gesellschafter", mussten sich's gefallen lassen, die Aufsätze ihrer Mitarbeiter durch Censurstriche zerfetzt und verstümmelt zu sehn; manche Censoren hatten gar die Unverschämtheit, zu verlangen, dass die Spur ihres Rothstifts dem Publikum unsichtbar gemacht werde. Da führte denn oftmals die Noth zu erfinderischen Einfällen. Der Redakteur eines Blattes, das besonders häufig mit solcher Tyrannei zu kämpfen hatte, ließ eine alte, abgedroschene Anekdote, die, eben weil sie alt und abgedroschen

war, längſt das Imprimatur erhalten hatte, in alle die Stellen einſchieben, wo die Cenſur ein Loch gemacht, ſo daſs jene Anekdote hundertmal wiederkehrte und dem Leſer die Cenſurlücken erſetzte. Was blieb am Ende auch übrig, als ein kleinlicher Kampf gegen kleinliche Maßregeln! Selbſt der Verlag auswärtiger Buchhändler wurde zuweilen in Preußen erſt der Cenſur unterworfen, ehe der Verkauf ihrer Bücher geſtattet ward, und Brockhaus in Leipzig bemühte ſich lange vergeblich bei der preußiſchen Regierung, die Aufhebung einer ſolchen Maßregel zu erwirken, die wegen einer mißliebigen Publikation über ihn verhängt war. Angeberei und Spionage florierten — während E. T. A. Hoffmann auf dem Sterbebette lag, wurde ſein noch nicht ausgegebener, harmloſer Roman „Meiſter Floh" auf Requiſition des preußiſchen Geſandten in Frankfurt bei dem dortigen Verleger Willmans mit Beſchlag belegt, und der kranke Verfaſſer hatte die peinlichſten Verhöre zu beſtehen, weil irgend ein geſpenſterſehender Narr in der Figur des Studenten Georg Pepuſch und in ſeinem Liebesverhältniſſe zu der ſchönen Dörtje Elverdink, die den ängſtlich martialiſchen Titelhelden verfolgt, hochverrätheriſche Anſpielungen auf die Kommiſſion witterte, welche mit Unterſuchung der demagogiſchen Umtriebe betraut war.

Was konnte natürlicher ſein, als daſs unter ſo laſtendem Drucke die Politik faſt gar keine Stelle in den Tagesblättern einnahm, deren Spalten ſich mit dem ſeichteſten Literatur- und Theatergeſchwätz füllten? Man erhält ein Bild dieſer politiſch unfreien Zeit und der geiſtigen Verſumpftheit in den tonangebenden Schichten der Geſellſchaft, wenn man einen Jahrgang der Dresdener „Abendzeitung" aus dem Anfang der zwanziger Jahre durchblättert und ſich erinnert, daſs dies Journal und die lüſtern ſentimentalen Romane Clauren's damals den Geſchmack des Publikums beherrſchten. Das Volk hatte ja keinen Theil am öffentlichen Leben, ſein Geſchick wurde immer noch ohne ſein Zuthun auf Kongreſſen und Konferenzen der Fürſten verhandelt, die ſich kein Gewiſſen daraus machten, ihre Unterthanen ungefragt zu verkaufen und zu vertauſchen, oder ſich gegenſeitig die Hand dazu boten, jede freie Regung durch die Polizeigewalt des deutſchen Bundes zu unterdrücken. „Dieſer Seelenſchacher im

Herzen des Vaterlandes und deſſen blutende Zerriſſenheit", ſagt Heine bei Vergleichung dieſer Zuſtände mit denen der Nachbarvölker (Bd. I., S. 179 ff.), „läſſt keinen ſtolzen Sinn, und noch viel weniger ein ſtolzes Wort aufkommen, unſere ſchönſten Thaten werden lächerlich durch den dummen Erfolg, und während wir uns unmuthig einhüllen in den Purpurmantel des deutſchen Heldenblutes, kömmt ein politiſcher Schalk und ſetzt uns die Schellenkappe aufs Haupt. Eben die Literaturen unſerer Nachbarn jenſeits des Rheins und des Kanals muſs man mit unſerer Bagatell-Literatur vergleichen, um das Leere und Bedeutungsloſe unſeres Bagatell-Lebens zu begreifen. Oft, wenn ich die Morgen-Chronicle leſe, und in jeder Zeile das engliſche Volk mit ſeiner Nationalität erblicke, mit ſeinem Pferderennen, Boxen, Hahnenkämpfen, Aſſiſen, Parlamentsdebatten u. ſ. w., dann nehme ich wieder betrübten Herzens ein deutſches Blatt zur Hand, und ſuche darin die Momente eines Volkslebens, und finde Nichts als literariſche Fraubaſereien und Theatergeklätſche. Und doch iſt es nicht anders zu erwarten. Iſt in einem Volke alles öffentliche Leben unterdrückt, ſo ſucht es dennoch Gegenſtände für gemeinſame Beſprechung, und dazu dienen ihm in Deutſchland ſeine Schriftſteller und Komödianten. Statt Pferderennen haben wir ein Bücherrennen nach der Leipziger Meſſe. Statt Boxen haben wir Myſtiker und Rationaliſten, die ſich in ihren Pamphlets herumbalgen, bis die Einen zur Vernunft kommen, und den Andern Hören und Sehen vergeht und der Glaube bei ihnen Eingang findet. Statt Hahnenkämpfe haben wir Journale, worin arme Teufel, die man dafür füttert, ſich einander den guten Namen zerreißen, während die Philiſter freudig ausrufen: Sieh, Das iſt ein Haupthahn! Dem dort ſchwillt der Kamm! Der hat einen ſcharfen Schnabel! Das junge Hähnchen muſs ſeine Federn erſt ausſchreiben, man muſs es anſpornen u. ſ. w. In ſolcher Art haben wir auch unſere öffentlichen Aſſiſen, und Das ſind die löſchpapiernen ſächſiſchen Literaturzeitungen, worin jeder Dummkopf von ſeines Gleichen gerichtet wird, nach den Grundſätzen eines literariſchen Kriminalrechts, das der Abſchreckungstheorie huldigt, und als ein Verbrechen jedes Buch beſtraft. Zeigt der Verfaſſer etwas Geiſt, ſo iſt das Verbrechen qualificiert.

Kann er aber ſein Geiſtesalibi beweiſen, ſo wird die Strafe gemildert. Wir haben gewiſſermaßen auch unſere Parlamentsdebatten, und damit meine ich unſere Theaterkritiken; wie denn unſer Schauſpiel ſelbſt gar füglich das Haus der Gemeinen genannt werden kann, von wegen der vielen Gemeinheiten, die darin blühen, von wegen des plattgetretenen franzöſiſchen Unflaths, den unſer Publikum, ſelbſt wenn man ihm am ſelben Abend ein Raupach'ſches Luſtſpiel gegeben hat, gar ruhig verzehrt, gleich einer Fliege, die, wenn ſie von einem Honigtopfe weggetrieben wird, ſich gleich mit dem beſten Appetit auf einen Quark ſetzt und ihre Mahlzeit damit beſchließt. Unſer Oberhaus, die Tragödie, zeigt ſich in höherem Glanze. Ich meine hinſichtlich der Kouliſſen, Dekorationen und Garderoben. Aber auch hier giebt es ein Ziel. Im Theater der Römer haben Elephanten auf dem Seile getanzt und große Sprünge gemacht; weiter aber konnt' es der Menſch nicht bringen, und das römiſche Reich ging unter, und bei dieſer Gelegenheit auch das römiſche Theater." Mit gerechtem Nachdruck betont Heine bei einer ſpäteren Gelegenheit (Bd. VI., S. 136 ff.), daſs, durch die gleiche Miſère unſeres öffentlichen Lebens veranlaſſt, auch Tieck und die übrigen romantiſchen Dichter in ihren ſatiriſchen Dramen ſich jeder höheren Weltanſchauung enthielten; „über die zwei wichtigſten Verhältniſſe des Menſchen, das politiſche und das religiöſe, ſchwiegen ſie mit großer Beſcheidenheit; zum Hauptgegenſtand ihrer dramatiſchen Satire wählten ſie das Theater ſelbſt, und ſie ſatiriſierten mit mehr oder minderer Laune die Mängel unſerer Bühne. Aber man muſs auch den politiſch unfreien Zuſtand Deutſchlands berückſichtigen. Unſere Witzlinge müſſen ſich in Betreff wirklicher Fürſten aller Anzüglichkeiten enthalten, und für dieſe Beſchränkung wollen ſie daher an den Theaterkönigen und Kouliſſenprinzen ſich entſchädigen. Wir, die wir faſt gar keine räſonnierende politiſche Journale beſaßen, waren immer deſto geſegneter mit einer Unzahl äſthetiſcher Blätter, die Nichts als müßige Märchen und Theaterkritiken enthielten, ſo daß, wer unſere Blätter ſah, beinahe glauben muſſte, das ganze deutſche Volk beſtände aus lauter ſchwatzenden Ammen und Theaterrecenſenten. Für die Kunſt wird jetzt in Deutſchland alles Mögliche gethan, namentlich in Preußen. Die Muſeen

ſtrahlen in ſinnreicher Farbenluſt, die Orcheſter rauſchen, die Tänzerinnen ſpringen ihre ſüßeſten Entrechats, mit tauſend und einer Novelle wird das Publikum ergötzt, und es blüht die Theaterkritik. Juſtin erzählt in ſeinen Geſchichten: Als Cyrus die Revolte der Lydier geſtillt hatte, wuſſte er den ſtörriſchen, freiheitſüchtigen Geiſt Derſelben nur dadurch zu bezähmen, daſs er ihnen befahl, ſchöne Künſte und ſonſtige luſtige Dinge zu treiben. Von lydiſchen Emeuten war ſeitdem nicht mehr die Rede, deſto berühmter aber wurden lydiſche Reſtaurateure, Kuppler und Artiſten."

Luſtige Dinge trieb man in der That damals in der preußiſchen Hauptſtadt. Berlin ſtand zu jener Zeit auf dem Höhepunkte ſeiner Opern- und Koncert-Schwärmerei. Von allen Einflüſſen der romantiſchen Literatur hatte ſich die nüchtern witzige Reſidenz ziemlich fern zu halten gewuſſt. — Tieck fand niemals in ſeinen Berliner Landsleuten ein ſonderlich dankbares Publikum, Arnim wurde kaum geleſen, Fouqué hatte zumeiſt nur Geltung in den ariſtokratiſchen Kreiſen, höchſtens an Hoffmann's dämoniſchen Phantaſieſtücken ergötzte und graulte ſich die gebildete und ungebildete Leſewelt; dafür aber ſchwang die romantiſchſte aller Künſte, die Muſik hier gebieteriſch ihren Zauberſtab, und vom Gendarmenmarkt bis zum entlegenſten Thore führte ihr Taktſtock vom Herbſt bis zum Frühjahr ein unbeſtrittenes Regiment. Boucher, der eine auffallende Aehnlichkeit mit dem Kaiſer Napoleon beſaß und ſich die ſonderbaren Titel „Kosmopolit" und „Sokrates der Violiniſten" gab, ſcharrte mit ſeinen Kunſtſtücken auf der Geige dort ein enormes Geld zuſammen und nannte Berlin aus Dankbarkeit la capitale de la musique.

Vor Allem verſetzte Henriette Sonntag die Reſidenz in ein Wonnemeer von Enthuſiasmus, und von eingebornen Berlinern war es der junge Felix Mendelsſohn, der im Frühling 1822 zum erſtenmal in einem Koncerte öffentlich auftrat und allgemein als ein muſikaliſches Wunder, als ein zweiter Mozart beſtaunt wurde. Goethe's Freund Zelter leitete damals die Koncerte der Singakademie, und wuſſte ſich der Anſprüche auf Billette zu den ſtarkbeſuchten Aufführungen nur durch jene kauſtiſche Derbheit zu erwehren, die Goethe als ein natürliches Reſultat ſeines langjährigen Aufenthaltes in Berlin betrachtete. „Wie ich an Allem merke,"

ſagte er nach einem Beſuche Zelter's zu Eckermann[36]), „lebt dort ein ſo verwegener Menſchenſchlag beiſammen, daß man mit der Delikateſſe nicht weit reicht, ſondern daſs man Haare auf den Zähnen haben und mitunter etwas grob ſein muſs, um ſich über Waſſer zu halten."

Die Generalintendanz der königlichen Schauſpiele leitete nach Iffland's Tode der feingebildete Kenner des Bühnenweſens Graf Karl Moritz von Brühl, der von dem edelſten Kunſtſtreben beſeelt war und, trotz vielfacher Anfeindungen und Kränkungen ſeitens einer boshaft nergelnden Kritik, das Berliner Hoftheater wenigſtens für eine Reihe von Jahren auf der Höhe, die es unter ſeinem Vorgänger erreicht hatte, zu erhalten verſtand. Als im dritten Jahre ſeiner Verwaltung das alte Schauſpielhaus nach einer Probe von Schiller's „Räubern" am 28. Juni 1817 in Flammen aufgegangen war, erbaute Schinkel das geſchmackvolle neue Theater, welches am 26. Mai 1821 mit einem von Goethe gedichteten Feſtprolog und der „Iphigenie auf Tauris" eröffnet ward. Der Zögling Goethe's, Pius Alexander Wolff, und Deſſen gleichfalls in Weimar gebildete treffliche Gattin ſtellten die Hauptrollen dar. Beide waren ſchon im Jahre 1816 durch den Grafen Brühl dauernd der Berliner Hofbühne gewonnen worden. Neben Wolff glänzte vor Allen Ludwig Devrient, der 1815 als Franz Moor zum erſten Male vor dem Reſidenz-Publikum auftrat, und dasſelbe durch ſeine geniale Charakteriſtik wie durch ſeinen angeborenen echt poetiſchen Humor faſt in jeder von ihm geſpielten Rolle zu ſtürmiſcher Bewunderung hinriſs. Auch Heine folgte den Kunſtleiſtungen Beider mit großem Intereſſe, und war oftmals in Zweifel, ob er dem keck originellen und dennoch niemals das künſtleriſche Maß überſchreitenden Spiele Devrient's, oder der idealen, rein objektiven Auffaſſung Wolff's die Palme der höchſten Vollendung zuſprechen ſolle. Denn „obgleich, von den verſchiedenſten Richtungen ausgehend, Jener die Natur, Dieſer die Kunſt als das Höchſte erſtrebte, begegneten ſie ſich doch Beide in der Poeſie, und durch ganz entgegengeſetzte Mittel erſchütterten und entzückten ſie die Herzen der Zuſchauer" (Bd. III., S. 189). Devrient und Auguſte Stich, die ſich ſchon damals jene antike Schönheit der Stellungen und jene wohllautende Behandlung

der Sprache zu eigen gemacht hatte, welche sie als Madame Crelinger bis ins späteste Alter bewahrte, riefen die wahrhaft klassischen Darstellungen Shakspeare'scher Rollen hervor, welche der deutschen Schauspielkunst zu so hoher Ehre gereichten; Pius Alexander und Amalie Wolff aber machten die spanischen Dichter heimisch auf unserer Bühne. Neben Shakspeare und Calderon, Terenz und Moreto, pflegte indessen Graf Brühl fast noch eifriger das deutsche Drama, und nicht allein die Meisterwerke von Lessing, Schiller und Goethe wurden in würdigster Ausstattung und mit einer an Pedanterie streifenden Korrektheit des Kostüms[37]) vorgeführt, sondern auch die dichterischen Versuche der jüngeren Schriftsteller fanden liebevolle Berücksichtigung. Wenn dabei hin und wieder Mißgriffe vorkamen, wenn z. B. Raupachs's und Eduard Gehe's effekthaschende Tragödien oder Houwald's Rührstücke unbedenklich über die weltbedeutenden Bretter schritten, während Kleist's „Prinz von Homburg" und Grillparzer's „Argonauten" bei Seite gelegt wurden, so war doch der gute Wille des ausgezeichneten Mannes, der an der Spitze der königlichen Kunstanstalten stand, keinen Augenblick zu verkennen, und als Derselbe 1822 durch einen Bruch des Schlüsselbeins ernstlich erkrankte, sprach nicht bloß Heine (Bd. XIII., S. 46) die Besorgnis aus, daß, falls man ihn verlöre, solch ein Theaterintendant, der ein Enthusiast für deutsche Kunst und Art sei, nicht leicht wieder zu finden wäre. Graf Brühl that redlich das Seinige, durch häufige Vorführung klassischer Stücke und durch Begünstigung des Bessern auf dem Felde der neueren Bühnenliteratur den Kunstgeschmack des Publikums zu heben — aber er vermochte durch all' seine ernsten Bemühungen so wenig, wie Goethe vor ihm und Immermann in späteren Jahren, die dramatische Produktion seiner Zeit auf glücklichere Wege zu leiten. In der Tragödie herrschten noch lange die romantischen Schicksalsdramen, im Schauspiel die thränenreichen Effektstücke vor; und das Lustspiel begann in den zwanziger Jahren namentlich auf der königstädtischen Volksbühne in Berlin jene platt-frivole Richtung einzuschlagen, welche jedes ethischen Gehaltes entbehrt, und so Viel zum Verfall des deutschen Theaters beigetragen hat. Heine erkannte schon früh die sittliche Gefahr dieser Entwürdigung der Bühne; schon 1826 schrieb er

auf Norderney (Bd. I., S. 182 ff.) bei Gelegenheit eines Blickes auf die deutsche Literatur- und Theatermisère: „In der That, höre ich, wie in unsern Lustspielen die heiligsten Sitten und Gefühle des Lebens in einem liederlichen Tone und so leichtfertig sicher abgeleiert werden, daſs man am Ende selbst gewöhnt wird, sie als die gleichgültigsten Dinge zu betrachten, höre ich jene kammerdienerlichen Liebeserklärungen, die sentimentalen Freundschaftsbündnisse zu gemeinschaftlichem Betrug, die lachenden Pläne zur Täuschung der Eltern oder Ehegatten, und wie all' diese stereotypen Lustspielmotive heiſsen mögen, ach! so erfasst mich inneres Grauen und bodenloser Jammer, und ich schaue ängstlichen Blickes nach den armen, unschuldigen Engelköpfchen, denen im Theater Dergleichen, gewiſs nicht ohne Erfolg vordeklamiert wird. Die Klagen über Verfall und Verderbnis des deutschen Lustspiels, wie sie aus ehrlichen Herzen hervorgeseufzt werden, der kritische Eifer Tieck's und Zimmermann's, die bei der Reinigung unsers Theaters ein mühsameres Geschäft haben, als Herkules im Stalle des Augias, da unser Theaterstall gereinigt werden soll, während die Ochsen noch darin sind; die Bestrebungen hochbegabter Männer, die ein romantisches Lustspiel begründen möchten, die trefflichste und treffendste Satire, wie z. B. Robert's „Paradiesvogel" — Nichts will fruchten, Seufzer, Rathschläge, Versuche, Geiſselhiebe, Alles bewegt nur die Luft, und jedes Wort, das man darüber spricht, ist wahrhaft in den Wind geredet."

Nicht wenig jedoch trug zum Herabsinken der dramatischen Kunst andererseits die verschwenderische Ausstattung bei, welche man in der Restaurationsperiode auf das Ballett und die Oper verwandte. Tänzerinnen und Sängerinnen bezogen jetzt Honorare, deren Betrag bis dahin in den Annalen der Bühnenkunst unerhört gewesen war, und selbst der vielberühmte Krönungszug in der „Jungfrau von Orleans" konnte an Pracht der Kostüme nicht mehr wetteifern mit dem Glanze, der bei den Vorstellungen Spontini'scher Opern entfaltet ward. Letzterer, der Ritter Spontini, war Anno 1820 als General-Musikdirektor von Paris nach Berlin berufen worden, und brachte seine exorbitanten Ansprüche auf einen sinneverblendenden Luxus der Dekorationen mit nach der preuſsischen Residenz Anfangs witzelten die Berliner, wie Heine

(Bd. XIII., S. 63) erzählt, über die geräuſchvolle Muſik der „Olympia“ und über den großen Elephanten in den Prachtaufzügen dieſer Oper. Ein Spottvogel machte den Vorſchlag, die Haltbarkeit der Mauern im neuen Schauſpielhauſe durch den Pauken- und Poſaunenſchall dieſes muſikaliſchen Höllenlärms zu erproben; ein Anderer kam eben aus der brauſenden „Olympia“ und rief, als er auf der Straße den Zapfenſtreich trommeln hörte, Athem ſchöpfend aus: „Endlich hört man doch ſanfte Muſik!“ Und als am 27. Mai 1822 Spontini's neue, zur Vermählung der Prinzeſſin Alexandrine mit dem Erbgroßherzoge von Mecklenburg-Schwerin komponierte Oper „Nurmahal, oder das Roſenfeſt von Kaſchemir“ aufgeführt wurde, ſagte ein Witzling, um ſein Urtheil über die Muſik derſelben befragt: „Das Beſte dran iſt, daſs kein Kanonenſchuſs darin vorkömmt.“ Obſchon Spontini, der Lieblingskomponiſt der prunkliebenden Reſtaurationszeit, beſonders in den Hofcirkeln enthuſiaſtiſche Anerkennung fand, verfeindete er ſich durch ſeine Zurückſetzung der deutſchen Muſik und durch die maßloſe Bevorzugung ſeiner eigenen Werke doch einen großen Theil des Berliner Publikums, der in ſeiner heroiſchen Muſik ungerechterweiſe, wie Heine, „nur Pauken- und Trompetenſpektabel, ſchallenden Bombaſt und geſpreizte Unnatur“ ſah. Es bildete ſich neben der ſpontiniſchen raſch eine antiſpontiniſche Partei, die an Macht und Anſehen wuchs, als Weber's „Freiſchütz“ im neuen Theater zur Aufführung gelangte und ſofort den entzückteſten Beifall fand. Wie einſt der Streit der Gluckiſten und Picciniſten ganz Paris aufregte, ſo entbrannte jetzt in Berlin ein leidenſchaftlicher Kampf zwiſchen den Anhängern Weber's und Spontini's, und Heine ſchildert ergötzlich genug (Bd. XIII., S. 53 ff.), wie er von Morgens früh bis ſpät in die Nacht durch das Lied der Brautjungfern verfolgt ward. „Denken Sie jedoch nicht,“ fügt er begütigend hinzu, „daſs die Melodie desſelben wirklich ſchlecht ſei. Im Gegentheil, ſie hat eben durch ihre Vortrefflichkeit jene Popularität erlangt. Mais toujours perdrix! Sie verſtehen mich. Der ganze „Freiſchütz“ iſt vortrefflich, und verdient gewiſs jenes Intereſſe, womit er jetzt in ganz Deutſchland aufgenommen wird. Hier iſt er vielleicht ſchon zum dreißigſten Male gegeben, und noch immer wird es erſtaunlich ſchwer,

zu einer Vorſtellung desſelben gute Billette zu bekommen.“ Trotz dieſer glänzenden Aufnahme des „Freiſchütz“ und trotz des beſcheidenſten Auftretens[38]), gelang es Weber nicht, die gehoffte Anſtellung bei der Berliner Oper zu finden — Spontini's hochfahrende Eitelkeit duldete neben ſich keinen zweiten Komponiſten, deſſen Geiſt dem ſeinigen nicht huldigte, oder der gar mit ihm wetteiferte.

Der große Erfolg des „Freiſchütz“ ermuthigte jedoch den Grafen Brühl, bald nachher die Aufführung zweier anderen deutſchen Opern durchzuſetzen. Die erſte derſelben, „Aucaſſin und Nicolette“, intereſſierte das Publikum der Reſidenz namentlich wegen des Umſtandes, daſs ſowohl der Komponiſt, Muſikdirektor G. A. Schneider, wie der Textdichter, Geheimrath J. F. Koreff, ſtadtbekannte und beliebte Perſönlichkeiten waren. Heine ſchrieb nach der erſten Aufführung, die am 26. Februar 1822 ſtattfand: „Wenigſtens acht Tage lang hörte man von Nichts ſprechen, als von Koreff und Schneider, und Schneider und Koreff. Hier ſtanden geniale Dilettanten und riſſen die Muſik herunter; dort ſtand ein Haufen ſchlechter Poeten und ſchulmeiſterte den Text. Was mich betrifft, ſo amüſierte mich dieſe Oper ganz außerordentlich. Mich erheiterte das bunte Märchen, das der kunſtbegabte Dichter ſo lieblich und kindlich ſchlicht entfaltete, mich ergötzte der anmuthige Kontraſt vom ernſten Abendlande und dem heitern Orient, und wie die wunderlichſten Bilder in loſer Verknüpfung abenteuerlich dahingaukelten, regte ſich in mir der Geiſt der blühenden Romantik.“ Den Dank für die Freude, welche ihm dieſe Märchenoper bereitete, ſprach Heine gleichzeitig in einem Sonette (Bd. XV., S. 111 [281]) aus, das ſich von ähnlichen konventionellen Gelegenheitsgedichten freilich durch keinen Funken von Geiſt unterſcheidet, und das nur erwähnt werden mag, weil es ein Beiſpiel dafür giebt, wie leicht ſein Urtheil ſich damals noch durch die Sympathie für romantiſche Intentionen beſtechen ließ. — Größere Anerkennung hätte die leider ſehr kühl aufgenommene Oper „Dido“ von Bernhard Klein verdient, ein im Gluck'ſchen Stile geſchriebenes Werk, das reich an muſikaliſchen Schönheiten iſt und eine geniale Kraft verräth[39]). Der aus Köln gebürtige Komponiſt lebte ſeit 1819 in Berlin, wohin die

Regierung, auf ſein bedeutendes Talent aufmerkſam gemacht, den mittelloſen Jüngling zur Förderung ſeiner Studien geſandt hatte. Hier ward er 1822 zum Lehrer des Geſanges bei der Univerſität und des Generalbaſſes und Kontrapunkts bei der Orgelſchule ernannt. Nach dem geringen Erfolg ſeiner Oper widmete er ſich bis zu ſeinem frühen Tode hauptſächlich der Kirchenmuſik, und ſeine Kompoſitionen zeichnen ſich ſämmtlich durch erhabenen Schwung und eine an die größten Meiſter erinnernde Tiefe der Auffaſſung aus. Sowohl Bernhard wie ſein jüngerer (zu Anfang des Jahres 1862 in Köln verſtorbener) Bruder Joſeph Klein, der als Liederkomponiſt gleichfalls zu ſchönen Hoffnungen berechtigte, verkehrten in Berlin vielfach mit Heine. Beſonders Joſeph war mit Letzterem innig befreundet und ſchuf anſprechende Melodien zu vielen ſeiner Lieder. Heine ſchrieb für ihn damals einen Operntext „Der Batavier", welchen Derſelbe zu komponieren begann, aber ſpäter ſammt der Kompoſition verlor[40]). In ſeinem muſikaliſchen Nachlaſſe befindet ſich u. A. eine noch ungedruckte Kompoſition der „Grenadiere", über welche Heine ſich ſehr beifällig äußerte, als ihm dieſelbe im Jahre 1854 von einigen Mitgliedern des Kölner Männergeſangvereins bei ihrer Anweſenheit in Paris vorgetragen ward.

Neben der blendenden Pracht dekorativer Ausſtattung ſtanden indeſs der Berliner Oper auch die hervorragendſten Geſangskräfte zu Gebote. Anna Milder verfügte über eine Stimme von ſo wunderbarer Zaubergewalt, wie ſie ſeit der Mara nicht wieder gehört worden war. Sie wurde die Hauptſtütze der antiken klaſſiſchen Oper in Berlin; ihre Alceſte, Armide und Iphigenie blieben unübertroffene Leiſtungen, und Spontini verdankte anderthalb Decennien hindurch hauptſächlich ihr ſeine großartigen Triumphe. Die ausgezeichnetſten Komponiſten ſuchten für ihre Stimme zu arbeiten, und verſagten ſich andere Hilfsmittel, um ihr die Partien genehm zu machen; ſo ſchrieb Weigl die „Schweizerfamilie", Beethoven die „Leonore", Bernhard Klein ſeine „Dido" vorzüglich mit Berückſichtigung ihres Talentes. Eine noch höhere Stufe der dramatiſchen Geſangskunſt erreichte unter Spontini's Leitung Joſephine Schulze, deren Stimme freilich an Wohllaut und Reiz den natürlichen Mitteln der Milder etwas nachſtand.

Mit einem feurigen Temperamente und glühender Begeiſterung für die Kunſt vereinigte ſie die gediegenſte Schule, und überwand mit unnachahmlicher Gewandtheit alle Schwierigkeiten der Koloraturen. Ihrem reinen und perlenden Triller wuſſte ſie eine ſtaunenswerthe Dauer zu geben, und ihre Stimme hatte in der Höhe wie in der Tiefe einen ſo ſeltenen Umfang, daſs ihr die Königin der Nacht nicht ſchwerer als die Partie des Tankred ward. Neben den beiden Hauptſonnen glänzten als vielbewunderte Sterne am Opernhimmel Berlin's die ſchöne Karoline Seidler und die anmuthige Thereſe Eunike, während unter dem männlichen Perſonal Karl Adam Bader bis zum Auftreten Tichatſcheck's den Ruhm des erſten Tenoriſten in Deutſchland und die volle Kraft und Friſche ſeiner herrlichen Stimme bewahrte, die den Bruſtumfang zweier Oktaven beſaß. Der Kunſtenthuſiasmus der Berliner wetteiferte in Huldigungen ſchwärmeriſcher Begeiſterung für ſeine Lieblinge, ſowohl im Theater, wie im geſellſchaftlichen Verkehr außerhalb der Bühne. Auch die fremden Gäſte, welche damals die Reſidenz mit ihren Darſtellungen erfreuten, wie der vielſeitige Karl Auguſt Lebrun und die ſonnig heitere Amalie Neumann, wurden nicht weniger gefeiert, als die einheimiſchen Schauſpieler und Sänger. Ja, die letztgenannte Dame, welche mit dem reizend natürlichſten Spiel auf den Brettern die Vorzüge einer junoniſchen Geſtalt, einer angeborenen Grazie und der feinſten Bildung verband, wurde, wie Heine (Bd. XIII., S. 110) erzählt, vom vielen Zuſpruch ihrer Bewunderer ſo maßlos beläſtigt, daſs ein kranker Herr, der neben ihr wohnte, endlich, um Ruhe vor all' den Menſchen zu finden, die jeden Augenblick mit der Frage: „Wohnt Madame Neumann hier?“ in ſein Zimmer ſtürmten, die Notiz auf ſeine Thür ſchreiben ließ: „Hier wohnt Madame Neumann nicht.“ —

Dieſer leidenſchaftlichen Schwelgerei der Reſidenzbewohner in Koncert- und Theatergenüſſen entſprach die prunkhafte Zerſtreuungsſucht des geſelligen Lebens. Wie muſſte das bunte, geräuſchvolle Treiben der vornehmen Welt, in die ihm hier zum erſten Male ein Blick vergönnt war, dem armen Studenten imponieren, der ſich bisher nur im beſchränkten Kreiſe ſeiner jüdiſchen Verwandten und im zwangloſen Verkehr einer Univerſitätsſtadt

bewegt hatte! Erſcheint es ihm doch ſogar der Mühe werth, in einem Korreſpondenzberichte aus der Hauptſtadt zu erwähnen, daſs die Fenſter ſeines Logis mit rothſeidenen Gardinen behangen ſeien! „Meine Wohnung," ſchreibt er [41]), „liegt zwiſchen lauter Fürſten- und Miniſterhotels, und ich habe deſshalb oft Abends nicht arbeiten können vor all dem Wagengeraſſel und Pferdegetrampel und Lärmen. Da war zuweilen die ganze Straße geſperrt von lauter Equipagen; die unzähligen Laternchen der Wagen beleuchteten die galonierten Rothröcke, die rufend und fluchend dazwiſchen herumliefen, und aus den Beletagefenſtern des Hotels, wo die Muſik rauſchte, goſſen kryſtallene Kronleuchter ihr freudiges Brillantlicht." Für die geſpreizte Hohlheit und innere Leere dieſer ariſtokratiſchen Vergnügungen bewies übrigens Heine ein ſcharfes Auge. Man leſe z. B. die treffende Charakteriſtik, welche er in den „Briefen aus Berlin" von dem glänzenden Flitterkram der Saiſon-Amüſements giebt: „Oper, Theater, Koncerte, Aſſembléen, Bälle, Thés (ſowohl dansant als médisant), kleine Maskeraden, Liebhaberei-Komödien, große Redouten ꝛc., Das ſind wohl unſre vorzüglichſten Abendunterhaltungen im Winter. Es iſt hier ungemein viel geſelliges Leben, aber es iſt in lauter Fetzen zerriſſen. Es iſt ein Nebeneinander vieler kleinen Kreiſe, die ſich immer mehr zuſammen zu ziehen, als auszubreiten ſuchen. Man betrachte nur die verſchiedenen Bälle hier; man ſollte glauben, Berlin beſtände aus lauter Innungen. Der Hof und die Miniſter, das diplomatiſche Korps, die Civilbeamten, die Kaufleute, die Officiere ꝛc. ꝛc., Alle geben ſie eigene Bälle, worauf nur ein zu ihrem Kreiſe gehöriges Perſonal erſcheint. Bei einigen Miniſtern und Geſandten ſind die Aſſembléen eigentlich große Thés, die an beſtimmten Tagen in der Woche gegeben werden, und woraus ſich durch einen mehr oder minder großen Zuſammenfluſs von Gäſten ein wirklicher Ball entwickelt. Alle Bälle der vornehmen Klaſſe ſtreben mit mehr oder minderm Glücke, den Hofbällen oder fürſtlichen Bällen ähnlich zu ſein. Auf letztern herrſcht jetzt faſt im ganzen gebildeten Europa derſelbe Ton, oder vielmehr ſie ſind den Pariſer Bällen nachgebildet. Folglich haben unſre hieſigen Bälle nichts Charakteriſtiſches; wie verwunderlich es auch oft ausſehen mag, wenn vielleicht ein von ſeiner Gage lebender

Sekonde-Lieutenant und ein mit Läppchen und Geflitter mosaikartig aufgeputztes Kommißbrot-Fräulein ſich auf ſolchen Bällen in entſetzlich vornehmen Formen bewegen, und die rührend kümmerlichen Geſichter puppenſpielmäßig kontraſtieren mit dem angeſchnallten ſteifen Hofkothurn." — Einen einzigen, allen Ständen gemeinſamen Ball gab es ſchon zu jener Zeit in Berlin, nämlich die vom Grafen Brühl aufs geſchmackvollſte arrangierten Subſkriptionsbälle im Koncertſaale des neuen Schauſpielhauſes. Der König und der Hof beehrten dieſelben mit ihrer Gegenwart, und jeder anſtändigen Familie war für ein geringes Entrée die Theilnahme daran feſtgeſtellt. Am beſten indeſs ſagten Heine, der, wie wir wiſſen, kein paſſionierter Tänzer war, die großartigen, an den bal de l'opéra in Paris erinnernden Redouten im Opernhauſe zu, deren tolle Luſtigkeit er nicht genug zu rühmen weiß: „Wenn dergleichen gegeben werden, iſt das ganze Parterre mit der Bühne vereinigt, und Das giebt einen ungeheuern Saal, der oben durch eine Menge ovaler Lampenleuchter erhellt wird. Dieſe brennenden Kreiſe ſehen faſt aus wie Sonnenſyſteme, die man in aſtronomiſchen Kompendien abgebildet findet, ſie überraſchen und verwirren das Auge des Hinaufſchauenden, und gießen ihren blendenden Schimmer auf die buntſcheckige, funkelnde Menſchenmenge, die, faſt die Muſik überlärmend, tänzelnd und hüpfend und drängend im Saal hin und her wogt. Jeder muſs hier in einem Maſkenanzug erſcheinen, und Niemanden iſt es erlaubt, unten im großen Tanzſaale die Maſke vom Geſicht zu nehmen. Nur in den Gängen und in den Logen des erſten und zweiten Ranges darf man die Larve ablegen. Die niedere Volksklaſſe bezahlt ein kleines Entrée, und kann von der Galerie aus auf all dieſe Herrlichkeit herabſchauen. In der großen königlichen Loge ſieht man den Hof, größtentheils unmaſkiert; dann und wann ſteigen Glieder desſelben in den Saal hinunter und miſchen ſich in die rauſchende Maſkenmenge. Dieſe beſteht aus Menſchen von allen Ständen. Schwer iſt es hier zu unterſcheiden, ob der Kerl ein Graf oder ein Schneidergeſell iſt; an der äußern Repräſentation würde Dieſes wohl zu erkennen ſein, nimmermehr an dem Anzuge. Faſt alle Männer tragen hier nur einfache ſeidene Dominos und lange Klapphüte. Dieſes läſſt ſich

leicht aus dem großſtädtiſchen Egoismus erklären. Jeder will ſich hier amüſieren und nicht als Charaktermaſke Andern zum Amüſement dienen. Die Damen ſind aus demſelben Grunde ganz einfach maſkiert, meiſtens als Fledermäuſe. Eine Menge Femmes entretenues und Prieſterinnen der ordinären Venus ſieht man in dieſer Geſtalt herumflirren und Erwerbsintrigen anknüpfen. „Ich kenne dir," flüſtert dort eine ſolche Vorbeiflirrende. „Ich kenne dir auch," iſt die Antwort. „Je te connais, beau masque," ruft hier eine Chauvesouris einem jungen Wüſtling entgegen. „Si tu me connais, ma belle, tu n'es pas grande chose," entgegnet der Böſewicht ganz laut, und die blamierte Dame verſchwindet wie ein Wind. Aber was iſt daran gelegen, wer unter der Maſke ſteckt? Man will ſich freuen, und zur Freude bedarf man nur Menſchen. Und Menſch iſt man erſt recht auf einem Maſkenballe, wo die wächſerne Larve unſre gewöhnliche Fleiſchlarve bedeckt, wo das ſchlichte Du die urgeſellſchaftliche Vertraulichkeit herſtellt, wo ein alle Anſprüche verhüllender Domino die ſchönſte Gleichheit hervorbringt, und wo die ſchönſte Freiheit herrſcht — Maſkenfreiheit. Für mich hat eine Redoute immer etwas höchſt Ergötzliches. Wenn die Pauken donnern und die Trompeten erſchmettern, und liebliche Flöten- und Geigenſtimmen lockend dazwiſchen tönen, dann ſtürze ich mich wie ein toller Schwimmer in die toſende, buntbeleuchtete Menſchenfluth, und tanze, und renne, und ſcherze, und necke Jeden, und lache, und ſchwatze, was mir in den Kopf kömmt. Auf der letzten Redoute war ich beſonders freudig, ich hätte auf dem Kopfe gehen mögen, und wäre mein Todfeind mir in den Weg gekommen, ich hätte ihm geſagt: „Morgen wollen wir uns ſchießen, aber heute will ich dich recht herzlich abküſſen." Die reinſte Luſtigkeit iſt die Liebe, Gott iſt die Liebe, Gott iſt die reinſte Luſtigkeit. „Tu es beau! tu es charmant! tu es l'objet de ma flamme! je t'adore, ma belle!" Das waren die Worte, die meine Lippen hundertmal unwillkürlich wiederholten. Und allen Leuten drückte ich die Hand und zog vor allen hübſch den Hut ab; und alle Menſchen waren auch ſo höflich gegen mich. Nur ein deutſcher Jüngling wurde grob, und ſchimpfte über mein Nachäffen des wälſchen Babelthums, und donnerte im urteuto-

niſchen Bierbaſs: „Auf einer teutſchen Mummerei ſoll der Teutſche Teutſch ſprechen!“ O deutſcher Jüngling, wie finde ich dich und deine Worte ſündlich und läppiſch in ſolchen Momenten, wo meine Seele die ganze Welt mit Liebe umfaſſt, wo ich Ruſſen und Türken jauchzend umarmen würde, und wo ich weinend hinſinken möchte an die Bruderbruſt des gefeſſelten Afrikaners! Ich liebe Deutſchland und die Deutſchen; aber ich liebe nicht minder die Bewohner des übrigen Theils der Erde, deren Zahl vierzigmal größer iſt, als die der Deutſchen. Die Liebe giebt dem Menſchen ſeinen Werth. Gottlob! ich bin alſo vierzigmal mehr werth, als Jene, die ſich nicht aus dem Sumpfe der Nationalſelbſtſucht hervorwinden können, und die nur Deutſchland und Deutſche lieben.“

Wir ſehen aus dieſen Schilderungen, daſs Harry Heine, der am 4. April 1821, einige Wochen nach ſeiner Ankunft in Berlin, als Student auf der dortigen Univerſität immatrikuliert wurde, das beſchaulich zurückgezogene Stillleben von Bonn und Göttingen in der Reſidenz nicht fortſetzte, ſondern ſich mit fiebernder Haſt in den Strudel der geſellſchaftlichen Zerſtreuungen ſtürzte, die für ihn eine ganz neue Welt waren. In vollen Zügen ſog er all die unbekannte Herrlichkeit ein, umherſchweifend, koſtend, genießend, und erſt ſpäter das Geſchaute kritiſch überdenkend. Anfangs erſchien ihm Alles überraſchend und wunderbar: die Breite und Schönheit der Straßen, die Prachtgebäude der Linden, die Waarenausſtellungen in den Schaufenſtern der Kaufmannsmagazine, der raſtlos auf und ab wogende Menſchenſtrom, die ſchlanken, kraftvollen Geſtalten der Officiere, die Zauberkünſte Bosko's, der Rieſe auf der Pfaueninſel, die Chineſen in der Behrenſtraße, und die Poſſenreißer vorm Brandenburger Thore. Mit kindlichem Entzücken ſchwelgt er in den Süßigkeiten der Konditoreien und erzählt von den Zucker- und Dragéepuppen, die zur Weihnachtszeit dort ausgeſtellt ſind, — von den ſchlagrahmgefüllten Baiſers bei Joſty, „wo die Enkel der Brennen im dumpfigen Lokal zuſammengedrängt wie die Bücklinge ſitzen und Krême ſchlürfen, und vor Wonne ſchnalzen, und die Finger lecken,“ — von Teichmann's gefüllten Bonbons, welche die beſten Berlins ſind, während in den Kuchen zu viel Butter iſt, —

von den ſchlechten und theuren Konfitüren bei Fuchs, deſſen prachtvolle Spiegel und Blumen und ſeidne Gardinen man doch nicht eſſen kann — von Sala Tarone, von Stehely und Leboeufve, — vom Café Royal, wo er mit den Dichtern E. T. A. Hoffmann und G. A. von Maltitz, mit dem großen Philologen Friedrich Auguſt Wolf („dem Wolf, der den Homer zerriſſen"), und mit dem berühmten Reiſenden Kosmeli zu Mittag ſpeiſt, — und von der goldnen Sonne über den Paradieſespforten zu Zagor's Reſtauration, „der Sonne, die leider nicht ohne Flecken, denn die Bedienung iſt langſam, der Braten oft alt und zähe, aber der Wein, ach, der Wein läſſt bedauern, daſs der Gaſt nicht den Säckel des Fortunatus beſitzt!"

Bald indeſſen regt ſich der kritiſche Geiſt, dem das krittelnde Berlin vollauf Nahrung zu ſpöttiſchen Bemerkungen giebt. Vor Allem iſt es die äußere Erſcheinung der Stadt, die dem jungen, an den lachend heitern Rheinufern aufgewachſenen Poeten ein froſtiges Unbehagen erweckt. Er findet, daſs Berlin, obſchon die Stadt neu, ſchön und regelmäßig gebaut iſt, doch einen etwas nüchternen Eindruck macht, und ſtimmt in die Worte der Frau von Staël ein: „Berlin, cette ville toute moderne, quelque belle qu'elle soit, ne fait pas une impression assez serieuse; on n'y apperçoit point l'empreinte de l'histoire du pays, ni du caractère des habitants, et ces magnifiques demeures nouvellement construites ne semblent destinées qu'aux rassemblements commodes des plaisirs et de l'industrie." „Berlin," ſagt er ſpäter (Bd. II., S. 10 ff.) „iſt gar keine Stadt, ſondern Berlin giebt bloß den Ort dazu her, wo ſich eine Menge Menſchen, und zwar darunter viele Menſchen von Geiſt, verſammeln, denen der Ort ganz gleichgültig iſt; Dieſe bilden das geiſtige Berlin. Der durchreiſende Fremde ſieht nur die langgeſtreckten, uniformen Häuſer, die langen breiten Straßen, die nach der Schnur und meiſtens nach dem Eigenwillen eines Einzelnen gebaut ſind, und keine Kunde geben von der Denkweiſe der Menge. Die Stadt enthält ſo wenig Alterthümlichkeit, und iſt ſo neu; und doch iſt dieſes Neue ſchon ſo alt, ſo welk und abgeſtorben. Denn ſie iſt, wie geſagt, nicht aus der Geſinnung der Maſſe, ſondern Einzelner entſtanden. Der große Fritz iſt wohl unter dieſen Wenigen

der Vorzüglichſte; was er vorfand, war nur feſte Unterlage, erſt von ihm erhielt die Stadt ihren eigentlichen Charakter, und wäre ſeit ſeinem Tode Nichts mehr daran gebaut worden, ſo bliebe ſie ein hiſtoriſches Denkmal von dem Geiſte jenes proſaiſch wunderſamen Helden, der die raffinierte Geſchmackloſigkeit und blühende Verſtandesfreiheit, das Seichte und das Tüchtige ſeiner Zeit, recht deutſch-tapfer in ſich ausgebildet hatte. Potsdam z. B. erſcheint uns als ein ſolches Denkmal, durch ſeine öden Straßen wandern wir wie durch die hinterlaſſenen Schriftwerke des Philoſophen von Sansſouci, es gehört zu Deſſen oeuvres posthumes, und obgleich es jetzt nur ſteinerne Makulatur iſt, ſo betrachten wir es doch mit ernſtem Intereſſe und unterdrücken hie und da eine aufſteigende Lachluſt, als fürchteten wir, plötzlich einen Schlag auf den Rücken zu bekommen, wie von dem ſpaniſchen Röhrchen des alten Fritz. Solche Furcht aber befällt uns nimmermehr in Berlin, da fühlen wir, daſs der alte Fritz und ſein ſpaniſches Röhrchen keine Macht mehr üben; denn ſonſt würde aus den alten aufgeklärten Fenſtern der geſunden Vernunftſtadt nicht ſo manch krankes Obſkurantengeſicht herausglotzen, und ſo manch dummes, abergläubiſches Gebäude würde ſich nicht unter die alten ſkeptiſch philoſophiſchen Häuſer eingeſiedelt haben."

Eben ſo geringe Macht, wie der Geiſt Friedrich's des Großen, übte in dem Berlin der zwanziger Jahre die Erinnerung an Gotthold Ephraim Leſſing, der einſt mit Mylius, Nicolai und Mendelsſohn von hier aus die Befreiung des deutſchen Theaters und der geſammten deutſchen Literatur aus den Feſſeln franzöſiſcher Einflüſſe begonnen hatte. „Mich durchſchauert's, wenn ich denke: auf dieſer Stelle hat vielleicht Leſſing geſtanden!" rief Heine aus (Bd. XIII., S. 35), als er zuerſt unter den Linden ſpazieren ging; aber vergebens forſchte er in der leichtlebigen Stadt nach den Spuren des ernſten Mannes, welcher ſich dreimal einen dauernden Aufenthalt dort zu gründen ſuchte und vielleicht oftmals den großen König vorüber reiten ſah, der, mit Kriegsplänen und Staatsreformen beſchäftigt, keinen Sinn hatte für den nicht minder bedeutungsvollen Umſchwung der Literatur, deſſen Leiter, von ihm ungekannt, in ſeiner Hauptſtadt lebte. Voltaire's Haus auf der Taubenſtraße hätte jeder Lohnlakai dem künftigen Erben

von Voltaire's Ruhm gezeigt — das Andenken Leſſing's friſchte nur etwa gelegentlich der Theaterzettel auf, wenn Lemm in der Rolle Nathan's des Weiſen durch ſein klaſſiſches Spiel die Elite der Geiſter entzückte.

Freilich, was hätte auch Leſſing's geharniſchter Genius in jenen triſten Abendzeitungsjahren, wo auf dem deutſchen Parnaſſe der romantiſche Spuk noch forttrollte, wo die verlogene Empfindſamkeit der Clauren'ſchen Mimilis, der zum Anbeißen ſüßen Dingelchen und Wädchen, für unverfälſchte Natur galt, und Muſik und Tanz und lärmende Gelage den pfiffig brutalen Sieg der Reſtauration in Staat und Kirche verherrlichten — was hätte Leſſing's ſtolzer Schatten für eine andere Mahnung in dieſen frivolen Mummenſchanz hineinrufen können, als das Mene tekel am Feſte des Belſazar! Verzerrt und verſchroben war die ganze literariſche Geſchmacksrichtung. Selbſt die an ſich gerechtfertigte Bewunderung für die hiſtoriſchen Romane Walter Scott's, welche damals in Berlin graſſierte, trug einen lächerlich übertriebenen Anſtrich, und nicht die geſunde Rückkehr auf den geſchichtlich-nationalen Boden, welche ſpäter Willibald Alexis und Ludwig Tieck von dieſen neuen Kunſtſchöpfungen lernten, verſchaffte denſelben eine ſo große Beliebtheit in Hütten und Paläſten, ſondern der geheime Zuſammenhang mit der romantiſchen Anſchauungsweiſe der Zeit, die reaktionäre Vorliebe des Verfaſſers für die mittelalterliche Feudalherrlichkeit welche er in ſeinen Schilderungen heraufbeſchwor. Bezeichnend genug erſchienen die Geſtalten der Walter Scott'ſchen Romane in der tanz- und verkleidungsluſtigen Reſidenz bald auch als Charaktermaſken auf einem Balle. „Ich muß von den Werken Sir Walter Scott's ſprechen," berichtet Heine ſeinen Leſern in der Provinz (Bd. XIII., S. 69 ff.), „weil ganz Berlin davon ſpricht, weil ſie der „Jungfernkranz" der Leſewelt ſind, weil man ſie überall lieſt, bewundert, bekrittelt, herunterreißt, und wieder lieſt. Von der Gräfin bis zum Nähmädchen, vom Grafen bis zum Laufjungen lieſt Alles die Romane des großen Schotten; beſonders unſre gefühlvollen Damen. Dieſe legen ſich nieder mit „Waverley", ſtehen auf mit „Robin dem Rothen", und haben den ganzen Tag den „Zwerg" in den Fingern. Der Roman „Kenilworth" hat gar beſonders Furore

gemacht. Da hier ſehr Wenige mit vollkommener Kenntnis des Engliſchen geſegnet ſind, ſo muſs ſich der größte Theil unſerer Leſewelt mit franzöſiſchen und deutſchen Ueberſetzungen behelfen. Daran fehlt es auch nicht. Von dem letzten Scott'ſchen Romane: „Der Pirat" ſind vier Ueberſetzungen auf einmal angekündigt. Auf eine ausgezeichnete Weiſe wurde Scott's Name kürzlich hier gefeiert. Bei einem Feſte war eine glänzende Maſkerade, wo die meiſten Helden der Scott'ſchen Romane in ihrer charakteriſtiſchen Aeußerlichkeit erſchienen. Von dieſer Feſtlichkeit und dieſen Bildern ſprach man hier wieder acht Tage lang. Beſonders trug man ſich damit herum, daſs der Sohn von Walter Scott, der ſich juſt hier befindet, als ſchottiſcher Hochländer gekleidet und, ganz wie es das Koſtüm verlangt, nacktbeinig, ohne Hoſen, bloß ein Schurz tragend, das bis auf die Mitte der Lenden reichte, bei dieſem glänzenden Feſte paradierte. Dieſer junge Menſch, ein engliſcher Huſarenofficier, wird hier ſehr gefeiert, und genießt hier den Ruhm ſeines Vaters. Wo ſind die Söhne unſerer großen Dichter, die, wenn auch nicht ohne Hoſen, doch vielleicht ohne Hemd herumgehen? Wo ſind unſere großen Dichter ſelbſt? Still, ſtill, Das iſt eine partie honteuse."

Einen Dichter gab es jedoch, dem ſeit einem Viertelſahrhundert von einer ſtillen Gemeinde zu Berlin eine wandelloſe Verehrung gezollt wurde. Dieſer Dichter war Goethe, dieſe ſtille Gemeinde war der Rahel'ſche Umgangskreis. Rahel Levin, geboren im Juni 1771, hatte ſeit ihrer früheſten Jugend, in vertrautem Umgange mit David Veit und Wilhelm von Humboldt, das Studium der Goethe'ſchen Werke zu einer der Hauptaufgaben ihres gedankenernſten, poeſievollen Lebens gemacht. Eine idealiſtiſche Natur, ſympathiſierend mit allem Großen und Schönen, produktiv und ſelbſtändig im Denken, aber zu philoſophiſch, um jemals auch nur zum Verſuch eigenen poetiſchen Schaffens zu gelangen, fand ſie in Goethe's Dichtungen Alles konkret und plaſtiſch dargeſtellt, was ſie in der Stille gedacht und empfunden, oder in blitzartig aufleuchtenden Geſprächsaperçus hingeworfen hatte. Um Goethe's Werke rankte ſich, ſo zu ſagen, ihre ganze Exiſtenz, ſie waren ihr der Schlüſſel zu allen Geheimniſſen der Welt und des Lebens. Von Goethe gelobt worden, mit ihm

befreundet zu ſein, ja nur mit ihm geſprochen zu haben, galt ihr als der beſte Empfehlungsbrief, und es iſt ein ernſthaft gemeinter Scherz, wenn Prinz Louis Ferdinand, nachdem ihn Goethe beſucht hatte, der Freundin Rahel dies wichtige Ereignis mit den Worten melden ließ: „Jetzt bin ich ihr gewiß unter Brüdern dreitauſend Thaler mehr werth.“ Rahel hatte in der That die Bedeutung Goethe's ſchon zu einer Zeit erkannt, als dieſelbe von der ſeicht aufkläreriſchen Berliner Kritik noch vielfach beſtritten ward, und ihr raſtloſer Eifer trug nicht Wenig dazu bei, unter den literariſchen Größen der Hauptſtadt, die ſich in ihrem Geſellſchaftscirkel verſammelten, eine begeiſterte Propaganda für das Verſtändnis und die richtige Werthſchätzung der Dichtungen des Schwans von Weimar zu erwecken. In dieſem Beſtreben wurde ſie durch ihren freiſinnigen Gemahl Varnhagen von Enſe, deſſen „bejahendes Entgegenkommen“ Goethe mit Wohlgefallen aufnahm, kräftig unterſtützt, und das lebhafte Intereſſe für Kunſt und Literatur, welches in dem geiſtvollen Kreiſe genährt wurde, kam auch den jüngern Talenten zu Gute, die hier freundliche Aufmunterung und fördernde Anregung fanden. Mit Friedrich von Schlegel, Ludwig Tieck, Fouqué und den meiſten andern hervorragenden Stimmführern der Romantik ſtand Rahel in fortgeſetztem mündlichen oder brieflichen Verkehre, Schleiermacher, Fichte und Chamiſſo gehörten zu den regelmäßigen Beſuchern ihres gaſtlichen Hauſes, und als Heine im Frühling 1821 nach Berlin kam, wurde der Varnhagen'ſche Salon die Hauptpflanzſtätte ſeines Dichterruhms. „Die liebe, gute, kleine Frau mit der großen Seele,“ — „die geiſtreichſte Frau des Univerſums,“ wie Heine ſie ein anderes Mal [42]) nennt — legte aber nicht allein für ſeine poetiſche Begabung, ſondern auch für das reizbare, zwiſchen melancholiſcher Weichheit und bitterem Spott auf und ab ſchwankende Empfindungsleben ihres jungen Freundes das zarteſte Verſtändnis und die wohlwollendſte Sympathie an den Tag. Ihr Haus in der Franzöſiſchen Straße Nr. 20 erſchien ihm als ſein wahres Vaterland [43]), und wie er ſofort den vollen Werth ihres ſeltenen Geiſtes erkannte, ſo geſtand er auch freudig, daſs ihn Niemand ſo tief verſtehe und kenne wie Rahel. „Als ich ihren Brief las,“ ſchreibt er einmal an Varnhagen, „war's mir, als wär' ich traumhaft

im Schlafe aufgeſtanden und hätte mich vor den Spiegel geſtellt und mit mir ſelbſt geſprochen und mitunter etwas geprahlt . . . An Frau von Varnhagen brauche ich gar nicht zu ſchreiben, ſie weiß Alles, was ich ihr ſagen könnte, ſie weiß, was ich fühle, ſie weiß, was ich denke und nicht denke." Einmal bemerkt er, daſs ſogar ſeine Handſchrift mit Frau von Varnhagen's Handſchrift ſehr große Aehnlichkeit bekomme, und fügt hinzu: „Im Grunde iſt es auch Unnatur, wenn ich anders ſchreibe. Sind ſich doch unſre Gedanken ähnlich wie ein Stern dem andern — beſonders meine ich hier Sterne, die ſo recht viele Millionen Meilen von der Erde entfernt ſind." Und als er ihr von Hamburg aus die Lieder der „Heimkehr" widmete, ſandte er ihr das Buch ohne weitere Erklärung, und ſchrieb ſpäter an Varnhagen: „Die Gründe meiner Dedikation hat ſie, glaub' ich, beſſer errathen, als ich ſelbſt. Mir ſchien es, als wollte ich dadurch ausſprechen, daſs ich Demandem zugehöre. Ich lauf' ſo wild in der Welt herum, manchmal kommen Leute, die mich wohl gern zu ihrem Eigenthum machen möchten, aber Das ſind immer Solche geweſen, die mir nicht ſonderlich gefielen, und ſo lange Dergleichen der Fall iſt, ſoll immer auf meinem Halsbande ſtehen: J'appartiens à Madame Varnhagen." Die Briefe Rahel's an Heine ſind leider ſämmtlich bei einer Feuersbrunſt im Hauſe ſeiner Mutter verbrannt; in einem Schreiben der Erſteren an Friedrich von Gentz findet ſich jedoch ein weiteres Zeugnis dieſes anregenden Wechſelverkehrs. Rahel hebt in dem vom 9. Oktober 1830 datierten Briefe beſonders die große Gabe des Stils hervor, welche Heine beſaß: „Mit Bedacht ſage ich Gabe. Eine von dieſer Art hatte Friedrich Schlegel (ohne ſeine Kunſt und Gedanken); ich nannte Das immer ein Sieb im Ohr haben, welches nichts Schlechtes durchläſſt. Außer Dieſem hat Heine noch viele Gaben. Er wurde uns vor mehreren Jahren zugeführt, wie ſo Viele, und immer zu Viele; da er fein und abſonderlich iſt, verſtand ich ihn oft, und er mich, wo ihn Andre nicht vernahmen; Das gewann ihn mir und er nahm mich als Patronin. Ich lobte ihn, wie Alle, gern, und ließ ihm Nichts durch, ſah ich's vor dem Druck; doch Das geſchah kaum; und ich tadelte dann ſcharf. Mit einem Male bekam ich ſein fertiges, eingebundenes Buch von Hamburg,

wo er war, die Zuneigung an mich drin. Der Schlag war geſchehen; und nur darin konnte ich mich faſſen, daſs ich ſchon damals wuſſte, daſs alles Geiſtige vergeht, und ſogar bald von Neuem der Art verſchlungen wird, ja, das Meiſte faſt unbeachtet bleibt; thun konnte ich nach vollbrachtem Attentat Nichts, als ihm ſchreiben: nun ſähe ich es völlig ein, weſshalb man bei Fürſtinnen erſt die Erlaubnis erbittet, ihnen ein Buch zueignen zu dürfen ꝛc. Wir blieben uns aber hold nach wie vor." — Mit den Gefühlen dankbarſter Anhänglichkeit gedachte Heine ſein ganzes Leben hindurch der liebevollen Aufnahme, die er im Varnhagen'ſchen Hauſe gefunden. In ein für Rahel beſtimmtes Exemplar der „Tragödien" trug er die Erinnerungszeilen ein: „Ich reiſe nun bald ab, und ich bitte Sie, werfen Sie mein Bild nicht ganz und gar in die Polterkammer der Vergeſſenheit. Ich könnte wahrhaftig keine Repreſſalien anwenden, und wenn ich mir auch hundertmal des Tages vorſagte: „Du willſt Frau von Varnhagen vergeſſen!" es ginge doch nicht. Vergeſſen Sie mich nicht! Sie dürfen ſich nicht mit einem ſchlechten Gedächtniſſe entſchuldigen, Ihr Geiſt hat einen Kontrakt geſchloſſen mit der Zeit; und wenn ich vielleicht nach einigen Jahrhunderten das Vergnügen habe, Sie als die ſchönſte und herrlichſte aller Blumen im ſchönſten und herrlichſten aller Himmelsthäler wiederzuſehen, ſo haben Sie wieder die Güte, mich arme Stechpalme (oder werde ich noch was Schlimmeres ſein?) mit Ihrem freundlichen Glanze und lieblichen Hauche wie einen alten Bekannten zu begrüßen. Sie thun es gewiſs; haben Sie ja ſchon Anno 1822 und 1823 Aehnliches gethan, als Sie mich kranken, bittern, mürriſchen, poetiſchen und unausſtehlichen Menſchen mit einer Artigkeit und Güte behandelt, die ich gewiſs in dieſem Leben nicht verdient, und nur wohlwollenden Erinnerungen einer frühern Konnaiſſanz verdanken muſs." In gleichem Sinne ſchrieb er zwei Monate nachher, als er ſich in Lüneburg von allem geiſtigen Verkehr abgeſchnitten fühlte, dem um fünfzehn Jahr' älteren Freunde: „Es iſt ganz natürlich, daſs ich den größten Theil des Tages an Sie und Ihre Frau denke, und mir immer lebendig vorſchwebt, wie Sie Beide mir ſo viel Gutes und Liebes erzeigt, und mich mürriſchen, kranken Mann aufgeheitert, und geſtärkt,

und gehobelt, und durch Rath und That unterstützt, und mit Makaroni und Geistesspeise erquickt. Ich habe so wenig wahre Güte im Leben gefunden, und bin so viel schon mystificiert worden, und habe erst von Ihnen und Ihrer großherzigen Frau eine ganz menschliche Behandlung erfahren." Und fast ein Decennium später, als er, nach Paris ausgewandert, im Sonnenglanze seines Ruhmes sich dennoch unbefriedigt fand, wiederholte er die ernste Versicherung: „Ich bedarf des Bewusstseins Ihrer und Frau von Varnhagen's Theilnahme jetzt noch eben so sehr wie im Beginne meiner Laufbahn; denn ich stehe jetzt ebenso einsam in der Welt wie damals. Nur dass ich jetzt noch mehr Feinde habe, welches zwar immer ein Trost, aber doch kein genügender ist."

Heine's poetische Leistungen mussten in dem Varnhagen'schen Kreise um so größere Anerkennung finden, als sich in ihnen, bei aller Verschiedenheit der Richtung, doch in formeller Beziehung eine gewisse Verwandtschaft mit der Goethe'schen Dichtweise aussprach. Die volksliedartige Einfachheit der Motive, die ungekünstelte Natürlichkeit der Sprache, die anschauliche Gegenständlichkeit der Darstellung und die sich ins Ohr schmeichelnde Sangbarkeit der Melodie erinnerten einen so feinfühlenden Stilkünstler, wie Varnhagen von Ense es war, in wohlthuendster Weise an die Zaubergewalt Goethe'scher Lieder. Auch Rahel schätzte diese vollendet künstlerische Beherrschung des Stoffes um so höher, als ihr selbst jede kunstvoll abgerundete Gestaltung ihres Denkens und Fühlens versagt war. Sie bekannte offen, wie Heine (Bd. XII., S. 9 u. 10) erzählt, dass sie so wenig „schreiben" könne, wie Börne oder Jean Paul. „Unter Schreiben verstand sie nämlich die ruhige Anordnung, so zu sagen die Redaktion der Gedanken, die logische Zusammensetzung der Redetheile, kurz jene Kunst des Periodenbaues, den sie sowohl bei Goethe wie bei ihrem Gemahl so enthusiastisch bewunderte, und worüber wir damals fast täglich die fruchtbarsten Debatten führten. Rahel liebte vielleicht Börne um so mehr, da sie ebenfalls zu jenen Autoren gehörte, die, wenn sie gut schreiben sollen, sich immer in einer leidenschaftlichen Anregung, in einem gewissen Geistesrausch befinden müssen, — Bacchanten des Gedankens,

die dem Gotte mit heiliger Trunkenheit nachtaumeln. Aber bei ihrer Vorliebe für wahlverwandte Naturen hegte ſie dennoch die größte Bewunderung für jene beſonnenen Bildner des Wortes, die all ihr Fühlen, Denken und Anſchauen, abgelöſt von der gebärenden Seele, wie einen gegebenen Stoff zu handhaben und gleichſam plaſtiſch darzuſtellen wiſſen.“ Rahel und Varnhagen gaben ſich nicht geringe Mühe, der Schar unbedingter Goethe-Verehrer, welche zu Berlin in den zwanziger Jahren einen an Götzendienſt ſtreifenden Kultus mit ihrer Verherrlichung des Dichtergreiſes trieb, in H. Heine ein neues Mitglied zu werben. Goethe's Geburtstag wurde von der Tafelrunde ſeiner Berliner Schildknappen alljährlich durch Feſtſpiele, Gedichte und Reden gefeiert, deren überſchwänglicher Ton beiſpielsweiſe aus den Verſen erhellt, mit denen Geheimrath Schultz ein ſolches Geburtstagskarmen eröffnete:

Ich wollt', ich wär' ein Fiſch,
So wohlig und friſch,
Und ganz ohne Gräten —
So wär' ich für Goethen,
Gebraten am Tiſch,
Ein köſtlicher Fiſch!

In den Chorus ſo lächerlich überſpannter Huldigungen mochte freilich Heine nicht einſtimmen, und bei aller Bewunderung der unſterblichen Meiſterwerke des Dichters opponierte er ſchon damals im Varnhagen'ſchen Salon häufig gegen die vornehme, kühl ablehnende Kunſtbehaglichkeit, mit welcher ſich der alternde Goethe den tiefſten Intereſſen der Gegenwart verſchloſs, und ſich mehr und mehr in ſeine naturwiſſenſchaftlichen Liebhabereien verſenkte. Die vielſeitigen literariſchen Debatten hatten jedoch für Heine die nützliche Folge, daſs er ſich ernſtlicher, als bisher, mit dem Studium von Goethe's Werken beſchäftigte, und dadurch einen feſteren Standpunkt des Urtheils gewann. Nach kaum zwei Jahren konnte er der Freundin melden: „Ich habe jetzt, bis auf eine Kleinigkeit, den ganzen Goethe geleſen!!! Ich bin jetzt kein blinder Heide mehr, ſondern ein ſehender. Goethe gefällt mir

ſehr gut.“ Als nun gar die „falſchen Wanderjahre“ erſchienen, und eine frömmelnde Moral gegen die heiter helleniſche Kunſtrichtung Wilhelm Meiſter's zu Felde zog, da bedauerte Heine ſchmerzlich, daſs ſein juriſtiſches Brotſtudium ihn verhindere, „den Goethe'ſchen Befreiungskrieg als freiwilliger Jäger mitzumachen.“ „Wo denken Sie hin,“ ſchrieb er einige Jahre ſpäter, als Goethe ſich unvortheilhaft über ihn geäußert hatte, an Varnhagen, „Ich, Ich gegen Goethe ſchreiben! Wenn die Sterne am Himmel mir feindlich werden, darf ich ſie deſshalb ſchon für bloße Irrlichter erklären? Ueberhaupt iſt es Dummheit, gegen Männer zu ſprechen, die wirklich groß ſind, ſelbſt wenn man Wahres ſagen könnte. Der jetzige Gegenſatz der Goethe'ſchen Denkweiſe, nämlich die deutſche Nationalbeſchränktheit und der ſeichte Pietismus, ſind mir ja am fatalſten. Deſshalb muſs ich bei dem großen Heiden aushalten, quand même. Gehöre ich auch zu den Unzufriedenen, ſo werde ich doch nie zu den Rebellen übergehen.“ Im Juni 1823 ſchrieb Heine auf Varnhagen's Aufforderung für Deſſen Feſtgabe zu Goethe's drei und ſiebenzigſtem Geburtstage: „Goethe in den Zeugniſſen der Mitlebenden“ einen längeren Aufſatz, in welchem er die Bedeutſamkeit des erwähnten Gegenſatzes zwiſchen der Goethe'ſchen Denkweiſe und der pietiſtiſchen Richtung der Zeit vermuthlich ſcharf betont haben wird. Wie er an Moſer berichtet, traf der Aufſatz, nach Varnhagen's Angabe, zu ſpät ein, um dem Buche einverleibt zu werden; doch glaubt Heine, daſs dieſer Grund nur ein Vorwand ſei, und die Idee ſeiner Abhandlung Varnhagen nicht gefallen habe. „Wirklich, meine Aufſätze werden immer ſchlecht, wenn eine vernünftige Idee darin iſt,“ fügt er ſpöttiſch hinzu. Die Arbeit iſt leider verloren gegangen; wenigſtens hat ſie ſich in dem Varnhagen'ſchen Nachlaſſe nicht vorgefunden.

Der Verkehr mit dem Rahel'ſchen Kreiſe brachte den jungen Studenten in Berührung mit faſt allen literariſchen Notabilitäten der Hauptſtadt. Fouqué, der Dichter der „Undine“, kam von ſeinem Gute Nennhauſen häufig nach Berlin, und war Einer der Erſten, die Heine's poetiſches Talent freudig anerkannten. Er ſprach dieſe Anerkennung ſogar durch ein tief empfundenes Gedicht aus [44]), in welchem er ihn eindringlich ermahnt, „nicht

mit den Schlangen zu tändeln, die ſein gen Himmel zielendes Herz immer wieder bergab ringeln", und nicht länger „ſo wirr, ſo zürnend und ſo hohl" zu ſingen —

„Hohl wie die Geiſter um Mitternacht,
Wie im Walde der Wind ſo wirr,
Und zürnend, wie in Gewitterpracht
Der Blitze blendend Geſchwirr!

— — — — — — — — — —

„Du, dem die Kraft in den Liedern ſchäumt,
Dem zuckt auf der Lippe der Schmerz:
Du haſt ſchon einmal ſo Schlimmes geträumt, —
O hüte dein liebes Herz!"

Wir ſehen aus den gleichzeitigen Briefen an Immermann, daſs Heine die feudal-ariſtokratiſche Richtung, welche Fouqué namentlich in ſeinen ſpäteren Schriften vertrat, aufs entſchiedenſte verdammte. Er ſchreibt über Denſelben (Bd. XIX, S. 84): „Wenn ich ihn auch noch ſo ſehr liebe als Menſch, ſo ſehe ich es dennoch für ein verdienſtliches Werk an, daſs man mit der Geißel jene trübſeligen Ideen bekämpft, die er durch ſein ſchönes Talent ins Volk zu pflanzen ſucht. Mir blutet das Herz, wenn ich Fouqué gekränkt finde, und dennoch bin ich froh, wenn andere Leute durch keine ſolche Weichheit abgehalten werden, das Dunſtthum zu perſifflieren. In tiefſter Seele empören mich die Anmaßungen und Jämmerlichkeiten jener Klicke, zu deren Grundſätzen ſich Fouqué bekennt, und Sie können es auch wohl mir zutrauen, daſs auch ich darnach lechze, ſie bis aufs Blut zu geißeln, jene edlen Recken, die unſeres Gleichen zu ihren Hundejungen, ja auch vielleicht zu noch etwas Wenigerem, zum Hunde ſelbſt, machen möchten." Um ſo rührender bewegt ihn die Theilnahme und Freundlichkeit des literariſchen Gegners, und er antwortet ihm mit überſtrömender Herzlichkeit: „Herr Baron! Ich kann es nicht ausſprechen, was ich beim Empfang Ihres lieben Briefes empfunden habe. Kaum las ich Ihren theuern Namen, ſo war es auch, als ob in meiner Seele wieder auftauchten all' jene leuchtenden Lieblingsgeſchichten, die ich in meinen beſſern Tagen

von Ihnen geleſen, und ſie erfüllten mich wieder mit der alten Wehmuth und dazwiſchen hörte ich wieder die ſchönen Lieder von gebrochenen Herzen, unwandelbarer Liebestreue, Sehnſuchtgluth, Todesſeligkeit — vor Allem glaubte ich die freundliche Stimme von Frau Minnetroſt zu vernehmen. Es muſſte den armen Kunſtjünger ſehr erfreuen, bei dem bewährten und gefeierten Meiſter Anerkennung gefunden zu haben, entzücken muſſte es ihn, da dieſer Meiſter eben jener Dichter iſt, deſſen Genius einſt ſo Viel in ihm geweckt, ſo gewaltig ſeine Seele bewegt und mit ſo großer Ehrfurcht und Liebe ihn erfüllt! Ich kann Ihnen nicht genug danken für das ſchöne Lied, womit Sie meine dunkeln Schmerzen verherrlicht und die böſen Flammen derſelben beſchworen ... Was Ihr liebes Gedicht an mich in Betreff der Schlangen ausſpricht, iſt leider nur zu ſehr die Wahrheit.“ Auch des ritterlichen Sängers hochgebildete Gemahlin, Karoline de la Motte-Fouqué, eine verſtändige, ſcharf beobachtende Frau und beliebte Romanſchriftſtellerin, — Adalbert von Chamiſſo, der trotz ſeiner franzöſiſchen Herkunft echt deutſche Poet, dem das graue Lockenhaar phantaſtiſch um das hagere, edle Geſicht wallte, und deſſen ewig jugendliches Herz alle Leiden und Freuden der Menſchheit ſympathiſch mit empfand, — und Wilhelm Häring, der ſich als Willibald Alexis durch ſeine hiſtoriſchen Romane den Ehrennamen des deutſchen Walter Scott erwarb, begleiteten die Erſtlingsflüge der Heine'ſchen Muſe mit ernſtem, theilnahmvollem Intereſſe. Der Tragödiendichter Michael Beer, ein jüngerer Bruder des Komponiſten Meyerbeer, ſchloſs ſich ebenfalls dieſer geiſtvollen Geſellſchaft an; ſein „Paria“ errang nicht bloß in Berlin, ſondern auch auf auswärtigen Bühnen bedeutende Erfolge. Als Vertreter der Journaliſtik fand ſich der Holzſchnittkünſtler Profeſſor F. W. Gubitz ein, um für ſeine Zeitſchrift, den „Geſellſchafter, oder Blätter für Geiſt und Herz“, Beiträge durch Vermittelung Varnhagen's und Rahel's zu erlangen, die ſich Beide häufig ſeines Blattes zur Mittheilung kritiſcher Anregungen bedienten. Aus der Feder Rahel's ſtammten u. A. die mit „Friederike“ unterzeichneten Briefe über die „Wanderjahre“, welche von Goethe ſo anerkennend belobt wurden. Beſonders herzlich aber fühlte Heine ſich hingezogen zu Ludwig

Robert, dem Bruder Rahel's, deſſen Trauerſpiel „Die Macht der Verhältniſſe“ die ſocialen Konflikte der Zeit mit ſchmerzlicher Bitterkeit aufdeckte, und zu Deſſen munterer Frau, einer anmuthig plaudernden Schwäbin von vielbewunderter Schönheit, der auch Heine ſeinen Huldigungstribut in einem Sonetten-Cyklus abtrug [45]). Die ſpäteren Leiſtungen Robert's — meiſt literariſche Satiren in romantiſcher Luſtſpielsform — entſprachen nicht den Erwartungen, welche jenes Drama erregt hatte. „Freilich,“ ſcherzt Heine, „dem Manne der Madame Robert muſs es wohl ſauer werden, ein Trauerſpiel zu ſchreiben — der arme Glückliche! Kaum hat er wüthend die Stirn zuſammengezogen zum tragiſchen Ernſt, ſo wird ihm dieſer freundlich fortgelächelt von der ſchönen Frau, und ärgerlich greift er nach ihrem Strickſtrumpf, ſtatt nach Melpomenens Dolch.“

Aber nicht allein literariſche Fragen wurden im Rahel'ſchen Kreiſe verhandelt, ſondern auch die politiſchen Intereſſen der Zeit fanden dort eine ernſte Beſprechung. Varnhagen, Chamiſſo, Fouqué, Häring hatten ſelbſt in den Reihen der Befreiungsarmee gegen das fremdländiſche Joch gekämpft, zwei unvergeſsliche Freunde Rahel's, der Prinz Louis Ferdinand und der edle Alexander von der Marwitz, waren bei Saalfeld und Montmirail den Heldentod fürs Vaterland geſtorben; und Fichte, der durch ſeine „Reden an die deutſche Nation“ die Flamme der patriotiſchen Begeiſterung ſo lebhaft geſchürt, hatte ſeinen Freunden als Erbtheil ein brennend ſchmerzhaftes Mitgefühl für die Leiden der Menſchheit hinterlaſſen. Die Briefe Rahel's und Varnhagen's, welche jetzt ziemlich vollſtändig zur Kunde der Nachwelt gelangt ſind, bezeugen die warme Theilnahme Beider an den Geſchicken der Heimat und an der freiheitlichen Entwicklung des öffentlichen Lebens deutlich genug, um uns den großen Einfluſs ahnen zu laſſen, welchen dieſer Umgang auf die Bildung und Vertiefung der politiſchen Anſichten Heine's ausüben muſſte, — ein Einfluſs, welcher zudem durch zahlreiche Aeußerungen ſeiner ſpäteren Korreſpondenz mit Varnhagen dokumentiert wird.

Ein anderer Sammelplatz der Schöngeiſter Berlin's war in den Jahren 1820—1824 das Haus der Dichterin Eliſe von Hohenhauſen, geb. von Ochs, welche damals noch nicht ihrer

ſpäteren pietiſtiſchen Richtung huldigte, ſondern eine enthuſiaſtiſche Verehrerin Lord Byron's war, deſſen Dichtungen ſie zum Theil überſetzte, und als deſſen Nachfolger in Deutſchland ſie zuerſt den ein und zwanzigjährigen Heine proklamierte. Jeden Dienstagabend fand ſich in ihrem Salon eine Schaar auserleſener Geiſter ein, zu denen, außer der Varnhagen'ſchen Familie und deren Freunden, noch manche andere hervorragende Zierden der Kunſt und Wiſſenſchaft gehörten. Einer Tochter der Frau von Hohenhauſen, welche dreißig Jahre ſpäter den kranken Dichter in Paris beſuchte, verdanken wir eine durch die Erinnerungen der Mutter ergänzte Schilderung dieſes Kreiſes [40]), der wir folgende Angaben entlehnen: „Neben Varnhagen und Chamiſſo glänzten Eduard Gans, deſſen auffallend ſchöner Kopf mit dem friſchen Kolorit und den ſtolz gewölbten Brauen über den dunklen Augen an einen geiſtigen Antinous erinnerte; Bendavid, der liebenswürdige Philoſoph und Schüler von Moſes Mendelsſohn, überſprudelnd von Witz und köſtlich erzählten Anekdoten; dann ein damals noch junger Nachwuchs, jetzt lauter Männer in grauen Haaren und hohen Würden: der Maler Wilhelm Henſel, jetzt Profeſſor; Leopold von Ledebur, damals ein ſtudierender Lieutenant, jetzt ein bekannter Hiſtoriograph und Direktor der Kunſtkammer des Berliner Muſeums; der Dichter Apollonius von Maltitz, jetzt ruſſiſcher Geſandter in Weimar; Graf Georg Blankenſee, der ritterliche Sänger und Epigone Byron's, jetzt Mitglied der erſten Kammer, ꝛc. Unter den Frauen nahm Rahel natürlich den erſten Platz ein; neben ihr blühte ihre wunderſchöne Schwägerin, Friederike Robert. Amalie von Helwig, geb. von Imhoff, die Ueberſetzerin der Frithjofsſage, Helmina von Chezy, die fahrende Meiſterſängerin jener Zeit, Fanny Tarnow, die gefeierte Romanſchriftſtellerin, gehörten nebſt vielen anderen geiſtreichen Frauen aus der höheren Berliner Geſellſchaft zu dieſem Kreiſe. Heine las dort ſein „Lyriſches Intermezzo" und ſeine Tragödien „Ratcliff" und „Almanſor" vor. Er mußte ſich manche Ausſtellung, manchen ſcharfen Tadel gefallen laſſen, namentlich erfuhr er häufig einige Perſifflage wegen ſeiner poetiſchen Sentimentalität, die wenige Jahre ſpäter ihm ſo warme Sympathie in den Herzen der Jugend erweckte. Ein Gedicht mit dem Schluſſe:

„Und laut aufweinend ſtürz' ich mich
Zu deinen ſüßen Füßen"

fand eine ſo lachende Oppoſition, daſs er es nicht zum Drucke gelangen ließ [47]). Die Meinungen über ſein Talent waren noch ſehr getheilt, die Wenigſten hatten eine Ahnung von ſeinem dereinſtigen unbeſtrittenen Dichterruhme. Eliſe von Hohenhauſen, die ihm den Namen des deutſchen Byron zuertheilte, ſtieß auf vielen Widerſpruch; bei Heine jedoch ſicherte ihr dieſe Anerkennung eine unvergängliche Dankbarkeit. Letzterer war klein und ſchmächtig von Geſtalt, bartlos, blond und blaſs, ohne irgend einen hervorſtechenden Zug im Geſichte, doch von eigenthümlichem Gepräge, ſo daſs man gleich aufmerkſam auf ihn wurde, und ihn nicht leicht wieder vergaß. Sein Weſen war damals noch weich, der Stachel des Sarkasmus noch nicht ausgebildet, der ſpäter die Roſe ſeiner Poeſie umdornte. Er war ſelbſt eher empfindlich gegen Spott, als aufgelegt, ſolchen zu üben." — Wir vervollſtändigen dies Bild ſeiner damaligen äußeren Erſcheinung durch die Mittheilung ſeines Vetters Hermann Schiff aus Hamburg, welcher gleichzeitig mit ihm in Berlin ſtudierte [48]): „Heine's Figur war keine impoſante. Er war bleich und ſchwächlich, und ſein Blick war matt. Wie ein Kurzſichtiger kniff er gern die Augenlider ein. Alsdann erzeugten ſich vermöge der hochſtehenden Wangenknochen jene kleinen Fältchen, welche eine polniſch-jüdiſche Abkunft verrathen konnten. Im Uebrigen ſah man ihm den Juden nicht an. Sein glattgeſtrichenes Haar war von beſcheidener Farbe, und ſeine weißen, zierlichen Hände liebte er zu zeigen. Sein Weſen und Benehmen war ein ſtill vornehmes, gleichſam ein perſönliches Inkognito, in welchem er ſeine Geltung bei Andern verhüllte. Selten war er lebhaft. In Damengeſellſchaften habe ich ihn nie einer Frau oder einem jungen Mädchen Artigkeiten ſagen hören. Er ſprach mit leiſer Stimme, eintönig und langſam, wie um auf jede Silbe Werth zu legen. Wenn er hie und da ein witziges oder geiſtreiches Wort hinwarf, ſo bildete ſich um ſeine Lippen ein viereckiges Lächeln, das ſich nicht beſchreiben läſſt."

Doch nicht allein in den höheren Cirkeln der Reſidenz lernte

Heine einen tieferen Einblick in die Welt und das Leben und die bewegenden Intereſſen der Zeit gewinnen: — auch andere, formloſere Kreiſe zogen ihn lebhaft an. Die Räume des alten Kaſinos in der Behrenſtraße und die Weinſtube von Lutter und Wegener waren damals die Vereinigungsplätze einer Anzahl junger Genies, welche dort, im Bunde mit den letzten Ueberreſten der tollen Geſellſchaft von Ludwig Devrient und E. T. A. Hoffmann, ein phantaſtiſch wildes Kneipleben führten. Hoffmann war zu jener Zeit ſchon an ſein einſames Krankenlager gebannt, und ſtarb am 24. Juli 1822 nach den qualvollſten Leiden; Devrient aber erſchien nach dem Theater häufig unter der ausgelaſſenen Schar, und trug in trunkenem Muthe eine ſeiner Rollen vor, — einmal ſogar Goethe's Mephiſto, den man ihn im Hoftheater nicht wollte ſpielen laſſen. Zum Mittelpunkt dieſes excentriſchen Kreiſes aber machte ſich Dietrich Chriſtian Grabbe, der um Oſtern 1822 nach Berlin kam, und zunächſt ſein ungeheuerliches Drama, den „Herzog Theodor von Gothland", vollendete. Er ſetzte hier die zügelloſen Orgien ſeines Leipziger Lebens fort, und wurde, wie Ziegler [49]) erzählt, von ſeinen Zechbrüdern als ein wunderbares Phänomen angeſtaunt, wenn er ſich ſeinen Sonderbarkeiten hingab, wenn er etwa, die Hände in den Taſchen ſeiner blauen Hoſen vergraben, gleichgültig die Straße hinunter ſchlenderte, dann und wann wie ein alter Hexenmeiſter zwei- oder dreimal um einen Brunnen herumging, oder ſich ein Büſchel ſeiner borſtigen Haare abſchnitt, und den fürchterlichen Schwur that, er wolle mit dieſen Spießen neun und neunzig Poeten und Literaten erſtechen. Auch Heine wurde, gleich ſo vielen Andern, einmal von der rohen Lebensart Grabbe's mißhandelt, nahm aber, da ihm das diſſolute Weſen Desſelben genugſam bekannt war, keine Notiz von der Beleidigung. Dies wurmte Grabbe ſo tief, daß er ſich noch kurz vor ſeinem Tode darüber beſchwerte. „Aber was ſollte Heine mit Ihnen thun?" fragte der Beſucher, welchem Grabbe dieſen Vorfall erzählte; „ſollte er Sie fordern?" — „Nein, derartig war die Sache nicht." — „Sollte er Sie denn prügeln, oder, da er körperlich der Schwächere war, Sie prügeln laſſen?" — „Nein, Das war Alles unzureichend, er mußte mich morden!" [50])

— Ein zweites hervorragendes Mitglied dieſes kraftgenialiſchen Bundes von Stürmern und Drängern war der frühreife Karl Köchy, welcher ſchon mit neunzehn Jahren als Göttinger Student ein Journal zur Wiederbelebung des Geſchmackes an altdeutſcher Literatur und Kunſt herausgab, das die beiden Grimm, Fouqué, Arnim und Brentano zu Mitarbeitern zählte. Wie Grabbe ging auch Köchy damals mit dem Plane um, nicht allein Bühnenſtücke und Theaterkritiken zu ſchreiben, ſondern praktiſch als Schauſpieler die weltbedeutenden Bretter zu betreten — mit dem Unterſchiede freilich, daſs Grabbe's burleske Figur und polternd unbeholfene Sprache dieſen Gedanken von vornherein als einen lächerlichen Einfall erſcheinen ließ, während Köchy in ſeinen Vorleſungen Shakſpeare'ſcher uud Holberg'ſcher Stücke ein ſo entſchiedenes Talent für dramatiſche Darſtellung offenbarte, daſs ſogar der große Pius Alexander Wolff ihn dringend zum Ergreifen der Theaterlaufbahn ermunterte. In ſeiner ſpäteren Stellung als Dramaturg des Hoftheaters zu Braunſchweig entfaltete Köchy eine verdienſtliche Thätigkeit durch Heranbildung tüchtiger Schauſpielerkräfte und durch Beförderung ſeines edleren Kunſtgeſchmacks auf der Bühne; ſeine lyriſchen Produktionen, welche meiſt in die Zeit ſeines Berliner Aufenthalts fallen, ſind von untergeordnetem Werthe, und auch von ſeinen Luſtſpielen hat ſich keines dauernd auf dem Repertoire erhalten. — Vielverheißend waren die dramatiſchen Anfänge eines dritten Jünglings aus dieſem phantaſtiſchen Kreiſe, des Schleſiers Friedrich von Uechtritz, welcher mit einer Reihe von hiſtoriſch-romantiſchen Dramen debütierte, und durch ſeine 1826 mit Erfolg im Berliner Hoftheater aufgeführte Tragödie „Alexander und Darius" eine geräuſchvolle Fehde zwiſchen den Anhängern Tieck's und den Hegelianern hervorrief. Uechtritz unterſtützte in den dreißiger Jahren das Bemühen ſeines Freundes Immermann, in Düſſeldorf eine deutſche Muſterbühne zu ſchaffen, auf's kräftigſte durch ſeine gediegene Kunſtkritik, und hat ſich in jüngſter Zeit, trotz ſeines vorgerückten Alters, nicht ohne Glück in der Romandichtung verſucht. — Auch Ludwig Robert verkehrte eifrig mit dieſen witzigen Geſellen, von denen noch Ludwig Guſtorf und v. Borch hier genannt ſein mögen, die ſich gleich den Andern in ernſten

und luſtigen Thorheiten überboten. Da, wenn es im zweiten Stockwerk des alten Kaſinos recht toll herging, ſaß Heine zuſammengeklappt im Winkel, ſchwieg, lächelte, ſchlürfte aus dem Punſchglaſe, und ſchärfte die Pfeile ſeiner epigrammatiſchen Lieder; der ungebärdige Grabbe ſprang auf den Tiſch, und hielt eine Rede an Mamſell Franz Horn, an ſeinen Freund, den Pfandjuden Hirſch in der Jägerſtraße, an Herklotz und Gubitz, an den blinden Weinhändler Siſum [51]); da trug Robert mit romantiſcher Blaſiertheit à la Friedrich Schlegel ſeine Anſicht von der Nihilität jeder Anſtrengung vor, die in abstracto die einzig richtige ſei, aber leider durch die tägliche Erfahrung ſo kläglich ad absurdum geführt werde, oder Uechtritz machte die geſcheite Bemerkung, daß Heinrich von Kleiſt bis zum Todtſchießen verkannt worden ſei [52]). Da wurden kleine literariſche Bosheiten ausgeheckt; heute ward für die Juden geſchrieben, morgen wurde ein eitler jüdiſcher Komponiſt im Scherz mit einer ſcharfen Kritik bedroht, und gab im Ernſt einige Louis her, die man in wilder Luſt verjubelte; einmal, in einer katzenjämmerlich trüben Stimmung, fiel es ſogar mehreren Mitgliedern der Geſellſchaft ein, fromm und katholiſch werden zu wollen, und in launigem Uebermuthe ward ein Schreiben an Adam Müller abgefaſſt, der indeſs nicht darauf antwortete. Eine hübſche Brünette bereitete und kredenzte den Punſch, und wurde belohnt mit Gedichten und Küſſen.

Daſs Harry Heine an dieſer liederlich genialen Wirthſchaft und den geſellſchaftlichen Zerſtreuungen der Reſidenz anſcheinend ſo großes Behagen fand, und in der erſten Zeit ſeines Berliner Aufenthalts weder ſeinen juriſtiſchen Studien, noch ſeinen poetiſchen Arbeiten mit Emſigkeit oblag, dürfte beiläufig noch aus einem beſonderen Umſtande zu erklären ſein. Im Sommer 1821 erhielt er die Nachricht, daſs die unvergeſsliche Geliebte, an der ſein Herz unter wechſelnder Hoffnung und Furcht Jahre lang mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit gehangen, ihm jetzt unwiederbringlich verloren ſei. Sie hatte am 15. Auguſt einem reicheren Bewerber, dem Gutsbeſitzer John Friedländer aus Königsberg (ſpäter auf Abſinthheim), ihre Hand gereicht; und zwar, wie Heine — vielleicht mit Unrecht und in entſchuldbarer Eitelkeit — annahm, nur durch das Drängen ihrer

ihm feindlich gesinnten Verwandten zu diesem Schritte bewogen:

Sie haben dir Viel erzählet,
Und haben Viel geklagt;
Doch was meine Seele gequälet
Das haben sie nicht gesagt.

Sie machten ein großes Wesen
Und schüttelten kläglich das Haupt;
Sie nannten mich den Bösen,
Und du hast Alles geglaubt . . .

In der That schmeichelt und martert sich Heine beständig mit dem Gedanken, dass nur seine Abwesenheit den Treubruch der Geliebten verschuldet habe, dass sie selber, gleich ihm, unglücklich und elend durch ihre Falschheit, unbefriedigt in dem neuen Verhältnisse sei:

Und als ich so lange, so lange gesäumt,
In fremden Landen geschwärmt und geträumt:
Da ward meiner Liebsten zu lang die Zeit,
Und sie nähete sich ein Hochzeitkleid,
Und hat mit zärtlichen Armen umschlungen
Als Bräut'gam den dümmsten der dummen Jungen.

Mein Liebchen ist so schön und mild,
Noch schwebt mir vor ihr süßes Bild,
Die Veilchenaugen, die Rosenwänglein,
Die glühen und blühen jahraus, jahrein.
Dass ich von solchem Lieb konnt' weichen,
War der dümmste von meinen dummen Streichen

---

Wie die Wellenschaumgeborene
Strahlt mein Lieb in Schönheitsglanz
Denn sie ist das auserkorene
Bräutchen eines fremden Manns.

Herz, mein Herz, du vielgeduldiges,
Grolle nicht ob dem Verrath;
Trag es, trag es, und entschuldig es,
Was die holde Thörin that.

---

Ich grolle nicht, und wenn das Herz auch bricht,
Ewig verlornes Lieb! ich grolle nicht.
Wie du auch strahlst in Diamantenpracht,
Es fällt kein Strahl in deines Herzens Nacht.

Das weiß ich längst. Ich sah dich ja im Traum
Und sah die Nacht in deines Herzens Raum,
Und sah die Schlang', die dir am Herzen frisst,
Und sah, mein Lieb, wie sehr du elend bist.

---

Ja, du bist elend, und ich grolle nicht; —
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein!
Bis uns der Tod das kranke Herze bricht,
Mein Lieb, wir sollen Beide elend sein.

Wohl seh' ich Spott, der deinen Mund umschwebt,
Und seh' dein Auge blitzen trotziglich,
Und seh' den Stolz, der deinen Busen hebt, —
Und elend bist du doch, elend wie ich.

Unsichtbar zuckt auch Schmerz um deinen Mund,
Verborgne Thräne trübt des Auges Schein,
Der stolze Busen hegt geheime Wund', —
Mein Lieb', wir sollen Beide elend sein.

Finsterer noch ist der, ein Jahr später geschriebene, wehmüthig frivole Traum von dem Wiedersehen der Geliebten (Bd. I., S. 268 ff. [183 ff.], wo der ergreifendste Schmerz unter der Hülle des ätzendsten Spottes hervorbricht:

„Man sagte mir, Sie haben sich vermählt?"
„Ach ja!" sprach sie gleichgültig laut und lachend,
„Hab' einen Stock von Holz, der überzogen

Mit Leder ist, Gemahl sich nennt; doch Holz
Ist Holz!" Und klanglos widrig lachte sie,
Daſs kalte Angst durch meine Seele rann.

— — — — — — — — — — — — — — —

Dann saßen wir beisammen, still und traurig,
Und sahn uns an, und wurden immer traur'ger.
Die Eiche säuselte wie Sterbeseufzer,
Tiefschmerzlich sang die Nachtigall herab.
Doch rothe Lichter drangen durch die Blätter,
Umflimmerten Maria's weißes Antlitz,
Und lockten Gluth aus ihren starren Augen,
Und mit der alten, süßen Stimme sprach sie:
„Wie wusstest du, daſs ich so elend bin?
Ich las es jüngst in deinen wilden Liedern."

Es kann nicht befremden, daſs Harry, bei solcher — gleichviel, ob wahrer, ob aus poetischem Selbstbetrug entsprungener — Auffassung seines äußerlich beendeten, im tiefsten Gemüth aber leidenschaftlich weiter geträumten Liebesromans, sich vor der aufreibenden Gewalt einer verzweiflungsvollen Gefühlsschwelgerei zu retten suchte, indem er kopfüber in die Wogen des geselligen Verkehrs hinabtauchte, um in geistreichem Gespräch oder im Wirbeltanz bunter Vergnügungen sein Leid zu übertäuben. Hatte er doch in Hamburg einst noch wildere Zerstreuungen aufgesucht, als der nagende Schmerz eines verfehlten Berufes ihm die Seele zusammenkrampfte, und er nirgends einen Ausweg aus den Widersprüchen seines unseligen Looses sah! „Mein inneres Leben," schreibt er einem Freunde (Bd. XIX, S. 45) bei gelegentlicher Erwähnung jener Hamburger Episode, „war brütendes Versinken in den düstern, nur von phantastischen Lichtern durchblitzten Schacht der Traumwelt, mein äußeres Leben war toll, wüst, cynisch, abstoßend; mit Einem Worte, ich machte es zum schneidenden Gegensatze meines inneren Lebens, damit mich dieses nicht durch sein Uebergewicht zerstöre." Ein ähnlicher Trieb mochte ihn leiten, wenn er jetzt in Berlin auf den Redouten des Opernhauses die Nacht durchschwärmte, oder in den Weinstuben mit Grabbe, Köchy und ihren wilden Gesellen das romantische Possenspiel eines sich selbst verhöhnenden titanischen Uebermuths aufführte.

Aber tolle Zerſtreuungen und geiſtreiche Witzeleien ſind ein ſchlechtes Heilmittel für ein wundes Gemüth. Das ſollte auch Heine zu bitterſter Qual in ſich erfahren. Wohl mochte er im künſtlich erzeugten Rauſche einer ſtarkgeiſtigen Ironie ſein Herzweh verſpotten, wohl mochte er mit frivoler Zunge ſich brüſten (Bd. XIII., S. 51), daſs „weibliche Untreue nur noch auf ſeine Lachmuſkeln wirken könne“ — die verhöhnte und verleugnete Liebe wollte dennoch nicht ſterben! Wie mit leiſem Gewimmer ächzte ihr Klageton durch den Lärm der zuſammenklirrenden Gläſer und der trunkenen Stimmen des Bacchanals; bei Tage ließ ihr geſpenſtiger Schatten ſich vielleicht gewaltſam verbannen, aber Nachts im ſtillen Kämmerlein erhob ſie ſich aus dem Grabe, und umſchlang ihn mit eiskalten Armen und ſchmiegte ihr marmorblaſſes Antlitz an ſein glühendes Herz. Der Schnee zerſchmolz, die Erde prangte wieder im Frühlingskleid, die Vögel ſangen ihre munteren Weiſen, und golden lachte die Sonne über der neu erſtandenen Welt — aber das Herz des Dichters trug ſchwarze Trauerflöre, es nahm nicht Theil an dem luſtigen Treiben, es hörte immer nur das wehmüthige Lied von Liebe und Verrath und endloſem Verlaſſenſein.

Am leuchtenden Sommermorgen
Geh' ich im Garten herum.
Es flüſtern und ſprechen die Blumen.
Ich aber, ich wandle ſtumm.

Es flüſtern und ſprechen die Blumen
Und ſchaun mitleidig mich an:
„Sei unſerer Schweſter nicht böſe,
Du trauriger, blaſſer Mann!“

---

Die Welt iſt ſo ſchön und der Himmel ſo blau
Und die Lüfte wehen ſo lind und ſo lau,
Und die Blumen winken auf blühender Au',
Und funkeln und glitzern im Morgenthau,
Und die Menſchen jubeln, wohin ich ſchau' —
Und doch möcht' ich im Grabe liegen,
Und mich an ein todtes Liebchen ſchmiegen.

Philiſter in Sonntagsröcklein
Spazieren durch Feld und Flur;
Sie jauchzen, ſie hüpfen wie Böcklein,
Begrüßen die ſchöne Natur.

Betrachten mit blinzelnden Augen,
Wie Alles romantiſch blüht,
Mit langen Ohren ſaugen
Sie ein der Spatzen Lied.

Ich aber verhänge die Fenſter
Des Zimmers mit ſchwarzem Tuch;
Es machen mir meine Geſpenſter
Sogar einen Tagesbeſuch.

Die alte Liebe erſcheinet,
Sie ſtieg aus dem Todtenreich;
Sie ſetzt ſich zu mir und weinet,
Und macht das Herz mir weich.

Dieſe Lieder zeigen uns, daſs Harry, nachdem die erſte Gewalt der Verzweiflung ſich ausgetobt, den beſten und edelſten Troſt für ſein Liebesunglück allmählich dort wieder zu ſuchen begann, wo ihn Dante und Petrarka, wo ihn noch jedes poetiſche Gemüth am ſicherſten gefunden: in den treuen Armen der Muſe. Statt in unmännlicher Schwäche einen wahren Schmerz durch wilde Zerſtreuungen vorübergehend zu betäuben, oder ihn mit erheuchelter Frivolität hinweg zu ſpotten, verſenkte er ſich jetzt mit voller Kraft in die Erinnerungen ſeines jählings zerſtörten Liebestraumes, und befreite ſein Herz von dem unerträglichen Druck wortloſer Beklemmung, indem er all ſein Leid ausſtrömte in melodiſchen Klagen. Und mit der weichen Fluth des Geſanges kehrte ihm das Bewuſſtſein der eigenen Kraft und die ernſtere Auffaſſung des Lebens zurück. Die glänzende Anerkennung, welche ſein poetiſches Talent ungewöhnlich raſch in den gebildetſten und kunſtverſtändigſten Kreiſen der Hauptſtadt fand, trug nicht wenig dazu bei, ſein Selbſtgefühl zu heben, neue Beziehungen, von denen ſpäter die Rede ſein wird, knüpften ſich an, und ſelbſt den Anfangs auch hier wieder vernachläſſigten juriſtiſchen Fachſtudien wandte Harry ein lebhafteres Intereſſe zu, ſeit ihm die Beſchäfti-

gung mit der Hegel'schen Philosophie und die von dem jugendlichen Privatdocenten Eduard Gans in geistvoller Art unternommene philosophische Begründung der Jurisprudenz einen tieferen Einblick in die großen wissenschaftlichen Kämpfe der Zeit eröffnete.

Die wissenschaftliche Bedeutung Berlin's steht in engstem Zusammenhange mit der weltgeschichtlichen Bedeutung des preußischen Staates. Beide sind ungefähr von nämlichem Alter, und haben einander vielfach wechselseitig bedingt und bestimmt. Der erste König von Preußen war zugleich der Gründer der Berliner Akademie der Wissenschaften, die, nach Leibnitzens Plane geschaffen, unter Friedrich dem Großen eifrig die Aufklärung des achtzehnten Jahrhunderts beförderte. Die „Literaturbriefe" und die „Allgemeine deutsche Bibliothek" hatten, neben Lessing, Mendelssohn und Nicolai, zahlreiche Mitarbeiter unter den angesehensten Vertretern der Akademie. Wie sehr auch jene Aufklärung, als sie ihren Zweck erfüllt hatte und ihre Zeit vorüber war, sich in ein seichtes, hochmüthig absprechendes, aller wissenschaftlichen und poetischen Tiefe entbehrendes Verstandesgeschwätz verlor, so zeigte doch die nach dem Tode Friedrich's II. eintretende pietistische Reaktion der Wöllner'schen Periode, dass der Kampf gegen Aberglauben und bigotte Intoleranz, gegen alles Faule und Ungesunde in Kirche, Staat und Literatur, seine Berechtigung noch keineswegs eingebüßt hatte, wenn auch andere Waffen nöthig geworden. — Einen neuen, mächtigen Aufschwung nahm die Berliner Akademie seit dem Regierungsantritte Friedrich Wilhelm's III. An die Stelle der oberflächlichen, aus Frankreich herübergekommenen Raisonnements des „gesunden Menschenverstandes" trat allmählich das Verlangen nach positiven, gründlichen Kenntnissen, und die exakten Wissenschaften fanden eine ernstliche Pflege. Die Vermittlung zwischen den extremen Richtungen eines unphilosophischen Materialismus und einer überschwänglichen Mystik übernahm zunächst die romantische Schule, welche in Berlin hauptsächlich durch Schleiermacher vertreten war. Schleiermacher wandte sich gleich sehr gegen den religiösen Indifferentismus, welcher als Bodensatz der schal gewordenen Aufklärung zurückgeblieben, wie gegen den starren Wortdienst der orthodoxen Dogma-

tiker. Er ſuchte mit Glück die mehr hinweg geſpottete, als innerlich überwundene Religion in die Kreiſe der Gebildeten zurück zu führen, indem er dem Glauben — widerſpruchsvoller Weiſe, aber mit geiſtreich blendender Dialektik — eine wiſſenſchaftliche Grundlage zu geben bemüht war. Ueber eine ſchwankende Halbheit, die der letzten Entſcheidung durch eine Flucht in pantheiſtiſch-myſtiſche Gefühlsregionen aus dem Wege ging, kam er bei dieſem romantiſchen Beſtreben allerdings nicht hinaus; dennoch gewann er durch den Feuereifer ſeiner Beredſamkeit großen Einfluſs auf die Reform der Theologie, die er aus den Feſſeln eines geiſtloſen Buchſtabengezänkes erlöſen half. In der Zeit von Deutſchlands tiefſter Erniedrigung wirkte er neben Fichte mit unermüdlicher Kraft für die Aufrichtung des gebeugten patriotiſchen Sinnes, und in den traurigen Reſtaurationsjahren nach dem Befreiungskriege erwies er ſich als männlicher Vertheidiger der Rechte der Wiſſenſchaft gegen die Uebergriffe einer reaktionären Politik. Obſchon ein aufrichtiger Beförderer der vom Könige ins Werk geſetzten evangeliſchen Union, gehörte er z. B. doch zu den lebhafteſten Gegnern der gewaltſam eingeführten neuen Agende, wider die er in einer beſonderen, das Verhältnis von Kirche und Staat erörternden Broſchüre, und ſelbſt von der Kanzel herab, furchtlos polemiſierte. „Ich habe unlängſt einer ſeiner Predigten beigewohnt," ſchrieb Heine 1822 in den Briefen aus Berlin (Bd. XIII., S. 74), „wo er mit der Kraft eines Luther's ſprach, und wo es nicht an verblümten Ausfällen gegen die neue Liturgie fehlte. Ich muſs geſtehen, keine ſonderlich gottſeligen Gefühle werden durch ſeine Predigten in mir erregt; aber ich finde mich im beſſern Sinne dadurch erbaut, erkräftigt und wie durch Stachelworte aufgegeißelt vom weichen Flaumenbette des ſchlaffen Indifferentismus. Dieſer Mann braucht nur das ſchwarze Kirchengewand abzuwerfen, und er ſteht da als ein Prieſter der Wahrheit."

Eine erhöhte wiſſenſchaftliche Bedeutung gewann Berlin nach dem Tilſiter Frieden, durch welchen Halle, die ſeither wichtigſte Univerſität des preußiſchen Staates, in franzöſiſchen Händen verblieb und dem Königreiche Weſtfalen zugetheilt wurde. Auf Anregung von Schmalz, Fichte, Friedrich Auguſt Wolf und

Schleiermacher, und nach dem großartigen Plane Wilhelm von Humboldt's, ſtiftete Friedrich Wilhelm III. zum Erſatz für die verloren gegangene Hochſchule eine neue allgemeine Univerſität, die mit der neben ihr fortbeſtehenden Akademie der Wiſſenſchaften in Verbindung gebracht und am 15. Oktober 1810 eröffnet ward. Die Gründung der Berliner Univerſität war nicht bloß eine wiſſenſchaftliche, ſondern zugleich eine politiſche That. Die Wiſſenſchaft ſollte, durch die impoſanteſten Lehrkräfte vertreten, Staat und Volk von innen heraus regeneriren, ſie ſollte den Sinn für geiſtige Freiheit und echte Vaterlandsliebe in den Herzen der Jugend erwecken, damit die Jugend wiederum das Vaterland befreie. Es iſt bekannt, wie glänzend die junge Univerſität den hohen Erwartungen, die man von ihr hegte, entſprach. Fichte's grollende „Reden an die deutſche Nation" und Schleiermacher's herzwarme Vorträge entflammten mit zündender Gewalt die patriotiſche Begeiſterung, und überwanden ſiegreich alle Hinderniſſe, die ſich ihrem idealen Beſtreben entgegen ſtellten. Und wahrlich, es war keine leichte Aufgabe, in der damaligen akademiſchen Jugend an Stelle der alten landsmannſchaftlichen Roheit ein ernſtes und edles Gemeingefühl für die Noth des Vaterlandes zu erwecken. Zu der durch alle Volksſchichten verbreiteten Entmuthigung und Niedergeſchlagenheit geſellte ſich durch die Aufhebung der Frankfurter Univerſität noch eine beſondere Schwierigkeit. In Frankfurt an der Oder hatte nämlich ſeit langer Zeit unter den dortigen Studenten ein durch Raufluſt, Liederlichkeit und ſittliche Verwahrloſung berüchtigter Ton geherrſcht. Faſt die ganze Frankfurter Studentenwelt ſtrömte jetzt nach Berlin, und gedachte dort das alte wüſte Treiben von Neuem zu beginnen. Die Landsmannſchaften thaten ſich alsbald wieder auf, und der Schlägereien und Duellprovokationen war kein Ende. Fichte und Schleiermacher ließen es ſich daher zunächſt angelegen ſein, der Eine mit eiſerner Strenge, der Andere mit ſanft überredender Freundlichkeit, dieſen Unfug zu bekämpfen und an der Reform des ſtudentiſchen Geiſtes zu arbeiten. Fichte ſprach offen die Nothwendigkeit aus, „die vereinzelnden und in jeder Beziehung ſchädlichen Landsmannſchaften zu vertilgen, dagegen unter den Studierenden den Gedanken allgemeinerer Vereine anzuregen,

deren bindende Kraft in den gemeinsamen Studien und ihrer gegenseitigen Förderung durch freiesten Geistesverkehr, sowie in dem Bewusstsein des Einen Vaterlandes liegen sollte." Im Wesentlichen also fasste er ein ähnliches Ziel ins Auge und empfahl zu dessen Erreichung ähnliche Mittel, wie die nachmalige Burschenschaft. In derselben Richtung wirkte Schleiermacher, der namentlich zur Vermeidung der Duelle auf die Einsetzung studentischer Ehrengerichte drang, und nicht müde ward, von Kanzel und Katheder herab, wie im geselligen Verkehr, den staatsbürgerlichen Gemeinsinn zu wecken, das heilige Feuer der Vaterlandsliebe zu schüren. Die Wissenschaft hörte auf, eine in der Stubenluft verkümmernde, der Wirklichkeit entfremdete Abstraktion zu sein, sie drang befruchtend ins Leben, und erwies sich als eine thatenzeugende, weltumgestaltende Macht. Alle Fakultäten der neu errichteten Universität hatten gefeierte Namen und ungewöhnlich regsame Lehrkräfte aufzuweisen, die einen edlen Wetteifer entfalteten, und großentheils eine bewundernswerthe Vielseitigkeit des Wissens, eine universelle Bildung an den Tag legten, die zu der einseitigen Fachgelehrsamkeit ihrer Kollegen auf den übrigen deutschen Universitäten in erfreulichstem Gegensatze stand. Friedrich August Wolf, als Philolog ein Stern ersten Ranges, verhöhnte in seinen Kollegien mit schneidendem Sarkasmus die gelehrte Haarspalterei, welche anderwärts Mode war, und zog es vor, statt dessen in seinen Zuhörern den echten wissenschaftlichen Geist, die Anregung zu selbständigem Forschen und Denken zu nähren. Niebuhr's Vorlesungen über römische Geschichte bezeichnen den Anfang einer neuen Periode der historischen Kritik, und als Mitglied des „Tugendbundes" unterstützte der sonst den Interessen der Gegenwart ziemlich verschlossene Mann kräftig die Bestrebungen zur Abschüttelung des französischen Joches. Unter den übrigen Mitgliedern der Akademie, welche an der jungen Universität Vorträge hielten, sind noch der Astronom Bode und die verdienstlichen Philologen Spalding und Buttmann zu erwähnen. — Die theologische Fakultät bildeten Anfangs nur Schleiermacher, Marheineke und de Wette, — wenige, aber desto gewichtvollere Namen. Letzterer wurde bekanntlich seines Amtes bald wieder entsetzt, weil er nach der Hinrichtung Sand's ein

Trostschreiben an Dessen Mutter gerichtet hatte, in welchem er die That ihres Sohnes zu entschuldigen suchte, und der pietistische Tholuck trat an seine Stelle. Auch Neander lehrte schon seit 1812 an der Berliner Hochschule. — Die juristische Fakultät zählte im Eröffnungsjahre gleichfalls nur drei Mitglieder: Savigny, Biener und Theodor Schmalz, von welchen der Letztgenannte sich in fast sämmtlichen Fächern der Rechtswissenschaft umgethan hatte, und mit eitler Vielgeschäftigkeit zugleich Naturrecht, juristische Encyklopädie, Völkerrecht, gemeines Recht, preußisches Landrecht, kanonisches Recht, Handelsrecht, Staatsökonomie und Politik las. Ihn überragte an Geist und Gründlichkeit bei Weitem der edle Savigny, welcher lange Zeit hindurch für den ersten Kenner der römischen Rechtsalterthümer galt, und als Hauptvertreter der sogenannten historischen Schule ein weitverbreitetes Ansehen genoss. Biener war ein geachteter Kriminalist. Die Anfangs vorhandenen Lücken der juristischen Fakultät wurden in den nächstfolgenden Jahren durch Karl Friedrich Eichhorn und Johann Friedrich Ludwig Göschen ausgefüllt, welche Beide jedoch später einem Rufe nach Göttingen folgten. Am vollzähligsten war von jeher die medicinische Fakultät besetzt; Namen wie Hufeland, Horkel, Reil bürgten dafür, daß hier der Wissenschaft eine Stätte würdigster Entfaltung bereitet sei; und auch in den jüngeren Kräften, wie Karl Asmund Rudolphi und Karl Ferdinand von Gräfe, hatte man eine ebenso glückliche Wahl getroffen, wie nachmals in dem trefflichen J. F. K. Hecker, dessen „Literarische Annalen der gesammten Heilkunde" einen bedeutenden Einfluss auf den Entwicklungsgang der medicinischen Literatur ausüben sollten. Auf naturwissenschaftlichem Gebiete begegnen wir dem verdienten Physiker Paul Erman, dessen Untersuchungen über Elektricität und Magnetismus ihrer Zeit großes Aufsehen erregten, und den Chemikern Klaproth und Hermbstädt, welchen sich bald nachher der glanzvolle Name Mitscherlich's zugesellte. Albrecht Thaer, der Begründer der rationellen Landwirthschaft in Deutschland, und der freisinnige Archäolog Aloys Hirt, welcher den erheblichsten Antheil an der Errichtung des Berliner Museums hatte, bekleideten bei Eröffnung der Hochschule gleichfalls Professuren in der philosophischen Fakultät; ebenso der geniale Alter-

thumsforſcher Auguſt Böckh, welcher der klaſſiſchen Philologie einen neuen Aufſchwung ertheilte, und länger als ein halbes Jahrhundert in jugendlicher Geiſtesfriſche der Welt das Beiſpiel einer ſeltenen Vereinigung echt wiſſenſchaftlichen Strebens mit einer faſt allſeitigen Bildung und einer unerſchütterlich treuen patriotiſchen Geſinnung gab.

Vor Allem aber zeugt der hervorragende Einfluſs, den man Fichte bei Gründung der neuen Univerſität einräumte, von der ernſten Abſicht der preußiſchen Regierung, ein Inſtitut ins Leben zu rufen, das des „Staates der Intelligenz" würdig ſei. Hatte doch Friedrich Wilhelm III. ſchon 1799, als der wegen ſeines angeblichen Atheismus aus Jena entlaſſene Fichte nach Berlin kam, ganz im Sinne ſeines großen Ahnen erklärt: „Iſt Fichte ein ſo ruhiger Bürger, wie aus Allem hervorgeht, und ſo entfernt von gefährlichen Verbindungen, ſo kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig geſtattet werden. Iſt es wahr, daſs er mit dem lieben Gotte in Feindſeligkeiten begriffen iſt, ſo mag Dies der liebe Gott mit ihm abmachen; mir thut Das Nichts." Fichte trug den Dank für den Schutz und die Anerkennung, welche ihm in Berlin zu Theil geworden, jetzt in reichſtem Maße ab, indem er durch ſeine willensſtarke Philoſophie und ſeine ſtürmiſche Beredſamkeit die Geiſter für den großen Befreiungskampf ſtählte und ſie mit idealem Todesmuth erfüllte. Er rechtfertigte vollkommen das Vertrauen, welches der König und ſeine Räthe in ihn geſetzt, er lieferte durch die That den Beweis, daſs die Philoſophie nicht, wie ihre hochmüthigen Verächter behauptet, eine müßige Träumerei, ſondern eine weltbewegende, ſtaatenverjüngende Kraft ſei. Fichte ſtarb leider ſchon im Januar 1814, — zu früh, um den vollſtändigen Zuſammenbruch der napoleoniſchen Herrſchaft zu erleben, aber freilich rechtzeitig genug, um nicht Zeuge der ſchmachvollen Weiſe zu ſein, wie das deutſche Volk um die Frucht ſeines glorreichen Kampfes, um die verheißene Freiheit im Innern, betrogen ward. Kaum war die äußere Unabhängigkeit glücklich erſtritten, als auch ſchon die politiſche Reaktion frech und ſchamlos ihr Haupt erhob. Noch im Todesjahr Fichte's trat der Wiener Kongreſs zuſammen, und die Volkskraft, welche man eben erſt, im Augenblicke der

Noth, zur Rettung von Thron und Vaterland feſſellos entbunden, ward, als ſie in herrlicher Begeiſterung ihr Werk vollbracht hatte, zum Dank an die eiſerne Kette der Beſchlüſſe und Zwangsmaßregeln des deutſchen Bundes geſchmiedet. — Auch die Berliner Univerſität ſollte nicht unberührt bleiben von dem ſchleichenden Gifte politiſcher Verderbnis, das ſo raſch wieder die ſchönen Hoffnungen einer großen Zeit zerfraß. Schon 1815, als kaum noch der Donner der Kanonen von Waterloo und der Befreiungsjubel in allen deutſchen Gauen verhallt war, kroch unter unſcheinbarem Titel eine winzige Broſchüre [53]) heran, die mit gehäſſigſter Inſinuation das Mißtrauen der Regierung gegen den Geiſt zu erregen ſuchte, aus welchem die Städteordnung, die Gewerbefreiheit, die neue Militärverfaſſung und die Freiheitskriege ſelber hervorgegangen, und deren Verfaſſer Geheimrath Schmalz, der erſte Rektor der Berliner Univerſität, war. Allerdings wurde die nichtswürdige Denunciation, welche vorzugsweiſe die Gelehrten, die Schriftſteller und Univerſitätslehrer verdächtigte, von Nieluhr mit unſicherer Beſtürzung, von Schleiermacher mit den Geißelhieben ſchärfſter Entrüſtung zurückgewieſen; aber der Lärm, den Schmalz geſchlagen, hatte die ariſtokratiſche Partei ermuthigt, und von den Univerſitätsprofeſſoren ſchloſs Savigny, der unſerer Zeit bereits während des Krieges jeden Beruf zur Geſetzgebung abgeſprochen, ſich nunmehr offen den Feinden des Fortſchritts an. Er wurde 1817 in den Staatsrath berufen; noch ein Menſchenalter ſpäter fand ihn die Märzrevolution von 1848 auf dem Poſten des Juſtizminiſters, und warf ihn, der die lebendige Gegenwart ſo gern an den Leichnam einer längſt abgeſtorbenen Vergangenheit gekettet, endlich ſelbſt zu den Todten.

Die Stelle Fichte's wurde nicht ſofort wieder beſetzt, und die Philoſophie, welche an ihm einen ſo glänzenden Vertreter gefunden, gerieth in Gefahr, unter der Pflege kraftloſerer Hände zu verkümmern. Wenn Fichte eine Zeitlang von den Romantikern mit einem Scheine von Recht zu den Ihrigen gezählt worden war, hatte er ſich doch ſtets von ihren politiſchen Verirrungen fern gehalten, und in ſeinem „Bedenken über einen ihm vorgelegten Plan zu Studentenvereinen“ hatte er ausdrücklich vor der unheilvollen Verwechſelung zwiſchen „mittelalteriſch“ und

„deutsch“ gewarnt. Solger dagegen, dem nach Fichte's Tode zunächst die Aufgabe zufiel, das Palladium der Philosophie zu hüten, theilte in vollstem Maße den Mangel der Romantiker an jeder gesunden politischen Einsicht. Die Zahl seiner Zuhörer verminderte sich fortan, statt sich zu vermehren, und seine ästhetischen Schriften, die ihm ein ruhmvolles Andenken sichern, wurden zum Theil erst von Andern aus seinem Nachlasse herausgegeben. Da war es denn ein Glück, dass Schleiermacher sich mit regem Eifer der vernachlässigten Philosophie annahm, und das logische und dialektische Interesse einigermaßen wach erhielt, wenn auch ein romantischer Hang und theologische Nebel ihm manchmal den freien Blick verdüsterten. In politischer Hinsicht blieb er den großen Principien Stein's und Hardenberg's treu, für deren Weiterentwickelung er festen Muthes gegen das reaktionäre stockpreußische Junkerthum kämpfte, das nur zu bald wieder die Zügel der Regierung an sich riss.

Eine neue Wendung in der Geschichte der Berliner Universität trat mit dem Jahre 1818 ein, nachdem das vom Ministerium des Innern abgetrennte Departement des Kultus und des öffentlichen Unterrichts dem Freiherrn von Altenstein, dem letzten großen Staatsmann aus Hardenberg's Schule, übertragen worden war. Diesem trefflichen Manne verdankt der preußische Staat jene musterhafte Einrichtung des Volksschulwesens, welche so bewundernswürdig schnell den Segen einer guten Schulbildung durch alle Schichten der Bevölkerung ergoss, und durch Förderung der Intelligenz am sichersten den geistigen und materiellen Wohlstand, die Erwerbsfähigkeit und die politische Reife, die Kraft und die Größe der Nation entwickeln half. Auch den höheren Lehranstalten, den Gymnasien und Universitäten, schenkte Altenstein eine fortdauernde Aufmerksamkeit. Er entwarf den Plan zur Errichtung der Bonner Universität, und suchte für alle Fakultäten tüchtige Kräfte zu gewinnen; er ließ es auch sofort seine angelegentliche Sorge sein, Fichte's seit vier Jahren erledigten Lehrstuhl in würdiger Art wieder zu besetzen. Die Berufung Hegel's nach Berlin, welche ihm zu verdanken ist, sichert seinem Namen unsterbliche Ehre; denn an die Hegel'sche Philosophie, an ihre Ausbreitung, Entwickelung und Bekämpfung knüpft sich fortan für

mehre Decennien die Geſchichte der modernen Wiſſenſchaft. Es iſt bekannt, wie raſch die Hegel'ſche Dialektik und ihre ſchwerverſtändliche, aber tiefſinnige Terminologie in alle Kreiſe des wiſſenſchaftlichen, ſtaatlichen und geſellſchaftlichen Lebens drang. Schon im Anfang der zwanziger Jahre gab es in Berlin eine förmliche Hegel'ſche Schule. Auf theologiſchem Felde war Marheineke der Erſte, welcher die Dogmatik auf Hegel'ſche Kategorien abzog, und zahlreiche Nachfolger auf den übrigen deutſchen Univerſitäten fand. Seit 1821 begann v. Henning Repetitorien über Hegel's Vorleſungen zu halten und dadurch zur Verbreitung der neuen Lehre nicht unweſentlich beizutragen. Ungefähr gleichzeitig eignete ſich Eduard Gans die rechtsphiloſophiſchen Principien des Meiſters an, die er mit genialer Gewandtheit weiter ausbildete. Durch Begründung der Rechtswiſſenſchaft auf philoſophiſchem Fundamente trat er in ſchroffen Gegenſatz zu der hiſtoriſchen Schule, gegen die er bereits 1820 in den „Scholien zum Gajus" einen erſten kecken Angriff gerichtet. Einen durch poſitive und lebendige Geſchichtsauffaſſung ausgezeichneten Verſuch zur Leiſtung Deſſen, was er als die wahrhaft hiſtoriſche Aufgabe betrachtete, unternahm Gans bald darauf mit ſeinem leider unvollendet gebliebenen „Erbrecht in welthiſtoriſcher Entwicklung", von welchem der das moſaiſch-talmudiſche Erbrecht behandelnde Theil zuerſt im dritten Hefte der „Zeitſchrift für Kultur und Wiſſenſchaft des Judenthumes" erſchien. In ſeiner Vorrede zu der von ihm nach des Meiſters Tode beſorgten Ausgabe der Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie ſchrieb er die denkwürdigen Worte: „Vielleicht wird das Syſtem nach vielen Jahren in die Vorſtellung und das allgemeinere Bewuſſtſein übergehen; ſeine unterſcheidende Kunſtſprache wird ſich verlieren, und ſeine Tiefen werden ein Gemeingut werden. Dann iſt ſeine Zeit philoſophiſch um, und es gehört der Geſchichte an. Eine neue, aus denſelben Grundprincipien hervorgehende, fortſchreitende Entwicklung der Philoſophie thut ſich hervor, eine andere Auffaſſung der auch veränderten Wirklichkeit." Dieſe neue, fortſchreitende Entwicklung half Eduard Gans wacker mit vorbereiten. Der weitaus Liberalſte unter den Althegelianern, erkannte er die ſeit Ende der zwanziger Jahre allmählich ſich regende politiſche

Opposition nicht allein theoretisch an, sondern suchte dieselbe durch seine rastlose akademische und publicistische Wirksamkeit auch praktisch zu beleben. Auf seine Beziehungen zu Heine und zur Reform des Judenthums kommen wir in der Folge zurück. Hier sei nur noch erwähnt, daſs Gans in seinen Vorlesungen über preußisches Recht, ähnlich wie Jener in seinen politischen Schriften, dem freieren Geiste der französischen Staatsverfassung und der auf die Justizpflege bezüglichen napoleonischen Einrichtungen gerecht ward, und hiedurch erheblich dazu beitrug, den aus den Freiheitskriegen herstammenden, von den Deutschthümlern und Aristokraten geschürten Haſs gegen Alles, auch das Vernünftigste, was fränkischen Ursprungs war, zu besiegen.

Es unterliegt keinem Zweifel, daſs die dialektische Schärfe, welche uns in der stilistischen Form der Heine'schen Schriften von jetzt ab entgegenspringt, hauptsächlich den Einflüssen der Hegel'schen Schule zu verdanken ist. Wir haben allen Grund, das ehrliche Geständnis unseres Dichters, daſs er niemals allzu tief in das Verständnis des Hegel'schen Systems eingedrungen, für wahr anzunehmen; aber der erhebende Gedanke, daſs Alles, was ist, vernünftig, daſs Sein und Wissen identisch, daſs die ideale Welt nichts Anderes als die reale sei, daſs der menschliche Geist sich nach bestimmten Gesetzen mit innerer Naturnothwendigkeit organisch entfalte, und sein höchstes Ziel das Zu-sich-selbst-kommen sei, — dieser befreiende Gedanke, welcher das Absolute nicht als ein Jenseitiges, sondern als das Wirkliche auffaſst, und die Selbsterkenntnis des Geistes, der sich finden und Gegenstand seiner eigenen Thätigkeit werden soll, als den Zweck aller Geschichte hinstellt, musste allmählich in weitesten Kreisen das hie und da wieder aufgetauchte Vorurtheil zerstören, als ob die Philosophie nur eine Beschäftigung mit müßigen Abstraktionen sei. Die Idee wurde zum Inhalt der Geschichte, die Gegenwart zur logisch herangereiften Frucht auf dem Baume der Vergangenheit und zum Saatkeime der Zukunft, die sich in ihren Hauptmomenten vorschauend aus dem Gedankenkerne der Jetztzeit bestimmen ließ, und dabei fehlte es der anscheinend kalten, fast sophistischen Entwicklungsmethode Hegel's nicht an dem Reiz einer tiefsinnig symbolischen Form, welche das Spiel und Gegenspiel der Begriffe

mit dramatiſch bewegter Lebendigkeit ſich zu einem Mythus von der Menſchwerdung Gottes in der Geſchichte emporgipfeln läſſt.

Heine hat ſich ſelten, und erſt in ſpäteren Jahren über ſein Verhältnis zur Hegel'ſchen Philoſophie ausgeſprochen, — hauptſächlich erſt in den „Geſtändniſſen", als ſeine philoſophiſchen Anſichten ſchon eine bedenkliche Umwandlung erlitten hatten, und auch dort in ſehr flüchtiger, mehr ſcherzender als ernſthafter Weiſe. Nichtsdeſtoweniger beſtätigen die halb ſpöttiſchen Worte, mit welchen er ſich über jene Beziehungen äußert, deren große Bedeutſamkeit. Er ſagt (Bd. XIV., S. 280 ff.) — und die humoriſtiſchen Ausfälle auf die Hegel'ſche Lehre in den Briefen an Moſer [54]) ſtimmen mit dieſer Angabe überein: — „Ich empfand überhaupt nie eine allzu große Begeiſterung für dieſe Philoſophie, und von Ueberzeugung konnte in Bezug auf dieſelbe gar nicht die Rede ſein. Ich war nie ein abſtrakter Denker, und ich nahm die Syntheſe der Hegel'ſchen Doktrin ungeprüft an, da ihre Folgerungen meiner Eitelkeit ſchmeichelten. Ich war jung und ſtolz, und es that meinem Hochmuth wohl, als ich von Hegel erfuhr, daſs nicht, wie meine Großmutter meinte, der liebe Gott, der im Himmel reſidiert, ſondern ich ſelbſt hier auf Erden der liebe Gott ſei. Dieſer thörichte Stolz übte keineswegs einen verderblichen Einfluſs auf meine Gefühle, die er vielmehr bis zum Heroismus ſteigerte; und ich machte damals einen ſolchen Aufwand von Großmuth und Selbſtaufopferung, daſs ich dadurch die brillanteſten Hochthaten jener guten Spießbürger der Tugend, die nur aus Pflichtgefühl handelten und nur den Geſetzen der Moral gehorchten, gewiſs außerordentlich verdunkelte. War ich doch ſelber jetzt das lebende Geſetz der Moral und der Quell alles Rechtes und aller Befugnis. Ich war ganz Liebe und war ganz frei von Haſs." Ferdinand Laſſalle theilt [55]) eine andere charakteriſtiſche Aeußerung über dieſen Gegenſtand mit, welche er im Frühjahr 1846 aus dem Munde des Dichters vernahm: Heine geſtand ein, Wenig von der Hegel'ſchen Philoſophie begriffen zu haben; dennoch ſei er immer überzeugt geweſen, daſs dieſe Lehre den wahren geiſtigen Kulminationspunkt der Zeit bilde, und Das ſei ſo zugegangen. Eines Abends ſpät habe er, wie häufig als er in Berlin ſtudierte, Hegel beſucht. Er ſei, da

er Dieſen noch mit einer Arbeit beſchäftigt gefunden, an das offene Fenſter getreten, und habe lange hinausgeſchaut in die warme, ſternenhelle Nacht. Eine romantiſche Stimmung habe ihn, wie oft in ſeiner Jugend, ergriffen, und er habe, zuerſt innerlich, dann unwillkürlich laut, zu phantaſieren begonnen über den Sternenhimmel, über die göttliche Liebe und Allmacht, die darin ergoſſen ſei, u. ſ. w. Plötzlich habe ſich ihm, der ganz vergeſſen gehabt, wo er ſich befinde, eine Hand auf die Schulter gelegt, und er habe gleichzeitig die Worte gehört: „Die Sterne ſind's nicht, doch was der Menſch hineinlegt, Das eben iſt's!" Er habe ſich umgedreht, und Hegel ſei vor ihm geſtanden. Seit jenem Augenblick habe er gewuſſt, daſs in dieſem Manne, ſo undurchdringlich Deſſen Lehre für ihn ſei, der Puls des Jahrhunderts zittere. Nie habe er den Eindruck der Scene verloren, und ſo oft er an Hegel denke, trete ihm dieſelbe ſtets in die Erinnerung. Heine kommt acht Jahre ſpäter in den „Geſtändniſſen" (Bd. XIV., S. 278) auf dies Erlebnis zurück. Er bemerkt, daſs Hegel es geliebt hätte, ſich in barocken, ſtoßweis und mit klangloſer Stimme hervorgeſeufzten Ausdrücken zu ergehen, welche den zwei und zwanzigjährigen Studenten oftmals frappierten, und von welchen viele in ſeinem Gedächtniſſe haften blieben. So auch bei dieſer Gelegenheit: „Ich hatte eben gut gegeſſen und Kaffe getrunken, und ich ſprach mit Schwärmerei von den Sternen und nannte ſie den Aufenthalt der Seligen. Der Meiſter aber brümmelte vor ſich hin: „Die Sterne, hum! hum! die Sterne ſind nur ein leuchtender Ausſatz am Himmel!" Um Gotteswillen, rief ich, es giebt alſo droben kein glückliches Lokal, um dort die Tugend nach dem Tode zu belohnen? Jener aber, indem er mich mit ſeinen bleichen Augen ſtier anſah, ſagte ſchneidend: „Sie wollen alſo noch ein Trinkgeld dafür haben, daſs Sie Ihre kranke Mutter gepflegt und Ihren Herrn Bruder nicht vergiftet haben?" Bei dieſen Worten ſah er ſich ängſtlich um, doch ſchien er gleich wieder beruhigt, als er bemerkte, daſs nur der alberne Heinrich Beer herangetreten war, um ihn zu einer Partie Whiſt einzuladen." Charakteriſtiſcher noch klingt eine andere Aeußerung Heine's in dem Fragment der „Briefe über Deutſchland" (Bd. XXII., S. 325): „Hegel

liebte mich sehr, denn er war sicher, daſs ich ihn nicht verrieth; ich hielt ihn damals sogar für servil. Als ich einst unmuthig war über das Wort: ‚Alles, was ist, ist vernünftig‘, lächelte er sonderbar und bemerkte: ‚Es könnte auch heißen: Alles, was vernünftig ist, muſs sein.‘ Später erst verstand ich solche Redensarten. So verstand ich auch erst spät, warum er in der Philosophie der Geschichte behauptet hatte: das Christenthum sei schon deſshalb ein Fortschritt, weil es einen Gott lehre, der gestorben, während die heidnischen Götter von keinem Tode Etwas wuſsten. Welch ein Fortschritt ist es also, wenn der Gott gar nicht existiert hat!“

Ohne diesen bezeichnenden Anekdoten allzu viel Gewicht beizumessen, möchten wir doch hier schon das Eine hervorheben, daſs, wie spaßhaft Heine sich auch in seinen Briefen an Moser und in seinen auf dem Sterbelager geschriebenen „Geständniſsen“ gegen die Konsequenzen der Hegel'schen Lehre verwahrt, und bei Leibe keine „Idee“ sein will, und sich über die zu Ideen gewordenen Menschen lustig macht, dennoch seine ganze schriftstellerische Thätigkeit dem Dienste jener Ideen gewidmet war, die auf den Thron zu heben heute noch, wie zu Hegels Zeit, die Aufgabe des Jahrhunderts ist. In dem groſsen Befreiungskampfe der Menschheit, welcher dem zu sich selbst kommenden Geiste endlich den Sieg verschaffen soll, sind Hegel und Heine zwei hervorragende Bannerträger, welche freilich auf sehr verschiedenen Wegen der Fortschrittsarmee voraus wandeln, aber sie demselben Ziele entgegen führen.

Es erhellt aus obigen Schilderungen, in wie bedeutungsvollem Gegensatze das wissenschaftliche Leben Berlin's zu dem hohlen und dünkelhaften Treiben der Göttinger Universitätspagoden stand. Dort eine abgelebt unfruchtbare, von alten Ruhmeserinnerungen aufgeblähte Buchgelehrsamkeit, ein todter Notizen- und Citatenkram, ein pedantisch steifes Gezänk um das Tüttelchen auf dem i, um die Interpretation des Baumbeschneidungs-Interdikts oder den dunklen Ausspruch irgend eines verschollenen Juristen, Nichts als Moderdunst und Aschenstaub der Vergangenheit — hier ein ernsthaft kühnes Hinabtauchen in die Abgründe des Denkens, eine Beseelung der Geschichte, der Theologie,

der Rechtslehre und Sprachwiſſenſchaft mit fruchtbringenden Ideen, ein Befreiungskampf des Geiſtes gegen die freche Ueberhebung der Autorität, der ſich vorerſt noch auf das wiſſenſchaftliche Gebiet beſchränkte, aber von dort aus bald mit ſiegreicher Eroberungsmacht auf das politiſche Feld hinüber drang.

Mit Anſpielung auf die philoſophiſchen Kollegien, welche er einſt bei dem Rektor Schallmeyer gehört, bemerkt Heine in einer brieflichen Erwähnung ſeines früheren Hamburger Aufenthalts (Bd. XIX., S. 45): „Es war ein großes Glück für mich, daſs ich juſt aus dem Philoſophie-Auditorium kam, als ich in den Cirkus des Welttreibens trat, mein eignes Leben philoſophiſch konſtruieren konnte und objektiv anſchauen, wenn mir auch jene höhere Ruhe und Beſonnenheit fehlte, die zur klaren Anſchauung eines großen Lebensſchauplatzes nöthig iſt.“ Ein eben ſolches Glück war es, daſs ihn jetzt, wo der ſubjektivſte Liebesſchmerz ſein Gemüth belaſtete, die Hegel'ſche Philoſophie in die Schule nahm, und ſeinen Blick in das erhabene Reich ihrer objektiven Weltbetrachtung hinüber zog. Wohl ſträubte ſich Anfangs der heißblütige Jüngling gegen die kalte, ſtreng ſchematiſierende Form der neuen Lehre, wie das Kind ängſtlich zurückſchaudert vor der erfriſchenden Kühle des Bades; wohl ſpottet er (Bd. XV., S. 241 [164] über den deutſchen Profeſſor, der das fragmentariſche Leben ſo hübſch ſyſtematiſch zuſammenſetze, und mit ſeinen Nachtmützen und Schlafrockfetzen die Lücken des Weltenbaus ſtopfe — aber bald plätſchert er mit Behagen in dem kühlen Elemente, und ſtudiert Schelling und Hegel, und verkehrt eifrigſt mit Gans und Moſer und andern geiſtvollen Satelliten des Herrſchers im Gedankenreiche, die von einer Regeneration des Judenthums auf modern philoſophiſcher Grundlage träumten. — Auch ſonſt noch bot ihm der fleißige Beſuch der akademiſchen Vorleſungen vielfache geiſtige Anregung. Das Studium der altdeutſchen Literatur wurde in lebendiger Weiſe durch von der Hagen befördert, welcher 1821 von Breslau dauernd an die Berliner Univerſität zurück berufen ward. Einige Monate ſpäter eröffnete Franz Bopp ſeine anziehenden Vorträge über Sanskrit und vergleichende Sprachwiſſenſchaft, und wuſſte ſeine Zuhörer ſo mächtig zu feſſeln, daſs auch Heine, deſſen Intereſſe

für indiſche Sprache und Literatur ſchon in Bonn durch Schlegel geweckt worden war, ſich jetzt ernſtlich mit den orientaliſchen Geiſteswerken vertraut machte. Daneben erfriſchte er ſich in Wolf's Kollegien an der reinen Schönheit, die uns aus den Dichtungen der Griechen entgegenhaucht, und die der alte Wolf mit klaſſiſchem Ausdruck sempiterna solatia generis humani nannte. Aber auch die Jurisprudenz, welcher Heine in Bonn und Göttingen ſo wenig Geſchmack abgewann, zeigte ſich ihm in freundlicherem Lichte ſeit Hegel's Grundzüge der Rechtsphiloſophie und der rege Verkehr mit Deſſen talentvollem Schüler Eduard Gans ihm für Naturrecht und Staatswiſſenſchaft eine weitere Perſpektive erſchloſſen, als Hugo und Bauer oder Savigny und Schmalz es vermocht hatten. Heine faſſte ſogar den Plan, ein „Hiſtoriſches Staatsrecht des germaniſchen Mittelalters" zu ſchreiben, und vollendete einen großen Theil dieſer Arbeit im zweiten Jahre ſeines Berliner Aufenthalts. Als jedoch Gans im Frühjahr 1823 mit den erſten Proben ſeines „Erbrechts in welthiſtoriſcher Entwicklung" hervortrat, veranlaſſte das Beiſpiel dieſer neuen wiſſenſchaftlichen Behandlungsart Heine, ſein Manuſkript zu vernichten, und die (ſpäter ganz aufgegebene) erneute Ausarbeitung ſeines Entwurfes auf künftige Zeit zu verſchieben [56]).

Zu den exkluſiv ſtudentiſchen Kreiſen ſtand er auch in Berlin nur in oberflächlicher Beziehung. Von ſeinen älteren Freunden fand er nur den treuherzigen Chriſtian Sethe dort wieder, der ſchon in Düſſeldorf mit ihm auf der Schulbank geſeſſen, und der, wie vormals in Bonn, ſo auch jetzt zu ſeinen liebſten Umgangsgenoſſen zählte. Einen nicht minder intimen Verkehr pflog er mit einem jungen deutſch-polniſchen Edelmanne, dem Grafen Eugen von Breza, deſſen Bekanntſchaft er im Varnhagen'ſchen Cirkel gemacht hatte, und der bis Oſtern 1822 die Berliner Univerſität beſuchte. Wie Varnhagen in ſeinen „Blättern aus der preußiſchen Geſchichte" (Bd. II. S. 35 u. 63) erzählt, hatte der ſchöne Jüngling die leidenſchaftliche Gunſt einer hohen Dame, der Herzogin von Cumberland auf ſich gezogen, und es ſcheint, daſs er auf Anſtiften ihrer Verwandten Mitte März jenes Jahres plötzlich von Berlin weggewieſen ward. Harry war tief betrübt, als ihn dieſer ſein „köſtlichſter Freund, der Liebenswürdigſte der

Sterblichen", verließ, um auf das hinter Gnesen gelegene Gut seines Vaters zurückzukehren. „Das war der einzigste Mensch," ruft er ihm wehmüthig nach (Bd. XIII., S. 51 u. 52), „in dessen Gesellschaft ich mich nicht langweilte, der Einzige, dessen originelle Witze mich zur Lebenslustigkeit aufzuheitern vermochten, und in dessen süßen, edlen Gesichtszügen ich deutlich sehen konnte, wie einst meine Seele aussah, als ich noch ein schönes, reines Blumenleben führte und mich noch nicht befleckt hatte mit dem Haß und mit der Lüge." In den Sommerferien 1822 folgte Heine einer Einladung des Freundes, ihn in seiner Heimat zu besuchen, und schilderte die Eindrücke dieser Reise in einem kecken Aufsatze, der — freilich in arger Verstümmelung durch den Censurstift — im „Gesellschafter" gedruckt wurde. Zehn Jahre später — nach dem Falle Warschau's — kam Graf Breza, der 1831 Landbote am polnischen Reichstage gewesen, als Flüchtling nach Paris, wo er den mittlerweile zu europäischer Berühmtheit gelangten Dichter durch seinen Besuch überraschte, und die alte Jugendfreundschaft aufs herzlichste erneuerte [57].

Auch mit seinem Vetter Hermann Schiff, den er bei seinem ersten Aufenthalte in Hamburg kennen gelernt, und der im Frühjahr 1822 die Universität bezog, kam Heine in Berlin öfters zusammen. Er lud ihn gleich bei der ersten Begegnung ein, das steife „Sie" der Anrede zu unterlassen und ihn zu duzen, wie es Vettern gezieme. Schiff, der über eine glänzende Phantasie und ein nicht unbedeutendes Gestaltungstalent verfügte, und zur Zeit der romantischen Schule durch seine abenteuerlichen, von Witz, Ironie und zweckloser Tollheit übersprudelnden Novellen vielleicht zu namhaftem Rufe gelangt wäre, hatte das Unglück, um ein oder zwei Decennien zu spät geboren zu sein. In romantische Schrullen verrannt, übertrug er, ähnlich wie Grabbe, die Excentricität eines wüsten äußeren Lebens auf die Wahl seiner poetischen Stoffe, deren häufig an Wahnsinn grenzende Seltsamkeit durch die erzwungen kalte, psychologisch-raffinierte Behandlungsart eher noch erhöht als gemildert wird. Heine war der Erste, der ihn zum Ergreifen der schriftstellerischen Laufbahn ermunterte. „Fuchs, du schreibst!" rief er ihm eines Abends zu, als er sich in Schiff's Stube behaglich aufs Sofa gestreckt.

„Meinſt du, ich hätte dir Das nicht längſt angemerkt? Sei nicht verſchämt, lies mir eins deiner Jungfern-Erzeugniſſe vor!“ Schiff kam gern dem Verlangen nach. Heine hörte aufmerkſam zu, verbeſſerte manchen Ausdruck, manche ungefüge Wendung, warf hie und da ein lobendes „Bravo! echter Naturmyſticismus!“ dazwiſchen, und ſagte endlich mit einer Lebhaftigkeit, zu der er ſich nur ſelten hinreißen ließ: „Gut! ſehr gut! das Beſte, was mir ſeit lange vorgekommen iſt, — natürlich mit Ausnahme Deſſen, was ich ſelbſt geſchrieben! Willſt du Das nicht drucken laſſen?“ — Einige Jahre ſpäter erſchien unter Schiff's Namen eine muthwillige Studentennovelle, die — charakteriſtiſch genug! — in Göttingen verboten ward, damit nicht die akademiſche Jugend durch Lektüre derſelben zum Schuldenmachen verleitet werde. Als Heine das Buch geleſen, ſandte er ſeinem Vetter nachſtehendes Billet: „Schiff! Ich ſchreibe heute an dich wie an meines Gleichen. Dein ‚Pumpauf und Pumperich‘ hat mir gefallen. Es iſt ein gutes Buch, ein braves Buch, ein Buch, dem ich mich nicht ſcheuen würde meinen Namen vorzuſetzen, kämen nicht Beſtialitäten drin vor. Dein ‚Kater Murr‘ [58]) iſt ſchlecht.“ Freilich gerieth das Kompliment diesmal an die unrechte Adreſſe; denn der Verfaſſer des Büchleins war der Neffe Tieck's, Dr. Wilhelm Bernhardi, welcher ſeiner Erzählung einen mit Schiff erlebten luſtigen Vorfall zu Grunde gelegt, und Deſſen ſchon etwas bekannteren Namen auf Wunſch des Verlegers als Lockmittel für das Publikum benutzt hatte. Mit Achſelzucken ſah Heine in ſpäteren Jahren den unverbeſſerlichen Sonderling ſich tiefer und tiefer in romantiſche Abſurditäten verirren; doch lobte er ihn gern, wenn er ihn, wie in „Schief Levinche“, einmal auf vernünftigeren Wegen fand, empfahl ihn warm ſeinem eignen Verleger, unterſtützte ihn in ſeinen traurigen Lebensnöthen, und machte es noch auf dem Krankenbette ſeinen Verwandten zur Pflicht, ſich des hilfloſen Mannes anzunehmen, der, auf die unterſte Stufe der Geſellſchaft hinab geſunken, ſchließlich im dunklen Abgrunde ſelbſtverſchuldeten Elends unterging.

Schiff erzählt in dem ungedruckten Theil der Erinnerungen ſeines Verkehrs mit H. Heine folgende Epiſode aus ihrer gemeinſchaftlichen Berliner Studentenzeit: „Es war in meinem zweiten

Semeſter, als Heine's Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott“ im „Weſtteutſchen Muſelalmanach für das Jahr 1823“ erſchien. Ein Berliner Blatt hatte dasſelbe nachgedruckt, und es lag in der Joſty'ſchen Konditorei auf, die beſonders von Officieren frequentiert wurde. Wir „Flotten“ ermangelten nicht, den auf „die Lieutnants und die Fähnderichs“ gemünzten Paſſus laut zu beſprechen. Die anweſenden Officiere nahmen indeſs, verſtändiger als wir, keine Notiz von unſern muthwilligen Bemerkungen. Heine glaubte jedoch, irgend einen Akt der Rache von ihrer Seite befürchten zu müſſen, und wünſchte ſein Logis zu verändern. Ich bewohnte damals unter den Linden im Schleſinger'ſchen Hauſe, unfern dem Palais des Prinzen Wilhelm, eine geräumige Dachſtube, hinter der ſich ein kleineres, für den Augenblick leerſtehendes Zimmer befand. Heine bezog dasſelbe, und es war ihm ganz Recht, daſs Jeder, der zu ihm wollte, mein Zimmer paſſieren muſſte, wo ich ihn vor unangenehmen Beſuchern verleugnen konnte. Nur die Wanduhr bat er mich gleich zu hemmen; denn er litt an nervöſen Kopfſchmerzen, und der Pendelſchlag war ihm ſtörend. Einige Tage ging Alles vortrefflich, und Heine war mit der neuen Wohnung durchaus zufrieden. Nun gab es aber für Studenten, welche einen Streit mit einander abzumachen hatten, nicht leicht ein gelegeneres Lokal, als das meine, welches durch drei anſehnliche Treppen von der Straße getrennt war. Sollte ein Duell ausgefochten werden, ſo ſtellten wir einen Poſten aus, der unter den Linden auf und ab patrouillierte, damit kein Pedell uns in flagranti ertappe. Ehe ſolch ein unwillkommener Gaſt bis zu uns hinauf dringen konnte, waren wir längſt avertiert, und hatten die ſcharfen Waffen und Binden bei unſerm Miethswirth untergebracht, wo der Pedell — Dank unſrer eximierten akademiſchen Gerichtsbarkeit — Nichts zu ſuchen hatte. Ich hielt es für meine Pflicht, Heine zu benachrichtigen, daſs Nachmittags auf meiner Stube Etwas vorfallen würde, was nicht ohne Geräuſch ins Werk zu ſetzen ſei. „Wie lange wird es dauern?“ frug er verdrießlich. — Ein paar Stunden wenigſtens. — „Ich will nicht dabei ſein.“ — Wir ſind aber ganz ſicher. — „Und ich bin noch ſicherer, wenn ich Nichts damit zu ſchaffen habe.“ Er ging aus. Die Sache lief ziemlich unſchuldig ab.

Eine Stirnwunde von anderthalb Zoll, inkluſive des geſtreiften linken Augenlides, war Alles, was herauskam. Des Nähens bedurfte es nicht; Heftpflaſter genügte. Die ſcharfen Waffen wurden beſeitigt, Rock und Weſte wieder angezogen, und wir amüſierten uns jetzt mit ſtumpfen Schlägern. Der Fechtboden war längſt geſchloſſen, ich war gut geſchult, und man ſchlug gerne mit mir. Heine, der ſich über alles burſchikoſe Treiben luſtig machte, ſagte mir einmal mit ſelbſtgefälligem Spotte: „Nur aus Feigheit haſt du fechten gelernt. Kourage haſt du ſo wenig, wie ich.“ Als wir mitten im beſten Schlagen waren, kam er nach Hauſe, grüßte nach Burſchenſitte, ohne den Hut zu ziehen, und ging ſtill auf ſein Zimmer. Ich trat augenblicklich ab, um ihm zu folgen. „Wie lange dauert dieſe Wirthſchaft?“ frug er ungehalten. — Nur ein paar Gänge noch. Man würde es dir und mir verdenken, wenn ich ſofort das Pauken einſtellte. — „Wer iſt Das?“ frug man, als ich zurückkam. „Ein Philiſter?“ — Ein alter Burſch, der Dichter Heine und mein Vetter. Mit einem Andern möchte ich ſo nicht zuſammen wohnen, daſs er und Jeder, der ihn beſuchen will, mein Zimmer paſſieren muſs. — „Warum haſt du uns Nichts davon geſagt?“ — Er wohnt hier erſt ſeit wenigen Tagen. — „Gleichviel; wir haben nicht bei ihm angefragt, und müſſen uns entſchuldigen.“ Einige gingen zu ihm hinüber, und Heine war, wie immer, vornehm und artig. Dennoch ſah er ſich durch dieſen Vorfall gemüßigt, folgenden Tages von mir fort zu ziehen und in ſein altes Logis zurückzukehren. Sein Umgang war nicht der meine, und mein Umgang noch viel weniger der ſeine. Das habitare in unum konnte uns weder dulce, noch jucundum ſein; indeſs blieben wir die beſten Freunde.“

Wie dieſe Erzählung andeutet, litt Heine ſchon in Berlin häufig an jener ſchmerzhaften und verſtimmenden Reizbarkeit der Kopfnerven, über welche er in ſeinen Briefen an Moſer und Andere ſo viel klagt, und welche mit den Jahren beſtändig zunahm. Weder Sturzbäder, die er auf Anrathen der Aerzte eine Zeit lang gebrauchte, noch fortgeſetzte längere Spaziergänge und oftmalige Reiſen vermochten das Uebel zu heben. [59]).

Ein tragikomiſches Verhängnis ſchien es auch in Berlin

Heine nicht zu gönnen, daſs er vor der Berührung mit den Unſitten des ſtudentiſchen Lebens bewahrt bliebe, ſo wenig dieſe ihm zuſagten, oder es ihm gar eingefallen wäre, Händel zu ſuchen. Wider alle Abſicht kam er im Sommer 1822 zu jenem Duelle, deſſen er in ſeiner autobiographiſchen Skizze (Bd. XIII., S. 7) gedenkt, und deſſen nähere Umſtände uns Schiff aus dem Munde eines Augenzeugen, des noch lebenden Arztes Dr. Philipp Schmidt in Hamburg, berichtet hat. Letzterer, welcher damals in Berlin ſtudierte und mit ſeinem Vetter Schaller aus Danzig zuſammen wohnte, war von Hamburg aus mit Heine bekannt, der ihn oftmals beſuchte. Schaller, der erſt kürzlich die Univerſität bezogen, wurde von Heine nach Studentenweiſe nicht anders, als „Fuchs", tituliert. „Fuchs," fragte ihn Heine eines Tages, „iſt dein Vetter nicht zu Hauſe?" Das verdroſs den langen Schaller, und er brummte ihm die herkömmliche ſtudentiſche Beleidigung auf. Schmidt ſuchte bei ſeiner Nachhauſekunft die Sache beizulegen, er machte ſeinem Vetter Vorwürfe, aber Dieſer wollte ſich zu keiner Abbitte verſtehen. „Ich heiße Schaller und nicht Fuchs," ſagte er, „und Berlin iſt nicht Göttingen. Uebrigens möchte ich gern einmal auf der Menſur ſtehen, damit ich mich dort benehmen lerne, und Heine wird mir nicht allzu gefährlich ſein." Demnach muſſte das Duell vor ſich gehen. Rautenberg, nachmals Badearzt in Cuxhaven, war Kartellträger; Schmidt fungierte als Schaller's Sekundant. Als angetreten ward, zeigte ſich ſofort, daſs beide Kombattanten ihre Schläger nicht zu handhaben wuſſten. Sie legten ſich in Stichparade aus und wandten ſich faſt den Rücken zu, als ſie auf einander losgingen. Nicht die Duellanten, wohl aber deren Sekundanten ſchwebten in Gefahr, und der ungeſchickte Zweikampf endete damit, daſs Heine ſich mit der rechten Lende an der Schlägerſpitze ſeines Gegners aufrannte. „Stich!" rief er, und ſank zu Boden. Ein Stich beim Hiebfechten iſt ſchimpflich, und wer eine ſolche kommentwidrige Verletzung vor dem Niederfallen mit einem Schrei rügt, hat ſich ehrenvolle Genugthuung genommen. Glücklicherweiſe war die Wunde, trotz ſtarker Blutung, von ungefährlicher Art, und ein achttägiges Auflegen kalter Umſchläge genügte, ſie zu heilen.

Dies kindiſche Duell, das, wie die meiſten Studentenſchlägereien, aus dem geringfügigſten Anlaſſe hervorgegangen war, trug nicht wenig dazu bei, Heine den Verkehr mit ſeinen Kommilitonen noch mehr als früher zu verleiden, und er zog ſich fortan gänzlich von den ſtudentiſchen Kreiſen zurück.

## Siebentes Kapitel.

### Die „Gedichte" und „Tragödien".

Schon in Bonn war Heine damit beſchäftigt geweſen, eine erſte Sammlung ſeiner Gedichte zuſammen zu ſtellen, und bald nach ſeiner Ankunft in Göttingen hatte er dem Buchhändler F. A. Brockhaus in Leipzig den Verlag derſelben angetragen. Brockhaus hatte jedoch nach einigen Wochen das Manuſkript mit den üblichen Ablehnungsworten zurück geſandt, daſs er für den Augenblick allzu ſehr mit Verlagsartikeln überladen ſei. Der junge Poet tröſtete ſich (Bd. XIX., S. 19) mit der Bemerkung, daſs es dem großen Goethe mit ſeinem erſten Produkte nicht beſſer ergangen ſei, und hoffte in Berlin unſchwer einen Verleger zu finden. Zur Förderung dieſes Zweckes machte ihn Varnhagen mit Profeſſor Gubitz bekannt, deſſen „Geſellſchafter" in jenen Tagen das literariſche Orakel der gebildetern Kreiſe der Hauptſtadt war, und Heine benutzte die vielgeleſene Zeitſchrift als Ausſtellungsſalon ſeiner Gedichte. „Ich bin Ihnen völlig unbekannt, will aber durch Sie bekannt werden," ſagte er, das Manuſkript ſeiner Verſe Gubitz überreichend, und Dieſer erklärte ſich zur Aufnahme der Beiträge bereit, nachdem der Dichter einige beanſtandete Ausdrücke, zwar ungern, aber ſehr gewandt, verändert hatte. In glänzendſter Weiſe eröffnete er ſeine „poetiſchen Ausſtellungen" am 7. Mai 1821 mit dem humoriſtiſchen Kirchhofs-Traumbilde, und ließ demſelben im Laufe der nächſten Wochen „Die Minneſänger", das „Geſpräch auf der Paderborner Heide", zwei der

„Fresko-Sonette", den „Sonettenkranz an A. W. von Schlegel," das Traumbild: „Die Brautnacht" („Nun hast du das Kaufgeld, nun zögerst du doch?"), das „Ständchen eines Mauren", und eine Uebersetzung der Geisterlieder aus Byron's „Manfred" folgen. Das ungewöhnliche Aufsehen, welches diese kecken, leidenschaftlichen, zum Theil einen ganz neuen Ton anschlagenden Poesien erregten, bestimmte den Chef der Maurer'schen Buchhandlung, unter deren Firma damals der „Gesellschafter" erschien, den ihm von Gubitz angerathenen Verlag der Heine'schen „Gedichte" zu übernehmen. Als Honorar wurde freilich nur die Zusicherung von vierzig Freiexemplaren bewilligt — aber welcher jugendliche Schriftsteller hätte nicht freudig und ungeduldigen Herzens jede sich ihm darbietende Gelegenheit erfasst, das Fahrzeug seiner ersten Lieder so schnell wie möglich aus der stillen Klause aufs weite Meer der Unsterblichkeit hinaus zu senden?

Der Zeitpunkt, zu welchem H. Heine sich mit seinen Gedichten in die Literatur einführte, war im Allgemeinen nicht ungünstig für das Auftreten eines bedeutenden poetischen Talentes. Die große klassische Periode von Weimar war vorüber; die romantische Schule hatte, trotz alles Oppositionsspektakels und trotz der vielseitigsten An- und Aufregungen, kein einziges selbständiges Kunstwerk von bleibendem Werthe hervorgebracht, aber sie hatte doch das Interesse der Zeitgenossen für Kunst und Poesie in nachhaltiger Weise geweckt, und nach dem Scheitern der politischen Hoffnungen des Volkes flüchteten sich die enttäuschten Geister grollend wieder auf das ideelle Gebiet der Philosophie und Literatur. Zumal in Berlin hatte man in den vorhin geschilderten Kreisen ein wachsames Auge für jedes neue, verheißungsvolle Moment der philosophischen und literarischen Bewegung. Es war also ziemlich bestimmt zu erwarten, dass eine so originelle, die Bahn des Gewohnten durchaus verlassende Dichterkraft, wie sie sich schon in Heine's erster Liedersammlung ankündigte, dort nicht leicht übersehn werden würde.

Die hervorragende Bedeutung dieser „Gedichte", welche (mit der Jahreszahl 1822) in der ersten Hälfte des Decembermonats 1821 erschienen, lag zunächst weniger in ihrem Inhalte, als in der überraschenden Eigenthümlichkeit ihrer Form. Was die Ro-

mantiker in ihren beſten Tagen theoretiſch verlangt und mit all' ihren unglücklichen Experimenten vergeblich erſtrebt hatten: ein freies Sichausleben des Subjekts in harmoniſch künſtleriſcher Geſtaltung — dieſes räthſelhafte Problem war hier plötzlich mit genialer Sicherheit, faſt wie in anmuthigem Spiele, gelöſt durch einen echten Dichter von Gottes Gnaden. Wenn jemals die Kunſt nur ſich ſelber zum Zweck gehabt, ſo war es unleugbar in dieſen Gedichten der Fall; aber nicht ein toller Hexenſabbath der Phantaſie wurde hier aufgeführt, den die Willkür mit unſinnigen Purzelbäumen und bachantiſchen Orgien feierte, ſondern eine wahre und tiefe Leidenſchaft verſtrömte ihr Herzblut in wild melodiſchem Erguſſe. Den Romantikern war die Wirklichkeit zum weſenloſen Scheine, der bunte Schein zur Wirklichkeit geworden, ſie ſcherzten und ſpielten mit dem Leben und mit der Kunſt, und ſchnitten ironiſche Grimaſſen, wenn die Frage nach dem Sinn ihres phantaſtiſchen Treibens in einer nüchternen Stunde an ſie herantrat — Heine verlor auch in den dämoniſch ſchreckhafteſten Bildern, die ſeine Phantaſie vor ihm aufrollte, keinen Augenblick die reale Welt aus dem Geſichte; unter ſeinem Scherz und Spott barg ſich der wehmüthigſte Ernſt, und das gellende Lachen, welches ſich manchmal, wie in den Fresko-Sonetten, ſeiner gequälten Bruſt entrang, hatte mehr Aehnlichkeit mit dem Verzweiflungsſchrei der Verdammten, als mit dem faunisch lüſternen Grinſen einer Schlegel'ſchen Lucinde oder mit dem blaſierten Hohngelächter eines Tieck'ſchen William Lovell. Allerdings war der geiſtige Zuſammenhang mit der Richtung und den Vorbildern der romantiſchen Schule nicht zu verkennen. Schon in der Wahl der Stoffe ſprach ſich derſelbe aus; zum Theil aber auch in der Behandlungsart, in einer abſichtlichen Vernachläſſigung der Form, in einem Liebäugeln mit veralteten Worten und Wendungen. Das Weglaſſen des Artikels in den trochäiſchen Verszeilen des erſten Traumbildes („Waſche, waſche Hemde rein", „Zimmre hurtig Eichenſchrank", „Schaufle Grube tief und weit!"), in der Romanze „Die Weihe" („Lebensſchifflein treibet irre", „Sie hat ſich verwandelt in liebliche Maid" ꝛc.) und in zahlreichen andern Gedichten; die gekünſtelte Alterthümlichkeit der Sprache in dem modern trivialen „Minnegruße"

(„Als ich weiland ſchaute dein, Wunnevolles Magedein"), gewaltſame Apoſtrophierungen (wie „Lieb' Bruder" in der Kirchhofsſcene), und ähnliche Sünden wider den guten Geſchmack verriethen deutlich genug den Einfluſs jener unbeholfenen Nachahmungen des Volksliedcharakters, welche von Brentano, Fouqué, Arnim und Loeben verſucht worden waren, und ſich mehr an fehlerhafte Aeußerlichkeiten, als an die geiſtigen Vorzüge der älteren Muſter hielten. Selbſt Uhland, mit deſſen Liedern ſich Heine, wie wir erwähnten, ſchon frühzeitig vertraut gemacht hatte, ſpielt bekanntlich eben ſo häufig mit veralteten, das heutige Sprachgefühl verletzenden Wortformen („Maienbluth" für Maienblüthe ꝛc.), wie er andererſeits eine ſchwächlich moderne Empfindſamkeit in mittelalterliche Stoffe hinein trägt. Von dem letztgenannten Fehler hat ſich Heine ſchon in dieſer erſten Gedichtſammlung, etwa mit Ausnahme der „Weihe", in glücklichſter Art frei zu halten gewuſſt. Die Romanzen, in denen Stoffe aus älterer Zeit oder von mittelalterlicher Färbung behandelt werden, ſind, wie „Belſazer", „Don Ramiro", „Zwei Brüder", „Die Botſchaft", „Das Liedchen von der Reue", in ungemein feſtem, kräftigem Tone durchgeführt. Unter den „Minneliedern" finden wir ſchon manche jener rührend einfachen, leidenſchaftlich ergreifenden Weiſen, in welchen der Dichter das tiefſte Herzensweh mit den ſchlichteſten Naturlauten ausſpricht, und welche gleichſam zu Volksliedern der modernen Geſellſchaft geworden ſind. Als den originellſten Theil des Büchleins aber müſſen wir die „Traumbilder" bezeichnen. In ihnen erweiſt ſich am deutlichſten, wie ſehr das künſtleriſche Streben des jungen Dichters im Einklange mit den Anſchauungen ſtand, die er in jenem merkwürdigen Aufſatze über die Romantik ausgeſprochen, der von uns gewiſſermaßen als das Programm ſeiner poetiſchen Thätigkeit bezeichnet ward. In dieſen Gedichten iſt der Stoff, wie ſchon die Ueberſchrift errathen läſſt, ſo romantiſch wie möglich, und die Gefühle, welche durch die ſpukhaften Bilder erregt werden, ſind von durchaus romantiſcher Art. Aber wie ſehr die Phantaſie im Nachtgebiet unheimlicher Träume umherſchweift und das wildeſte Grauſen der Hölle herauf beſchwört, ſo begegnen wir doch überall den ſchärfſten Kontouren und einer Gegenſtänd-

lichkeit der Form, die an die höchſten Meiſterwerke klaſſiſcher Dichtung erinnert.

Was der ſchlaffen, trägen, entmuthigten Zeit vor Allem fehlte, war die hinreißende Gewalt einer ſtarken Leidenſchaft. Dieſe brauſte mit trotziger Kraft in den Heine'ſchen Liedern, wenn auch zunächſt nur in ſubjektivſter Art entfeſſelt durch das Miſsgeſchick einer unglücklichen Liebe. Aber die kühne Energie, mit welcher der Dichter ſeinen innerſten Menſchen ausſang, war ſo neu und unerhört, daſs ſeine wilden und doch ſo klangvollen Weiſen ſich raſch ein Echo in den Herzen der beſten unter den Zeitgenoſſen weckten. Varnhagen beeilte ſich, eine Anzeige des Büchleins im „Geſellſchafter" (Nr. 11, vom 19. Januar 1822) zu liefern, und war der Erſte, welcher eine der charakteriſtiſchen Vorzüge der Heine'ſchen Lieder hervorhob: „Der hier auftretende Dichter — denn ſo müſſen wir ihn doch wohl nennen — hat ausgezeichnete Anlagen. Seine Lieder kommen aus einer echten Quelle, es iſt Anſchauung und Gefühl darin. Nachahmung, bewuſſte und abſichtliche, iſt auch dem gereiften Dichter noch erlaubt, die unwillkürliche aber dem anfangenden, bei der Maſſe von Gebildetem, faſt unvermeidlich; in ihr ſelber jedoch kann ſich das Selbſtändige zeigen. So möchte hier allerdings Einiges an Uhland, Anderes an Rückert erinnern; aber Dies gilt mehr von der Tonart, als von dem Gehalt, und muſs vielleicht auf eine höhere, gemeinſchaftliche Quelle, die allen deutſchen Dichtern gehört, nämlich die Quelle unſeres deutſchen Volksliedes überhaupt, zurückgeführt werden. Das Eigenthümliche arbeitet ſich aus dieſem Ueberlieferten hier überall mit Kraft empor, und bloß Nachgemachtes iſt uns nirgends vorgekommen. Beſonders glücklich erſcheint Herr Heine in ſeiner dichteriſchen Auffaſſung der Gegenſtände; es zeigt ſich darin oft ein höchſt ſinnreicher und anziehender Humor, wie z. B. in den „Traumbildern" und mehreren andern Gedichten. Kein Schwall von Worten, kein herkömmliches Füllwerk. Die Sprache iſt kraftvoll und gedrungen, auch zart und lieblich, wo es ſein ſoll." — Einige Monate ſpäter ſprach Immermann im „Kunſt- und Wiſſenſchaftsblatte" des „Rheiniſch-weſtfäliſchen Anzeigers" (Nr. 23, vom 31. Mai 1822) die Gedanken aus, welche die Lektüre der Heine'ſchen Gedichte in ihm

hervorgerufen. Es hieß in dieſer lang verſchollenen, in briefliche Form eingekleideten Recenſionen: „In den meiſten Erzeugniſſen Heine's ſchlägt eine reiche Lebensader; er hat Das, was das Erſte und Letzte beim Dichter iſt: Herz und Seele, und Das, was daraus entſpringt: eine innre Geſchichte. Deßhalb merkt man den Gedichten an, daſs er ihren Inhalt ſelbſt einmal ſtark durchempfunden und durchlebt hat. Er iſt ein wahrer Jüngling, und Das will Viel ſagen zu einer Zeit, worin die Menſchen ſchon als Greiſe auf die Welt kommen. Mit kecker, faſt dramatiſcher Anſchaulichkeit zeichnet er die Zuſtände ſeines Innern; mit jugendlicher Unbefangenheit giebt er ſich bloß, und hat den, kräftigen Seelen eigenthümlichen Abſcheu vor weichlicher Sentimentalität in ſolchem Grade, daſs er ſich lieber hin und wieder ins Gemeine und Poſſenhafte verirrt. Er ſagt ſelbſt irgendwo:

Gieb her die Larv', ich will mich jetzt maſkieren
In einen Lumpenkerl, damit Halunken,
Die prächtig in Charaktermaſken prunken,
Nicht wähnen, ich ſei Einer von den Ihren.

„Dieſe Verſe geben mir zugleich Gelegenheit, etwas näher die Individualität unſers Dichters zu berühren. Aus allen ſeinen Liedern ſpricht der Unmuth, der ſich oft bis zur Wuth und bis zur Verzweiflung ſteigert. Man leſe nur z. B. das Gedicht: „Die Hochzeit" („Was treibt und tobt mein tolles Blut?"), und unter den „Fresko-Sonetten" No. III., IV., VII., VIII., X. [60]). Bleibt man bei den Worten ſtehen, ſo iſt dieſe trübe Stimmung durch ein geſtörtes Liebesverhältnis erzeugt. Dringen wir etwas tiefer, ſo ſcheint es mir, daſs ein Herberes, als jener Liebesverdruſs, die Bruſt des Dichters bewegt habe, und daſs das arme Mädchen, welches ſo bitter geſcholten wird, für die Unbillen Anderer büßen müſſe.

„Sie werden mich der Parodoxie beſchuldigen, wenn ich ſage, daß mir die Gegenwart als ganz unempfänglich für wahrhaft dichteriſches Weſen erſcheint. Ich führe Ihnen den Beweis vielleicht an einem andern Orte, und kann jetzt nur das zweite Paradoxon aufſtellen, daſs es mir wie eine ſchwere Laſt des

Schickſals vorkommt, in unſern Tagen mit poetiſchem Talente geboren zu ſein. Alles Andre, wodurch die Menſchheit gefördert wird, vermag eher, ſich gewaltſam durchzuarbeiten, aber die zarte Pflanze der Poeſie will den guten weichen Boden im Herzen der Zeitgenoſſen, um ſich ganz geſund entfalten zu können.

„Sie werden mir einwenden, daſs die Dichter aller Jahrhunderte gehudelt worden ſind. Befragen wir aber die Geſchichte der größten, die uns als Muſter der reinſten Entwicklung gelten müſſen, ſo finden wir, daſs ſie von Rohen zwar derbe genisshandelt wurden, daſs aber jeder von ihnen einen Kreis Guter um ſich verſammelte, der mit der rührendſten Theilnahme an ihm hing und ſeinen Schritten folgte.

„Jetzt hat ſich Das umgekehrt. Rohe Miſshandlungen braucht der Dichter nun weniger zu fürchten, ſeitdem man ſich gewöhnte, die Poeſie mit andern Tageserſcheinungen in Reihe und Glied zu ſtellen. Dagegen iſt die Ahnung von etwas Heiligem und Unbegreiflichem in ihm, die frühern Zeiten eigenthümlich war, auch den Beſſern unter uns ganz fremd, und die allgemeine Gleichgültigkeit gegen das „weltliche Evangelium", wie Goethe die Poeſie nennt, iſt ſo groß, daſs ihr nur allenfalls der abenteuerliche Uebermuth, womit man über jede Dichtung flach abſpricht, an die Seite geſetzt werden kann.

„Es iſt ganz natürlich, daſs ein dunkles Gefühl, oder die klare Erkenntnis von dieſem troſtloſen Stande der Dinge, Diejenigen ergreift und verſtimmt, welche mit Anlagen ausgerüſtet ſind. Daher treten alle Talente in unſern Tagen gereizt und kränkelnd auf, mehr als je ſtellt ſich der Dichter in offne Oppoſition gegen die übrige Welt; er, der eigentlich berufen iſt, zwiſchen und über allen Parteien ſtehend, alle aufzulöſen und zu beſchwichtigen, bildet jetzt die heftigſte Partei, und wie er ſonſt friedlich, wohlempfangen in die Hütte und in den Palaſt trat, ſo muſs er nun, in Stahl und Eiſen gepanzert, ſein Schwert immer zum Ausfall bereit halten.

„Jenen bittren Grimm über eine nüchterne, unempfängliche Gegenwart, jene tiefe Feindſchaft gegen die Zeit, ſcheint nun die kraftvolle Natur unſers Heine ganz beſonders ſtark zu hegen, und daraus wird es mir erklärlich, warum ein Jüngling unter 58 Ge-

dichten auch nicht ein einziges zu geben vermochte, aus dem Freude und Heiterkeit spricht. Mit Dem, worüber er unmittelbar sich beklagt, würde er leichter und harmonischer fertig geworden sein, läge nicht das oben angedeutete Bewusstsein eines tiefern Zwiespaltes in seiner Seele. Nähere Fingerzeige geben einige seiner „Fresko-Sonette", sowie die Gedichte: „An eine Sängerin, als sie eine alte Romanze sang", und „Gespräch auf der Paderborner Heide".

„Oberflächliche Aehnlichkeit findet man zwischen diesen Produktionen und den Werken des Lord Byron, zu welchen unser Landsmann eine besondere Neigung zu haben scheint. Die Vergleichung Beider würde aber theils zum Nachtheil, theils zum Vortheil des Deutschen ausfallen. Gewaltiger und reicher als Byron kann Niemand den Abgrund einer zerstörten Seele zeigen, er ist Roquairol à cheval, und unser Dichter kommt ihm darin auch nicht von fern nahe. Der Britte dünkt mich wie jener Fisch, den die Römer zu grausamer Ergötzung auf ihren Tafeln zerschneiden ließen, und der im Moment des Sterbens das herrlichste Farbenspiel sehen ließ. Dagegen ist der Deutsche viel frischer und lebensmuthiger. Es ist ihm noch möglich, seinen Hass an einer einzelnen Erscheinung auszulassen, während der Lord alles Menschliche und Göttliche, Zeitliches und Ewiges gleichmäßig verhöhnt.

„Ich schließe mit dem Wunsche, dass bald etwas Besseres über diese Gedichte gesagt werden möge, indem ich überzeugt bin, dass sie einer reiflichern Betrachtung werth sind, als die ich ihnen widmen konnte."

In ähnlich günstiger Weise sprachen sich die meisten übrigen Beurtheiler der Heine'schen Erstlingsgedichte im Berliner „Zuschauer" [61]), im „Hesperus", im „Literaturblatt zum Morgenblatte", in den „Rheinischen Erholungen" und andern belletristischen Blättern aus. Am bedeutendsten aber waren Lob und Tadel in einem kritischen Aufsatze, der am 7. Juni 1822 im „Kunst- und Wissenschaftsblatte" — zum Theil wohl als Entgegnung auf Immermann's unbedingt lobendes Urtheil in derselben Zeitschrift — veröffentlicht ward. Es wäre von Interesse, den Namen des nur mit „Schm." unterzeichneten Verfassers zu

erfahren, der ſo unparteiiſchen Sinnes das literariſche Richteramt übte, und mit ſicherem Scharfblick aus den erſten Liederblüthen die künftige Richtung, ſo zu ſagen die geheime Miſſion der Heine'ſchen Muſe zu weisſagen verſtand. Die Einleitungsbemerkungen, welche der Poeſie eine ähnliche Aufgabe wie der Religion zuertheilen, und welche mit ihrer Forderung einer Auflöſung des Sturmes der Leidenſchaften in ein „mildes Wehen" an das von Friedrich Schlegel ſo hoch geprieſene „Säuſeln des Geiſtes" erinnern, laſſen auf einen Anhänger der Romantik ſchließen; im weitern Verlauf ſeiner Abhandlung erklärt ſich jedoch der Verfaſſer ſehr beſtimmt gegen die feudal-hierarchiſchen Beſtrebungen der romantiſchen Schule, mit ähnlichen Worten, wie Heine es in ſeinem Aufſatze über die Romantik gethan hatte. Auf jeden Fall iſt dieſe Recenſion eine ſo werthvolle Bereicherung der kritiſchen Literatur, daſs man uns Dank dafür wiſſen wird, wenn wir ſie aus den Spalten eines obſkuren Lokalblattes wieder ans Tageslicht ziehen. Der Aufſatz lautet, wie folgt:

„Herr Heine hat es uns bei einigen Gelegenheiten zu ſehr verrathen, daſs er ein denkender Dichter iſt, daſs er genoſſen hat von allen Früchten jenes Baumes, von dem die Poeſie nur ein einzelner Zweig iſt, als daſs es unſere Pflicht wäre, ſchonend jene Gebrechen zu verhüllen, von denen wir glauben konnten, daſs Derſelbe ſie ablegen würde, wenn er den Zweck aller Poeſie tiefer erkannt habe. Wir wollen daher unverſchleiert die bittere Wahrheit ausſprechen: Dieſes Buch beſteht aus lauter Sünden gegen den Zweck der Poeſie. Wir wiſſen wohl, daſs dieſes Urtheil ſehr grell abſticht gegen die andern Urtheile, die über Heine's Gedichte gefällt worden, und daſs die meiſten Leſer derſelben uns entgegnen werden: Wir haben uns wenigſtens bei dieſen Gedichten nicht wie bei den gewöhnlichen Waſſerverſen gelangweilt, und die Wahrheit der Leidenſchaft und Kühnheit der Darſtellung, die darin herrſcht, hat uns tief erſchüttert.

„Aber iſt jenes Erſchüttertwerden, jener galvaniſche Stoß, der Zweck der Poeſie? Nein, wahrlich nicht! Poeſie ſoll wirken wie — Religion. Wie wir in der früheſten Zeit die Religion mit der Poeſie Hand in Hand gehen ſehn wie die Poeſie der Religion als Kleid, und die Religion der Poeſie als Stoff, als

Seele, diente, so soll es auch jetzt noch sein. Wie es besonders der Zweck unserer heiligen christlichen Religion ist, die zerrissenen Gemüther zu heilen, zu stärken, zu erheben, so soll sich auch unsere Poesie jenen Zweck vorzeichnen, und wenn es auch in ihrem Wesen liegt, die Leidenschaften gewaltsam aufzuwühlen, und den Gemüthssturm mit seltsamen Sprüchen zu beschwören, so soll Dieses doch nur geschehen, um die Leidenschaften desto milder zu versöhnen, und jenen Sturm in ein mildes Wehen aufzulösen. Betrachten wir jetzt den Geist, der in den Gedichten Heine's lebt, so vermissen wir nicht allein jenes versöhnende Princip, jene Harmonie, worauf selbst die wildesten Leidenschaftsausbrüche berechnet sein sollten, sondern wir finden sogar darin ein feindliches Princip, eine schneidende Dissonanz, einen wilden Zerstörungsgeist, der alle Blumen aus dem Leben herauswühlt, und nirgends aufkeimen lässt die Palme des Friedens.

„In Heine's Gedichten erblicken wir das unheimliche Bild jenes Engels, der von der Gottheit abfiel. Wir sehen hier: edle Schönheit, die verzerrt wird durch ein kaltes Hohnlächeln, gebietende Hoheit, die übergeht in trotzigen Hochmuth, und klassischen Schmerz, der sich Anfangs windig gebärdet und endlich versteinert in trostloser Zerknirschung. Heine's Liebe ist nicht ein seliges Hingeben, sondern ein unseliges Verlangen, seine Gluth ist ein Höllenfeuer, sein Amor hat einen Pferdefuß. Desshalb sind auch am schlechtesten und am kläglichsten jene Gedichte ausgefallen, wo der Verfasser gewaltig zärtlich und schmachtend thut, namentlich die Minnelieder. Wahrlich, Herr Heine mit den zwei charakteristischen Seiten seiner Dichtart, Stolz und Höllenschmerz, musste einen sehr schlechten Troubadour abgeben, und mag wohl zarte Frauenherzen nicht sehr erbauen mit einem:

Blutquell, rinn aus meinen Augen,
Blutquell, brich aus meinem Leib!

„Es ist sehr begreiflich, dass, obschon Herr Heine so unverzeihlich sündigt gegen den Zweck der Poesie, seine Gedichte dennoch beim großen Publikum so vielen Beifall finden, da die Sünde an sich schon interessanter ist als die Tugend, welch letztere

nicht ſelten ſogar langweilig iſt. Die Leute leſen lieber Kriminalgeſchichten als moraliſche Erzählungen, lieber den Pitaval als die Acta sanctorum. Bei Heine findet aber noch ein anderer Umſtand ſtatt: je weniger er dem Zwecke der Poeſie huldigt, deſto mehr hat er das Weſen derſelben begriffen und beachtet. Das ganze Weſen der Poeſie lebt in dieſen Gedichten. Dies läſſt ſich nicht leugnen; eben ſo wenig wie ſich leugnen ließe, daſs die rothe Fackel des Mordbrenners ein eben ſo echtes Feuer iſt, als die heilige Flamme auf dem Altar der Veſta. In allen Gedichten Heine's herrſcht eine reine Objektivität der Darſtellung, und in den Gedichten, die aus ſeiner Subjektivität hervorgehn, giebt er ebenfalls ein beſtimmtes, objektives Bild ſeiner Subjektivität, ſeiner ſubjektiven Empfindung. Wir müſſen dieſe Objektivität der Darſtellung bewundern. Herr Heine zeigt ſich hier als großer Dichter, mit angeborenem, klarem Anſchauungsvermögen; er raiſonniert und reflektiert nicht mit philoſophiſch poetiſchen Worten, ſondern er giebt Bilder, die, in ihrer Zuſammenſtellung ein Ganzes formierend, die tiefſten philoſophiſch poetiſchen Gedanken erwecken. Seine Gedichte ſind Hieroglyphen, die eine Welt von Anſchauungen und Gefühlen mit wenigen Zeichen darſtellen. Dieſe poetiſchen Hieroglyphen, dieſe Bilderzeichen, dieſe Abbreviaturen von großen Gedanken und tiefen Gefühlen, ſind allgemein verſtändlich, da ſie beſonders gut gewählt, klar und einfach ſind. Der Verfaſſer hat nämlich bei ſeinen Gedichten die Bilder und Formen, kurz die Sprache des deutſchen Volksliedes gebraucht zu den meiſten ſeiner Gedichte. In allen herrſcht jener populäre Ton, den unſere pretiöſen Anhänger eines herkömmlichen Schwulſtes als einfältig belächeln, und der in ſeiner wahren Einfalt nur vom ganz großen Dichter erreicht werden kann. Seit Bürger kennen wir keinen deutſchen Dichter, dem Dieſes ſo gut gelungen wäre als Herrn Heine. Goethe hatte ein ganz anderes Ziel vor Augen; er gab dem Volksliede ein mehr theegeſellſchaftliches Kolorit. Dazu hat er, eben ſo wie andre neue Volksdichter, Stoff, Wendungen, ja ganze Strophen alter Volkslieder ſich zugeeignet, und neue Volkslieder daraus zuſammen genäht. Heine hat hingegen das Verdienſt, daſs die Gedichte, die er im Volkstone geſchrieben, ganz original ſind,

ſowohl in Hinſicht des Stoffes, als der Wendungen. Er hat nicht dem Volke ſeine hübſchen Ideenkleider geſtohlen, ſie, wie Diebe zu thun pflegen, neu gefärbt, um ſie unkenntlich zu machen, oder in Fetzen zerriſſen und ſie modiſch wieder zuſammengeſchneidert. Recenſent, der die meiſten Volkslieder kennt, hat ſich nicht genug wundern können, daſs er in keinem der Heine'ſchen Volkslieder den Stoff oder die Anklänge eines ſchon vorhandenen deutſchen Volksliedes finden konnte [62]), und hat ſich herzlich gefreut, daſs Herr Heine ganz den richtigen Ton derſelben getroffen hat, ganz ihre ſchlichte Naivetät, ihren ſchalkhaften Tiefſinn, und ihren epigrammatiſch humoriſtiſchen Schluſs. — Wir können indeſſen die Bemerkung nicht unterdrücken, daſs bei all ihrer Vortrefflichkeit dieſen Heine'ſchen Volksliedern Etwas fehlt, was ſie erſt ganz zu Volksliedern ſtempelt. Letztere gründen ſich nämlich bei allen Völkern auf die Geſchichte derſelben. Das ſpaniſche Volkslied bezieht ſich größtentheils auf den Kampf mit den Mauren, das engliſche auf den Kampf mit der Hierarchie, das ſlaviſche auf die Bauernknechtſchaft ꝛc. Wie zerſplittert auch die deutſche Geſchichte iſt, ſo hat ſie doch manches ganz Charakteriſtiſche, und z. B. das Streben des dritten Standes, das Zunftweſen, die Glaubenskriege, der Meinungskampf ſind hervorſtechende Elemente des deutſchen Volksliedes. Wären Heine's „Grenadiere" in franzöſiſcher Sprache geſchrieben, ſo wäre Das ein echtes franzöſiſches Volkslied; denn es bezieht ſich auf die franzöſiſche Geſchichte, und ſpricht ganz aus den Geiſt der alten Garde und deren Anhänglichkeit an den Kaiſer Napoleon. Mit beſſerm Rechte kann das „Lied des gefangenen Räubers", wie ſehr es auch den übrigen an Gehalt nachſtehen muſs, ein echt deutſches Volkslied genannt werden, weil es hiſtoriſche Anklänge hat, die Hexenproceſſe, die alte ſchlechte Kriminaljuſtiz und den Volksglauben. — Außerdem bemerken wir, daſs in Heine's Gedichten zwar immer ein deutſcher Geiſt, aber mehr ein nordiſch-deutſcher, als ein ſüddeutſcher Geiſt lebt, ſo wie überhaupt das nächtige, trotzige Gemüth, das ſich in denſelben ausſpricht, jenen Ländern zu gehören ſcheint, wo der wilde Boreas ſich ausheult, und das Nordlicht ſeine abenteuerlichen Strahlen herabgießt auf wunderliche Felſengruppen, düſtre Fichtenwälder und hohe, ernſte Menſchengeſtalten.

„In unſerer Literatur hat noch nie ein Dichter ſeine ganze Subjektivität, ſeine Individualität, ſein inneres Leben mit ſolcher Keckheit und ſolcher überraſchenden Rückſichtsloſigkeit dargeſtellt, als Herr Heine in ſeinen Gedichten. Da die ſtreng objektive Darſtellung dieſer ungewöhnlichen, grandioſen Subjektivität ganz das Gepräge der Wahrheit trägt, und da die Wahrheit eine wunderſam allbeſiegende Kraft beſitzt, ſo haben wir wieder einen Grund mehr aufgefunden, weßhalb Heine's Gedichte bei den Leſern einen ſo unwiderſtehlichen Reiz ausüben. Aus dem Grunde machen Lord Byron's Gedichte in England ſo viel Aufſehen; das „Edinburgh Review" und die Magazins und die ganze Kritikergilde ſchreit „Zeter!" und das leſende Publikum ſchreit „göttlich!" Man hat noch außerdem zwiſchen Herrn Heine und dem ſehr edeln Lord eine geheime Verwandtſchaft bemerkt. Es iſt etwas Wahres an dieſer Bemerkung. Die geiſtigen Phyſiognomien Beider ſind ſich ſehr ähnlich; wir finden darin dieſelbe Urſchönheit, aber auch denſelben Hochmuth und Höllenſchmerz. Bei dem jüngern Deutſchen blickt noch immer die deutſche Gutmüthigkeit durch, und ſeine humoriſtiſche Ironie iſt noch ſehr entfernt von der eiskalten brittiſchen Perſifflage. Es liegt doch noch immer mehr Schmerz als Spott in den Worten:

Ich lache ob den abgeſchmackten Laffen,
Die mich anglotzen mit den Bocksgeſichtern;
Ich lache ob den Füchſen, die ſo nüchtern
Und hämiſch mich beſchnüffeln und begaffen.

Ich lache ob den hochgelahrten Affen,
Die ſich aufblähn zu ſtolzen Splitterrichtern;
Ich lache ob den feigen Böſewichtern,
Die mich umdrohn mit giftgetränkten Waffen

So wie auch in den krampfhaftigen Worten:

Du ſahſt mich oft im Kampf mit jenen Schlingeln,
Geſchminkten Katzen und bebrillten Pudeln,
Die mir den blanken Namen gern beſudeln,
Und mich ſo gerne ins Verderben züngeln.

Du sahest oft, wie mich Pedanten hudeln
Wie Schellenkappenträger mich umklingeln,
Wie gift'ge Schlangen um mein Herz sich ringeln,
Du sahst mein Blut aus tausend Wunden sprudeln.

„Herr Heine, bei seiner kräftigen und imposanten Subjektivität, durfte es wohl wagen, dieselbe dem Publikum in seiner ganzen Blöße darzustellen. Wenigen Dichtern möchten wir rathen, ein Aehnliches zu versuchen. Ein nackter Thersites wird immer mit Gelächter empfangen werden. Dies wissen unsre poetischen Thersiten sehr wohl, und sie sind beflissen, sich so tief als möglich einzuhüllen in den Mantel der Konvenienzpoesie, sind ängstlich besorgt, daſs aus den Löchern desselben ihre armselige Subjektivität nicht hervorschimmere, bemühen sich außerdem, mit ihren beweglichen Alltagsgesichtern die edlen Mienen antiker Heroenstatuen nachzuäffen, und nennen Das: ein Streben nach dem Idealischen, — antike, klassische, plastische Poesie! Daher jener gespreizte, vornehme Wortschwall, jenes Daherschreiten auf hohen Sprachstelzen, und jenes geringschätzende Herabschauen auf den wahren, schlichten Volksdichter. Die Zeit ist schon gekommen, wo man diesen Thersiten die ehrwürdige Toga vom Leibe reißt, und sie herunterwirft von dem hohen Kothurn. Wir haben schon viele Dichter, die durch eignes Beispiel ein solches Zurückgehn zur poetischen Wahrheit vorbereiten. Doch haben sich die meisten nicht entschließen können, in ihren Gedichten die letzte Konvenienzhülle von sich zu werfen; und Dies hat Heine gethan. — Wir haben hier angedeutet den Kampf der sogenannten Romantik mit der missverstandenen Klassicität. Herr Heine hat sich einst in diesen Blättern in einem polemischen Aufsatze, als ein feuriger Anhänger der romantischen Schule, als Schlegelianer, bekannt, und hat ebenfalls in seinen Gedichten dieses Bekenntnis unverhohlen ausgesprochen. Doch müssen wir Herrn Heine selbst darauf aufmerksam machen: wie sehr er auch die Schlegel'sche Schule durchgegangen sei, und sich an den belehrenden und „gütigen" Worten A. W. Schlegel's erkräftigt habe, so gehört er doch auf keinen Fall der Schlegel'schen Schule an. Diese letztre, oder die romantische Schule par excellence, oder, um sie noch besser zu

nennen, die afterromantiſche Schule, beſteht aus zwei Elementen, die wir, gottlob! vergebens in Heine's Gedichten ſuchen, — Ritterthum und Mönchthum, oder Feudalweſen und Hierarchie. Reines Bürgerthum, reines Menſchthum iſt das einzige Element, das in den Gedichten Heine's lebt, und, bis auf einige leiſe Anklänge, finden wir in denſelben nirgends ritterliches Sporengeklirr und kirchlichen Weihrauchdampf, die beiden Hauptbeſtandtheile des Mittelalters und der nach dem Mittelalter ſchmachtenden Schlegel'ſchen Schule; mit einem Wort — Heine iſt ein Dichter für den dritten Stand (tiers état).

„Wir haben ſchon erwähnt, daſs Heine's Gedichte ſich durch Originalität auszeichnen. Dies iſt ganz beſonders der Fall bei den „Traumbildern" und „Fresko-Sonetten". Erſtere haben einen überraſchend eigenthümlichen Charakter, wir wiſſen nicht, unter welchen Gedichtarten wir dieſelben rubricieren ſollen, und wir geſtehen, daß Herr Heine unſere Literatur mit einer neuen Gattung Poeſien bereichert hat. Dieſe Reihe ſchlicht erzählter Träume, oder träumeriſcher Zuſtände, bildet gleichſam eine Camera obscura mit einem von dunkelrothem Karfunkellichte beleuchteten Kryſtallſpiegel, worin ſich viele unheimliche Figuren, die theils fromme Engelmienen, theils entſetzliche Teufeslarven tragen, wunderlich hin und her bewegen, und durch ihre tollen Gruppierungen und ſeltſamen Kämpfe dem Leſer das innere Leben des Dichters zur Anſchaulichkeit bringen. Dieſes innere Leben iſt aber bloß ein poetiſcher Widerſchein ſeines äußern Lebens, das der Dichter mit einer ſeltenen Kraft in den „Fresko-Sonetten" darſtellt. Letztere ſind nicht ſo poetiſch wie die „Traumbilder", aber ſie ſind weit pikanter. In den „Traumbildern" ſehen wir einen Nachtwandler, der mit ſomnambüler Klarheit die Geheimniſſe des Lebens anſchaut. In den „Fresko-Sonetten" ſehen wir einen wachen Mann, der vollen Bewuſſtſeins mit ſcharfen Augen ins Menſchentreiben und in die eigne kranke Bruſt hineinſchaut.

„Was die Form der Heine'ſchen Gedichte betrifft, ſo wollen wir uns nicht zu pedantiſcher Silbenſtecherei herablaſſen, und wir wollen uns bloß einige kurz zuſammengefaſſte Bemerkungen erlauben. Die Form der meiſten „Traumbilder" iſt höchſt vernachläſſigt. Herr Heine gefällt ſich hier in Archaismen, kokettiert

mit einer poetiſchen Nonchalance, und will dieſen Gedichten ein grobes holzſchnittartiges Anſehen geben, damit ihr höchſt poetiſcher Stoff deſto mehr kontraſtiere mit der ſchlichten kunſtloſen Form. Dasſelbe iſt der Fall bei den meiſten Minneliedern. Wir haben ſchon oben bemerkt, daſs dieſe nicht die glänzendſte Partie des Buches genannt werden dürfte. Der Herr Verfaſſer befolgt nicht immer ſeine eigenen Worte:

Phantaſie, die ſchäumend wilde,
Iſt des Minneſängers Pferd,
Und die Kunſt dient ihm zum Schilde,
Und das Wort, das iſt ſein Schwert.

„Wir haben ebenfalls ſchon bemerkt, daſs die Volkslieder, die unter der Rubrik „Romanzen“ ſtehen, im echten Volkstone geſchrieben ſind. Unter den eigentlichen Romanzen finden wir den „Don Ramiro“, ſo großartig und keck er auch in der Anlage iſt, in der Form ſehr flüchtig gearbeitet. Erſt in den Sonetten und in einigen kleinen Liedern zeigt ſich der Verfaſſer als vollendeter Metriker; hier ſehen wir Spuren der Schlegel'ſchen Schule, und der Kontraſt, den der derbe Stoff der „Fresko-Sonette“ mit ihrer kunſtvollen zarten Form bildet, giebt denſelben ihren größten Reiz. Aber durch ſeine Ueberſetzungen aus Byron's Werken nimmt Herr Heine ganz und gar unſere unbeſchränkte Achtung und unſer höchſtes Lob in Anſpruch; wir erkennen in ihm den großen Meiſter, der bis in die tiefſten Tiefen des grammatiſchen Baues, des eigenthümlichen Weſens und des geiſtigen Charakters unſerer Sprache eingedrungen iſt, und der die Meiſterſtücke fremder Literaturen mit der Treue eines Spiegels ins Deutſche zu übertragen verſteht [63]).

„Wir wünſchen, daſs Herr Heine die Winke, die wir ihm oben gegeben, benutzen möge. Wir können ihm bis jetzt eben ſo viel Tadel als Lob zumeſſen. Doch es hängt ganz von ihm ab, ob dieſer Tadel nächſtens ganz verſchwinden kann. Die Natur hat ihn zu ihrem Liebling gewählt und ihn mit allen Fähigkeiten ausgerüſtet, die dazu gehören, einer der größten Dichter Deutſchlands zu werden; es hängt ganz von ihm ab, ob er es vorzieht,

seinem Vaterlande verderblich zu sein als verlockendes Irrlicht oder als riesiger Giftbaum."

Bei einer so glänzenden Anerkennung seiner ersten, noch nicht durch die strenge Selbstkritik späterer Jahre gesichteten Liedersammlung, durfte wohl der junge Poet stolzer und muthvoller sein Haupt erheben, und mit gesteigertem Vertrauen in die Echtheit seines Talentes wandte er sich neuen dichterischen Schöpfungen zu. Dem in Göttingen um fast zwei Akte geförderten „Almansor" wurden im Herbst 1821 die Schlussscenen hinzugefügt; ein zweites Drama, „William Ratcliff", entstand im Januar 1822, und wurde, wie Heine erzählt [64]), in drei Tagen, ohne Brouillon und in Einem Zuge, geschrieben. Im Anschluss an diese Tragödie dichtete er später jenes eiskalt bittere, (auf S. 168) schon von uns erwähnte Traumbild des Wiedersehens mit der vermählten Geliebten. Fast sämmtliche Lieder des „Lyrischen Intermezzos" fallen in den Sommer 1822; ebenso die schaurig wilde Phantasmagorie der „Götterdämmerung" und die rührend liebliche „Wallfahrt nach Kevlaar" [65]).

Neben dieser lebhaften Produktivetät auf rein poetischem Felde, lieferte Heine noch eine ansehnliche Zahl von Beiträgen in Prosaform für verschiedene Journale. Die erste dieser Arbeiten, eine umfangreiche Besprechung der Tragödie „Tasso's Tod" von Wilhelm Smets, wurde vom 21. Juni bis 19. Juli 1821 im „Zuschauer", einem von J. D. Symanski redigierten Berliner „Zeitblatt für Belehrung und Aufheiterung", abgedruckt. Es herrscht in diesem Aufsatze derselbe wissenschaftliche Ernst, dieselbe leidenschaftslose Ruhe, welche sich uns in der kleinen Abhandlung über die Romantik bemerklich machten. Offenbar ist Lessing's Methode das Vorbild, welchem der junge Verfasser in der logisch gegliederten Anordnung des Stoffes und den klaren Auseinandersetzungen über das Wesen der dramatischen Dichtkunst nacheifert, die er an die Spitze seiner kritischen Analyse stellt. Aufs gewissenhafteste deutet er die ästhetischen Grundsätze an, von welchen er bei Beurtheilung der ihm vorliegenden Tragödie ausgeht, und dann wird nach den angegebenen Gesichtspunkten in systematischer Reihenfolge der dramatische, poetische und ethische Gehalt des Stückes geprüft. Die Kunstansichten, zu denen sich Heine in

dieſer Kritik bekennt, ſtimmen im Ganzen mit den Principien der romantiſchen Schule überein, er bedient ſich durchgehends ſogar derſelben äſthetiſchen Terminologie, welche uns in A. W. Schlegel's Vorleſungen über dramatiſche Kunſt und Literatur begegnet; bei Alledem aber ſpricht ſich auch hier ſchon ein freier, ſelbſtändig denkender Geiſt aus, der keineswegs in verba magistri ſchwört und die Kunſttheorien der Schule gläubig nachſtammelt, ſondern — ganz wie in dem Aufſatze über die Romantik — den Verirrungen derſelben eine furchtloſe Zurechtweiſung ertheilt. Beherzigenswerth iſt vor Allem, was über die Schickſalstragödie und über die ethiſchen Anforderungen geſagt wird, denen ein gutes Drama zu genügen hat: „Ethiſch ſoll hier nur ein Rubrikname ſein, und wir wollen entwickelnd erklären, was wir unter dieſer Rubrik befaſſt haben wollen. Hören Sie, gelehrte Herren, iſt es Ihnen noch nie begegnet, daſs Sie innerlich miſsvergnügt, verſtimmt und ärgerlich des Abends aus dem Theater kamen, obſchon das Stück, das Sie eben ſahen, recht dramatiſch, theatraliſch, kurz voller Poeſie war? Was war nun der Fehler? Antwort: Das Stück hatte keine Einheit des Gefühls hervorgebracht. Das iſt es. Warum muſſte der Tugendhafte untergehen durch Liſt der Schelme? Warum muſſte die gute Abſicht verderblich wirken? Warum muſſte die Unſchuld leiden? Das ſind die Fragen, die uns marternd die Bruſt beklemmen, wenn wir nach der Vorſtellung von manchem Stücke aus dem Theater kommen. Die Griechen fühlten wohl die Nothwendigkeit, dieſes qualvolle Warum in der Tragödie zu erdrücken, und ſie erſannen das Fatum. Wo nun aus der beklommenen Bruſt ein ſchweres Warum hervorſtieg, kam gleich der ernſte Chorus, zeigte mit dem Finger nach oben, nach einer höheren Weltordnung, nach einem Urrathſchluſs der Nothwendigkeit, dem ſich ſogar die Götter beugen. So war die geiſtige Ergänzungsſucht des Menſchen befriedigt, und es gab jetzt noch eine unſichtbare Einheit: — Einheit des Gefühls. Viele Dichter unſerer Zeit haben Dasſelbe gefühlt, das Fatum nachgebildet, und ſo entſtanden unſere heutigen Schickſalstragödien. Ob dieſe Nachbildung glücklich war, ob ſie überhaupt Aehnlichkeit mit dem griechiſchen Urbild hatte, laſſen wir dahingeſtellt. Genug, ſo löblich auch ihr Streben nach Hervor-

bringung der Gefühlseinheit war, so war doch jene Schicksalsidee eine sehr traurige Aushilfe, ein unerquickliches, schädliches Surrogat. Ganz widersprechend ist jene Schicksalsidee mit dem Geist und der Moral unserer Zeit, welche beide durch das Christenthum ausgebildet worden. Dieses grause, blinde, unerbittliche Schicksalswalten verträgt sich nicht mit der Idee eines himmlischen Vaters, der voller Milde und Liebe ist, der die Unschuld sorgsam schützt, und ohne dessen Willen kein Sperling vom Dache fällt. Schöner und wirksamer handelten jene neuern Dichter, die alle Begebenheiten aus ihren natürlichen Ursachen entwickeln, aus der moralischen Freiheit des Menschen selbst, aus seinen Neigungen und Leidenschaften, und die in ihren tragischen Darstellungen, sobald jenes furchtbare letzte Warum auf den Lippen schwebt, mit leiser Hand den Himmelsvorhang lüften, und uns hineinlauschen lassen in das Reich des Ueberirdischen, wo wir im Anschaun so vieler leuchtenden Herrlichkeit und dämmernden Seligkeit mitten unter Qualen aufjauchzen, diese Qualen vergessen oder in Freuden verwandelt fühlen." Was Heine am Schlusse seiner Abhandlung über den Charakter der echt menschlichen Milde und Versöhnung bemerkt, dessen die wahre Tragödie nicht entbehren darf, hätte von Lessing selbst nicht prägnanter gesagt werden können, und verdient leider auch heute noch unsern Bühnenschriftstellern als ernste Mahnung ins Ohr gerufen zu werden: „Unter dieser Versöhnung verstehen wir nicht allein die aristotelische Leidenschaftsreinigung, sondern auch die Beobachtung der Grenzen des Reinmenschlichen. Keiner kann furchtbarere Leidenschaften und Handlungen auf die Bühne bringen, als Shakspeare, und doch geschieht es nie, dass unser Inneres, unser Gemüth durch ihn gänzlich empört würde. Wie ganz anders ist Das bei vielen unserer neuern Tragödien, bei deren Darstellung uns die Brust gleichsam in spanische Schnürstiefel eingeklemmt wird, der Athem uns in der Kehle stocken bleibt, und gleichsam ein unerträglicher Katzenjammer der Gefühle unser ganzes Wesen ergreift. Das eigne Gemüth soll dem Dichter ein sicherer Maßstab sein, wie weit er den Schrecken und das Entsetzliche auf die Bühne bringen kann. Nicht der kalte Verstand soll emsig alles Gräßliche ergrübeln, mosaikähnlich zusammenwürfeln und

in der Tragödie aufstapeln. Zwar wissen wir recht wohl, alle Schrecken Melpomenens sind erschöpft. Pandora's Büchse ist leer, und der Boden derselben, wo noch ein Uebel kleben konnte, von den Poeten kahl abgeschabt, und der gefallsüchtige Dichter muss im Schweiße seines Angesichts neue Schreckensfiguren und neue Uebel herausbrüten. So ist es dahin gekommen, dass unser heutiges Theaterpublikum schon ziemlich vertraut ist mit Brudermord, Vatermord, Inceſt ꝛc. Dass am Ende der Held bei ziemlich gesundem Verstande einen Selbstmord begeht, cela se fait sans dire. Das ist ein Kreuz, Das ist ein Jammer. In der That, wenn Das so fortgeht, werden die Poeten des zwanzigsten Jahrhunderts ihre dramatischen Stoffe aus der japanesischen Geschichte nehmen müssen, und alle dortigen Exekutionsarten und Selbstmorde: Spießen, Pfählen, Bauchaufschlitzen ꝛc. zur allgemeinen Erbauung auf die Bühne bringen. Wirklich, es ist empörend, wenn man sieht, wie in unsern neuern Tragödien, statt des wahrhaft Tragischen, ein Abschlachten, ein Niedermetzeln, ein Zerreißen der Gefühle aufgekommen ist, wie zitternd und zähneklappernd das Publikum auf seinem Armensünderbänkchen sitzt, wie es moralisch gerädert wird, und zwar von unten herauf. Haben denn unsere Dichter ganz und gar vergessen, welchen ungeheuren Einfluss das Theater auf die Volkssitten ausübt? Haben sie vergessen, dass sie diese Sitten milder, und nicht wilder machen sollen? Haben sie vergessen, dass das Drama mit der Poesie überhaupt denselben Zweck hat, und die Leidenschaften versöhnen, nicht aufwiegeln, menschlicher machen, und nicht entmenschen soll. Haben unsere Poeten ganz und gar vergessen, dass die Poesie in sich selbst genug Hilfsmittel hat, um auch das allerabgestumpfteste Publikum zu erregen und zu befriedigen, ohne Vatermord und ohne Inceſt? Es ist doch jammerschade, dass unser großes Publikum Wenig versteht von der Poesie, fast eben so Wenig wie unsere Poeten."

Als Heine diesen Aufsatz schrieb, war er selbst mit einer Tragödiendichtung beschäftigt, und es war ihm vermuthlich mehr darum zu thun, durch eine objektive Darlegung seiner Ansichten über die Erfordernisse eines guten Dramas sich Rechenschaft von seinen ästhetischen Grundsätzen zu geben, als das ziemlich unreife

Theaterstück eines katholisierenden Romantikers der Beachtung des Publikums zu empfehlen. Um so mehr ist die Gewissenhaftigkeit anzuerkennen, mit welcher er sich in den Geist und in die geheimsten Intentionen der fremden Arbeiter vertieft. Zugleich aber tritt in dem liebevollen Nachkonstruieren der besprochenen Tragödie wieder recht deutlich der Einfluss der Schlegel'schen Schule hervor, die bei ihrer maßlosen Ueberschätzung der Phantasie und des subjektiven Gefühls nur allzu geneigt war, in jedem willkürlichen Einfall der Dichterlaune eine heilige Offenbarung des Weltgeistes anzustaunen, und dem Blendwerk einer schattenhaften Symbolik größeren Werth beizumessen, als der lebensvollen Zeichnung handgreiflicher, fest umrissener Gestalten.

Weit unbedeutender, als die Abhandlung über das Trauerspiel „Tasso's Tod", sind Heine's für den „Gesellschafter" geschriebene Recensionen über den von Friedrich Raßmann herausgegebenen „Rheinisch-westfälischen Musen-Almanach auf das Jahr 1821" und über J. B. Rousseau's „Gedichte" und „Poesien für Liebe und Freundschaft". Das erste und das letzte dieser Bücher waren bei Schultz und Wundermann in Hamm, den Herausgebern des „Rheinisch-westfälischen Anzeigers" erschienen, deren Bekanntschaft Heine schon auf der Reise nach Göttingen gemacht, und die ihn zu Beiträgen für ihr Journal aufgefordert hatten. Erinnern wir uns außerdem, dass er Rousseau von Bonn her zu seinen vertrautesten Freunden zählte, so errathen wir leicht, welcherlei äußerliche Gründe ihn zur Besprechung dieser Gedichtsammlungen bewogen. Auch hier bekennt sich Heine noch offen zur Fahne der Romantik, welcher er nachrühmt, dass sie der falschen Idealität entgegentrete und die Besonderheiten der Außenwelt kindlich-naiv im bewegten Gemüth abspiegele; „denn wie des Malers Kunst darin besteht, dass sein Auge auf eine eigenthümliche Weise sieht, und er z. B. die schmutzigste Dorfschenke gleich von der Seite auffasst und zeichnet, von welcher sie eine dem Schönheitssinne und Gemüth zusagende Ansicht gewährt: so hat der wahre Dichter das Talent, die unbedeutendsten und unerfreulichsten Besonderheiten des gemeinen Lebens so anzuschauen und zusammenzusetzen, dass sie sich zu einem schönen, echt poetischen Gedichte gestalten."

Wenn in diesen schematisch geordneten, jede willkürliche Abschweifung vermeidenden Recensionen die spätere, humoristisch abspringende Manier des Heine'schen Prosastiles nur selten in einer schalkhaften Redewendung hervorblickt, so entschädigte sich der junge Schriftsteller für solchen Zwang docierender Ernsthaftigkeit reichlich in den „Briefen aus Berlin", die er im Januar, März und Juni 1822 für den „Rheinisch-westfälischen Anzeiger" schrieb. Die „Briefe aus Berlin" sind, so zu sagen, die studentischen Flegeljahre der Heine'schen Prosa, die hier mit liebenswürdigem Behagen die muthwilligsten Possen vollführt. Wie bei den Produktionen der romantischen Schule, waltet in der Behandlungsart überall die subjektivste Laune vor; aber weil der Briefschreiber keine spukhaften Phantasiegebilde, sondern die realsten Dinge des täglichen Lebens, das gesellschaftliche, literarische und künstlerische Treiben der Residenz, zum Gegenstand seiner Berichte nimmt, und alle an ihm vorbei schwirrenden Eindrücke der Außenwelt im Brennspiegel seiner eigenartigen Individualität auffängt und in buntester Strahlenbrechung reflektiert, tragen seine Korrespondenzen das reizvoll lebendigste Gepräge. Es war ein ganz neuer Ton, der hier mit keckem Uebermuthe in das langweilig fade Geschnatter der Tagesblätter, in all das herkömmlich steife Theater- und Literaturgeträtsche hineinklang, und man horchte schier ängstlich auf das Gezwitscher des losen Spottvogels, der über jedes Thema, das ihm zu Ohren kam, seine moquante Weise pfiff. „An Notizen fehlt es nicht," heißt es im Anfang des ersten Briefes, „und es ist nur die Aufgabe: Was soll ich nicht schreiben, d. h. was weiß das Publikum schon längst, was ist demselben ganz gleichgültig, und was darf es nicht wissen? Und dann ist die Aufgabe: Vielerlei zu schreiben, so wenig als möglich vom Theater und solchen Gegenständen, die in der Abendzeitung, im Morgenblatte, im Wiener Konversationsblatte ꝛc. die gewöhnlichen Hebel der Korrespondenz sind und dort ihre ausführliche und systematische Darstellung finden. Den Einen interessiert's, wenn ich erzähle, daſs Jagor die Zahl genialer Erfindungen kürzlich durch sein Trüffeleis vermehrt hat; den Andern interessiert die Nachricht, daſs Spontini beim letzten Ordensfest Rock und Hosen trug von grünem Sammet mit goldenen Sternchen. Nur

verlangen Sie von mir keine Systematik; Das ist der Würgengel aller Korrespondenz. Ich spreche heute von den Redouten und den Kirchen, morgen von Savigny und den Possenreißern, die in seltsamen Aufzügen durch die Stadt ziehen, übermorgen von der Giustinianischen Galerie, und dann wieder von Savigny und den Possenreißern. Association der Ideen soll immer vorwalten." Der erste Brief schilderte vornehmlich die äußere Erscheinung der Residenz, und erregte schon bedeutendes Aufsehn. Im zweiten Briefe verwahrt sich Heine zunächst gegen den Vorwurf, dass er bestimmte Persönlichkeiten zu sehr hervortreten lasse, und bemerkt bei dieser Gelegenheit, dass ihm Berlin mit seiner Empfindlichkeit gegen die Neckereien eines jedenfalls nicht böswilligen Humors wie ein großes Krähwinkel erscheine: „Die Leute betrachten nicht das Gemälde, das ich leicht hinskizziere, sondern die Figürchen, die ich hinein gezeichnet, um es zu beleben, und glauben vielleicht gar, dass es mir um diese Figürchen besonders zu thun war. Aber man kann auch Gemälde ohne Figuren malen, sowie man Suppe ohne Salz essen kann. Man kann verblümt sprechen, wie unsere Zeitungsschreiber. Wenn sie von einer großen norddeutschen Macht reden, so weiß Jeder, dass sie Preußen meinen. Das finde ich lächerlich. Es kommt mir vor, als wenn die Masken im Redoutensaale ohne Gesichtslarven herumgingen. Wenn ich von einem großen norddeutschen Juristen spreche, der das schwarze Haar so lang als möglich von der Schulter herabwallen lässt, mit frommen Liebesaugen gen Himmel schaut, einem Christusbilde ähnlich sehen möchte, übrigens einen französischen Namen trägt, von französischer Abstammung ist, und doch gar gewaltig deutsch thut, so wissen die Leute, wen ich meine. Ich werde Alles bei seinem Namen nennen; ich denke darüber wie Boileau. Ich werde auch manche Persönlichkeit schildern; ich kümmre mich wenig um den Tadel jener Leutchen, die sich im Lehnstuhle der Konvenienz-Korrespondenz behaglich schaukeln, und jederzeit liebreich ermahnen: ‚Lobt uns, aber sagt nicht, wie wir aussehen.'"

Aber nicht bloß mit der äußeren Physiognomie des Berliner Lebens beschäftigen sich die Heine'schen Briefe: auch politische Fragen werden in ihnen mit Freimuth berührt. Allerdings ist

der zwei und zwanzigjährige Student noch weit entfernt von dem Radikalismus ſpäterer Jahre, er ſchwärmt noch für die ſchönen Königskinder, und vor Allem für die Prinzeſſin Alexandrine, deren Vermählungsfeier mit gemüthlichſter Ausführlichkeit geſchildert wird — aber mit dem wärmſten Intereſſe der Humanität vertheidigt er z. B. (Bd. XIII., S. 30) die in Preußen eingeführte allgemeine Wehrpflicht, welche den „ſchroffen Kaſtengeiſt mildert, während man in andern Ländern alle Laſt des Militärdienſtes auf den armen Landmann wirft", und bei Gelegenheit des Fonk'ſchen Kriminalproceſſes redet er dem öffentlichen Gerichtsverfahren ſeines Heimathlandes eifrig das Wort (Ebd. S. 117 ff.) „Mein Freund, der bucklichte Auskultator, meint: wenn er am Rhein wäre, ſo wollte er die Sache bald aufklären. Ueberhaupt meint er, das dortige Gerichtsverfahren tauge Nichts. „Wozu," ſprach er geſtern, „dieſe Oeffentlichkeit? Was geht es den Peter und den Chriſtoph an, ob Fonk oder ein Anderer den Cönen umgebracht? Man übergebe mir die Sache, ich zünde mir die Pfeife an, leſe die Akten durch, referiere darüber, bei verſchloſſenen Thüren urtheilt darüber das Kollegium und ſchreitet zum Spruch, und ſpricht den Kerl frei oder verurtheilt ihn, und es kräht kein Hahn darnach. Wozu dieſe Jury, dieſe Gevatter Schneider und Handſchuhmacher? Ich glaube, Ich, ein ſtudierter Mann, der die frieſiſche Logik in Jena gehört, der alle ſeine juriſtiſchen Kollegien wohl teſtiert hat und das Examen beſtanden, beſitze doch mehr Judicium, als ſolche unwiſſenſchaftliche Menſchen? Am Ende meint ſolch ein Menſch, Wunders welch höchſt wichtige Perſon er ſei, weil ſo Viel von ſeinem Ja und Nein abhängt! Und das Schlimmſte iſt noch dieſer Code Napoleon, dieſes ſchlechte Geſetzbuch, das nicht mal erlaubt, der Magd eine Maulſchelle zu geben —." Doch ich will den weiſen Auskultator nicht weiter ſprechen laſſen. Er repräſentirt eine Menge Menſchen hier, die für Fonk ſind, weil ſie gegen das rheiniſche Gerichtsverfahren ſind. Man mißgönnt dasſelbe den Rheinländern, und möchte ſie gerne erlöſen von dieſen „Feſſeln der franzöſiſchen Tyrannei", wie einſt der unvergeßliche Juſtus Gruner — Gott habe ihn ſelig — das franzöſiſche Geſetz nannte. Möge das geliebte Rheinland noch lange dieſe Feſſeln tragen,

und noch mit ähnlichen Fesseln belastet werden! Möge am Rhein noch lange blühen jene echte Freiheitsliebe, die nicht auf Franzosenhass und Nationalegoismus basiert ist, jene echte Kraft und Jugendlichkeit, die nicht aus der Branntweinflasche quillt, und jene echte Christusreligion, die Nichts gemein hat mit verketzernder Glaubensbrunst oder frömmelnder Proselytenmacherei." — Auch der Spott über die aus den Freiheitskriegen hervorgegangene, durch die Romantik so eifrig geförderte Deutschthümelei zuckt und blitzt schon in diesen Briefen. Es werden die malitiösesten Witze gemacht über die Körner'schen Lieder und über „das unschuldige Strohfeuer, das in diesen Befreiungsversen knistert," obschon Heine sehr gut weiß, dass seine Worte manches patriotische Gemüth verletzen (Ebd. S. 108): „Ich merke, mein Lieber, Sie sehen mich etwas sauer an ob des bittern, spottenden Tones, womit ich zuweilen von Dingen spreche, die andern Leuten theuer sind und theuer sein sollen. Ich kann aber nicht anders. Meine Seele glüht zu sehr für die wahre Freiheit, als dass mich nicht der Unmuth ergreifen sollte, wenn ich unsere winzigen, breitschwatzenden Freiheitshelden in ihrer aschgrauen Armseligkeit betrachte; in meiner Seele lebt zu sehr Liebe für Deutschland und Verehrung deutscher Herrlichkeit, als dass ich einstimmen könnte in das unsinnige Gewäsche jener Pfennigsmenschen, die mit dem Deutschthume kokettieren; und zu mancher Zeit regt sich in mir fast krampfhaft das Gelüste, mit kühner Hand der alten Lüge den Heiligenschein vom Kopf zu reißen, und den Löwen selbst an der Haut zu zerren — weil ich einen Esel darunter vermuthe."

Nur in der ältesten Auflage des zweiten Bandes der „Reisebilder" hat Heine einigen der geistreichsten Stellen seiner „Briefe aus Berlin" einen Platz vergönnt; seine Reiseeindrücke aus Polen hielt er vollends seit ihrer Veröffentlichung durch den „Gesellschafter" im Januar 1823 keines erneuten Abdruckes werth. Von künstlerischem Standpunkte aus mag diese Verwerfung gerechtfertigt sein — als Zeugnisse für den Entwicklungsgang des Dichters durften sie in der Gesammtausgabe seiner Werke nicht fehlen. Beide Arbeiten sind in direktester Weise Präludien zu den „Reisebildern", deren Richtung, Ton und Stil hier noch mit prüfender Hand, aber doch meistens schon mit glücklichem Erfolg

angeſchlagen wird. Mit Recht macht Heinrich Laube [66]) darauf aufmerkſam, daſs der Aufſatz über Polen z. B. ſchon von „dicken, mürriſchen Fichtenwäldern“ ſpricht, und daſs eine ſolche Begabung todter Gegenſtände mit Stimmungen, die ſie ſonſt nur hervorriefen, der Heine'ſchen Darſtellungsweiſe eigenthümlich, gewiſſermaßen ein zu höchſter Potenz von ihm ausgebildeter romantiſcher Kunſtgriff ſei. Auch Cenſurſtriche unterbrechen, wie vorhin erwähnt worden, ſchon häufig die Betrachtungen des jungen Schriftſtellers über den politiſchen Zuſtand Polens, über die bedrückte Lage der leibeigenen Bauern, deren wedelnde Hundedemuth gegen den Edelmann ihn höchlich empört, und über die Juden, die er als den dritten Stand Polens charakteriſiert. Das politiſche Glaubensbekenntnis, welches ſich aus dieſem Aufſatze ergiebt, iſt im Weſentlichen dasſelbe Programm, welches die Julirevolution acht Jahre ſpäter zur Ausführung brachte: ein monarchiſcher Thron mit Waſhington'ſchen Inſtitutionen, ein gemeſſener, ruhiger Fortſchritt ohne zerſtörungsſüchtige Plötzlichkeit, allmähliche Emancipation der polniſchen Bauern, ꝛc. Mit klarſter Beſtimmtheit ſpricht Heine im weiteren Verlauf ſeiner Abhandlung jene kosmopolitiſchen Freiheits- und Gleichheitsideen aus, für welche er ſein Lebenlang kämpfen ſollte. Er zollt der Vaterlandsliebe der Polen die ſchönſte Anerkennung, aber er ſieht in den nationalen Kämpfen nicht das höchſte Ziel des Jahrhunderts, und was er von dem engherzigen Sinne der polniſchen Edelleute ſagt, die unter „Freiheit“ nur ihre beſonderen Adelsvorrechte verſtehen, iſt leider bis auf den heutigen Tag wahr geblieben: „Wie ein Sterbender, der ſich in krampfhafter Angſt gegen den Tod ſträubt, ſo empört und ſträubt ſich ihr Gemüth gegen die Idee der Vernichtung ihrer Nationalität. Dieſes Todeszucken des polniſchen Volkskörpers iſt ein entſetzlicher Anblick! Aber alle Völker Europas und der ganzen Erde werden dieſen Todeskampf überſtehen müſſen, damit aus dem Tode das Leben, aus der heidniſchen Nationalität die chriſtliche Fraternität hervorgehe. Ich meine hier nicht alles Aufgehen ſchöner Beſonderheiten, worin ſich die Liebe am liebſten abſpiegelt, ſondern jene von uns Deutſchen am meiſten erſtrebte und von unſern edelſten Volksſprechern Leſſing, Herder, Schiller ꝛc. am ſchönſten ausgeſprochene

allgemeine Menſchenverbrüderung, das Urchriſtenthum. Von dieſem ſind die polniſchen Edelleute, eben ſo gut wie wir, noch ſehr entfernt. Ein großer Theil lebt noch in den Formen des Katholicismus, ohne leider den großen Geiſt dieſer Formen und ihren jetzigen Uebergang zum Weltgeſchichtlichen zu ahnen; ein größerer Theil bekennt ſich zur franzöſiſchen Philoſophie. Ich will hier dieſe gewiß nicht verunglimpfen, es giebt Stunden, wo ich ſie verehre, und ſehr verehre; ich ſelbſt bin gewiſſermaßen ein Kind derſelben. Aber ich glaube doch, es fehlt ihr die Hauptſache — die Liebe. Wo dieſer Stern nicht leuchtet, da iſt es Nacht, und wenn auch alle Lichter der Encyclopädie ihr Brillantfeuer umherſprühen. — Wenn Vaterland das erſte Wort des Polen iſt, ſo iſt Freiheit das zweite. Ein ſchönes Wort! Nächſt der Liebe gewiſs das ſchönſte. Aber es iſt auch nächſt der Liebe das Wort, das am meiſten mißverſtanden wird und ganz entgegengeſetzten Dingen zur Bezeichnung dienen muſs. Hier iſt Das der Fall. Die Freiheit der meiſten Polen iſt nicht die göttliche, die Waſhington'ſche; nur ein geringer Theil, nur Männer wie Kosciusko haben letztere begriffen und zu verbreiten geſucht. Viele zwar ſprechen enthuſiaſtiſch von dieſer Freiheit, aber ſie machen keine Anſtalt, ihre Bauern zu emancipieren. Das Wort Freiheit, das ſo ſchön und volltönend in der polniſchen Geſchichte durchklingt, war nur der Wahlſpruch des Adels, der dem Könige ſo viel' Rechte als möglich abzuzwängen ſuchte, um ſeine eigne Macht zu vergrößern und auf ſolche Weiſe die Anarchie hervorzurufen. C'était tout comme chez nous, wo ebenfalls deutſche Freiheit einſt Nichts anders hieß, als den Kaiſer zum Bettler machen, damit der Adel deſto reichlicher ſchlemmen und deſto willkürlicher herrſchen konnte; und ein Reich muſſte untergehen, deſſen Vogt auf ſeinem Stuhle feſtgebunden war, und endlich nur ein Holzſchwert in der Hand trug. In der That, die polniſche Geſchichte iſt die Miniaturgeſchichte Deutſchlands; nur daſs in Polen die Großen ſich vom Reichsoberhaupte nicht ſo ganz losgeriſſen und ſelbſtändig gemacht hatten, wie bei uns, und daſs durch die deutſche Bedächtigkeit noch immer einige Ordnung in die Anarchie hineingelangſamt wurde. Hätte Luther, der Mann Gottes und Katharina's, vor einem Krakauer Reichs-

tage gestanden, so hätte man ihn sicher nicht so ruhig wie in Augsburg aussprechen lassen. Jener Grundsatz von der stürmischen Freiheit, die besser sein mag als ruhige Knechtschaft, hat dennoch trotz seiner Herrlichkeit die Polen ins Verderben gestürzt. Aber es ist auch erstaunlich, wenn man sieht, welche Macht schon das bloße Wort Freiheit auf ihre Gemüther ausübt; sie glühen und flammen, wenn sie hören, dass irgend für die Freiheit gestritten wird; ihre Augen schauen leuchtend nach Griechenland und Südamerika. In Polen selbst aber wird, wie ich oben schon gesagt, unter Niederdrückung der Freiheit bloß die Beschränkung der Adelsrechte verstanden, oder gar die allmähliche Ausgleichung der Stände. Wir wissen Das besser; die Freiheiten müssen untergehen, wo die allgemeine gesetzliche Freiheit gedeihen soll."

Den Schluss des Reiseberichts bildeten launige Bemerkungen über das Schauspielerpersonal der Posener Bühne [67]), und wissenschaftlich ernste Notizen über die Bemühungen des Professors Schottky, die Geschichts- und Sprachurkunden des deutschen Mittelalters zu sammeln. Letzterer, welcher damals die Herausgabe einer literarhistorischen Zeitschrift [68]) beabsichtigte, forderte Heine auf, ihm Beiträge für dieselbe zu liefern; Dieser entschuldigt sich jedoch in einem Briefe vom 4. Mai 1823, dass ihn Kränklichkeit seither an jeder solchen Arbeit verhindert habe.

Die Veröffentlichung seiner Reiseerinnerungen zog dem jungen Touristen eine Reihe gehässiger Angriffe in der deutsch-polnischen Lokalpresse zu. „Dieser Aufsatz," schrieb er einem Hamburger Freunde (Bd. XIX., S. 48), „hat das ganze Großherzogthum Posen in Bewegung gesetzt, in den Posener Blättern ist schon dreimal so Viel, als der Aufsatz beträgt, darüber geschrieben, d. h. geschimpft worden, und zwar von den dortigen Deutschen, die es mir nicht verzeihen wollen, dass ich sie so treu geschildert und die Juden zum tiers état Polens erhoben." Ein Anonymus aus Posen ließ sogar ein Sendschreiben an den Verfasser des Aufsatzes über Polen in den „Gesellschafter" einrücken, worin er ihm die gröbste Ignoranz vorwarf, weil er in Gnesen eine Kirchenthür von geschlagener Bronze für ein Produkt von Gusseisen angesehen, den Erzbischof von Gnesen zugleich für den Erz-

bischof von Posen gehalten, das gar kein Erzbisthum sei, und eine Schauspielerin auf das entzückteste gelobt habe, die in Posen Keinem, nicht einmal den Herren Lieutenants, gefalle! Mit solchen Jämmerlichkeiten wurden in der politisch windstillen und mundtodten Zeit der zwanziger Jahre die Spalten der Journale gefüllt, und mit so armseligen Gegnern musste ein Ritter vom Geiste sich herumschlagen! [70]).

Freilich ist es nicht zu verwundern, dass die kecke und herausfordernde Manier, welche schon die ersten Publikationen H. Heine's kennzeichnete, sofort eine lebhafte Opposition auf der einen, und eine große Zahl geistloser Nachahmungen auf der andern Seite hervorrief. Die zündende Wirkung jener Aufsätze und Lieder beruhte ja hauptsächlich auf ihrer neuen, durchaus originellen Form, die sich um so leichter parodieren ließ, je deutlicher sie ein scharf ausgesprochenes subjektives Gepräge trug. Nicht das Gewöhnliche, unbestimmt Verschwommene, platt Allgemeine, sondern nur das ganz Eigenartige, charaktervoll Individuelle reizt zur ernst gemeinten Nachahmung wie zur parodistischen Verhöhnung. Mit Absicht oder unwillkürlich trat bald die ganze junge Literatur in die Fußtapfen Heine's, und folgte mehr oder minder glücklich seinen Spuren. Elf Jahre nach dem Erscheinen seiner ersten Liedersammlung konnte er schon (Bd. XVI., S. 197 [176] mit berechtigtem Selbstgefühl scherzen,

Dass ihm tausend arme Jungen
Gar verzweifelt nachgedichtet,
Und das Leid, das er besungen,
Noch viel Schlimmres angerichtet.

Nicht so bekannt dürfte es sein, dass solche Nachahmungen seiner Dichtweise schon wenige Monate nach Veröffentlichung der bei Maurer erschienenen Sammlung begannen. Sogar noch früher — am 16. Oktober 1821 — fand er sich zu der öffentlichen Erklärung im „Gesellschafter" veranlasst, dass einige in der „Abendzeitung" gedruckte und bloß mit „Heine", ohne den Anfangsbuchstaben eines Vornamens unterzeichnete Gedichte, die mit den seinigen eine gewisse Aehnlichkeit zeigten, nicht von ihm herstammten. Der im Herbst 1822 herausgegebene „Westteutsche

Musenalmanach auf das Jahr 1823" enthielt bereits eine Menge von Liedern, die ganz in der Heine'schen Manier geschrieben und zum Theil von seinem Freunde J. B. Rousseau, meist aber von H. Anselmi in Berlin verfasst waren, dessen „Zuckerpastillen für die Geliebte" den epigrammatischen Ton recht witzig trafen [71]). Am besten gelungen scheint uns folgende Parodie eines bekannten Heine'schen Liedes, das wir zur Vergleichung mit abdrucken:

Sie haben mich gequälet,
Geärgert blau und blass,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Hass.

Sie haben das Brot mir vergiftet
Sie gossen mir Gift ins Glas,
Die Einen mit ihrer Liebe,
Die Andern mit ihrem Hass.

Doch die mich am meisten gequälet
Geärgert und betrübt,
Die hat mich nie gehasset,
Und hat mich nie geliebt.

---

Sie haben mich ennuyieret,
Gequälet, ich weiß nicht wie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Sie haben das Ohr mir zerrissen
In ewiger Disharmonie,
Die Einen mit ihrer Prosa,
Die Andern mit Poesie.

Doch die mich am meisten gelangweilt
Mit ihrem Federkiel,
Die schrieben weder poetisch,
Noch recht prosaischen Stil.

In derberer Weise travestierte Hermann Schiff, der sich auch in späteren Jahren gern in geistvoller Neckerei mit seinem poetischen

Vetter herumſtritt, Deſſen ſpöttiſche Liederpointen; doch geſchah Solches nur in freundſchaftlicher Unterhaltung, und niemals ließ Schiff ſeine muthwilligen Improviſationen drucken, wie er denn überhaupt, trotz ſeiner hyperromantiſchen Richtung, nur ein einziges Mal — in einer Kritik über „Shakſpeare's Mädchen und Frauen“ [72]) — Heine öffentlich angriff. Aeußerſt feindſelig und boshaft dagegen war eine Parodie der im „Geſellſchafter“ vom 27. Mai und 5. Juli 1822 zuerſt mitgetheilten Traumbilder: „Götterdämmerung“ und „Ratcliff“, welche den Freiherrn W. von Schilling zum Verfaſſer hatte, und im Berliner „Zuſchauer“ vom 23. Juli 1823 abgedruckt wurde. Es ſcheint, daſs perſönliche Animoſität dabei im Spiele war. Heine hatte ſich in ſeinen „Briefen aus Berlin“ über den ſchriftſtellernden Baron, über Deſſen elegante Manieren und kurländiſch liſpelnde Sprache, etwas luſtig gemacht, und hinterher, als Dieſer, ſich dadurch verletzt fühlend, mit einer Herausforderung drohte, eine ſehr gutmüthige Entſchuldigung in den „Geſellſchafter“ einrücken laſſen [73]), um „allen Stoff zu Mißverſtändnis und öffentlichem Federkriege fortzuräumen.“ Nichtsdeſtoweniger rächte ſich der Freiherr durch die erwähnte Verſpottung der Heine'ſchen Traumbilder. Die Maurer'ſche Buchhandlung hatte die Gedichte Heine's in Berliner Blättern mit einigen empfehlenden Worten angezeigt, die in unſrer reklamegewohnten Zeit kaum beſonderen Anſtoß erregen würden [74]), damals aber ſelbſt Varnhagen in ſeiner oben erwähnten Recenſion zu der ſpitzen Bemerkung veranlaſſten, daſs „die Verlagshandlung von dem ſchönen Lobe, mit dem ſie die Anzeige dieſer Gedichte begleitet, immerhin ein gut Theil dem Kritiker hätte zurücklaſſen können, ohne zu befürchten, daſs er es würde umkommen laſſen.“ Herr von Schilling eröffnete nun ſeine Parodie mit einer galligen Perſifflage jener Buchhändleranzeige, und überbot in ſeinem „Traumbild von Peter, dem Volksdichter“ auf zwar plumpe, aber im Ganzen nicht unberechtigte Art den Wechſel gefühlsweicher Sentimentalität und cyniſcher Wildheit in den Heine'ſchen Gedichten, deren dreiſte Selbſtbeſpiegelung malitiös gegeißelt ward.

Glaub mir: wenn Einer erſt ſein Leid erzählt,
Der fühlt's nicht mehr; Dem ſchmecken Trank und Speiſe!“

ruft der Frühling dem „blaſſen Peter“ zu, dem Alles „Plunder, Fratz', dumm Zeug“ iſt, und dem endlich der tolle Traum träumt, er ſei in einen Haſen verwandelt,

„Und habe ſich im blaſsgefrornen Winter
In einen Wald verirrt von aift'gen Bäumen,
Mit Peſtgeſchwüren dick an jedem Zweig.“

Zuletzt trifft er im Schneebett eine „Windhundsdirn“, die „ein dummer Zauber umgehundet“, weil ſie ſich mit einem Windſpiel eingelaſſen, und er führt mit ihr ein freches Zwiegeſpräch, das die Traum-Unterhaltungen des Dichters mit der vermählten Geliebten in burleske Wahnſinnseinfälle verzerrt.

Andere, aus kleinlichem Neid entſprungene Anzapfungen muſſte Heine wegen des Eifers erdulden, mit welchem er in den literariſchen Kreiſen Berlin's ein warmes Intereſſe für die Immermann'ſchen Dichtungen zu erregen ſuchte. Wie Heine, trug auch Karl Immermann in ſeinen Erſtlingswerken eine offenkundige Sympathie für die Romantik zur Schau, die ihn auf mancherlei Abwege führte und ihn erſt ſpät die geeigneten Bahnen für ſein Talent erkennen ließ. Aber nicht allein mit dem innerlich hemmenden Gefühl der Unſicherheit über die einzuſchlagende Richtung, ſondern auch mit äußeren Gegnern hatte Immermann ſeit ſeinem früheſten Auftreten zu kämpfen. Schon als Student hatte er die Unſitte des Duells und die burſchenſchaftlichen Tendenzen in einer Broſchüre [75]) angegriffen, welche ihm zahlreiche Widerſacher zuzog und welche ſich unter den bei der Wartburgfeier verbrannten Schriften befand. In ſeinen Trauerſpielen ahmte er zu einer Zeit, wo die ſentimentalen Rührſtücke und phraſenhaften Schickſalstragödien die Bühne beherrſchten, die realiſtiſchen Aeußerlichkeiten der Shakſpeare'ſchen Dramen nach, und verirrte ſich dabei in eine ſprunghaft abenteuerliche, alles Humors und aller Gefühlswärme bare Charakteriſtik, die jede farbige Ausmalung der mit derben Freskoſtrichen angedeuteten Konturen verſchmähte. Heine, der trotz ſolcher Gebrechen den hohen Werth Immermann's eben ſo früh erkannte, wie Dieſer die Bedeutſamkeit des Heine'ſchen Talents, trat mit ihm von Berlin aus in einen fruchtbaren, Jahre lang fortgeſetzten Brief-

wechſel, und ſuchte dem ernſten Kunſtſtreben des Freundes mit Erfolg Anerkennung zu verſchaffen. Er wuſſte Varnhagen, Gubitz, Köchy, Frau von Hohenhauſen und Andere für Immermann's Trauerſpiele zu intereſſieren, und ſie zu ausführlicher Beſprechung derſelben in den Tagesblättern zu beſtimmen. Selbſt die Aufführung des „Petrarcha“ ſuchte er auf der Braunſchweiger Hofbühne durch ſeinen Freund Köchy zu erwirken. Dadurch reizte er freilich die Empfindlichkeit der Berliner Dichterlinge, die es ihm nicht verzeihen konnten, daſs er ſo emſig den Ruhm eines bis dahin obſkuren Poeten in der Reſidenz kolportierte, und die ſein uneigennütziges Lob Desſelben ſogar in öffentlichen Blättern durch hämiſche Bemerkungen anonym verdächtigten [76]). Mit Bitterkeit ſpricht Heine in ſeinen Briefen an Immermann (Bd. XIX., S. 27 u. 34) über dieſe Widerwärtigkeiten der ſchriftſtelleriſchen Laufbahn: „Wo der wahre Dichter auch ſei, er wird gehaſſt und angefeindet, die Pfennigsmenſchen verzeihen es ihm nicht, daſs er Etwas mehr ſein will als ſie, und das Höchſte, was er erreichen kann, iſt doch nur ein Martyrthum. Das Verlegerſuchen gehört zu den Anfängen desſelben. Nach dem buchhändleriſchen Verhöhnen und Insgeſichtgeſpucktwerden kommt die theegeſellſchaftliche Geißelung, die Dornenkrönung dummpfiffigen Lobes, die literaturzeitungliche Kreuzigung zwiſchen zwei kritiſierten Schächern — es wäre nicht auszuhalten, dächte man nicht an die endliche Himmelfahrt!“ Im Allgemeinen ſetzt ſich jedoch Heine in dieſer Periode rüſtigen Schaffens und Vorwärtsſtrebens mit ſtolzem Selbſtgefühle leicht über ſolche Anfeindungen niedrig geſinnter Kleingeiſter hinweg. „Die Götter wiſſen's,“ ſchreibt er dem Freunde (Ebd. S. 79), „daſs ich gleich in der erſten Stunde, wo ich in Ihren Tragödien las, Sie für Das erkannte, was Sie ſind; und ich bin eben ſo ſicher in dem Urtheile, das ich über mich ſelber fälle. Jene Sicherheit entſpringt nicht aus träumeriſcher Selbſttäuſchung, ſie entſpringt vielmehr aus dem klaren Bewuſſtſein, aus der genauen Kenntnis des Poetiſchen und ſeines natürlichen Gegenſatzes, des Gemeinen. Alle Dinge ſind uns ja nur durch ihren Gegenſatz erkennbar, es gäbe für uns gar keine Poeſie, wenn wir nicht überall auch das Gemeine und Triviale ſehen könnten, wir ſelber erkennen unſer eigenes Weſen nur da-

durch, daſs uns das fremdartige Weſen bemerkbar wird und zur Vergleichung dient; jene hirntolle, verſchrobene, ſchwülſtige Schlingel, die ſich von vornherein für Shakſpeare und Arioſte halten, laſſen uns ihre, ihnen ſelbſt oft nicht bemerkbare Unſicherheit zuweilen erkennen durch ihr ängſtliches Haſchen nach fremdem Urtheil und durch ihr polterndes Feldgeſchrei: daſs ſie durch und durch poetiſch wären, daſs ſie gar nicht einmal aus der Poeſie heraus könnten, und daſs beim Verſeſchreiben der göttliche Wahnſinn immer ihre Stirn umſpiele."

Heine äußerte oftmals ein ſchmerzliches Bedauern darüber, daſs bei einem Brande im Hauſe ſeiner Mutter mit andern werthvollen Manuſkripten und Papieren auch die von Immermann an ihn gerichteten Briefe ſämmtlich vernichtet worden. „Es war Das eine Korreſpondenz," ſagte er ſpäter einmal zu Adolf Stahr, „in die wir Beide als Strebende Viel hineingelegt hatten; denn wir übten damals gegenſeitig einen weſentlichen Einfluſs auf einander aus. Merkwürdigerweiſe hat man unſer Verhältnis in den Immermann'ſchen Biographien faſt gänzlich ignoriert." Zum Glück ſind die Briefe Heine's an Immermann erhalten geblieben, und ſie rechtfertigen vollſtändig jenen Ausſpruch. Das erſte Schreiben iſt vom 24. December 1822 datiert, und enthält den Dank Heine's für die „bedeutungsvollen, menſchenverſöhnenden Liebesworte", die Immermann in ſeiner vorhin mitgetheilten Kritik über Heine's Gedichte ausgeſprochen. „Ich geſtehe es," ſagt Letzterer (Ebd. S. 27), „Sie ſind bis jetzt der Einzige, der die Quelle meiner dunklen Schmerzen geahnt. Eigentlich ſind es doch nur Wenige, für die man ſchreibt, beſonders wenn man, wie ich gethan, ſich mehr in ſich ſelbſt zurückgezogen." Beſcheiden fügt er hinzu: „Thoren meinen, ich müſſte wegen des weſtfäliſchen Berührungspunktes (man hat Sie bisher für einen Weſtfalen gehalten) mit Ihnen rivaliſieren, und ſie wiſſen nicht, daſs der ſchöne, klar leuchtende Diamant nicht verglichen werden kann mit dem ſchwarzen Stein, der bloß wunderlich geformt iſt, und woraus der Hammer der Zeit böſe, wilde Funken ſchlägt. Aber was gehen uns die Thoren an? Von mir werden Sie immer das Bekenntnis hören, wie unwürdig ich bin, neben Ihnen genannt zu werden." Uebereinſtimmend mit

dieſer hohen Anerkennung fremden Verdienſtes, ſchreibt er an Steinmann, der inzwiſchen wieder nach Münſter gezogen war (Ebd. S. 52): „Kennſt du den Karl Immermann? Vor Dieſem müſſen wir Beide den Hut abziehn, und du zuerſt. Das iſt eine kräftige, leuchtende Dichtergeſtalt, wie es deren wenige giebt.“ Aber ſeine Verehrung war keineswegs eine kritikloſe und blinde; ſchon in jenem erſten Schreiben bemerkt er, daſs Immermann's „Gedichte“ ihn nicht befriedigt haben. „Es iſt Vielen ſo gegangen, und ich ſage es Ihnen offenherzig, weil ich Sie für den Mann halte, dem man ſeine Meinung ohne Umſchweife ſagen kann.“ Und im Gefühl, daſs auch ihn ſelber ein ſtarkes Wollen des Guten und Rechten beſeele, trägt er Immermann am Schluſs jenes Briefes ſeine Freundſchaft und Bundesgenoſſenſchaft mit den inhaltsvollen Worten an: „Kampf dem verjährten Unrecht, der herrſchenden Thorheit und dem Schlechten! Wollen Sie mich zum Waffenbruder in dieſem heiligen Kampfe, ſo reiche ich Ihnen freudig die Hand. Die Poeſie iſt am Ende doch nur eine ſchöne Nebenſache.“ Wie ernſt und ehrlich Heine dies Freundſchaftsbündnis nahm, beweiſen uns die zahlreichen Briefe, in denen er ſich auf das eingehendſte mit den literariſchen Arbeiten Immermann's beſchäftigt, ihm Verleger für ſeine Werke zu verſchaffen ſucht, ihn an Varnhagen und Gubitz, wie nachmals an Campe und Cotta, empfiehlt, und ihn eben ſo ſehr durch aufrichtiges Lob wie durch aufrichtigen Tadel anſpornt und fördert. Den Hauptmangel der Immermann'ſchen Produktionen hebt er in folgenden Worten (Ebd., S. 81) mit kritiſchem Scharfſinne hervor: „Sie haben Das mit Shakſpeare gemein, daſs Sie die ganze Welt mit ihren unzähligen Mannigfaltigkeiten in ſich aufgenommen, und wenn Ihre Poeſien einen Fehler haben, ſo beſteht er darin, daſs Sie Ihren großen Reichthum nicht zu koncentrieren wiſſen. Shakſpeare verſteht Das beſſer, und deſshalb iſt er Shakſpeare; auch Sie werden dieſe Kunſt des Koncentrierens immer mehr und mehr lernen, und jede Ihrer Tragödien wird beſſer als die vorhergegangene ſein . . . Hier liegen die Gründe, weſshalb Sie ſo fruchtbar ſind, warum Sie oft bei der Maſſe des Angeſchauten nicht wiſſen, wohin damit, und zu zuſammengedrängten Reflexionen Ihre Zuflucht nehmen müſſen, wo Shak-

ſpeare Geſtalten angewendet hätte; hier liegen die Gründe, warum die Winkelpoeten und Pfennigskritiker Sie oft für einen Nachahmer Shakſpeare's ausgeben möchten, Andere für einen Nachahmer Goethe's, mit welchem Letzteren Sie wirklich mehr Aehnlichkeit zeigen, als mit Shakſpeare, weil Dieſer nur in Einer Form, in der dramatiſchen, Jener in allen möglichen Formen, im Drama, im Lied, im Epos, ja ſogar im nackten Begriffe, ſeine große Weltanſchauung künſtleriſch darſtellen konnte." Ob Heine das in ſeinem erſten Brief angedeutete Verſprechen, eine öffentliche Kritik über Immermann's Tragödien („Das Thal von Ronceval", „Edwin" und „Petrarcha") zu liefern, wirklich erfüllt hat, wiſſen wir nicht. Auf jeden Fall aber ließ er im Jahre 1826 eine Recenſion der geiſtvollen Abhandlung Immermann's über den raſenden Ajax des Sophokles in einer Berliner Zeitſchrift drucken, und bemerkte darüber 1850 in einem Geſpräche mit Adolf Stahr [77]): „Ich war, wie mir Immermann ſchrieb, der Einzige, der auf die Bedeutung dieſer vortrefflichen Schrift aufmerkſam machte, während die klaſſiſchen Schriftgelehrten, die Alterthumsprofeſſioniſten, hochmüthig daran vorbeigingen." Leider iſt uns die Auffindung dieſer kritiſchen Arbeit, trotz wiederholter Nachforſchungen, bis jetzt nicht gelungen. Im Herbſt 1826 wandte ſich Heine mit der Aufforderung an Immermann, ihm einen Beitrag für den zweiten Band der „Reiſebilder" zu ſenden, und Dieſer ſchickte die bekannten Xenien ein (Bd. I., S. 185 ff.), welche den Anlaſs zu der vielberufenen Fehde mit dem Grafen Platen abgaben, in der Heine mit ſo rückſichtsloſen Schwerthieben des Witzes auf den gemeinſchaftlichen Gegner losſchlug, daſs er durch den Skandal dieſes unerquicklichen Kampfes ſchier den wohlerworbenen Lorber ſeines eignen Dichterhauptes gefährdete. Mit der aufopferndſten Sorgfalt ging er im Frühjahr 1830 das Manuſkript von Immermann's launigem Märchenepos „Tuliſäntchen" in metriſcher Hinſicht durch, und überſandte dem Freunde die feinſinnigſten Verbeſſerungsvorſchläge, die von Immermann faſt ſämmtlich acceptiert wurden [78]). Das Gedicht hat dadurch erheblich gewonnen; denn in der urſprünglichen Faſſung fielen die Wortfüße der Trochäen meiſt in eintönigſtem Geklapper mit den Versfüßen zuſammen. In den Augen des großen Publikums

hätte dieſer Mangel, wie Heine (Bd. XIX., S. 375) bemerkt, vielleicht der Wirkung des Gedichtes nicht allzu viel Eintrag gethan; „denn das große Publikum verſteht gar Nichts von Metrik und verlangt nur ſeine kontrahierte Silbenzahl“; deſto mehr werden eingeweihte Kenner der Poeſie jenes ernſthafte Kunſtſtreben würdigen, das den höchſten Anſprüchen der Melodie und des Rhythmus um ſeiner ſelbſt willen zu genügen ſucht, wie ein Maler, um mit Hebbel zu reden, gewiſs einen Pinſelſtrich, der zur Verſchönerung ſeines Bildes noch ſo unmerklich beitrüge, nicht fortlaſſen würde, wenn er auch wüſſte, daſs ihn in aller kommenden Zeit niemals ein Beſchauer des Gemäldes entdeckte. Und wie Heine in der „Reiſe von München nach Genua“ (Bd. II., S. 34 ff.) Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol“ dem deutſchen Publikum mit begeiſterten Worten ins Gedächtnis rief, ſo war er dem Ruhm ſeines Freundes auch nachmals in Frankreich ein treuer Pfleger; er empfahl den Herausgebern der „Europe littéraire“, ſich Deſſen Mitarbeiterſchaft zu ſichern, und übernahm willig das Vermittleramt (Bd. XX., S. 3 ff.); er machte den geiſtvollen Beurtheiler deutſcher Literatur in der „Revue des deux mondes“, Herrn Saint-René Taillandier, mit den Werken des auf einſamer Höhe ſtehenden Dichtergreiſes bekannt und veranlaſſte ihn, dieſelben eingehend zu beſprechen; er ließ keine Gelegenheit unbenutzt, ſeine Verehrung Immermann's vor aller Welt zu bekunden [79]), und als er Anfangs September 1840 am Strande der Normandie die Nachricht von dem unerwartet frühen Tode des Freundes erhielt, ſchrieb er an Laube die ſchmerzlich klagenden Worte (Bd. XX., S. 282): „Welch ein Unglück! Sie wiſſen, welche Bedeutung Immermann für mich hatte, dieſer alte Waffenbruder, mit welchem ich zu gleicher Zeit in der Literatur aufgetreten, gleichſam Arm in Arm! Welch einen großen Dichter haben wir Deutſchen verloren, ohne ihn jemals recht gekannt zu haben! Wir, ich meine Deutſchland, die alte Rabenmutter! Und nicht bloß ein großer Dichter war er, ſondern auch brav und ehrlich, und deſshalb liebte ich ihn. Ich liege ganz darnieder vor Kummer. Vor etwa zwölf Tagen ſtand ich des Abends auf einem einſamen Felſen am Meere und ſah den ſchönſten Sonnenuntergang und dachte an Immermann. Sonderbar!“

Vielleicht drängt sich Manchem die Frage auf, welcherlei Art nun der Einfluſs gewesen sei, den Immermann auf Heine geübt, und in welchem Grade Ersterer die Liebe und Verehrung erwidert habe, die Letzterer ihm in so reichem Maße entgegen trug? Da Immermann's Briefe verloren gegangen, läſst sich diese Frage nicht mit völliger Bestimmtheit beantworten. Wir haben jedoch Grund zu der Annahme, daſs Immermann in diesem literarischen Freundschaftsverkehre mehr der empfangende, als der ausgebende Theil war. Auch liegt darin nichts Befremdliches, wenn wir uns vergegenwärtigen, daſs seine literarische Thätigkeit zu jener Zeit mehr das unsichere, fremden Mustern nacheifernde Umhertasten eines strebsamen Kunstadepten war, während Heine's in sich selbst abgeschlossene, originelle Natur — vielleicht zu ihrem Schaden — sich niemals sonderlich stark von außen her bestimmen ließ, sondern meistens mit unwiderstehlicher Gewalt dem inneren Triebe, oft freilich auch nur der unberechtigten subjektiven Laune folgte. Außer dem innigen Dankgefühl für die öffentliche Anerkennung, die Immermann ihm in jener liebevollen Kritik seiner Erstlingsgedichte so früh hatte zu Theil werden lassen, gewährte es Heine einen eigenthümlichen Reiz, in dem gleichstrebenden Freunde gewissermaßen einen Beichtiger zu besitzen, bei dem er auf Verständnis und Theilnahme zählen durfte, wenn er ihm mit kindlichem Vertrauen die geheimsten Räthsel seines Lebens und Dichtens offenbarte. Es ist bezeichnend für diese innerlich so weiche, äußerlich so schroffe und starre, alles tiefste Empfinden einsam in sich selbst verarbeitende Individualität, wenn Heine (Bd. XIX., S. 53) bei Ueberschickung seiner „Tragödien" an Immermann schreibt: „Ich war öfters gesonnen, Ihnen die fünf ersten Bogen derselben, nämlich den „Ratcliff", zuzusenden; aber ich bezwang mich, weil sich doch unter dem Rubriknamen „Empfindungsaustausch" auch ein kleinliches Gefühlchen, nämlich die gewöhnliche Poeteneitelkeit, mitschleichen konnte. Auf der andern Seite ist es mir wieder leid, daſs ich es nicht that: das eigentliche Leben ist meistens kurz, und wenn es lang wird, ist es wiederum kein eigentliches Leben mehr, und man soll den Augenblick ergreifen, wenn man einem Freunde, einem Gleichgesinnten sein Herz erschließen oder einem schönen Mädchen das Busentuch lüften

kann. Es hat lange gedauert, bis ich den Meisterverſ: „Willſt du ewig ferne ſchweifen ꝛc.“ begreifen konnte. Ja, ich verſprech' es, das kleinliche Gefühl, kleinlich zu erſcheinen, ſoll mich nie mehr befangen, wenn ich Ihnen Konfeſſionen machen möchte.“ Faſt diplomatiſch kühl und berechnungsvoll lauten, im Vergleich mit ſolchen, trotz der humoriſtiſchen Form überaus herzlichen Geſtändniſſen, die vornehmen Worte, mit denen Immermann ſich beim Erſcheinen des dritten Bandes der „Reiſebilder“ gegen Michael Beer über Heine äußert [80]): „Er hat ſich neuerdings wieder mir genähert und mir mehrere Briefe geſchrieben in ſeiner kindlich zutraulichen, drolligen Weiſe ... Seine Replik in der Platen'ſchen Sache iſt idealiter zwar ſchwer zu vertreten, doch verdient er, als eine wahrhaft produktive Natur, daſs man ſeinerſeits thue, was man kann, um ihn zu halten ... Er ſchickt mir vier eng geſchriebene Bogen über „Tulifäntchen“, mit (meiſt metriſchen) Bemerkungen, die größtentheils ungemein fein und wahr ſind. Dieſer Beweis von Antheil hat mich natürlich ſehr erfreut, und ich muſs ihm daher ſchon, wie Sie begreifen, aus Pietät die Stange halten.“ In welcher Art Immermann dieſer Abſicht nachgekommen ſein mag, war nicht zu ermitteln; öffentliche Aeußerungen von ihm über Heine liegen, außer der mehrfach erwähnten Kritik ſeiner erſten Gedichtſammlung und einer warmen Beſprechung des erſten Bandes der „Reiſebilder“ in den Berliner „Jahrbüchern“, nicht vor. —

Schon im November 1821 hatte H. Heine im „Geſellſchafter“ eine Reihe von Scenen aus dem „Almanſor“ mitgetheilt. Achtzehn Monate ſpäter — im April 1823 — kamen bei Ferdinand Dümmler in Berlin die „Tragödien, nebſt einem lyriſchen Intermezzo“ heraus. Varnhagen war wieder der Erſte, welcher die neue literariſche Erſcheinung im „Geſellſchafter“ vom 5. Mai jenes Jahres mit einigen freundlichen Worten begrüßte, die freilich nur aphoriſtiſch den Standpunkt andeuteten, den eine ſorgſame und redliche Kritik dieſem Buche gegenüber einnehmen ſollte. Es ward vor Allem die geiſtige Einheit des poetiſchen Stoffes betont: „Die ſcheinbar getrennten Stücke, in Koſtüm und Form ſo verſchieden, ſind deſshalb nicht für ſich beſtehende Gebilde; ſie ſind vielmehr, die beiden Dramen und die verbindende Lyrik, nur

Glieder Eines Ganzen, Facetten Einer Dichtung, das ganze Buch nur Ein Gedicht." Von dem Lobe, das Varnhagen den Tragödien ertheilt, wird eine gerechte Kritik freilich die Behauptung wegstreichen müssen, dass es dem Verfasser gelungen sei, „in den Dramen eben so wahrhaft dramatisch, wie in den Liedern echt lyrisch zu sein"; aber sie darf unbedingt beipflichten, wenn von letzteren gerühmt wird, „wie gedrungen, frei, reizend und kraftvoll die Tonart des alten deutschen Volksliedes hier in dem neuesten Stoffe vom heutigen Tage sich bewegt; wie kühn und gewagt, und wie glücklich im Wagen, hier Bilder und Ausdruck einer Stimmung folgen, deren widersprechende Bestandtheile in dem wunderbarsten Bittersüß gesteigert vereinigt sind." Trotz der beiläufigen Mahnung, „dass auch bei dem entschiedensten Talent und glücklichsten Genie der Dichter sich diesen Gaben nicht unbedingt überlassen, sondern ein ethisches Bewusstsein über jenen bewahren möge, damit er vor dem Abwege des Willkürlichen und Abstrusen bewahrt bleibe," wird doch das vorliegende Buch als „ein würdiger Fortschritt auf einer Bahn bezeichnet, die ihm mannigfache Kränze schon gewährt, andere verheißt, und keinen als unerreichbar im Voraus abspricht."

Fast gleichzeitig mit der Varnhagen'schen Empfehlung, erschien in dem von Dr. August Kuhn herausgegebenen „Freimüthigen" vom 5. und 6. Mai, 10., 12. und 13. Juni 1823 eine anerkennende Kritik der Tragödien und der ihnen hinzugefügten, gleichsam ein Monodram bildenden, lyrischen Gedichte. Von letzteren wird bemerkt: „Diese Lieder, meistens im Volkstone gehalten, gleichen aber nicht jenen kindischen Weisen, in denen sich unsere modernen Ultraromantiker gefallen, die, tändelnd à la Hoffmannswaldau und Lohenstein, uns den Nibelungenhort, den Kölner Dom, den Rheinstrom — aut flumen Rhenum, aut pluvius describitur arcus, nach Vater Flaccus — in unendlichen Variationen vorreimen." Den unverkennbaren Zusammenhang Heine's mit der romantischen Schule giebt der Recensent freilich zu; aber mit einem Seitenhiebe auf E. T. A. Hoffmann und Karl Immermann hebt er hervor: „Unbekümmert um das imitatorum servile pecus, das, weil ein Höllenbreughel theuer bezahlt wird, ebenfalls Fratzenbilder malt, oder das mit kaum aus-

gewachsenen Beinen in die Fußtapfen des Riesen Shakspeare treten will, geht unser Verfasser seine eigene Bahn, nicht ängstlich folgend den Mustern und Meistern, auf die man allenfalls — imitatorum ritu — sich stützen und berufen kann ... Seine Muse gefällt sich sogar in gewissen kecken Situationen, die wir zwar bewundern müssen, aber nicht billigen können. Der Dichter, besonders der lyrische, darf nicht geradezu das Heiligste im Menschen, wenn auch nur durch einen Anklang, verletzen wollen. Dies geschieht aber sowohl in einigen Liedern der hier besprochenen Sammlung, als in mehreren andern Gedichten des Verfassers, wovon wir erst kürzlich eins („Mir träumt, ich bin der liebe Gott") in dem „Westteutschen Musenalmanach auf das Jahr 1823" gefunden haben. Nicht zähle uns der Verfasser, dieses Einwurfs wegen, zu jenen mystisch frommen Seelen, die da zusammenfahren und laut aufschreien, wenn der ein wenig rauhe, übrigens aber gar gesunde Nordwind ihnen die Nase bestreicht. Wir können, gottlob! den Nordwind noch vertragen, und verbrennen auch nicht im frommen Eifer die Werke Sr. brittischen Herrlichkeit, des Lord Byron, obgleich wir bekennen, und mit uns gesteht es gewiss die Mehrzahl der Byron'schen Leser, dass nicht gerade die Aehnlichkeit, die der edle Lord in seiner Physiognomie mit dem Höllenfürsten hat, Das ist, was uns seine Schriften so interessant macht." — Auch die Bitterkeit wird getadelt, mit welcher der Dichter seine Geliebte verfolgt: „Hat ihm denn die Liebe so gar nichts Süßes geboten? Doch wir vergeben ihm bald, ja es ergreift uns eine gewisse Wehmuth, wenn er seinem Liebchen zuruft:

Vergiftet sind meine Lieder;
Wie könnt' es anders sein;
Du hast mir ja Gift gegossen
Ins blühende Leben hinein."

Der Recenent im „Freimüthigen" macht ebenfalls schon darauf aufmerksam, welch ein Schatz diese Liedersammlung für einen geistreichen Komponisten sei, und schließt, nach Mittheilung einiger Stellen aus der Hauptscene des „Almansor", mit den Worten:

„Dieſe Scene ſei zugleich ein Beweis, daſs der Verfaſſer romantiſch auszuſchmücken verſteht, ohne jedoch in den Fehler der Karikatur zu verfallen, wie Dies faſt alle unſere neueren Romantiker thun. Herr Heine ſcheint uns wie wenige Andere berufen zu ſein, das Romantiſche mit dem Plaſtiſchen zu vereinigen, und eine Vereinigung thut noth. Iſt doch vor langer Zeit ſchon der unſterbliche Herder als das Muſter einer ſolchen Vereinigung vorangegangen, Herder, der das *καλός κάγαθός* eines wahrhaften Griechen mit der uneingeſchränkten Menſchenliebe eines wahrhaften Chriſten verband.“

Ueber den Werth und Erfolg ſeiner „Tragödien“ hat ſich Heine in jüngeren Jahren auffallend getäuſcht. „Ich weiß, man wird ſie ſehr herunter reißen; aber ich will dir im Vertrauen geſtehen: ſie ſind ſehr gut, beſſer als meine Gedichteſammlung, die keinen Schuſs Pulver werth iſt,“ ſchrieb er bei Ueberſendung der Tragödien an Steinmann (Bd. XIX., S. 51). Beſonders hoch ſtellte er den „Ratcliff“, und der Kritiker wird heut zu Tag lächeln, wenn er in den Widmungszeilen an Rudoph Chriſtiani (Bd. XVI., S. 100 [92] den Ausſpruch:

„Ich und mein Name werden untergehen,
Doch dieſes Lied muſs ewiglich beſtehen“ —

oder die ähnlich lautenden Worte in einem Briefe an Immermann (Bd. XIX., S. 54) lieſt: „Ich bin von dem Werthe dieſes Gedichtes überzeugt, denn es iſt wahr, oder ich bin ſelbſt eine Lüge; alles Andere, was ich geſchrieben und noch ſchreibe, mag untergehen und wird untergehen.“ — Zu deſto größerer Popularität gelangte mit Recht das „Lyriſche Intermezzo“. Was zunächſt die einſchmeichelnd ſangbare Form dieſer Gedichte betrifft, ſo hat Heine nie ein Geheimnis daraus gemacht, daſs ihm bei Abfaſſung derſelben vorzüglich die älteren deutſchen Volkslieder und die volksliedartigen Weiſen neuerer Dichter als Muſter gedient. „Bei den kleinen Liedern,“ bemerkt er in einem Briefe an Maximilian Schottky (Ebd., S. 65), der 1819 in Gemeinſchaft mit Franz Ziska eine Sammlung öſterreichiſcher Volkslieder herausgab, „haben mir Ihre kurzen öſtreichiſchen Tanz-

reime mit dem epigrammatiſchen Schluſſe oft vorgeſchwebt.“ Und an Wilhelm Müller, den Verfaſſer der „77 Gedichte eines reiſenden Waldhorniſten“ ſchreibt er (Ebd., S. 274 ff.): „Ich bin groß genug, Ihnen offen zu bekennen, daſs mein kleines „Intermezzo“-Metrum nicht bloß zufällige Aehnlichkeit mit Ihrem gewöhnlichen Metrum hat, ſondern daſs es wahrſcheinlich ſeinen geheimſten Tonfall Ihren Liedern verdankt, indem es die lieben Müller'ſchen Lieder waren, die ich zu eben der Zeit kennen lernte, als ich das „Intermezzo“ ſchrieb. Ich habe ſehr früh ſchon das deutſche Volkslied auf mich einwirken laſſen; ſpäterhin, als ich in Bonn ſtudierte, hat mir Auguſt Schlegel viel' metriſche Geheimniſſe aufgeſchloſſen, aber ich glaube erſt in Ihren Liedern den reinen Klang und die wahre Einfachheit, wonach ich immer ſtrebte, gefunden zu haben. Wie rein, wie klar ſind Ihre Lieder, und ſämmtlich ſind es Volkslieder. In meinen Gedichten hingegen iſt nur die Form einigermaßen volksthümlich, der Inhalt gehört der konventionellen Geſellſchaft. Ja, ich bin groß genug, es ſogar beſtimmt zu wiederholen, und Sie werden es mal öffentlich ausgeſprochen finden, daſs mir durch die Lektüre Ihrer 77 Gedichte zuerſt klar geworden, wie man aus den alten vorhandenen Volksliederformen neue Formen bilden kann, die ebenfalls volksthümlich ſind, ohne daſs man nöthig hat, die alten Sprachholperigkeiten und Unbeholfenheiten nachzuahmen. Im zweiten Theil Ihrer Gedichte fand ich die Form noch reiner, noch durchſichtig klarer — doch was ſpreche ich Viel vom Formweſen, es drängt mich mehr, Ihnen zu ſagen, daſs ich keinen Liederdichter außer Goethe ſo ſehr liebe wie Sie. Uhland's Ton iſt nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er ſeine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller iſt Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln, was ich an mir ſelbſt tadle: wir ſind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft ſo unleidlich, wie ich es mir ſelbſt werde. Nur Sie, Wilhelm Müller, bleiben mir alſo rein genießbar übrig, mit Ihrer ewigen Friſche und jugendlichen Urſprünglichkeit . . . Ich bin eitel genug, zu glauben, daſs mein Name einſt, wenn wir Beide nicht mehr ſind, mit dem Ihrigen zuſammen genannt wird.“ — Heine deutet in dieſer Vergleichung

ſeiner eigenen mit den Wilhelm Müller'ſchen Gedichten ſehr beſcheiden, ja, halb unter einem Tadel verſteckt, das Hauptverdienſt und die Haupturſache der großen Wirkung ſeiner kleinen Lieder an. Zu der Zeit, als die älteren Volkslieder entſtanden, hatte das geſammte Leben einen bei Weitem einfacheren Inhalt, als heute, das Band einer gemeinſamen ſittlichen und religiöſen Anſchauung umſchlang die verſchiedenen Kreiſe der Nation, die Bildung der höheren Stände erhob ſich nicht allzu glänzend über das Bildungs-Niveau der allgemeinen Volksmaſſe, und das Lied des Sängers drang Allen zu Herzen, weil zu ſeiner Aufnahme und ſeinem Verſtändniſſe nicht die Vorausſetzung einer ſchweren Gedankenarbeit erforderlich war. Seit der Reformation und der aus ihr hervorgeblühten höheren Entfaltung des geiſtigen Lebens hatte ſich dieſer naive Kulturzuſtand allmählich verändert: die Pioniere des Gedankens waren der trägen Maſſe des Volkes kühn voran geeilt, die wiſſenſchaftliche Bildung der Erſteren trat in einen grellen Kontraſt zu der ſtabil gebliebenen Geiſteseinfalt der letzteren, und dem Dichter war die unerquickliche Alternative geſtellt, entweder in gelehrter Kunſtpoeſie dem tieferen Ideengang des Jahrhunderts Ausdruck zu verleihen und dadurch ſeinem Liede den höchſten Preis, die unmittelbare Wirkung auf das Herz der Menge, zu entziehen, oder die alten, vertraut klingenden Formen mit einem überlieferten Inhalte zu füllen, der dem fortgeſchrittenen Bewuſſtſein der gebildeten Klaſſen als ein kindiſches Getändel, wenn nicht gar als eine unwürdige Konceſſion der Heuchelei und Lüge, erſcheinen muſſte. In einem Falle verlor der Poet den ermuthigenden Applaus der höchſt entwickelten Geiſter, im andern die Zaubergewalt über das Gemüth der ſchlicht einfältigen Hörer. Die Beſtrebungen der romantiſchen Schule hatten an dieſem Verhältniſſe Wenig gebeſſert: ſie hatten dasſelbe eher noch mehr verwirrt, indem ſie dem gebildeten Theile des Publikums den überlebten Kulturinhalt einer vergangenen Zeit wieder aufdrängen wollten, und der großen Menge die kaum minder abſurde Zumuthung ſtellten, mit einem ungeſchulten Verſtande den Gaukelſprüngen einer raffiniert ſymboliſchen Auslegung der Glaubenslehren und Sittengeſetze zu folgen. Hier lag unzweifelhaft eine Aufgabe vor, die gelöſt werden muſſte, wenn die Dichtkunſt

wieder einen gedeihlichen Aufschwung nehmen, wenn sie höheren Zwecken gerecht werden sollte. Um die Kluft zu überbrücken, welche das faustisch zwiespältige, unruhig vorwärts strebende Bewusstsein der Bildungsaristokraten von der lethargisch stumpfen Geistesruhe des großen Haufens schied, war es nöthig, eine Form zu finden, welche ebenso warm und innig wie das alte Volkslied zum Herzen sprach, dabei aber hinlänglich dehnbar war, um einen tieferen Inhalt in sich aufzunehmen. Manche Dichter der letzten Zeit hatten die eine oder die andere Seite dieser Aufgabe mehr oder minder ernsthaft ins Auge gefasst; aber entweder litt, wie bei Herder und Novalis, die treuherzige Naivetät unter dem Gewicht philosophischer Gedanken, oder sie wurde, wie in Wilhelm Müller's reizenden Handwerksburschen- und Müller-Liedern, schließlich doch wieder nur um den Preis einer Verzichtleistung auf den höheren Ideeninhalt gewahrt. Am glücklichsten wusste noch Goethe die eine wie die andere Klippe zu umschiffen; aber der blumengeschmückte Nachen seines Liedes schaukelte sich meist nur fröhlich im Sonnenschein auf der blauen Fluth, und wagte sich ungern hinaus in den tobenden Sturm der Leidenschaft, in das Chaos wild erregter Gefühle und dämonisch aufgewühlter Gedanken. H. Heine war der Erste, welcher den Muth besaß, dem modernen Kulturmenschen die Zunge zu lösen, und ihm für all das komplicierte Weh, das ihm die Brust beklemmte, eine Sprache zu verleihen, die ebenso reich an schlichten, unmittelbar ergreifenden Naturlauten der Empfindung war, wie die Sprache jener älteren Volkslieder.

Das Thema, welches dem „Lyrischen Intermezzo" zu Grunde liegt — die Feier einer unglücklichen Liebe — ist an sich freilich so alt wie die Welt. Dennoch erscheint es völlig neu durch die Behandlungsart. Die hier besungene Liebe ist nicht das freudige Hoffen oder wehmuthsvolle Entsagen des einfachen Naturkindes, sondern, wie eben bemerkt, die Liebe des modernen Kulturmenschen, das durch jedes Raffinement des Gedankens, der Sinnlichkeit, und der selbstquälerisch brütenden Leidenschaft gesteigerte Lust- und Schmerzgefühl. Etwas sonderbar Willkürliches, romantisch Ungesundes lag freilich in der Gewaltsamkeit dieses Verlangens nach Erwiderung einer Liebe, die von Anfang an abseiten des

Mädchens kaum eine warme Ermuthigung fand, und die mit der erträumten Gegenliebe vorherrschend auf die Hallucinationen der Phantasie gestellt war — aber die Leiden, welche uns die Phantasie erschafft, sind nicht minder tief und quälend, als anderes Leid; sie sind vielleicht noch bitterer, weil wir sie uns selbst bereiten, und weil wir um so eigensinniger an der Täuschung festhalten, je schwerer sich die Eitelkeit zu dem Geständnisse bequemen mag, dass wir einen thörichten Traum geträumt! Was kam übrigens für die Beurtheilung der Gedichte viel darauf an, ob der Verfasser ein Recht zur Hoffnung gehabt, oder seit Anbeginn hoffnungslos geliebt hatte? Eins war unzweifelhaft: so schmerzlich wahr hatte nie zuvor ein Poet das Weh unerwiderter Liebe besungen, und wahrlich, wem nicht ein Herz von Stein im Busen saß, Der konnte nicht gefühllos bleiben bei diesen wild leidenschaftlichen, süß träumenden, bald schrill auflachenden, bald wieder wie sanftes Wellengemurmel dahin fluthenden Accorden. Statt die als treulos dargestellte Geliebte zu verfluchen, statt sich in wilden Lästerungen zu ergehen, sucht der Dichter zuerst nur seinen Schmerz einzuschläfern; er singt ihm ein Wiegenlied, — leise — leise, — und dann wieder schreit er plötzlich empor aus dem Abgrund seiner Qualen, so laut, so gellend, dass alle Saiten unserer Seele gewaltsam nachzucken, und erst im nächsten Liede sich wieder beruhigen. Manchmal auch hält er solch eine Stimmung mit dämonischer Wollust der Schmerzen fest und gönnt sich gar keine Befreiung, sondern wühlt sich tiefer und tiefer in alle Konsequenzen des martervollen Gedankens hinein, von welchem er ausging; so in den drei auf einander folgenden, vorhin mitgetheilten Liedern: „Wie die Wellenschaumgeborene", „Ich grolle nicht", und „Ja, du bist elend".

Der geistige Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten des „Lyrischen Intermezzos" ist bewundernswerth, und rechtfertigt fast die Bezeichnung derselben als Monodram. Die ersten elf Nummern schildern das Aufgehen der Liebe im Dichterherzen im wunderschönen Monat Mai, — einer elfenzarten Liebe, die ihr Sehnen in den Kelch der Lilje taucht, auf Flügeln des Gesanges die Geliebte in ein stilles Märchenland hinüberträgt, und sie mit der Lotosblume vergleicht, die nur dem Mondenstrahle ihr

frommes Blumengesicht zu entschleiern wagt. Dann kommt die Enttäuschung (Nr. 12—17), aber langsam und zögernd, nicht wie das jähe, schreckvolle Erwachen aus einem beglückenden Traume:

Du liebst mich nicht, du liebst mich nicht,
Das kümmert mich gar wenig;
Schau' ich dir nur ins Angesicht,
So bin ich froh wie'n König.

Du hassest, hassest mich sogar,
So spricht dein rothes Mündchen;
Reich mir es nur zum Küssen dar,
So tröst' ich mich, mein Kindchen.

In diesen Worten liegt offenbar keine Ueberzeugung von der bitteren Wahrheit, kein ernstes Gefühl, dass die Liebe des Dichters eine vergebliche sei, und die zunächst folgenden Lieder sprechen, neben den leichtfertigsten Scherzen über die grausame Hartherzigkeit der Geliebten, doch zumeist die geheime Erwartung des endlichen Sieges über ihren Widerstand aus. Die letzte Illusion schwindet erst durch ihre Vermählung mit einem anderen Manne (Nr. 18—21), und nun erst macht der neckische Ton einem schwermüthigen Ernste Platz. Die Klage wird zur Anklage gegen die treulose Maid und gegen die eigene Thorheit (Nr. 22—32); Blumen, Sterne und Nachtigallen, die ganze Natur wird in Mitleidenschaft gezogen, und vermag keinen Trost zu gewähren; inmitten der leuchtenden Frühlingspracht sehnt sich der Dichter verzweiflungsvoll ins dunkle Grab, und wünscht dort in den Armen des todten Liebchens zu schlafen bis über den jüngsten Tag (Nr. 33 und 34). Das Auge weint sich endlich aus, die Verzweiflung tobt sich müde, und der Spott erhebt sein ironisches Lachen (Nr. 37, 38, 54, 56, 58, 59). Aber wie sehr der höhnische Verstand sich brüste und blähe, die alte Liebe ist stärker als er, die Erinnerung führt ihre gespenstischen Nebelbilder herauf, die Sinnlichkeit lodert empor mit wildem Verlangen (Nr. 39—64), und dazwischen schrillt wieder der finstere Gedanke, dass auch die Geliebte elend sei (Nr. 55, 63, 64, 66, 70), elend durch ihren Verrath,

elend in den Armen eines ungeliebten Gatten, elend weil sie dennoch den verlassenen Dichter liebe!

Von zaubervoller Wirkung ist im „Lyrischen Intermezzo", wie überhaupt in der Heine'schen Lyrik, das symbolische Hineinragen des Naturlebens in die Ereignisse und Stimmungen der Menschenwelt. Wie der Frühling an allen Bäumen die jungen Knospen und Keime weckt, so keimt und knospet auch die Liebe im Monat Mai, der Sommer bringt hier wie dort die Entfaltung, und im Herbste welkt mit den Blättern und Blumen auch die Liebe ins Grab.

Die Linde blühte, die Nachtigall sang,
Die Sonne lachte mit freundlicher Lust;
Da küsstest du mich, und dein Arm mich umschlang,
Da presstest du mich an die schwellende Brust.

Die Blätter fielen, der Rabe schrie hohl,
Die Sonne grüßte verdrossenen Blicks;
Da sagten wir frostig einander „Lebwohl!"
Da knixtest du höflich den höflichsten Knix.

Dies Gedicht könnte als Motto zu Anfang des ganzen Cyklus stehen — so bezeichnungsvoll deutet es jene Natursymbolik an, welche gleichsam ein magisches Licht über die Vorgänge im Menschenherzen ergießt. Wir haben früher darauf hingewiesen, welchen Unfug die Romantiker mit ihrer tollen Verzerrung der Natur zu phantastischen Spukbildern trieben, wie sie Milchstraßen mit Milchstraßen tanzen, Sterne mit Sternen herum wirbeln ließen, und wie die Natur ihnen zuletzt meistens als eine unheimlich feindselige Gewalt erschien. Anders stellt sie sich Heine dar. Für ihn ist sie, wie für Uhland und Eichendorff, eine freundlich tröstende Macht, die der Dichter pantheistisch beseelt und belebt, in die er wie in einen Spiegel hinein schaut, die er theilnehmen lässt an menschlichen Stimmungen, die ihm nicht bloß Offenbarung, sondern Regel und Norm des Geistes ist, und bei welcher er Trost und Heilung für das eigene Leid, jauchzendes Mitgefühl für die eigene Freude sucht. Schon in der ersten Gedichtsammlung Heine's liefert die Romanze: „Der

Traurige" ein charakteristisches Beispiel von dieser erträumten Theilnahme der außermenschlichen Natur an den Gemüthszuständen des Menschen:

Mitleidvolle Lüfte fächeln
Kühlung seiner heißen Stirn.
— — — — — — — —

Aus dem wilden Lärm der Städter
Flüchtet er sich nach dem Wald,
Lustig rauschen dort die Blätter,
Lust'ger Vogelsang erschallt.

Doch der Sang verstummet balde,
Traurig rauschet Baum und Blatt,
Wenn der Traurige dem Walde
Langsam sich genähert hat.

Im „Lyrischen Intermezzo" redet der Dichter mit der Natur fast wie mit einem lieben Gefährten, in dessen treue Brust er all sein Weh ausschütten und sich der rührendsten Sympathie versichert halten darf:

Und wüssten's die Blumen, die kleinen,
Wie tief verwundet mein Herz,
Sie würden mit mir weinen,
Zu heilen meinen Schmerz.

Und wüssten's die Nachtigallen,
Wie ich so traurig und krank,
Sie ließen fröhlich erschallen
Erquickenden Gesang.

Und wüssten sie mein Wehe,
Die goldnen Sternelein,
Sie kämen aus ihrer Höhe,
Und sprächen Trost mir ein.

Die Alle können's nicht wiſſen,
Nur Eine kennt meinen Schmerz,
Sie hat ja ſelbſt zerriſſen,
Zerriſſen mir das Herz.

---

Warum ſind denn die Roſen ſo blaſs,
O ſprich, mein Lieb, warum?
Warum ſind denn im grünen Gras
Die blauen Veilchen ſo ſtumm?

Warum ſingt denn mit ſo kläglichem Laut
Die Lerche in der Luft?
Warum ſteigt denn aus dem Balſamkraut
Hervor ein Leichenduft?

Warum ſcheint denn die Sonn' auf die Au
So kalt und verdrießlich herab?
Warum iſt denn die Erde ſo grau
Und öde wie ein Grab?

Warum bin ich ſelbſt ſo krank und ſo trüb.
Mein liebes Liebchen, ſprich!
O ſprich, mein herzallerliebſtes Lieb,
Warum verließeſt du mich?

---

Die Mitternacht war kalt und ſtumm;
Ich irrte klagend im Wald herum.
Ich habe die Bäum' aus dem Schlaf gerüttelt;
Sie haben mitleidig die Köpfe geſchüttelt.

In dieſen und zahlreichen ähnlichen Gedichten iſt der Pantheismus, mit dem die romantiſche Schule unentſchloſſen geliebäugelt hatte, Naturſprache des Herzens geworden, und Heine hat hier, wie in ſo vielen anderen Fällen, durch die poetiſche That praktiſch ausgeführt, was bei den meiſten der früheren Romantiker ein theoretiſches Poſtulat geblieben war. Die Nachwirkung der

Romantik iſt freilich auch noch in dieſem Liedercyklus überall leicht zu erkennen: in der Sehnſucht nach Indien mit ſeinen Lotosblumen, und nach dem Zauberlande, das aus alten Märchen hervorwinkt, — in der mondbeglänzten Geiſterinſel, wo der Nebeltanz wogt, — in der Romanze vom Königskinde mit naſſen, blaſſen Wangen, das Nachts zum Geliebten aus dem Grabe kommt, — in den Schattengeſtalten, die ſpöttiſch zum Wagen herein nicken und wie Nebel zerquirlen, — in dem Märchen vom Zaubergarten, wo der Rieſe der Wildnis das ſtumme Liebespaar ſtört, — in den Traumbildern von der Geliebten, die des verlaſſenen Liebſten nächtlich am Thore harrt, oder ihn am jüngſten Tage mit ſüßem Gekoſe aus dem Grabe weckt: — aber wie beſtimmt und greifbar ſind dieſe phantaſtiſchen Bilder gezeichnet, und welche mächtige Wirkung üben durch ſolche Klarheit der Zeichnung ſelbſt jene einfachen Stimmungslieder aus, in denen der Dichter, wie in den Strophen vom Fichtenbaum und der Palme, ſeine Schmerzen unter einem vieldeutigen Bilde beſingt, das dennoch keiner Erklärung bedarf! Höchſt merkwürdig in dieſer Beziehung iſt das folgende kleine Gedicht, in welchem ein durchaus romantiſches Gefühl durch die plaſtiſche Ausmalung des Bildes den unheimlich trauervollſten Effekt hervorbringt:

Am Kreuzweg wird begraben,
Wer ſelber ſich brachte um;
Dort wächſt eine blaue Blume,
Die Armeſünderblum'!

Am Kreuzweg ſtand ich und ſeufzte;
Die Nacht war kalt und ſtumm.
Im Mondſchein bewegte ſich langſam
Die Armeſünderblum'!

Auch Gérard de Nerval deutet in den Einleitungsworten, welche er ſeiner Ueberſetzung des „Lyriſchen Intermezzos" in der „Revue des deux mondes" vom 15. September 1848 vorauf ſandte, dieſen Gegenſatz Heine's zu den Nachzüglern der romantiſchen Schule, zu ihrer formlos verwaſchenen „Albumpoeſie", mit eindringlicher Schärfe an und macht auf den „helleniſchen"

Zug aufmerksam, welcher seine ganze Dichtung charakterisiere: „Seine Lieder voll glühender und, so zu sagen, greifbarer Liebe vindicierten das Recht des Schönen gegenüber dem verschrobenen Ideale und die offenherzige Sprache der wahren Freiheit gegenüber der frömmelnden Heuchelei. Man hat oft gesagt, daſs Heine Nichts achte, daſs Nichts ihm heilig sei — Das ist insofern wahr, als er Das angreift, was den kleinen Dichtern und kleinen Königen vor Allem hoch gilt, nämlich ihre falsche Größe und ihre falsche Tugend; allein Heine hegt und verlangt immer Achtung vor dem wahrhaft Schönen, wo er ihm auch begegne. In diesem Sinne hat man ihn mit Recht einen Heiden genannt. Er ist in der That vor Allem Hellene. Er bewundert die Form, wenn sie schön und göttlich ist, er erfasst die Idee, wenn es wirklich eine volle und ganze Idee ist, nicht ein clair-obscur deutscher Sentimentalität. Seine Form leuchtet von Schönheit; diese flüchtigen Bilder, diese ätherischen Gefühle sind in den reinsten antiken Marmor geschnitten und gemeißelt, und zwar ohne Mühe, ohne ersichtliche Arbeit, ohne daſs jemals die Form den Gedanken zu behindern scheint. Und doch ist Alles wohlüberlegt und gefeilt, selbst die Nachlässigkeiten sind berechnet. Niemand wendet größere Sorge auf seinen Stil, als Heine. Dieser Stil hat weder die kurzathmig französische, noch die weitschweifig deutsche Satzfügung; es ist die griechische Periode, einfach, fließend, leicht festzuhalten, und gleich harmonisch für das Auge wie für das Ohr. — Heine hat nie ein System erschaffen, er ist dafür zu universell; er hat nur die vergessenen Spuren und Züge der antiken und göttlichen Schönheit wieder auffinden wollen. Er ist der Julian der Poesie, mehr noch als Goethe, weil bei Diesem das spiritualistische und nervöse Element weniger vorwaltet. Goethe ist vielmehr von einer muskulösen und sanguinischen Natur. In ihm wohnt der harmonische Geist des Alterthums, welcher aus der Kraft und der höchsten Ruhe entspringt. Eine eisige Kälte herrscht in den Beziehungen zwischen ihm und der Außenwelt, und die Liebe selbst nimmt bei ihm gern ein feierliches und klassisches Wesen an. Solch ein Geist bedarf berechneter Hindernisse, tragischer Motive der Eifersucht oder der Verzweiflung; bei ihm liebt man die Frau seines Freundes und tödtet sich aus Gram

wie Werther, oder man liebt die Schweſter eines Fürſten und verliert den Verſtand wie Taſſo, oder es iſt ein Widerſpiel entgegengeſetzter Gefühle wie in den „Wahlverwandtſchaften“, oder ein Liebesverhältnis zwiſchen Perſonen verſchiedener Stände, wie die Liebe Hermann's zu Dorothea, Klärchen's zu Egmont. Im „Fauſt“ iſt die Liebe gar mit Uebernatürlichem vermiſcht. Aber die ruhige und krankhafte Zergliederung einer gewöhnlichen Liebe, ohne Kontraſte und Hinderniſſe, die nur durch ihr eigenes Weſen leidvoll und verderblich wird, ſtimmt zu einer Natur, in welcher die nervöſe Reizbarkeit vorherrſcht, wie bei H. Heine. Das Alterthum hat uns keine Spuren einer derartigen Pſychologie hinterlaſſen, welche augenſcheinlich ihre Quelle in dem bibliſchen und chriſtlichen Gefühl hat. Das Neue im „Lyriſchen Intermezzo“ iſt, daſs die hier geſchilderte Liebe ſo alt wie die Welt iſt, und eben das Natürlichſte pflegt erſt zuletzt geſagt zu werden. Weder die Griechen, noch die Römer, weder Mimnermos, den das Alterthum über Homer ſtellte, noch der liebliche Tibull, der feurige Properz und der witzige Ovid, weder Dante mit ſeinem Platonismus noch Petrarcha mit ſeinen galanten concetti haben je Dergleichen geſchrieben. Leo der Hebräer hat nichts Aehnliches in ſeinen ſcholaſtiſchen Zergliederungen der „Philoſophie der Liebe“ verſucht. Um etwas Analoges zu finden, müſſte man bis zum Hohenliede, bis zu der Herrlichkeit orientaliſcher Inſpirationen zurück gehen. Im „Lyriſchen Intermezzo“ ſind Töne und Züge, würdig des Königs Salomo, des erſten Schriftſtellers, welcher das Liebesgefühl und das Gottesgefühl in derſelben lyriſchen Weiſe verſchmolzen hat. — Was iſt der Gegenſtand des „Intermezzos“? Ein junges Mädchen, das vom Dichter geliebt wird, und das ihn für einen reichen Pinſel von Bräutigam verläſſt. Nichts mehr, Nichts weniger; Dergleichen paſſiert alle Tage. Das junge Mädchen iſt hübſch, kokett, leichtfertig, ein wenig boshaft, halb aus Laune, halb aus Unerfahrenheit. Die Alten ſtellten die Seele unter dem Bilde eines Schmetterlings dar. Wie Pſyche, hält dies Mädchen die zarte Seele ihres Anbeters in ihren Händen, und läſſt ihn alle Qualen erdulden, welche die Kinder den Schmetterlingen zufügen. Es iſt gewiſs nicht immer böſe Abſicht; aber der blaue und rothe Staub bleibt ihr an den Fingern zu-

rück, der dünne Flor zerreißt und das arme Insekt schleicht zu Tode verletzt davon. Uebrigens hat dies junge Mädchen eigentlich keine besondere Gabe, weder übermenschliche Schönheit, noch königlichen Reiz — sie hat blaue Augen, frische Wänglein, ein blühendes Lächeln, eine weiche Haut, Geist wie eine Rose und den Duft einer Gartenfrucht, Das ist Alles. Wer bewahrt nicht in seinen Jugenderinnerungen ein halb erloschenes Bild solcher Art? Dieser ganz gewöhnliche Stoff, welcher nicht für zwei Romanseiten ausreichte, gestaltet sich unter den Händen H. Heine's zu einem bewundernswerthen Gedichte, dessen Entwicklungen von großer sittlicher Feinheit sind; das menschliche Herz vibriert in diesen kleinen Liedern, von denen die längsten drei oder vier Strophen zählen. Leidenschaft, Schwermuth, Ironie, ein lebhaftes Gefühl für Natur und für plastische Schönheit, alles Das vermengt sich dort in der überraschendsten und glücklichsten Weise; hie und da begegnen uns moralische Gedanken, in zwei Verse, zwei Worte zusammen gedrängt; ein komischer Zug macht uns weinen, eine pathetische Anrede macht uns lachen; — jeden Augenblick kommen uns die Thränen auf die Wimpern und das Lächeln auf die Lippen, ohne daſs man wüsste, warum, von einer so leichten Hand wird die geheime Fiber berührt. Man erschrickt fast, indem man das „Intermezzo" liest; man erröthet, wie Jemand, der bei seinem Geheimnisse ertappt wird; unser Herzschlag pocht in dem Takt dieser Strophen, dieser Verse, die meist aus sechs bis acht Silben bestehen. Die Thränen, welche wir einsam in unserm Kämmerlein vergossen hatten, sind hier geronnen und krystallisiert in einem unsterblichen Gewebe. Es ist, als hätte der Dichter all' unsere Seufzer belauscht, und doch hat er nur die seinen in Musik gesetzt."

So anerkennend im Allgemeinen diese Lieder schon bei ihrem ersten Erscheinen aufgenommen wurden, fehlte es doch auch nicht an scharfem Tadel der überkecken Weise, in welcher der junge Dichter den herkömmlichen Begriffen von Religion, Moral und bürgerlicher Sitte Trotz bot. Wir sahen, daſs schon Varnhagen und der Recensent im „Freimüthigen" ein leises Bedenken über diesen Punkt äußerten. Ernstlicher berührte Wilhelm Häring — oder, wie er sich als Schriftsteller nannte, Willibald Alexis —

dies Thema in einer umfangreichen Besprechung der „Tragödien", die er in den Wiener „Jahrbüchern der Literatur", Bd. XXXI, S. 157 ff., im Jahre 1825 abdrucken ließ. Er bemerkte zunächst über das „Lyrische Intermezzo", daſs diese Gedichte, nach dem (ursprünglichen) Introduktionsliede zu schließen, worin es heißt:

Aus meinen Thränen sprießen
Viel' blühende Blumen hervor,
Und meine Seufzer werden
Ein Nachtigallenchor —

voll orientalischen Bilderschwulstes sein müssten. „Dies ist jedoch nicht der Fall. Die Bilder des Verfassers sind oft kühn, noch häufiger seltsam, aber im Ganzen genommen sind die Gefühle dadurch nur einfach ausgedrückt. An morgenländischen Pomp erinnert kaum eines oder das andere Lied, wohingegen bei manchen zarten Geistern die zu derben oder aus den gemeinen Sphären des Lebens entnommenen Gleichnisse Anstoß erregen könnten. Dem Referenten scheinen sie indessen ganz aus der individuellen Anschauungsweise des Verfassers hervorzugehen, eines Dichters, der nun einmal im Leben lebt, und mit scharfem Blicke in die geheimeren Falten desselben eindringt, ohne ihn dabei häufig nach oben zu erheben." — „Alle Gedichte," fährt der Recensent fort, „sind durchaus erotischer Natur, aber sie weichen völlig von unsern gewöhnlichen schmachtenden und tändelnden Liebesgedichten ab. Die Geliebte wird nicht, nach orientalischer Art, mit allen Wundern und Wunderwerken der Schöpfung verglichen, auch wird sie keineswegs so hoch über die Erde gestellt, daſs man im blauen Wolkennebel ihre verschwindende Gestalt nicht unterscheiden kann. Im Gegentheil wird sie uns in eine solche Nähe geführt, daſs man sich fast zurückziehn möchte, in der Besorgnis, der Dichter habe sich versehen, und etwa im Rausche Das, was aller Welt verborgen bleiben und nur ihm erschlossen sein sollte, zum Vorschein gebracht. Da sehen wir denn, daſs es ein Wesen mit Fleisch und Bein ist, von dessen Seele und Herzen auch mitunter geredet wird, das aber, wenn Beides in Konflikt geräth, nur durch seinen Leib interessiert. Der Dichter lüftet zuweilen

den Vorhang so weit, daſs auch der Nimbus verschwindet, und wir unter der Geliebten solche Wesen entdecken, deren Liebe zu erwerben Jedermann nur mäßige Kosten verursachen dürfte. So ist denn die geschilderte Liebe weniger eine Schilderung der geistigen Verzückung, als des irdischen Genusses. Die Fleischpartien sind hier oft mit so lebendigen Farben gemalt, daſs sich die Dichterzunft verwundert anblicken und fragen könnte: woher hat er sie entnommen? Auch hierbei kann man ihm übrigens eben so wenig als anderwärts vorwerfen, daſs er überlüde, im Gegentheil ist mit den möglichst wenigen Worten das möglichst klare Bild wieder gegeben." Im weiteren Verfolg seiner Kritik tadelt Alexis die höhnende Verletzung des religiösen Gefühls in einzelnen Liedern und schließt mit der Mahnung an den Dichter, sich durch den Erfolg seines ersten originellen Auftretens nicht verleiten zu lassen, in derselben Manier fortschreiben zu wollen. Zugleich wird vor Nachahmung der letzteren gewarnt: „Diese Manier läſst sich wohl am Ende erzwingen; aber ohne den lebendigen Geist, aus dem doch die Mehrzahl der Gedichte hervorgegangen ist, müssten die populären Formen, die seltsamen Wendungen (vorausgesetzt, daſs man auch diese nachahmen kann) nur Widerwillen erregen, wo nicht gar lächerlich erscheinen. Noch viel weniger mögen aber Andere ein Beispiel aus diesen Gedichten daran nehmen, wie man sich über die Konvenienz des Lebens hinausschwingen könne. Wie das Leben in allen Verhältnissen, so hat auch die Kunst ihre einzwängenden Regeln, und wenn wir zur Beleuchtung einiger Auftritte der Spiegel bedürfen, um das Licht aufzufangen und verdoppelt wieder zu geben, müssen wir über andere einen Vorhang niederlassen."

Bei aller Bewunderung für die glänzende und originelle Form jener Lieder, können wir nicht umhin, uns dem Hauptvorwurfe anzuschließen, welchen Alexis gegen die erotische Poesie Heine's erhebt. Allerdings war durch die Nachahmungen orientalischer Dichtung, welche durch die romantische Schule in Schwang gekommen, und welchen auch Goethe im „Westöstlichen Divan" seinen Tribut gezollt hatte, der bei den Völkern des Morgenlands herrschende, vorwiegend sinnliche Kultus der Frauenschönheit zum Theil in die deutsche Lyrik hinüber gegangen; aber der ma-

terialiſtiſche Eindruck wurde gemildert durch die künſtliche Form und durch den fremdartigen Bilderſchmuck, unter denen ſich die verliebte Begehrlichkeit ſchamvoll verbarg. Wenn ein neumodiſcher Hafis an der Ilm oder Iſar ſein Liebchen unter dem Bilde einer flammenäugigen Suleika in zierlich gereimten Gaſelen mit orientaliſch aufgebauſchten Metaphern beſang, ſo ſchrieb der Leſer die üppig brennenden Farben auf Rechnung des morgenländiſchen Kolorits, und vergaß die Frivolität des Gedankens über der ſeltſamen Hülle, in die er gekleidet war. Gerechten Anſtoß jedoch muſſte es erregen — und nicht bloß bei beſonders prüden Naturen, ſondern bei allen keuſchen Gemüthern, — wenn die Heine'ſche Muſe zu Zeiten, ſich jedes Bildergewandes entäußernd, in nackteſter Natürlichkeit die Poſituren einer Bajadere annahm, und ihr ſinnliches Verlangen in den Schmeicheltönen der altbekannten Volkslieder ausſprach. Es iſt ein frecher Cynismus, wenn der Dichter dem Gegenſtand ſeiner Liebe die Forderung zuruft:

Du ſollſt mich liebend umſchließen,
Geliebtes, ſchönes Weib!
Umſchling mich mit Armen und Füßen
Und mit dem geſchmeidigen Leib!

und die angehängte Schlußvergleichung:

Gewaltig hat umfangen,
Umwunden, umſchlungen ſchon
Die allerſchönſte der Schlangen
Den glücklichſten Laokoon —

welche, wie Alexis bemerkt, „dem Obſcönen eine plaſtiſch-antike Haltung geben ſoll, erhöht nur die Lüſternheit des Bildes, das man ohne die gebildete Sprache nicht ertragen würde.“ Eben ſo verletzend iſt jenes andere Gedicht (Bd. XV., S. 170 [285]), welches die Geliebte in Leib und Seele zerlegt, und den erſteren auf Koſten der letzteren mit fauniſchem Bockshumor preiſt. Dieſe und ähnliche Beleidigungen der Schicklichkeit und des guten Geſchmacks ſind freilich beim Wiederabdruck des „Lyriſchen Inter-

mezzos" im „Buche der Lieder" entfernt worden; aber die späteren Gedichte Heine's beweisen nur allzu sehr, daſs er jener niedrigen orientaliſchen Anſicht, welche am Weibe nur die Körperſchönheit ſchätzt und geringen Werth auf ihre geiſtigen Vorzüge legt, auch nachmals unverändert treu blieb. —

Wir wenden uns jetzt zur Beſprechung der Tragödien, die, wie gering immer ihr dramatiſcher Werth ſein möge, dennoch aus mehrfachen Gründen eine ernſtere Beachtung verdienen, als ſie ſeither gefunden haben. Als Heine den „Ratcliff" 1851 in die dritte Auflage ſeiner „Neuen Gedichte" hinüber nahm, begleitete er den erneuten Abdruck mit den Worten: „Dieſer Tragödie oder dramatiſierten Ballade gewähre ich mit gutem Fug jetzt einen Platz in der Sammlung meiner Gedichte, weil ſie als eine bedeutſame Urkunde zu den Proceſsakten meines Dichterlebens gehört. Sie reſümiert nämlich meine poetiſche Sturm- und Drang-Periode, die ſich in den „Jungen Leiden" des „Buchs der Lieder" ſehr unvollſtändig und dunkel kund giebt. Der junge Autor, der hier mit ſchwerer, unbeholfener Zunge nur träumeriſche Naturlaute lallet, ſpricht dort, im „Ratcliff", eine wache, mündige Sprache und ſagt unverhohlen ſein letztes Wort. Dieſes Wort wurde ſeitdem ein Loſungswort, bei deſſen Ruf die fahlen Geſichter des Elends wie Purpur aufflammen und die rothbäckigen Söhne des Glücks zu Kalk erbleichen. Am Herde des ehrlichen Tom im „Ratcliff" brodelt ſchon die große Suppenfrage, worin jetzt tauſend verdorbene Köche herumlöffeln, und die täglich ſchäumender überkocht." Dies Hineinragen der ſocialen Frage in die Tragödie, welches der Dichter in den angezogenen Worten ſo nachdrücklich betont, iſt jedoch zunächſt nur von ſekundärer Bedeutung. Mehr intereſſiert uns bei Beurtheilung des Gedichtes der Umſtand, daſs der Verfaſſer dieſem ſelbſt die wunderliche Benennung einer „dramatiſierten Ballade" giebt. Nichts Anderes iſt in der That der „Ratcliff", und darin liegt ſeine Schwäche als Drama. Die bei den Romantikern übliche Vermiſchung der verſchiedenen Kunſtformen hat den Dichter zu dem Irrthume verlockt, einen Stoff von durchaus lyriſcher Art, mit Einflechtung einer unheimlichen Ballade, dramatiſch zu behandeln. Selbſt die Schickſalstragödien, über welche Heine,

bevor er den „Ratcliff“ schrieb, sich in seiner Recension des Smets'schen Trauerspieles so mißbilligend äußerte, hatten den fatalistischen Spuk kaum so weit über alle Grenzen der Vernunft hinaus in Scene gesetzt, wie es im „Ratcliff“ geschah, dessen Grundidee, nach der ausdrücklichen Versicherung des Verfassers (Bd. XIX, S. 29), „ein Surrogat für das gewöhnliche Fatum sein sollte.“ Welch absonderlicher Natur diese Grundidee ist, sehen wir am besten aus einer Angabe des Inhalts.

Die kurze Handlung des Stückes, das eigentlich nur eine Schlußkatastrophe ist, hat zunächst, wie die meisten Schicksalsdramen, eine lange Vorgeschichte, die aus der Vergangenheit als tragisches Verhängnis in die Gegenwart hinüber greift. Die aus Herder's Uebersetzung bekannte altschottische Ballade: „Was ist dein Schwert von Blut so roth?“ hat ursprünglich alles Unheil verschuldet. Edward Ratcliff liebte Schön-Betty, die eines Tages allein in ihrem Zimmer saß und das Lied vor sich hinsang:

„Was ist dein Schwert von Blut so roth?
Edward? Edward?“ —
Da sprang ins Zimmer plötzlich Edward Ratclitff
Und sang im selben Tone trotzig weiter:
„Ich habe geschlagen mein Liebchen todt, —
Mein Liebchen war so schön, o!“

Darüber entsetzte sich Schön-Betty so sehr, daß sie Edward nimmer wiedersehen wollte; um ihn zu ärgern, heirathete sie den Laird Mac-Gregor, und Edward nahm aus Verzweiflungstrotz eine andere Frau, die ihm den Helden unseres Stückes, William Ratcliff, gebar. Auch Schön-Betty gab einem Kinde, Maria, das Leben, und bald nachher flammte in beiden Vermählten die alte Liebe auf. Edward Ratcliff nahte sich dem Schlosse Mac-Gregor's, Schön-Betty streckte ihm verlangend aus dem Fenster die Arme entgegen, aber Mac-Gregor war Zeuge dieser Scene; am andern Morgen lag Edward erschlagen an der Schloßmauer, und Schön-Betty starb vor Schreck. Beider Sinn und Schicksal, Leben und Lieben hat sich nun fatalistisch auf ihre Kinder vererbt, denen sie als zwei Nebelgestalten er-

ſcheinen, die ſehnſüchtig die Arme nach einander ausſtrecken, ohne ſich erreichen zu können. Als Student beſucht Wilhelm Ratcliff auf einer Ferienreiſe zufällig Mac-Gregor's Schloſs, er ſieht Marien, und erkennt in ihr das Nebelbild ſeiner Träume; das dunkle Urgeheimnis ſeines Lebens iſt ihm plötzlich erſchloſſen; er liebt Marien mit aller Leidenſchaft ſeiner jungen Seele, und ſie ſcheint ſeine Liebe zu erwidern, ſie ſpielt und ſcherzt mit ihm, ſie küſſt ihn und läſſt ſich küſſen — doch als er endlich vor ihr niederkniet, und ſie fragt: „Maria, liebſt du mich?", da iſt er ihr plötzlich ein unheimliches Geſpenſt, das dem Nebelmanne gleicht, den auch ſie oftmals im Traum erblickte, mit ſeltſam ſcheuen Blicken und faſt mit Widerwillen ſieht ſie ihn an,

Und höhniſch knixend ſpricht ſie froſtig: Nein!

Der trotzig ſpröde Geiſt ihrer Mutter iſt in ſie gefahren, wie Edward's wilder Geiſt in ſeinen Sohn William. Dieſer verläſſt das Schloſs und reiſt nach London. Vergebens ſucht er im Gewühle der Hauptſtadt die Qual ſeines Herzens zu übertäuben, vergebens ſtürzt er ſich in das tollſte Leben —

Portwein, Champagner, Alles wollt' nicht fruchten
Nach jedem Glaſe ward mein Herz betrübter.
Blondinen und Brünetten, keine konnt'
Forttändeln und fortlächeln meinen Schmerz.
Sogar beim Faro fand ich keine Ruh'.
Maria's Aug' ſchwamm auf dem grünen Tiſche,
Maria's Hand bog mir die Parolis,
Und in dem Bild der eckigen Koeur-Dame
Sah ich Maria's himmelſchöne Züge!
Maria war's, kein dünnes Kartenblatt;
Maria war's, ich fühlte ihren Athem,
Sie winkte: Ja! ſie nickte: Ja! — va banque!
Zum Teufel war mein Geld, die Liebe blieb.

Er wird Straßenräuber, und treibt in England ſein Weſen; aber die Liebe läſſt ihm keine Ruhe, ſie zieht ihn oftmals, wie

mit unsichtbaren Eisenarmen, nach Schottland hinüber, nur in Maria's Nähe kann er ruhig schlafen; denn er hat den fürchterlichen Schwur gethan, Jeden im Duell zu tödten, der sich mit Marien vermähle. Schon zweimal hat er den ihr angetrauten Gatten in der Hochzeitsnacht erschlagen, und der Neuvermählten mit zierlicher Verbeugung den Verlobungsring überreicht. Das Stück beginnt in dem Augenblicke, wo der Segen des Priesters Marien mit ihrem dritten Gatten, dem Grafen Douglas vereinigt hat. Ratcliff fordert auch Diesen zum Zweikampfe heraus, und das Duell findet, trotz aller von Mac-Gregor getroffenen Vorsichtsmaßregeln, statt. Diesmal jedoch verläßt das Glück Ratcliff, Douglas verwundet ihn und schlägt ihm das Schwert aus der Hand; er will ihn aber nicht tödten, da Jener ihm kurz vorher bei einem räuberischen Ueberfall im Walde das Leben gerettet hat. Ratcliff wankt, geistig vernichtet, ins Schloss; als Maria ihn blutend und verwundet erblickt, nachdem die alte Amme Margaretha ihr eben die Geschichte ihrer Mutter erzählt hat, erwacht in ihr die alte Liebe, sie beschwört ihn, vor ihrem Gatten und ihrem Vater zu fliehen, die schon verfolgend heran nahen — da eilt Ratcliff mit ihr ins Brautgemach, ersticht Marien, erschlägt den auf ihren Hilferuf herein stürzenden Mac-Gregor, und erschießt sich neben der blutigen Leiche der Geliebten. Die zwei Nebelgestalten aber erscheinen von beiden Seiten, stürzen einander hastig in die Arme, halten sich fest umschlungen, und verschwinden.

Mit verständigen Worten hat schon Alexis in seiner Kritik der Heine'schen Tragödien auf das Vernunftwidrige der fatalistischen Grundidee aufmerksam gemacht, welche sich in dieser schreckensvollen Handlung verkörpert. „Ein Zusammenhang ist zwischen dem Sonst und Jetzt; was liegt diesem Zusammenhang aber zu Grunde? Die Liebe wirkt zerstörend auf die Nachkommen fort! Schon oft sahen wir in Dichtungen den Hass zweier Individuen auf ihre Geschlechter fortwirken, wir sahen, wie die Liebe endlich den Riss verbinden will, wie sie kämpft mit den Vorurtheilen, mit dem Jahre, Jahrhunderte lang genährten Hasse, und endlich siegt oder unterliegt. Dass aber die Liebe forterbend, Verderben und Untergang der Geschlechter hervorbringt, ist eine neue Idee, und, wie frappant auch in der Ausführung, weder der Natur an-

gemeſſen, noch ein Gegenſtand, würdig einer künſtleriſchen Behandlung.“ Um dieſer romantiſch bizarren Idee ein dramatiſches Leben einzuhauchen, hat der Dichter kaum minder ſeltſame romantiſche Mittel gewählt. Die Nebelgeſtalten, welchen eine ſo hervorragende Rolle zugetheilt iſt, erſcheinen nicht allein geiſtig dem Auge der Liebenden, deren Geſchick ſie beſtimmen, ſondern ſie treten in den Hauptmomenten des Stückes, ſo zu ſagen, körperlich auf, ſie „ſchwanken über die Bühne“, ſie „nahen ſich mit ausgeſtreckten Armen, fahren wieder auseinander und verſchwinden“, ſie „erſcheinen von entgegengeſetzten Seiten, ſtellen ſich am Eingang des Kabinetts“, und „ſtürzen ſich“, wie wir ſahen, zuletzt „haſtig in die Arme, und halten ſich feſt umſchlungen“. Obſchon die reale Vorführung dieſer Nebelbilder — welche dem Publikum ſichtbar wären, den Perſonen des Stückes aber, mit Ausnahme des William Ratcliff, unſichtbar bleiben ſollten — ſtatt des beabſichtigten Grauſens eher einen komiſchen Eindruck hervorbringen dürfte, hatte doch Heine ſeine Tragödie ausdrücklich für die Bühne beſtimmt, und hoffte mit Zuverſicht, daſs ſie zur Darſtellung gelangen würde. Eine faſt eben ſo ſpukhafte Rolle, wie jene Nebelphantome, ſpielt die alte Margaretha, die ſtumpf und ſtarr, wie die Stammhexe eines Walter Scott'ſchen Romans, in ihrem Winkel kauert, auf Nichts, was dem Leben angehört, Acht zu geben und nur über den unheimlichen Erinnerungen der Vergangenheit zu brüten ſcheint. Sie hat einſt Schön-Betty die Ballade vom blutrothen Schwerte gelehrt, aus der ſo viel Unheil entſprungen iſt; wahnwitzig murmelt ſie nun immer das verhängnisvolle Lied, und beſchwört die finſteren Schatten des Todes herauf in das blühende Leben der Gegenwart.

Zur Erklärung der Wahl dieſes ſeltſamen Stoffes giebt Heine ſelbſt einen Fingerzeig, indem er bei Ueberſendung der Tragödien an Immermann den „Ratcliff“ eine „Hauptkonfeſſion“ nennt (Bd. XIX., S. 54), und ein andermal (Ebd., S. 82) es betont, daſs er „bisher nur ein einziges Thema, die Hiſtorie von Amor und Pſyche, in allerlei Gruppierungen dargeſtellt“ habe. In ein für ſeinen Freund Friedrich Merckel beſtimmtes Exemplar der „Tragödien“, das ſich jetzt in meinem Beſitze befindet, ſchrieb er die noch deutlichere Widmung:

Ich habe die ſüße Liebe geſucht,
Und hab' den bittern Haſs gefunden,
Ich habe geſeufzt, ich habe geflucht,
Ich habe geblutet aus tauſend Wunden.

Auch hab' ich mich ehrlich Tag und Nacht
Mit Lumpengeſindel herumgetrieben;
Und als ich all' dieſe Studien gemacht,
Da hab' ich ruhig den Ratcliff geſchrieben.

In der That bildet der Wunſch einer poetiſchen Verklärung ſeines eigenen Liebesunglücks die geheime Grundlage des „Ratcliff", ſo gut wie des „Almanſor" und des „Lyriſchen Intermezzos". Auch Alexis bemerkt: „Wir finden an mehreren Stellen Andeutungen, daſs verſchmähte Liebe, die plötzliche Sprödigkeit einer Schönen, welche bis dahin vielleicht Hoffnungen begünſtigt hat, dem Dichter eine Empfindung dünkt, die ſo mächtig iſt, um vorzüglich ein poetiſcher Hebel zu werden. Es iſt ein ſchrecklicher Moment, wenn der Liebeglühende, der von gewiſſer Hoffnung Berauſchte, in dem Augenblicke, wo er des Sieges gewiſs ſein kann, aus ſeinem Himmel herabgeſtürzt wird. Wenn Einer, der ſonſt vielleicht reineren und heiligeren Flammen fremd, durch die Liebe ſeine Gefühle geadelt glaubt, und dieſe reineren Gefühle zum erſten Male ohne Täuſchung ausſpricht; wenn Dieſem dann der Gegenſtand ſeiner Neigung kalt, höhniſch, ſchnippiſch begegnet, ſo mag Dies einen Proceſs erzeugen, wie wenn Waſſer und Feuer ſich miſchen, und der kaum Emporgehobene mag noch tiefer durch die ſchnelle, ſchmerzliche Vernichtung doppelt kühner Hoffnungen herabgeriſſen werden — iſt Dies aber ein Moment, einer dramatiſch-tragiſchen Behandlung würdig? Kann ein ſolches Gefühl eine Begeiſterung einflößen, um ein Kunſtwerk zu erzeugen? Iſt es endlich ſo gewichtig, um das Schickſal von Generationen, ein furchtbares, familienvernichtendes Fatum an den Trotz und die leichte Aufwallung einer Weiberlaune zu knüpfen?" Auch wir müſſen dieſe Frage mit Nein beantworten. Die Empfindungen, welche durch ein ſolches Begegnis erzeugt werden — Zorn, Schmerz, unter Umſtänden ſich ſteigernd zu Hohn und Verzweiflung — können ſehr gewaltig ſein und unſer tiefſtes Mitgefühl erregen,

wenn sie sich im Liede ausklagen; aber sie sind nur traurig, nicht tragisch, und daher ungeeignet zu dramatischer Behandlung. Sich in einem Mädchenherzen getäuscht, sich falsche Hoffnungen auf Erwiderung einer glühenden Liebe gemacht zu haben, ist gewiss ein schmerzliches Unglück für Den, welchen ein solches Schicksal trifft; aber es ist nimmer eine tragische Schuld, welche den Untergang zweier Menschen, und gar, wie hier, zweier Generationen, herbei führen darf. Im Liede, das uns die Stimmung eines einzelnen, bestimmten Momentes vor die Seele bringt, kann solch ein Weh uns mächtig bewegen; wir vermögen zu begreifen, dass im Augenblick der Enttäuschung dem Liebenden die ganze Natur entzaubert scheint, dass in seinem thränenfeuchten oder zornblitzenden Auge das Spiegelbild der Welt sich zu einer grauen Nebelmasse oder zu einem widrigen Schlangenknäul verzerrt. Der Held eines Trauerspiels aber darf nicht aus so weichem Stoffe geformt sein, dass solch eine lyrische Stimmung zum einzigen Hebel all' seiner Entschlüsse und Handlungen wird. Dies ist bei William Ratcliff der Fall. Weil Maria seinen Liebesantrag höhnisch knixend mit einem frostigen „Nein" zurückwies, ist ihm das Leben fortan ein finsteres Schattenspiel, ein Tanz von Larven, in dessen gespenstischen Reigen er wie ein Traumwandelnder hineingerissen wird. Die Verschmähung seiner Liebe nimmt ihm jeden sittlichen Halt, er sinkt zum ruchlosen Bösewicht, zum Dieb und Straßenräuber herab, der sich mit dem verworfensten Gesindel herumtreibt. Unverkennbar ist die Aehnlichkeit mit der beliebten Byron'schen Gestalt des Abtrünnigen, des gefallenen Engels, der zum Teufel wird. Aber dies Gefallensein ist ins Ungeheuerliche übertrieben, und wirkt um so abstoßender, je schärfer und deutlicher der Hintergrund des realen Lebens in jenen Schlammpfützen der Gesellschaft gezeichnet ist, die der Held durchwatet, ohne sich dem Anschein nach sehr vor ihrem Schmutze zu ekeln. Im Gegentheil, William Ratcliff sieht seine verbrecherischen Spießgesellen fast für Helden und Märtyrer an, die einen berechtigten Krieg gegen eine ungerechte Gesellschaftsordnung führen; selbst den Galgenstrick Robin, der schon zehn Mordthaten auf der Seele hat, nimmt er gegen die Befürchtung in Schutz, als werde er zur Strafe seiner

Sünden dereinſt nach dem Hängen noch im Höllenfeuer brennen müſſen:

Glaubt's nicht, der alte Robin wird nicht brennen.
Dort oben giebt es eine andre Jury,
Als hier in Großbritannien. Robin iſt
Ein Mann; und einen Mann ergreift der Zorn,
Wenn er betrachtet, wie die Pfennigſeelen,
Die Buben, oft im Ueberfluſſe ſchwelgen,
In Sammt und Seide ſchimmern, Auſtern ſchlürfen,
Sich in Champagner baden, in dem Bette
Des Doktor Graham's ihre Kurzweil treiben,
In goldnen Wagen durch die Straßen raſſeln,
Und ſtolz herabſehn auf den Hungerleider,
Der mit dem letzten Hemde unterm Arm
Langſam und ſeufzend nach dem Leihhaus wandert.
O ſeht mir doch die klugen, ſatten Leute,
Wie ſie mit einem Walle von Geſetzen
Sich wohlverwahret gegen jeden Andrang
Der ſchreiend überläſt'gen Hungerleider!
Weh Dem, der dieſen Wall durchbricht!
Bereit ſind Richter, Henker, Stricke, Galgen, —
Je nun, manchmal giebt's Leut', die Das nicht ſcheun.

Dieſe erſten wilden und rohen Kraftausbrüche des modernen Socialismus durchblitzen, wie Heine hervorhebt, allerdings mehrfach den Gang des Stückes, und nehmen mit ihrer Eintheilung der Menſchen in „zwei Nationen, die ſich wild bekriegen, nämlich in Satte und in Hungerleider", beſtimmter, als bei Byron, den Charakter einer Anklage der Armen gegen die Reichen, der niederen gegen die höheren Klaſſen der Geſellſchaft an. Sie verfehlen aber einen Theil der beabſichtigten Wirkung, weil ſie aus gar zu zweideutigen Motiven entſpringen und gar zu verächtlichen Geſellen in den Mund gelegt werden. Da wenigſtens bei William Ratcliff im Grunde nur die Zurückweiſung ſeiner Liebe jene ſchwarzgallige Auffaſſung der Weltzuſtände verſchuldet hat, ſo liegt der Gedanke zu nahe, daſs die ſelbe, jetzt ſo finſter ſich ausnehmende Welt ihm wahrſcheinlich als ein im Roſenlicht prangender Garten würde erſchienen ſein,

wenn Maria, ſtatt des ſpöttiſchen „Nein", ein freundliches „Ja" auf ſeine zärtliche Frage erwidert hätte, und wir ſehen die „große Suppenfrage" ſchließlich auf den unberechenbarſten Zufall, auf das Belieben einer Mädchenlaune, zurückgeführt.

Trotz all' dieſer Ausſtellungen, die ſich vorherrſchend auf die Wahl eines ungeeigneten Stoffes beziehen, verräth die Ausführung des „William Ratcliff" ein keineswegs geringes dramatiſches Talent. Der Dialog iſt gewandt und lebendig, die Sprache hält ſich in edler Einfachheit frei von allem lyriſchen Aufputz, die Geſchichte der Nebelbilder iſt geſchickt in den Gang der Handlung verflochten, und wird in der Erzählung Margaretha's effektvoll als Hebel der dramatiſchen Steigerung benutzt; vor Allem aber iſt es dem Dichter gelungen, in den meiſten Perſonen des Stückes glaubwürdige, klar vor uns hintretende Geſtalten zu ſchaffen. Selbſt der träumeriſche Spielball der dunklen Mächte, William Ratcliff, iſt, wie wenig er ſich zum Helden eines Trauerſpiels qualificiert, mit Zügen ausgeſtattet, die offenbar dem wirklichen Leben entnommen ſind. Die reſignierte Haltung Maria's prägt ſich erkennbar genug als das Reſultat ihrer Leiden und der überſtandenen Schreckenserlebniſſe aus. Die halb wahnſinnige Margaretha iſt eine unheimliche, vielleicht etwas zu ſchablonenhaft behandelte, aber doch poetiſch nicht unwahre Figur. Vernachläſſigter erſcheint Mac-Gregor, deſſen Geſtalt kein rechtes Leben gewinnt. Um ſo anſprechender berührt uns der verſtändige, tapfere Graf Douglas, der einzige edle, moraliſch geſunde Charakter unter ſo vielen verſchrobenen oder verworfenen Naturen. Aber auch die Nebenperſonen, der ſpitzbübiſche Wirth der Diebsherberge und ſeine räuberiſchen Gäſte, ſind mit wenigen Strichen trefflich individualiſiert; ja, die Scenen, welche in der Diebsſpelunke ſpielen, — der Auftritt, wo Tom, der Diebshehler und ehemalige Dieb, ſeinem Buben das Vaterunſer abhört, und gleich darauf den ſchlafenden Gaunern das Geld aus der Taſche ſtibitzt — ſind von einer an Shakſpeare erinnernden Lebenswahrheit und dramatiſchen Kraft. —

An einem ähnlichen Grundfehler, wie der „William Ratcliff", krankt auch das zweite Drama Heine's, „Almanſor". Nicht als wäre die Fabel und der Grundgedanke des Stückes auch hier

von einer grillenhaften Seltſamkeit, und als würden die Schickſale der auftretenden Perſonen durch das Hineingreifen phantaſtiſcher Nebelgeſtalten beſtimmt — aber es fehlt auch dieſem Trauerſpiel jede fortſchreitende Entwicklung der Charaktere und der aus dem Wechſelſpiele der Leidenſchaften entſtehenden Handlung. Eine tragiſche Schuld der Liebenden, die den Untergang Derſelben rechtfertigte, iſt ſo wenig wie im „Ratcliff" vorhanden, und, wie dort, wird auch hier die unheilvolle Kataſtrophe nicht durch eigenes Verſchulden, ſondern durch ein in früherer Zeit von den Eltern Beider geſchaffenes Verhängnis herbeigeführt.

Die Wahl des Stoffes iſt, wie aus einem kurzen Ueberblick des Inhalts hervorgeht, an ſich keine durchaus ungünſtige, aber der Dichter hat es nicht verſtanden, ſein Material mit dramatiſcher Geſchicklichkeit zu verwerthen, und das lyriſche Beiwerk erſtickt vollends die ziemlich dürftige Handlung. Kurz vor der Eroberung Granada's durch Ferdinand den Katholiſchen und Iſabella lebten dort zwei edle Mauren, Abdullah und Aly, in inniger Freundſchaft. Aly's heißgeliebte Gattin ſtarb, nachdem ſie ihm einen Sohn geboren, und Abdullah, deſſen Frau um dieſelbe Zeit eines Töchterleins geneſen war, nahm das verwaiſte Kind des Freundes einſtweilen zu ſich ins Haus. Aly vermochte jedoch auch ſpäter nicht den Anblick des Schmerzensſohns zu ertragen, und ging mit Freuden auf den Vorſchlag Abdullah's ein, die beiden Kinder ſchon jetzt mit einander zu verloben, und Zuleima, das künftige Weib ſeines Sohnes, unter Ammenleitung in ſeinem Schloſſe zu erziehen, während ſein eigener Sohn, Almanſor, unter der Obhut des Freundes verbliebe. Die Kinder ahnten in ſo zartem Alter Nichts von dieſem Tauſche, ſie ſahen ſich oft und liebten einander herzlich. Da brach jenes Ungewitter aus, welches mit dem Falle Granada's und der Vertreibung der Mauren aus Spanien endete. Als die rohen Verfolgungen Ferdinand's und der Inquiſition gegen die Muhamedaner begannen, und den Beſiegten nur die Wahl blieb, ſich entweder taufen zu laſſen oder nach Afrika zu fliehen,

> Da wurde Aly Chriſt. Er wollte nicht
> Zurück ins dunkle Land der Barbarei.

Ihn hielt gefeſſelt edle Sitte, Kunſt
Und Wiſſenſchaft, die in Hiſpanien blühte.
Ihn hielt gefeſſelt Sorge für Zuleima,
Die zarte Blume, die im Frauenkäfig
Des ſtrengen Morgenlands hinwelken ſollte.
Ihn hielt gefeſſelt Vaterlandesliebe,
Die Liebe für das liebe, ſchöne Spanien.
Doch was am meiſten ihn gefeſſelt hielt,
Das war ein großer Traum, ein ſchöner Traum,
Anfänglich wüſt und wild, Nordſtürme heulten,
Und Waffen klirrten, und dazwiſchen rief's
„Quiroga und Riego!“ tolle Worte!
Und rothe Bäche floſſen, Glaubenskerker
Und Zwingherrnburgen ſtürzten ein in Gluth
Und Rauch, und endlich ſtieg aus Gluth und Rauch
Empor das ew'ge Wort, das urgeborne,
In roſenrother Glorie ſelig ſtrahlend.

Mit dieſen Worten deutet nämlich der in der Mitte des Stückes eingeſchobene Chor die Motive von Aly's Uebertritt zum Chriſtenthume an; ein Verfahren, das allerdings Nichts weniger als dramatiſch iſt. Eben ſo wunderlich — und durch den Charakter Aly's, wie er ſich im Stücke zeigt, nicht im mindeſten begründet — iſt der anachroniſtiſche Hinweis auf die Verfaſſungs- und Glaubenskämpfe in Spanien zu Anfang der zwanziger Jahre dieſes Jahrhunderts, — eine Prophetie, welche obendrein durch die Ereigniſſe der nächſten Zeit, durch die Hinrichtung Riego's und die Zurücknahme der vom Könige 1820 bewilligten Konſtitution, keine Beſtätigung erhielt. Einleuchtender ſind die andern Beweggründe für Aly's Uebertritt, um ſo mehr, da auch Zuleima ſchon früher durch Einwirkung ihrer frommen Amme dem Chriſtenthume zugeführt worden war. — Anders handelt Abdullah. Treu dem alten Glauben, verläſſt er mit Weib und Pflegekind und aller fahrenden Habe das Land ſeiner Väter, und ſetzt über nach Marokko. Die eigene Tochter, „die Gottesleugnerin“, will er nicht wiederſehn, und um ſich an dem abtrünnigen Aly zu rächen, erzieht er Deſſen Sohn Almanſor, den er erſt hat tödten wollen, als ſein eigenes Kind im Glauben Muhamed's und im Haſſe gegen das Chriſtenthum. Bei der

Landung in Afrika ſtirbt Abdullah's Weib; er ſelbſt folgt ihr auf der Wallfahrtsreiſe nach Mekka bald nachher ins Grab, ohne Almanſor das Geheimnis ſeiner wahren Abſtammung enthüllt zu haben. Sehnſucht nach Zuleima und das Gebot der ſterbenden Mutter, Jener ihren letzten Kuſs zu bringen, treiben jedoch Almanſor nach Spanien zurück, wo Aly ſich an Abdullah, von dem er wähnt, er habe ihm aus Glaubensfanatismus ſeinen Sohn ermordet, chriſtlich gerächt hat, indem er Zuleima als ſeine Tochter anerkannte und ſie ſorglich in der Meinung, daſs ſie ſein Kind ſei, erhielt. Als Spanier verkleidet, um ſich vor der Wuth der chriſtlichen Verfolger zu ſchützen, wird der heimgekehrte Almanſor in den Trümmern ſeiner Vaterburg von einem alten Diener, Haſſan, erkannt, der mit einigen treuen Bekennern des Islam ins Gebirge geflüchtet iſt, und von dort aus den Guerillakrieg gegen die ſiegreichen Kaſtilianer fortſetzt. Haſſan beſchwört den Sohn ſeines ehemaligen Herrn, ſein Vorhaben aufzugeben und die abtrünnige Geliebte zu vergeſſen. Almanſor aber will Dieſe noch einmal wiederſehn, und verfügt ſich ſofort nach Aly's Schloſſe, wo eben die Verlobung Zuleima's mit einem windigen Induſtrieritter gefeiert wird, der ſich unter einem pompöſen Rittternamen bei ihrem vermeintlichen Vater eingeführt hat. Schon an der Pforte des Hauſes begrüßt den Fremdling in Geſtalt des Dieners Pedrillo ein poſſenhaftes Beiſpiel des Renegatenthums. Almanſor wird aus dem feſtlich erhellten Schloſſe in das Wirthshaus gewieſen, denn

— was die alte Gaſtlichkeit betrifft,
So iſt Das eine jener Heidenſitten,
Wovon dies chriſtlich fromme Haus geſäubert.

Auch die alten Namen ſind chriſtlich umgetauft; der „gute Aly", wie er ehemals genannt wurde, heißt jetzt Don Gonzalvo, Zuleima heißt Donna Clara, ſelbſt der Dienerſchaft ſind die Namen bibliſcher Heiligen beigelegt; der alte Glaube iſt ausgezogen,

— — — — — — — die alte Liebe
Hat man mit Hohn zur Thür hinausgeſtoßen
Und laut verlacht ihr leiſes Todeswimmern.
Verändert ſind die Namen und die Menſchen;
Was ehmals Liebe hieß, heißt jetzo Haſs.

Almanſor wartet, bis die Gäſte ſich entfernt haben, und ſingt dann vor Zuleima's Fenſter ein altes, ihr wohlbekanntes Lied. Zuleima erſcheint auf dem Balkon, und erkennt an der Stimme den todtgeſagten Geliebten, welcher ihr die Scheidegrüße der in der Fremde geſtorbenen Mutter bringt. Der plötzlich dazwiſchen tretende Haſſan fordert ſie auf, mit Almanſor nach Afrika zu entfliehen. Am Morgen überraſcht Letzterer Zuleima im Garten, und Beide führen ein myſtiſch tiefſinniges Zwiegeſpräch, in welchem das Chriſtenthum den unheimlich grellſten Kontraſt zu der bilder- und farbenreichen Religion Muhamed's bildet. Almanſor erinnert ſich beim Anblick eines Chriſtusbildes des Tages, wo er bei ſeiner Rückkehr nach Spanien zuerſt eine chriſtliche Kirche betrat:

Schon an der Pforte goſs ſich mir entgegen
Ein dunkler Strom gewalt'ger Orgeltöne,
Die hoch aufrauſchten und wie ſchwarzer Sud
Im glühnden Zauberkeſſel qualmig quollen.
Und wie mit langen Armen zogen mich
Die Rieſentöne in das Haus hinein,
Und wanden ſich um meine Bruſt wie Schlangen
Und zwängten ein die Bruſt, und ſtachen mich,
Als läge auf mir das Gebirge Kaff,
Und Simurgh's Schnabel picke mir ins Herz.
Und in dem Hauſe ſcholl, wie'n Todtenlied,
Das heiſre Singen wunderlicher Männer
Mit ſtrengen Mienen und mit kahlen Häuptern,
Umwallt von blum'gen Kleidern, und der feine
Geſang der weiß- und rothgeröckten Knaben,
Die oft dazwiſchen klingelten mit Schellen
Und blanke Weihrauchfäſſer dampfend ſchwangen.
Und tauſend Lichter goſſen ihren Schimmer
Auf all das Goldgefunkel und Geglitzer,
Und überall, wohin mein Auge ſah,
Aus jeder Niſche blickte mir entgegen
Dasſelbe Bild, das ich hier wiederſehe.
Doch überall ſah ſchmerzenbleich und traurig
Des Mannes Antlitz, den dies Bildnis darſtellt.
Hier ſchlug man ihn mit harten Geißelhieben,
Dort ſank er nieder unter Kreuzeslaſt,
Hier ſpie man ihm verachtungsvoll ins Antlitz,

Dort krönte man mit Dornen seine Schläfe,
Hier schlug man ihn ans Kreuz, mit scharfem Speer
Durchstieß man seine Seite — Blut, Blut, Blut
Entquoll jedwedem Bild. Ich schaute gar
Ein traurig Weib, Die hielt auf ihrem Schooß
Des Martermannes abgezehrten Leichnam,
Ganz gelb und nackt, von schwarzem Blut umronnen —
Da hört' ich eine gellend scharfe Stimme:
„Dies ist sein Blut", und wie ich hinsah, schaut' ich
(schaudernd)
Den Mann, der eben einen Becher austrank.

Aber traumhaft süß weiß ihn Zuleima-Clara in das Christenthum als in ein „Haus der Liebe" hineinzusingen, das ernster und besser als die heitere Pracht der alten Heidentempel und als die Werkeltagsbequemlichkeit der dumpfen Betstube des Moslems sei:

In diesem Hause werden Kinder mündig,
Und Münd'ge werden da zu Kindern wieder;
In diesem Hause werden Arme reich,
Und Reiche werden selig in der Armuth;
In diesem Hause wird der Frohe traurig,
Und aufgeheitert wird da der Betrübte.
Denn selber als ein traurig armes Kind
Erschien die Liebe einst auf dieser Erde.
Ihr Lager war des Stalles enge Krippe,
Und gelbes Stroh war ihres Hauptes Kissen;
Und flüchten musste sie wie'n scheues Reh,
Von Dummheit und Gelehrsamkeit verfolgt.
Für Geld verkauft, verrathen ward die Liebe,
Sie ward verhöhnt, gegeißelt und gekreuzigt; —
Doch von der Liebe sieben Todesseufzern
Zersprangen jene sieben Eisenschlösser,
Die Satan vorgehängt der Himmelspforte;
Und wie der Liebe sieben Wunden klafften,
Erschlossen sich aufs Neu' die sieben Himmel,
Und zogen ein die Sünder und die Frommen.
Die Liebe war's, die du geschaut als Leiche
Im Mutterschoße jenes traur'gen Weibes.
O glaube mir, an jenem kalten Leichnam
Kann sich erwärmen eine ganze Menschheit

Aus jenem Blute ſproſſen ſchönre Blumen,
Als aus Alraſchid's ſtolzen Gartenbeeten,
Und aus den Augen jenes traur'gen Weibes
Fließt wunderbar ein ſüßres Roſenöl,
Als alle Roſen Schiras' liefern könnten.
Auch du haſt Theil, Almanſor ben Abdullah,
An jenem ew'gen Leib und ew'gen Blute;
Auch du kannſt dich zu Tiſch mit Engeln ſetzen
Und Himmelsbrot und Himmelswein genießen;
Auch du biſt durch die Liebe ſündenfrei,
Darfſt freudig wohnen in der Sel'gen Halle,
Und gegen Satan's ſtarke Höllenmacht
Schützt dich mit ew'gem Gaſtrecht Jeſu Chriſt,
Wenn du genoſſen haſt ſein „Brot und Wein."

Dies Sirenenlied der Liebe, vom Munde der Geliebten geſungen, nimmt Almanſor's ganzes Weſen gefangen; er ahnt nicht den lebensfeindlichen Sinn, der ſich unter dem ſchmeichleriſchen Worte verbirgt, er hört nur deſſen verlockenden Klang:

Du ſpracheſt aus Zuleima jenes Wort,
Das Welten ſchafft und Welten hält zuſammen;
Du ſpracheſt aus das große Wörtlein: „Liebe!"

Schon will er, ſeinen alten Glauben verſchwörend, ſich ganz dieſer Religion der Liebe hingeben, ſchon ruft er aus:

Dein Himmel nur, Zuleima's Himmel nur
Sei auch Almanſor's Himmel, und dein Gott
Sei auch Almanſor's Gott, Zuleima's Kreuz
Sei auch Almanſor's Hort, dein Chriſtus ſei
Almanſor's Heiland auch, und beten will ich
In jener Kirche, wo Zuleima betet —

Da tönen in der Ferne Glockengeläute und Kirchengeſang, und auf Almanſor's erſchreckte Frage erklärt ihm Zuleima:

Hörſt du, Almanſor, was die Glocken murmeln?
Sie murmeln dumpf: „Zuleima wird vermählt heut
Mit einem Mann, der nicht Almanſor heißt."

Die Religion der Liebe verwandelt sich plötzlich in eine Religion der unnatürlichsten Entsagung, Zuleima hält sich gebunden durch ihr vor dem Priester abgelegtes Versprechen, den ungeliebten Don Enrique zu heirathen, und Almansor's Geist bricht zusammen unter der Qual einer so grausamen Enttäuschung — Wahnsinn umnachtet sein Hirn. Von ergreifender lyrischer Schönheit ist der Monolog des wahnwitzigen Almansor, der müd und gebrochen im Walde umherwankt, und den endlich Hassan dadurch aus seinen Selbstmordsgedanken weckt, daſs er ihm die Aussicht erschließt, Zuleima am Hochzeitstage zu rauben. Nach blutigem Kampfe trägt Almansor die Geliebte von dannen, die sich bei ihrem Erwachen in den Himmel versetzt glaubt und sich nicht genug verwundern kann, auch Almansor dort zu finden, der nach dem Ausspruch ihres Beichtvaters zur ewigen Hölle verdammt sei. Hier,

— — — — — — — — in dem Himmel
Bedarf es der Verstellungskünste nicht,
Und frei darf ich gestehn: Ich liebe dich,
Ich liebe dich, ich liebe dich, Almansor!

Aber schon tönt das Waffengeklirr der Verfolger zu ihnen aus der Felsschlucht empor:

Nenn's Eblis, nenn es Satan, nenn es Menschen,
Die tückisch arge Macht, die wild hinauf steigt
In meinen Himmel selbst!

Zuleima fordert ihn auf, mit ihr hinab in das Blumenthal zu fliehen, und mit den Worten:

— — — — Die Jäger nahen schon,
Mein Reh zu schlachten! dorten klirrt der Tod,
Hier unten blüht entgegen mir das Leben,
Und meinen Himmel halt' ich in den Armen!

stürzt sich Almansor mit seiner süßen Last vom Felsen hinab. Aly der Christ aber, welcher erst eben von dem im Kampfe ver-

wundeten, ſterbenden Haſſan erfahren hat, daſs ſein Sohn noch lebe, ſchließt, indem er all' ſeine Hoffnungen jählings zerſchmettert ſieht, mit der furchtbaren Anklage gegen das Chriſtenthum:

Jetzt, Jeſu Chriſt, bedarf ich deines Wortes,
Und deines Gnadentroſts und deines Beiſpiels.
Der Allmacht Willen kann ich nicht begreifen,
Doch Ahnung ſagt mir: ausgereutet wird
Die Lilje und die Myrte auf dem Weg,
Worüber Gottes goldner Siegeswagen
Hinrollen ſoll in ſtolzer Majeſtät.

Es iſt zu bedauern, daſs dieſe handlungsarme Tragödie nicht durch eine plaſtiſchere Ausprägung des im Stoffe liegenden Gedankenreichthums ein erhöht dramatiſches Leben empfangen hat. Vielleicht freilich erweckt der Untergangskampf des Maurenreiches Granada, das in ſo glänzender Blüthe dahinſank und durch den rohen Fanatismus der Sieger aus einem lachenden Garten in eine ſchreckvolle Wüſte verwandelt ward, allzu elegiſche Gefühle, um ein beſonders fruchtbarer Gegenſtand für das Drama zu ſein. Unſere Sympathien neigen ſich faſt mit Nothwendigkeit den Unterdrückten zu, die nach ihrer Niederlage ſo grauſam verfolgt, unter Zurücklaſſung ihrer koſtbarſten Habe zur Auswanderung gezwungen, oder, wenn ſie im Fall ihres Dableibens nicht ihrem Glauben entſagen wollten, von den Ketzergerichten ſcharenweis zum Flammentode verurtheilt wurden. Daſs man dieſe Gräuel im Namen der Religion — in majorem Dei gloriam — verübte, ſteigert noch unſern Abſcheu vor der Immoralität der Mittel, die um ſo ruchloſer erſcheinen, je weniger der Erfolg bis auf den heutigen Tag ihre Anwendung gerechtfertigt hat. Der Geſchichtsforſcher mag ſich über den Fall Granada's zur Noth durch die Erwägung tröſten, daſs das ſtolze Königreich zur Zeit, als es den kaſtilianiſchen Heeren erlag, ſchon durch inneren Zwiſt und Verrath den Keim des Todes in ſich trug und nur noch ein Scheinleben äußeren Glanzes führte — aber der Dichter hat, in einſeitiger Parteinahme für die Beſiegten, ſelbſt dies ſich ihm darbietende Moment der inneren Zwietracht nur unerheblich benutzt, während er mit ſchärfſter Bitterkeit die unſittlichen Motive der

christlichen Sieger hervorhebt, und dadurch auch diesmal seinem Stoffe mehr einen traurigen, als einen tragischen Charakter giebt. Vor Allem die Hauptperson des Stückes leidet an diesem Fehler: Almansor ist von Anfang an ein passiv Klagender statt eines thätig Handelnden, eignes und fremdes Leid haben ihm den stolzen Mannesmuth aufgezehrt — was darf man am Ende von einem Helden erwarten, der uns schon in der ersten Scene seine äußere Erscheinung mit den Worten schildert:

Mein Antlitz trägt des Grames tiefe Furchen,
Getrübt von salz'gen Thränen ist mein Aug',
Nachtwandlerartig ist mein schwanker Gang,
Gebrochen, wie mein Herz, ist meine Stimme.

Durch diese elegisch träumerische Haltung Almansor's läßt sich der Verfasser die so nahe liegende Gelegenheit entgehen, eine wahrhaft dramatische Verwicklung herbeizuführen, indem er die Liebe des aus seiner Heimat verjagten, dem Koran treugebliebenen Mauren in leidenschaftlichen Konflikt brächte mit seinem Glauben und seinem berechtigten Hasse gegen die Partei der Unterdrücker, der seine Geliebte angehört. Man begreift kaum, daß Heine einen solchen Konflikt gar nicht eintreten, daß er die Liebe zur Renegatin jedes andre Gefühl in der Brust Almansor's ersticken läßt. Das bloße Wort „Liebe", von Zuleima in kirchlich-mystischem Sinne gesprochen, von Almansor in irdischem Sinne verstanden, genügt, ihn zum sofortigen Anerbieten des Uebertritts zu ihrem Glauben zu bewegen, und die Enttäuschung seiner Liebeshoffnungen löscht in seinem Hirn und Herzen jeden andern Gedanken, außer dem einer thierisch-wilden Sinnlichkeit, aus.

Ganz denselben somnambülen Anstrich trägt die Gestalt Zuleima's, welche von Almansor nicht unrichtig einmal mit einer schönen Drahtfigur verglichen wird. Ihre willenlose Ergebung ist durchaus unnatürlich. „Ist denn," fragt schon Alexis in seiner vorhin angezogenen Kritik, „Zuleima's Furcht vor dem als so gütig gepriesenen Vater begründet, daß sie es nicht wagt, des heißgeliebten Almansor's Gegenwart ihm zu entdecken? ist

ihre Religion von der Art, daſs ſie es nicht wagt, ihrem Abte entgegen zu handeln, als er ihr räth, einen Schurken zu heirathen, zumal da Almanſor, von ihr überredet, Chriſt werden will, dieſem Abte daher doppelt willkommen ſein müſſte?" Auf die letzte Frage müſſen wir freilich erwidern, daſs es in der beſtimmten Abſicht des Dichters lag, das Chriſtenthum als eine Religion trübſeligſter Entſagung zu ſchildern, welche die Erde in „ein großes Golgatha" verwandelt, und „auf das Grab der Myrte die traurige Cypreſſe pflanzt." Auch ließe ſich ein Uebermaß von asketiſchem Eifer bei der zum Chriſtenthum übergetretenen Maurin pſychologiſch wohl erklären. Nur bleiben leider die religiöſen Zwiegeſpräche der beiden Liebenden geiſtreiche Streckverſe und lyriſche Ergüſſe ohne alle Einwirkung auf den Gang der Handlung und auf die Entwicklung der Charaktere.

Beſſer und kräftiger, als die Hauptperſonen, ſind die Nebenfiguren gezeichnet. Sie haben dramatiſches Leben, weil die an ihnen beſonders hervorſtechenden Züge feſt angedeutet und durch keine breitere Ausführung lyriſch verwaſchen ſind. Nur die Geſtalt Aly's bleibt unklar und ſchattenhaft, weil ſie, wie vorhin bemerkt, nicht genügend durch ſich ſelbſt motiviert iſt. Der völlig undramatiſche Chor — man erfährt nicht einmal, Wen und Was er nach der Intention des Verfaſſers repräſentieren ſoll — erzählt uns freilich von allerlei edlen Beweggründen, aus denen Aly zum Chriſtenthum übergetreten ſei; aber aus ſeinen eigenen Worten und Handlungen geht Nichts von Alledieſem hervor, nicht einmal ein ernſtes Ringen um die Ueberzeugung und ein Verſuch, ſich zum Glauben zu zwingen, wodurch die finſteren Schlusworte des Dramas ein bedeutungsvolleres Relief erhielten. Weit lebensvoller tritt der ſtarre Anhänger an den muhamedaniſchen Glauben, der alte Haſſan, vor uns hin; und das dem Zuchthaus entſprungene Gaunerpaar, Enrique und Diego, ſowie der ängſtliche Diener Pedrillo, ſind epiſodiſche Geſtalten, welche der Dichter mit dem ergötzlichſten Humor ſkizziert. Ueberhaupt verrathen die komiſchen Partien des Stückes, wie die Unterhaltungen der beiden Glücksritter oder die Klatſchereien der vom Verlobungsfeſt heimkehrenden Gäſte, ein ungleich achtungswertheres dramatiſches Talent, als die ernſthaften Scenen, in

welchen die Sprache zwar immer edel, aber doch selbst für ein Drama, das sich auf spanisch-orientalischem Boden bewegt, gar zu pomphaft und bildervoll ist, ja, manchmal in störende Spielerei ausartet. Die Worte z. B., welche der wahnsinnige Almansor zu der ohnmächtig auf seinem Schoße ruhenden Zuleima spricht, mögen als lyrische Stimmungsmalerei von unbestreitbarer Schönheit sein — auf der Bühne würden sie eindruckslos verhallen. Und wenn Almansor in einer früheren Scene, abwechselnd nach dem festlich erhellten Schlosse und nach seiner Brust zeigend, ausruft:

Ich und dies Haus, wie passen wir zusammen?
Dort wohnt die Luft mit ihren Harfentönen;
Hier wohnt der Schmerz mit seinen gift'gen Schlangen.
Dort wohnt das Licht mit seinen goldnen Lampen;
Hier wohnt die Nacht mit ihrem dunklen Brüten.
Dort wohnt die schöne, liebliche Zuleima; —
Wir passen doch! — Hier wohnt Zuleima auch!

so lässt sich dies Antithesenspiel noch ertragen; aber jede Wirkung geht unter in der Unnatur der nachfolgenden Zeilen, die das Bild auf die peinlichste Art zu Tode hetzen:

Zuleima's Seel' wohnt hier im engen Hause,
Hier in den purpurrothen Kammern sitzt sie,
Und spielt mit meinem Herzen Ball, und klimpert
Auf meiner Wehmuth zarten Harfensaiten,
Und ihre Dienerschaft sind meine Seufzer, —
Und wachsam steht auch meine düstre Laune
Als schwarzer Frauenhüter vor der Pforte.

Daß Heine sich der stillosen Vermengung der verschiedenen Kunstformen in seiner Tragödie recht wohl bewusst war, geht deutlich aus der Stanze hervor, welche er dem „Almansor" voraufschickt:

Glaubt nicht, es sei so ganz und gar phantastisch
Das hübsche Lied, das ich euch freundlich biete!
Hört zu: es ist halb episch und halb drastisch,
Dazwischen blüht manch lyrisch zarte Blüth;
Romantisch ist der Stoff, die Form ist plastisch,
Das Ganze aber kam aus dem Gemüthe.
Es kämpfen Christ und Moslem, Nord und Süden,
Die Liebe kommt am End' und macht den Frieden.

Aus einem solchen Mischmasch von Epos, Lyrik und Drama konnte denn freilich unmöglich ein reines Kunstwerk entstehen, und der scharfe Verstand des Dichters musste zur Einsicht seines Fehlgriffs gelangen, bevor noch seine Arbeit vollendet war. Schon von Göttingen aus schrieb er an Steinmann (Bd. XIX, S. 14 ff.): „Ich habe mit aller Kraftanstrengung daran gearbeitet, kein Herzblut und keinen Gehirnschweiß dabei geschont, habe bis auf einen halben Akt das Ganze fertig, und zu meinem Entsetzen finde ich, dass dieses von mir selbst angestaunte und vergötterte Prachtwerk nicht allein keine gute Tragödie ist, sondern gar nicht mal den Namen einer Tragödie verdient. Ja — entzückend schöne Stellen und Scenen sind drin; Originalität schaut überall draus hervor, überall funkeln überraschend poetische Bilder und Gedanken, so dass das Ganze gleichsam in einem zauberhaften Diamantschleier blitzt und leuchtet. So spricht der eitle Autor, der Enthusiast für Poesie. Aber der strenge Kritiker, der unerbittliche Dramaturg trägt eine ganz anders geschliffene Brille, schüttelt den Kopf, und erklärt das Ganze für — eine schöne Drahtfigur. „Eine Tragödie muss drastisch sein," murmelt er, und Das ist das Todesurtheil der meinigen. — Hab' ich kein dramatisches Talent? Leicht möglich. Oder haben die französischen Tragödien, die ich sonst sehr bewundert habe, unbewusst ihren alten Einfluss ausgeübt? Dies Letztere ist wahrscheinlicher. Denke dir, in meiner Tragödie sind alle drei Einheiten höchst gewissenhaft beachtet, fast nur vier Personen hört man immer sprechen, und der Dialog ist fast so pretiös, geglättet und geründet wie in der „Phèdre" oder in der „Zaïre". Du wunderst dich? Das Räthsel ist leicht gelöst: ich habe versucht, auch im Drama romantischen Geist mit streng plastischer Form zu ver-

binden. Deſshalb wird meine Tragödie ein gleiches Schickſal haben mit Schlegel's „Jon". Nämlich weil Letzterer ebenfalls in polemiſcher Abſicht geſchrieben iſt."

Dieſe ehrliche Selbſtkritik hebt in Lob und Tadel eben ſo richtig die eigenthümlichen Vorzüge, wie den unverbeſſerlichen Grundfehler des Stückes hervor. Nur Eins müſſen wir noch berühren, nämlich den Umſtand, daſs die polemiſche Abſicht ſich hier nicht, wie bei Schlegel's „Jon", vorherrſchend nur auf die Form, ſondern faſt noch mehr auf den Inhalt der Tragödie bezog. Während die Romantiker in all' ihren Kunſtſchöpfungen die chriſtliche Religion zu verherrlichen ſuchten, und ſich dabei tiefer und tiefer in die katholiſche Myſtik verirrten, war Heine's „Almanſor" ein herausfordernd dreiſter Angriff auf das Chriſtenthum, das, wie wir ſahen, geradezu als ein finſteres, alle Lebensfreude erdrückendes Evangelium des Todes geſchildert wird. Dieſer Angriff gewann eine erhöhte Bedeutung durch die zwar verdeckte, aber doch leicht erkennbare Bezugnahme auf modernſte Verhältniſſe. Durch das ganze Stück zieht ſich eine geheime Satire gegen die unter der Regierung Friedrich Wilhelm's III. immer häufiger werdenden Fälle des Uebertrittes vermögender Judenfamilien zum Chriſtenthum. Das Verlobungsfeſt im Schloſſe des getauften Mauren erinnert deutlich genug an das Gaſtmahl irgend eines getauften Bankiers der Gegenwart, der ſich in ſeiner geſellſchaftlichen Stellung zu befeſtigen glaubt, indem er einen geldarmen Avantürier aus hochadligem Geſchlechte zu ſeinem Eidam erwählt. Die polemiſche Abſicht tritt noch ſchärfer dadurch hervor, daſs dieſer Repräſentant der Ariſtokratie ein dem Zuchthaus entſprungener Dummkopf iſt, der durch ſeinen Spießgeſellen wie eine Marionette gelenkt wird. Eben ſo draſtiſch wirkt der Umſtand, daſs Aly's gleichfalls getaufte Dienerſchaft im Eifer des Geſprächs noch oftmals die Namen der chriſtlichen Heiligen mit dem Namen Allah's oder Muhamed's verwechſelt, und beim Barte des Propheten ſtatt bei der heiligen Eliſabeth oder St. Jago von Compoſtella ſchwört. Am eindringlichſten aber klingt die ernſte Mahnung des alten Haſſan:

— — — — — — Peſt-Oertern gleich
Flieh jenes Haus, wo neuer Glaube keimt!

Dort zieht man dir mit süßen Zangentönen
Aus tiefer Brust hervor das alte Herz,
Und legt dir eine Schlang' dafür hinein.
Dort gießt man dir Bleitropfen, hell und heiß,
Aufs arme Haupt, daſs nimmermehr dein Hirn
Gesunden kann vom wilden Wahnsinnschmerz.
Dorten vertauscht man dir den alten Namen,
Und giebt dir einen neu'n, damit dein Engel,
Wenn er dich warnend ruft beim alten Namen,
Vergeblich rufe.

Trotz dieser polemischen Tendenz, welche dem Verfasser vielfache Anfechtungen von Seiten der Kritik zuzog, und trotz des undramatischen Charakters der ganzen Tragödie, hatte der Direktor des Nationaltheaters in Braunschweig, August Klingemann, den Muth, eine Aufführung des Stückes zu unternehmen. Es ist bekannt, mit welchem Eifer dieser wackere Mann sich bemühte, die von ihm verwaltete Bühne zu einer Musteranstalt deutscher Schauspielkunst zu erheben, und in uneigennützigster Weise den Geistesprodukten junger talentvoller Dichter Eingang beim Publikum zu verschaffen. Wie er der Erste war, welcher Goethe's „Faust" zur Darstellung brachte, so richtete er mit kundiger Hand auch Heine's „Almansor" für die Bühne ein, sich zumeist darauf beschränkend, die überwuchernden lyrischen Stellen des Dialogs zu verkürzen und den Chor ganz zu entfernen. Nach sorgfältiger Einstudierung wurde das in zwei Aufzüge getheilte Stück, — (der erste Akt schloſs mit der Aufforderung Hassan's an die Liebenden, nach Afrika zu entfliehen) — am 20. August 1823 aufgeführt. Der spätere, 1868 verstorbene Direktor des herzoglichen Hoftheaters in Braunschweig, Herr Eduard Schütz, welchem wir die nachfolgenden Angaben verdanken, wusste der Titelrolle durch edle Repräsentation und leidenschaftliches Feuer der Rede eine fast unerwartete Geltung zu verschaffen, und Madame Meck unterstützte ihn als Zuleima durch gefühlsinnigen Vortrag ihrer vorwiegend lyrischen Partie. Der alte Glaubenseiferer Hassan fand durch Herrn Köster eine lebenswahre Verkörperung, und Herr Meck, ein tüchtiger Charakterdarsteller aus der Schröder'schen Schule, bestrebte sich, der vom Dichter

etwas nachläſſig behandelten Figur Aly's durch ſein wohldurchdachtes Spiel eine kräftiger markierte Zeichnung zu geben. In dem beliebten Komiker Karl Günther verfügte die Braunſchweiger Bühne über einen Repräſentanten des Pedrillo, welcher der kleinen Rolle die erheiterndſte Wirkung ſicherte; eben ſo glücklich wurde der Gauner Don Diego durch den vielſeitigen Gerber dargeſtellt, der ſich als Schauſpieler wie als Sänger eines gleich ausgezeichneten Rufes erfreute. Bei ſo guter Beſetzung der Haupt- und Nebenrollen war der Erfolg des Stückes bis gegen den Schluſs hin ein keineswegs ungünſtiger; die poeſievollſten Stellen wurden von dem gebildeten Theile des Publikums ſogar lebhaft applaudirt. Ein wunderlicher Zufall führte jedoch in der letzten Scene eine tumultuariſche Störung herbei. Während der Vorhang über der Schlußverwandlung aufrollte, und Almanſor ſich mit der ohnmächtig auf ſeinem Schoße ruhenden Zuleima auf einen Felſen niederließ, trat ein roher Geſell, ein Stallmeiſter H., ins Parterre, machte ſpöttiſche Bemerkungen über die Situation, und erkundigte ſich, wer der Verfaſſer des Stückes ſei. „Der Jude Heine," flüſterte man ihm zu. In der irrigen Meinung, ein am Orte lebender iſraelitiſcher Geldwechſler dieſes Namens habe die Tragödie geſchrieben, rief er entrüſtet aus: „Was? den Unſinn des albernen Juden ſollen wir anhören? Das wollen wir nicht länger dulden! Laſſt uns das Stück auspochen!" Und damit begann er zu trampeln und zu pfeifen, der große Haufen ſtimmte mit ein, und jeder Verſuch der Gebildeten, die Ruhe herzuſtellen, wurde durch den rohen Lärm übertäubt. Die Darſtellerin der Zuleima wähnte Anfangs, daſs ihre Lage auf dem Felſen die Veranlaſſung des plötzlichen Miſsfallens ſei, und gerieth dadurch ganz außer Faſſung; als das Pochen fortgeſetzt wurde, machte Herr Schütz durch raſchen Entſchluſs der unwürdigen Scene ein Ende, indem er ſich mit Zuleima noch vor Beendigung des letzten Zwiegeſpräches vom Felſen herabſtürzte und das Zeichen zum Niederlaſſen des Vorhangs gab. Klingemann, der ſeinen guten Willen in dieſem wie in ſo manchem anderen Falle vom Publikum mit ſchnödem Undanke belohnt ſah, war äußerſt verſtimmt über die brutale Unterbrechung des Stückes, und verzichtete nach ſolcher Erfahrung auf die ebenfalls

von ihm beabſichtigte Aufführung des „William Ratcliff“, der auch auf keiner anderen Bühne jemals zur Aufführung gelangte, — ſehr zum Aerger Heine's, welcher von großen Erfolgen ſeiner Geſpenſter-Tragödie träumte, und ſtets mit Behagen an den „düſtern, ſteinernen Ratcliff“ dachte, während ihm der „helle, milde Almanſor“ im höchſten Grade unheimlich war [81]).

# Achtes Kapitel.

## Das junge Palästina.

Die Betrachtung des im Wesentlichen schon in Bonn und Göttingen geschriebenen „Almansor“ hat uns gezeigt, dass Heine, so wenig er auf den genannten Universitäten mit spezifisch jüdischen Elementen in engere Berührung kam, oder es liebte, seine Ansichten über religiöse Dinge zur Schau zu tragen, dennoch im tiefsten Gemüth sehr erheblich durch die Einflüsse seiner israelitischen Abstammung und Erziehung bestimmt wurde. Diese Einwirkung dokumentierte sich bei dem jungen Freigeist, der von Glaubensskrupeln nicht sonderlich quälend beunruhigt ward und, wie er sich in den Briefen aus Berlin (Bd. XIII., S. 51) äußert, „nur noch an den pythageräischen Lehrsatz und ans königlich preußische Landrecht glaubte“, allerdings minder durch eine zärtliche Vorliebe für das Judenthum, als durch einen bittern Unmuth über die rechtlosen Bedrückungen, unter denen seine Stammesgenossen — und er mit ihnen — leiden mussten. Er hatte in jener Tragödie seinem Groll gegen die Unterdrücker mit der rücksichtslosen Ehrlichkeit des Hasses Luft gemacht, die christenthumsfeindliche Tendenz des „Almansor“ war in dem schneidenden Hohn der Schlussworte zu grellstem Ausdruck gelangt, und es empörte ihn in tiefster Seele, als Michael Beer, weniger stolz gesinnt, in seinem „Paria“, statt die Sprache des Anklägers zu führen, nur auf die Thränendrüsen des Publikums zu wirken und ein schwächliches Mitleid für seinen durch den Uebermuth

einer bevorzugten Kaſte mißhandelten Helden zu erregen ſuchte. „Die Zeiten ſind ſo ſchlecht," heißt es in einem Briefe Heine's an Friederike Robert [82]), „alle Menſchen klagen, und es iſt ſehr politiſch von unſern Regierungen, daſs ſie allenthalben die Aufführung des „Paria" begünſtigen, damit wir ſehen, es giebt Leute in Indien, die noch mehr leiden und ausſtehn, als wir Deutſchen." — „Fatal, höchſt fatal," ſchreibt er über dasſelbe Thema derber und deutlicher an Moſer (Bd. XIX., S. 148 ff.), „war mir die Hauptbeziehung des Gedichts, nämlich daſs der Paria ein verkappter Jude iſt. Man muſs Alles aufbieten, daſs es Niemand einfalle, Letzterer habe Aehnlichkeit mit dem indiſchen Paria, und es iſt dumm, wenn man dieſe Aehnlichkeit gefliſſentlich hervorhebt. Am allerdümmſten und ſchädlichſten und ſtockprügelwertheſten iſt die ſaubere Idee, daſs der Paria muthmaßt: ſeine Vorfahren haben durch eine blutige Miſſethat ihren traurigen Zuſtand ſelbſt verſchuldet. Dieſe Anſpielung auf Chriſtus mag wohl manchen Leuten gefallen, beſonders da ein Jude, ein Waſſerdichter (will ſagen: noch nicht Getaufter), ſie ausſpricht. Ich wollte, Michael Beer wäre getauft, und ſpräche ſich derb, echt almanſorig, in Hinſicht des Chriſtenthums aus, ſtatt daſs er dasſelbe ängſtlich ſchont und ſogar, wie oben gezeigt, mit demſelben liebäugelt."

Ein talentbegabter Schriftſteller, der mit ſolchen Geſinnungen Anfangs der zwanziger Jahre nach Berlin kam, muſſte den dortigen Vorkämpfern des Judenthums ein willkommener Waffenbruder ſein. Zum Verſtändnis der jüdiſchen Reformbewegung, welche um jene Zeit von Berlin ausging und in welche H. Heine mit jugendlicher Begeiſterung eintrat, iſt es jedoch nöthig, daſs wir uns die Anfänge dieſes geiſtigen Umſchwungs in raſchem Ueberblicke vergegenwärtigen.

Die Befreiung des Judenthums aus dem ſtarren Bann entwicklungsloſer Geſetze geht parallel mit dem Erwachen und der Ausbildung des humaniſtiſchen Gedankens der Neuzeit; ja, ſie iſt zum größten Theile direkt als eine Frucht des letzteren anzuſehen. So lange Haſs und Verfolgung ihren Druck auf die Bekenner des moſaiſchen Glaubens übten, und ihnen jeden Antheil am Leben der Zeit und der Völker verwehrten: ſo lange war es gerechtfertigt, daſs die verſtoßenen und geächteten Iſraeliten

das bedrohte Heiligthum ihrer Religion und Sitte mit dem schützenden Wall eines nach innen einigenden, nach außen absondernden Gesetzes umgürteten. Die lebendig bewegte Gegenwart wies sie ja zurück, und sperrte sie das ganze Mittelalter hindurch wie eine Horde Aussätziger in dumpfe Ghettos ein; — zu ohnmächtig, sich ihr Recht zu erkämpfen, aber zu treu ihrem Glauben, um demselben irdischer Vortheile willen zu entsagen, blieb ihnen Nichts übrig, als sich in die traumhafte Erinnerung einer abgestorbenen Vergangenheit zu versenken, und Trost zu suchen bei der messianischen Hoffnung auf eine bessere Zukunft. Von der sie umgebenden Außenwelt wie durch eine Feuerlohe geschieden, spürten sie in ihrer hermetisch abgeschlossenen Isolierzelle Nichts von dem frischen Wehen der Geschichte, Nichts von den Fortschritten der Völker in Leben, Kunst und Wissenschaft. Seit mehr als einem Jahrtausend war das theokratische Gebäude ihrer Religion und Sitte fast unverändert sich gleich geblieben; die Vorschriften, die Moses unter ganz andern klimatischen Verhältnissen und in einem von kulturlosen Völkerschaften umgrenzten Lande seiner Nation gegeben hatte, zogen mit dieser als ein heiliges Vermächtnis ins Exil und hinüber ins Abendland; die lebendige Tradition des Prophetenzeitalters aber verknöcherte zu einem unwandelbaren Schriftenthum, das zu den Büchern des alten Testaments noch die Mischna und den Talmud gefügt hatte, deren spitzfindige Auslegung und Erklärung die ganze Lebensaufgabe der jüdischen Gelehrten war.

Den ersten Lichtstrahl in dies mitternächtige Dunkel warf die sonnenhaft glänzende Erscheinung Moses Mendelssohn's. Ein Zeitgenosse und Freund Lessing's, kostete er muthvoll von den Früchten des verbotenen Baumes nichtjüdischer Bildung, in vollen Zügen trank er aus dem Quell des lebendigen Wissens der Gegenwart, und siehe da, die Besten und Edelsten der Christen ehrten und liebten ihn, und suchten ihn wohl gar, wie Lavater in seinem berühmten Sendschreiben, zu ihrer Religion hinüber zu ziehen. Aber Mendelssohn bewahrte dem Glauben seiner Väter die unverbrüchlichste Treue, er hielt streng das mosaische Gesetz, und gab seinen Genossen das Beispiel, dass man Jude bleiben und dennoch Antheil haben könne am Leben und Wissen

der Gegenwart. Indem er die biblischen Bücher in treffliches Deutsch übertrug und seine Uebersetzungen mit hebräischen Lettern drucken ließ, versetzte er dem berüchtigtem Schulwesen der polnischen Rabbinen einen tödlichen Stoß; er vermittelte die Bekanntschaft mit der unverfälschten deutschen Sprache, mit deutscher Nationalität und Literatur, und bewirkte, daß, statt der hebräisch-talmudischen, allmählich die reindeutsche Bildung zur Grundlage der israelitischen Jugenderziehung ward. Er hatte — und Dies ist die große Bedeutung seines Wirkens und Lebens — durch sein Vorbild gezeigt, daß es auch für den Juden ein Mittel gab, an der gemeinsamen Arbeit der Menschheit wie an den Früchten derselben theilzunehmen, und sich Anerkennung und Geltung, Achtung und Liebe dort zu verschaffen, wo Hohn und Vorurtheil bisher jeden Annäherungsversuch unmöglich gemacht. Die Freunde und Jünger Mendelssohn's — wir nennen nur Hartwig Wessely, Herz Homberg, David Friedländer und Lazarus Bendavid — wirkten, indem sie sich besonders des Schulwesens annahmen, im Sinne des Meisters fort, und suchten von Berlin aus, wo schon 1778 die erste israelitische Freischule auf der Basis eines deutsch-nationalen Unterrichtes gegründet ward, mehr und mehr die einseitig abgeschlossene polnisch-rabbinische Afterbildung zu verdrängen. Zwei große Monarchen begünstigten diese Erhebung des Judenthums aus jahrtausendjähriger Erstarrung durch humane Verordnungen. Friedrich II., welcher den edlen Ausspruch gethan, daß in seinen Staaten Jeder nach seiner eignen Façon selig werden könne, erließ am 17. April 1750 ein General-Privilegium, das die Behandlung seiner jüdischen Unterthanen, statt der bisherigen Willkür, festen, freilich noch vielfach beschränkenden, aber doch gesetzlich sicheren Bestimmungen unterwarf; und das Toleranz-Edikt Joseph's II. vom Jahre 1781 setzte die Juden in Oesterreich nicht allein in den Besitz der meisten bürgerlichen Rechte, sondern legte ihnen geradezu die Pflicht auf, durch Gründung und Erhaltung planmäßiger öffentlicher Anstalten für eine geordnete Erziehung ihrer Jugend zu sorgen. Aber das damalige Geschlecht war noch nicht reif für den Genuß der Wohlthaten, welche ein wohlmeinender Fürst ihm aus freiem Entschlusse in den Schoß warf. Wie die Jesuiten ihren katholischen Mit-

brüdern die Toleranzbeſtrebungen des Kaiſers als ein glaubensfeindliches Werk des Antichriſts verdächtigten, ſo ſchilderten auch die Rabbinen ihren Religionsgenoſſen die dargebotene Wohlthat einer zeitgemäßen Jugendbildung als eine todbringende Gefahr für das Judenthum, und widerſetzten ſich halsſtarrig der Ausführung aller durchgreifenden Reformen.

Stärker und mächtiger jedoch brauſte der Sturm verjüngender Freiheitsgedanken durch die Welt, und weckte die Menſchheit aus bleiernem Todesſchlaf. Fern über dem Ocean ſtreifte ein junges Volk in glorreichem Kampfe die Feſſeln ab, die ſein aufblühendes Leben beengten, und feierte ſeinen Sieg durch Verkündigung der Menſchenrechte. Europa vernahm das Wort, das Amerika gerufen, Frankreich rief es jauchzend nach, Throne ſanken in Trümmer bei ſeinem zaubergewaltigen Klange, und „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit!“ hieß die Loſung der herauf glänzenden neuen Zeit. Auch die Bekenner des Judenthums, durch die Schriften Rouſſeau's und Voltaire's mit den Gleichheitsideen der franzöſiſchen Revolution vertraut geworden, lauſchten hoch klopfenden Herzens der frohen Botſchaft; aber bevor ſie noch den ernſtlichen Verſuch gemacht, ſich die lang vorenthaltenen Menſchenrechte zu erringen, fielen ihnen dieſe von ſelber zu. Allein abermals handelte es ſich nicht um eine Reform ihrer Satzungen und Sitten von innen heraus und durch eigene Kraft, ſondern ein kühner Günſtling des Glückes, Napoleon, der von ihnen faſt wie der erharrte Meſſias begrüßt ward, nahm die Regeneration des iſraelitiſchen Lebens in ſeine ſtahlbewehrte Herrſcherhand, und ſuchte durch die Beſchlüſſe der von ihm nach Paris berufenen Deputierten-Verſammlung und des ihr nachfolgenden großen Sanhedrins den Glauben und die Sitten der Juden mit ihren Pflichten als franzöſiſche Staatsbürger in Einklang zu bringen. Wie gering auch die unmittelbaren Reſultate dieſes Reformverſuches unter dem Einfluſſe der Staatsgewalt geweſen ſind, ſo hat er doch ungemein anregend gewirkt durch die ausdrückliche Erklärung des Sanhedrins, daſs die religiöſen Vorſchriften des bibliſchen Geſetzes zwar ihrer Natur nach unwandelbar, die politiſchen Anordnungen desſelben aber von Zeit und Umſtänden abhängig und mit der Zerſtörung des Reiches Iſrael hinfällig geworden ſeien.

Von noch größerer Tragweite war der Einfluſs der Freiheitskriege auf die Entwicklung des Judenthums. Die schweren Jahre der Fremdherrschaft und nationalen Erniedrigung, welche der deutsche Jude gemeinsam mit dem deutschen Volke ertrug, befestigten in ihm das Gefühl der Vaterlandsliebe und die Erkenntnis seines Anrechts, an den Leiden und Freuden der Nation theilzunehmen, während andererseits der christliche Theil der Bevölkerung im Schmerz der eigenen Unterdrückung gelernt hatte, für Unterdrückte zu fühlen und Gerechtigkeit gegen sie zu üben. Das Edikt vom 11. März 1812 erkannte die jüdischen Staatsangehörigen rückhaltlos als preußische Staatsbürger an; es verlieh ihnen den vollen Umfang aller bürgerlichen Rechte und Pflichten, obschon es ihnen die politischen Rechte zum Theil noch vorenthielt, und seine Ausführung in den nachfolgenden Reaktionsjahren leider unduldsam genug beschränkt und verkürzt ward. Eins aber, und das Wichtigste von Allem, ging nicht wieder verloren: das Judenthum war aus seiner früheren stagnierenden Absonderung in den lebendigen Strom der Zeitgeschichte hinein gerissen worden, es kämpfte fortan für sein Recht und für seine Weiterentwicklung mit und neben andern, nichtjüdischen Vaterlandsgenossen, die von ähnlichen Fesseln bedrückt wurden, und mit denen es jetzt gemeinsame Sache wider den gemeinsamen Feind zu machen galt. Dieselben deutschthümelnden Fanatiker und legitimistischen Aristokraten, welche sich weigerten, die Juden als Deutsche und als freie Bürger anzuerkennen, waren ja die brutalen Restauratoren mittelalterlicher Staatskunst, die unerbittlichen Gegner jedes freiheitlichen Fortschritts auf religiösem, socialem und politischem Felde. Die Geschichte der Judenemancipation von 1815 bis auf den heutigen Tag ist daher untrennbar mit der Entwicklungsgeschichte des geistigen und staatlichen Lebens der Neuzeit verknüpft, und wie letzteres trotz aller Schwankungen und Rückschläge sich unaufhaltsam zu einer höheren Stufe entfaltet hat, so weist auch das Judenthum während dieses Zeitraums den Proceſs eines gewaltigen, durch eigene Kraft vollzogenen Fortschrittes auf.

Zwei Männer sind es vor Allen, denen das Verdienst gebührt, die innere Befreiung des Judenthums von der starren Aus-

ſchließlichkeit talmudiſch-rabbiniſcher Traditionen und die Befruchtung desſelben mit den Kulturelementen der modernen Zeit kräftig gefördert zu haben. Der Erſte von ihnen, David Friedländer, 1750 zu Königsberg geboren, kam 1770 nach Berlin, wo er bis in ſein hohes Greiſenalter unermüdlich für die Verbeſſerung der bürgerlichen Stellung ſeiner Glaubensgenoſſen und für eine zeitgemäße Reform des jüdiſchen Erziehungsweſens wirkte. Hauptſächlich ihm iſt die Gründung der vorhin erwähnten Freiſchule zu verdanken, welche den ſegensreichſten Einfluſs auf die Bildung der ärmeren Volksklaſſe hatte, und allmählich auch in anderen angeſehenen Gemeinden Nachahmung fand. Das Haupthindernis dieſer humanen Beſtrebungen war der Gewiſſenszwang, welchen die Rabbinen, deren Mangel an weltlicher Bildung ſie gänzlich unfähig machte, bei der Reform des Schulweſens perſönlichen Antheil zu nehmen, durch die Androhung religiöſer Ausſchließung oder Rechtsverweigerung auf ihre Gemeindemitglieder übten. Die Denkſchrift, welche bei den Verhandlungen der Judenſchaft mit der preußiſchen Staatsregierung über die bürgerliche Stellung der Iſraeliten 1787 von Friedländer verfaſſt wurde, verbreitete ſich in einem beſonderen Abſchnitt aufs lichtvollſte über die Nachtheile ſolcher rabbiniſchen Gewalt, und hatte den glücklichen Erfolg, daſs durch eine königliche Verordnung vom 5. Juni 1792, neben einer Reihe gehäſſiger Beſtimmungen aus früherer Zeit, jede gewiſſenbindende Machtbefugnis der Rabbinen aufgehoben ward. Im ſelben Jahre trat in Berlin die „Geſellſchaft der Freunde“ zuſammen, die mehr als ein Menſchenalter hindurch rüſtig die eingewurzelten Miſsbräuche des rabbiniſchen Herkommens bekämpfen half. Das Vorurtheil, welches Jahrhunderte befeſtigt hatten, ließ ſich aber nur langſam überwinden, und es ſtellte ſich bald das Uebel heraus, daſs die große Maſſe der Iſraeliten in ihrer alten Unbildung verharrte, während die kleinere Zahl der Strebenden, durch die Schriften der franzöſiſchen Encyklopädiſten und durch die in Deutſchland aufblühende kritiſche Philoſophie angeregt, mit den veralteten Formen der Synagoge in innerlichen Konflikt gerieth, und von einem Fortſchritt über das Judenthum hinaus zu einem freien Menſchenthum und einer allgemeinen Vernunftreligion träumte. Der Uebertritt zur chriſt-

lichen Kirche hätte diesen aufgeklärten Denkern nothwendigerweise die Last eines neuen Ritus und neuer Dogmen auferlegt, an die sie eben so wenig glaubten. In dieser Gewissensnoth wandte sich Friedländer 1799 mit einem Sendschreiben an den freisinnigen Probst Teller und erbat sich Dessen Rath, wie es etwa den gewissenhaften Juden ermöglicht werden könne, ohne Ablegung eines heuchlerischen Bekenntnisses in die große Gemeinschaft Derer einzutreten, die sich Christen nennen. So ungünstig dieser Schritt auch von beiden Seiten beurtheilt ward, und so ablehnend kühl die Antwort des rationalistischen Theologen lautete, sprach sich doch in der naiven Anfrage Friedländer's deutlich das Verlangen der Aufgeklärtesten unter den Juden nach einer Vereinigung mit den übrigen Elementen des modernen Staats- und Kulturlebens aus, um gemeinsam mit Diesen ihren Antheil an der allgemeinen Weltbewegung zu übernehmen.

In ähnlichem Sinne, aber mit taktvollerer Rücksichtsnahme auf das praktische Bedürfnis der Zeit, wirkte Israel Jacobson (geb. den 17. Oktober 1768 zu Halberstadt, gest. den 14. September 1828 zu Berlin). Dieser edle Mann benutzte nicht allein sein bedeutendes Vermögen und seinen persönlichen Einfluss bei Fürsten und hohen Staatsbeamten (er war Kammeragent des Herzogs von Braunschweig), um die äußere Lage seiner Glaubensgenossen durch Befreiung von drückenden Abgaben und durch Aufhebung schimpflicher Verordnungen zu erleichtern, sondern er beförderte auch wesentlich den inneren Regenerationsproceß des Judenthums. Im Jahre 1801 errichtete er aus eigenen Mitteln und mit einem Opfer von mehr als 100,000 Thalern die treffliche Bildungsanstalt in Seesen für unbemittelte jüdische Kinder, und gestattete zugleich die Aufnahme christlicher Zöglinge, deren das rasch aufblühende Institut nach wenigen Jahren schon zwanzig zählte. „Die jugendlichen Gemüther sollten," nach der ausgesprochenen Absicht des Gründers dieser Simultanschule, „durch das Band gemeinschaftlichen Umgangs frühe mit einander verknüpft werden, damit die heranwachsende Generation, frei von vorurtheilsvoller Geistesbeschränkung, dereinst erkenne, daß in dem großen Garten des Herrn all' seine Kinder gleichberechtigt sein müssen, wenn sie sich alle zu dem hohen und höchsten Zwecke

vereinigt haben, zum gemeinschaftlichen Wohle der Menschheit, Jeder nach seinen besten Kräften fördernd zu wirken." Eine Erziehungsanstalt nach gleichem Muster wurde 1807 von dem Schwager Jacobson's, Isaak Herz Samson, unter Leitung Ehrenberg's in Wolfenbüttel gegründet. Als König Jérome 1808, nach erfolgter Gleichstellung der israelitischen Bewohner des Königreichs Westfalen mit ihren christlichen Mitbürgern ein jüdisches Konsistorium in der Hauptstadt Kassel einsetzte, berief er als Präsidenten desselben den wackern Jacobson. Dieser benutzte seine neue Stellung vor Allem dazu, die Anfänge einer Kultusreform zu versuchen. Sehr zweckmäßig ging er dabei vom Schulwesen aus. Es war schon ein erheblicher Fortschritt, dass in den genannten Erziehungsanstalten und in der 1809 zu Kassel gegründeten Schule der Religionsunterricht, welcher früher gänzlich den unwissenden Rabbinen überlassen gewesen, in geordneter Weise von tüchtigen Lehrern ertheilt ward. Folgenreicher noch war der Umstand, dass die Kasseler Gemeindeschule einen eigenen Betsaal erhielt, in welchem die Schüler sich allsabbathlich zu einer Andachtstunde vereinigten. Neben den hebräischen Hauptgebeten wurden hier deutsche Lieder und Gebete durch einen wohleingeschulten Chor vorgetragen, und die Mitglieder des Konsistoriums, namentlich der Präsident Jacobson, sprachen oftmals mit herzwarmer Beredsamkeit, feierlich predigend, zu den Zöglingen der Anstalt. Bald nachher nahmen auch die Eltern der Kinder an diesem neuen Gottesdienste Theil, der erhöhte Bedeutung gewann, als Jacobson hinter seinem Schulbau in Seesen einen schönen Tempel errichten und diesen mit einer Orgel versehen ließ. Derselbe ward am 17. Juli 1810 mit glänzender Feierlichkeit eröffnet als das erste jüdische Gotteshaus, in welchem ein würdevoll geordneter jüdischer Gottesdienst, in deutscher Sprache und unter deutschen Gesängen bei Orgelbegleitung, stattfand. Mit diesem Anfange trat die deutsche Sprache aus dem Gebiet der Schule in das Gebiet der Religionsübung ein, und wenn das gegebene Beispiel nicht eine noch schnellere Nachahmung fand, so ist die Hauptschuld davon wohl den Zeitwirren beizumessen. Jacobson ermüdete indess keinen Augenblick, seine Reformbestrebungen fortzusetzen, wenn auch der Umschwung der politischen Verhältnisse ihn nöthigte,

den Schauplatz und die Form seiner Thätigkeit zu verändern. Nach Berlin übergesiedelt, richtete er dort schon 1815, nach dem Muster der Kultusordnung von Seesen und Kassel, zuerst in seiner eigenen Wohnung, später, als die Theilnahme sich vermehrte, in dem großen Saale von Herz Beer (Vater von Michael und Meyer-Beer), einen Privatgottesdienst ein, der zuerst von ihm selber, nachmals von andern freisinnigen und begabten Rednern — Kley, Günsburg, Auerbach und Zunz — geleitet ward.

Nachdem solchergestalt die Reform des Judenthums auf dem Gebiet der Schule und des Kultus angebahnt war, entstand in den Köpfen einiger jungen und begeisterten Israeliten, welche sich die Früchte deutscher Bildung zu eigen gemacht, der kühne Gedanke, für eine Entwicklung, die bisher ohne planmäßigen Zusammenhang auf vereinzelte Versuche beschränkt geblieben war, einen gemeinsamen Mittelpunkt zu schaffen, und durch Fortführung der begonnenen Bewegung auf geschichtlich haltbarer, wissenschaftlich gerechtfertigter Grundlage dem unsicher experimentierenden Umhertasten ein Ziel zu setzen. Die rohen Angriffe, die im Jahre 1819 von dem Straßenpöbel mancher deutschen Städte gegen die Juden gerichtet wurden, gaben den äußeren Anstoß zur Verwirklichung dieses Gedankens [63]). Die Berathschlagung über die Mittel, wie der Rückkehr solcher Scenen vorzubeugen und die Quelle des Hasses und Vorurtheils gegen die Bekenner des Judenthums dauernd zu verstopfen sei, führte zu der immer klareren Erkenntnis, dass das jüdische Leben selbst einer gründlichen Läuterung bedürfe, um sich mit den Erfordernissen des modernen Staates und mit den ideellen Ansprüchen des Jahrhunderts in Einklang zu setzen. Zur Leitung und Förderung dieses Prozesses konstituierte sich am 7. November 1819 der „Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden", welcher seinen Centralsitz in Berlin hatte, aber binnen Kurzem die eifrigsten Vorkämpfer der israelitischen Reform in allen Gegenden Deutschlands zu seinen Mitgliedern zählte. Obschon der Verein wenig länger als vier Jahre bestand, und seine erste, geräuschlose Thätigkeit selbst in den Darstellungen jüdischer Geschichtschreiber bis auf den heutigen Tag kaum eine gerechte Würdigung gefunden hat, gehen doch alle seither sichtbar gewordenen Erfolge der Regeneration des jüdischen Lebens in Schule, Synagoge,

Kultur und Wiſſenſchaft auf Vereinsmitglieder oder auf die von ihnen ausgeſtreute Saat zurück.

Als die Stifter und tonangebenden Lenker des Vereins ſind Eduard Gans, Leopold Zunz und Moſes Moſer zu nennen, in welchen Dreien die bürgerliche Freiheit, die Wiſſenſchaft und die Idee mit den praktiſchen Reformen vertreten war. Bevor wir die Thätigkeit Dieſer und der hervorragendſten unter ihren Mitarbeitern näher ins Auge faſſen, ſei uns ein Blick auf die allgemeine Tendenz des Vereins und auf die Einrichtungen vergönnt, durch welche er ſeine leitende Grundidee auszuführen beſtrebt war. Dieſe Grundidee ſpricht ſich am deutlichſten in den Einleitungsworten aus, welche den im Januar 1822 (Berlin, bei Ferd. Nietack) gedruckten Statuten vorangeſtellt ſind. Es heißt dort: „Das Miſsverhältnis des ganzen innern Zuſtandes der Juden zu ihrer äußeren Stellung unter den Nationen, ſeit vielen Jahrhunderten beſtehend, aber ſtärker als je hervortretend in der neuern Zeit, welche durch einen allgewaltigen Ideenumſchwung auch unter den Juden überall veränderte Beſtrebungen hervor rief, die das drückende Gefühl des Widerſpruchs täglich allgemeiner machen, fordert dringend eine gänzliche Umarbeitung der bis jetzt unter den Juden beſtandenen eigenthümlichen Bildung und Lebensbeſtimmung, und ein Hinführen derſelben auf denjenigen Standpunkt, zu welchem die übrige europäiſche Welt gelangt iſt. Kann dieſe Umarbeitung weſentlich nur unmittelbar von den Juden ſelbſt ausgehen, ſo kann ſie auch wiederum nicht das Werk der Geſammtheit ſein, ſondern muſs die geiſtesverwandten Gebildeteren Derſelben zu Urhebern haben. Für dieſe Zwecke wirkſam zu ſein, beabſichtigt ein Verein, welcher ſonach vorſtellt: eine Verbindung derjenigen Männer, welche in ſich Kraft und Beruf zu dieſem Unternehmen fühlen, um die Juden durch einen von innen heraus ſich entwickelnden Bildungsgang mit dem Zeitalter und den Staaten, in denen ſie leben, in Harmonie zu ſetzen. So umfaſſend, wie der hier angegebene Zweck des Vereins iſt, muſs auch die geſetzmäßige Wirkſamkeit desſelben gedacht werden. Um dieſen ſelber in allen möglichen Richtungen zu verfolgen, wird der Verein daher eben ſo wenig verabſäumen dürfen, von oben herab durch möglichſt große und gediegene wiſſenſchaftliche Be-

ſtrebungen, denen er Eingang und ein lebhaft zugewandtes Intereſſe zu verſchaffen ſuchen muſs, eine ſichere Grundlage für das in den neuen Kreis erhobene untere Leben zu gewinnen, als von unten herauf, durch Bearbeitung der Lebensanſicht in den verſchiedenen Ständen der Geſellſchaft, den Boden für die Befruchtung durch reinere Erkenntnis empfänglich zu machen. Auf der einen Seite wird alſo Alles, was dazu dienen kann, das Reich der Intelligenz zu vergrößern, benutzt werden, als Errichtung von Schulen, Seminarien, Akademien, thätige Beförderung ſchriftſtelleriſcher oder anderer öffentlicher Arbeiten jeglicher Art; auf der andern Seite ſoll aber auch durch Hinleitung der aufblühenden Generation zu Gewerben, Künſten, Ackerbau und wiſſenſchaftlichen Ausübungen, und durch Unterdrückung der einſeitigen Neigung zum Handel, ſowie durch Umarbeitung des Tons und der geſelligen Verhältniſſe allmählich jede dem Ganzen widerſtrebende Eigenthümlichkeit bezwungen werden."

Die Stifter des Vereins, denen ein ſo erhabenes Ziel vorſchwebte, muſſten bei kühlerer Betrachtung der für die Erreichung desſelben zu Gebot ſtehenden Mittel ſofort zu der Einſicht gelangen, daſs es eine chimäriſche Hoffnung ſei, das ganze Leben in ſeiner Vielſeitigkeit zu umfaſſen. Sollte die Thatkraft der Mitglieder nicht in erfolgloſem Umhertappen nach allen möglichen Richtungen verpuffen, ſollte ein beſtimmtes Reſultat auf irgend einem Gebiete errungen werden, ſo muſſte der Verein ſich vorderhand einen engeren, ſcharf umgrenzten Kreis ſeiner Thätigkeit ziehen. Ohne ſeiner Grundidee zu entſagen, beſchränkte er ſich daher zunächſt auf das Reinwiſſenſchaftliche ſeines Gegenſtandes und die ſich unmittelbar daran knüpfenden praktiſchen Zwecke.

Die erſte Schöpfung, welche der Verein zur Verwirklichung derſelben ins Leben rief, war das „wiſſenſchaftliche Inſtitut", eine vom Verein ausgehende und ſeiner Geſetzgebung unterworfene Verbindung zu einer gemeinſamen Bearbeitung aller auf Juden und Judenthum bezüglichen Gegenſtände. Den Sitzungen des Inſtituts konnte als Zuhörer jedes Vereinsmitglied beiwohnen. Aus den ſchriftſtelleriſch begabten Kräften der Letzteren rekrutierten ſich die Mitglieder des wiſſenſchaftlichen Inſtituts, welche ihre neueſten Arbeiten in den regelmäßigen Sitzungen vortrugen, und

über alle zur Sprache gebrachten Angelegenheiten in freier Diskussion verhandelten. Die Stifter des Vereins gaben auch hier das Vorbild eines unermüdlichen Eifers und Fleißes. Gans erörterte in einem Cyklus von acht Vorträgen die Gesetzgebung über Juden in Rom; außerdem lieferte er Abhandlungen über die Geschichte der Juden in England und über das mosaisch-talmudische Erbrecht, sowie einen Aufsatz über die am 1. Januar 1822 durch kaiserlichen Ukas erfolgte Aufhebung der Kahals (Judenältesten) in Polen, welche sich jahrhundertelang die schmählichste Bedrückung ihrer ärmeren Glaubensgenossen erlaubt hatten. Der größere Theil dieser Abhandlungen wurde bald nachher in der Zeitschrift des Vereins abgedruckt, und zeigt, neben dem emsigsten Quellenstudium, schon dieselbe geistvoll philosophische Auffassung rechtswissenschaftlicher Fragen, durch welche sich Gans einige Jahre später einen so glänzenden Ruhm erwarb. Zunz führte in einer Reihe anziehender Vorträge jene Grundlinien einer künftigen Statistik der Juden aus, welche im dritten Hefte der Zeitschrift kurz angedeutet sind, legte eine Abhandlung über die literae liquidae der hebräischen Sprache vor, und gab ein Beispiel scharfsinnigster Kritik in dem von ihm verfassten, gleichfalls in der Zeitschrift abgedruckten Aufsatze über die spanischen Ortsnamen in hebräisch-jüdischen Schriften. Neben diesen gelehrten Facharbeiten brillierte Moser durch seine gemeinverständlichen, aber von einer großartig tiefen Weltanschauung getragenen Vorlesungen über das Princip der jüdischen Geschichte, über den Einfluss des Christenthums auf die Juden, und über die äußere Geschichte Derselben in den occidentalischen Ländern. Während Ludwig Markus seine antiquarischen Forschungen über den Feldbau der Juden in Palästina zum Besten gab, und die Berechtigung der jüdischen Konfirmationen aus dem Geiste des Judenthums nachwies, sprach der Jurist Julius Rubo über jüdische Gemeindeverfassungen, und Immanuel Wolf (später Wohlwill) entwickelte als Programm für die Zeitschrift den Begriff einer Wissenschaft des Judenthums, woran sich ein zweiter Vortrag über das Judenthum in der Gegenwart schloss. Von auswärts sandte Maimon Fränkel in Hamburg dem Institut einen Aufsatz über neuere jüdische Geschichte ein, und Dr. med. Kirschbaum

überreichte eine in hebräischer Sprache geschriebene Abhandlung über „die Gebräuche der messianischen Zeit“. Fügen wir noch hinzu, dass das wissenschaftliche Institut 1821 auch eine deutsche Bibelübersetzung beabsichtigte, und dem Verein im folgenden Jahre einen Bericht über die Herausgabe der Werke Moses Mendelssohn's erstattete, so haben wir die äußeren Umrisse der Thätigkeit jener Anstalt ziemlich vollständig skizziert. Die Wichtigkeit dieser vielseitigen Anregungen erhält jedoch erst die rechte Beleuchtung, wenn wir uns erinnern, wie selten in damaliger Zeit ein ernstes wissenschaftliches Streben unter den Juden zu finden war. Noch im ersten Decennium dieses Jahrhunderts kam es nur ausnahmsweise vor, dass jüdische Kinder ein Gymnasium besuchten oder einen Universitätskursus absolvierten — in Wolfenbüttel z. B. war Zunz 1809 der erste jüdische Gymnasiast, und auch in Berlin hielten bis zu den Freiheitskriegen sehr wenige israelitische Eltern es für wünschenswerth, ihren Kindern eine regelmäßige Gymnasialbildung zu geben, schon weil sich höchstens dem Arzte eine Aussicht auf die Anwendung wissenschaftlicher Studien bot. Selbst diejenigen Juden, welche sich durch Bücher und Umgang eine etwas freiere Bildung erworben hatten, legten in Folge dieser Zustände meistens eine hochmüthige Geringschätzung der geregelten Wissenschaft an den Tag, wie denn sogar ein Rath des Kasseler Konsistoriums einem jungen Israeliten, der sich im Jahre 1812 um eine Unterstützung Behufs philologischer und pädagogischer Studien bewarb, die amtliche Antwort ertheilte: „man sehe nicht ab, was mit solchen Studien bezweckt werden dürfte.“ Das Bezeichnende dieses Beispiels für den Kulturzustand der Juden in damaliger Zeit wird nicht durch den Umstand aufgehoben, dass Präsident Jacobson, als ihm die Sache bekannt ward, die Zahlung des nachgesuchten Stipendiums aus eigener Tasche übernahm [84]). Wir sehen daraus im Gegentheil, wie sehr Alles, was zur Aenderung jener Verhältnisse geschah, ausschließlich von der Thatkraft und Opferwilligkeit einzelner trefflicher Männer abhing. Es kann uns also nicht überraschen, dass auch die wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereins keineswegs eine so ermunternde Theilnahme von Seiten der Glaubensgenossen fanden, wie sie es ohne Zweifel verdient hätten. Selbst der erste Versuch

einer vollständigen „Geschichte der Israeliten", welche J. M. Jost, der ebenfalls dem Verein kurze Zeit angehörte, seit 1819 zu schreiben begann, wurde Anfangs ziemlich kühl aufgenommen, und das gleiche Schicksal hatte die „Zeitschrift für die Wissenschaft des Judenthums", welche der Verein unter Leitung des Dr. Zunz seit dem Frühjahre 1822 herausgab. Es sind nur drei Hefte derselben erschienen, und der Absatz war so gering, daß er nicht einmal die Druckkosten deckte.

Nichtsdestoweniger geben die Aufsätze der Zeitschrift Zeugnis dafür, daß Redakteur und Mitarbeiter sich über das zu erstrebende Ziel sehr klar gewesen sind, wenn sie sich auch über das Maß der Theilnahme täuschten, welche sie bei den Edleren und Gebildeteren unter ihren Glaubensgenossen voraussetzten. Die das erste Heft eröffnende Abhandlung von Immanuel Wolf definiert in klarer Weise den Begriff der in Anbau genommenen Wissenschaft des Judenthums. Als das geistige Princip des letzteren wird „die Idee der unbedingten Einheit im All" bezeichnet, wie sie in dem Worte „Jehovah" ausgesprochen liegt, sich in der mosaischen Theokratie verkörpert und theilweise entwickelt hat, später jedoch im Talmudismus unter dem lastenden Druck der Verfolgung zu einer scholastischen Formel erstarrt ist. Die Aufgabe der Wissenschaft muss nun sein, „das Judenthum darzustellen einmal historisch, wie es sich nach und nach in der Zeit entwickelt und gestaltet hat; dann aber philosophisch, seinem inneren Wesen und Begriffe nach. Beiden Darstellungen muss vorausgehen die philologische Erkenntnis der Literatur des Judenthums." Indem somit eine Philologie, eine Geschichte und eine Philosophie desselben das Fachwerk der zu begründenden Wissenschaft bilden, wird aus solcher wissenschaftlichen Behandlung naturgemäß auch eine richtigere Erkenntnis des Standpunktes der Idee in der Gegenwart, im heutigen Judenthume, hervorgehen. Der europäischen Menschheit, welche noch unentschlossen über die Stellung rathschlagt, die sie den Juden einräumen will, muss die wissenschaftliche Kunde des Judenthums einen wichtigen Maßstab für den Werth und die Fähigkeit der Juden, den übrigen Staatsbürgern gleichgestellt zu werden, an die Hand geben. Die innere Welt der Juden selbst aber kann ebenfalls

nur auf dem Wege der Wissenschaft zu einer zeitgemäßen Entwicklung gelangen; denn der Standpunkt der Wissenschaftlichkeit ist der eigenthümliche unserer Zeit. „Die Juden müssen sich wiederum als rüstige Mitarbeiter an dem gemeinsamen Werke der Menschheit bewähren; sie müssen sich und ihr Princip auf den Standpunkt der Wissenschaft erheben, denn Dies ist der Standpunkt des europäischen Lebens. Auf diesem Standpunkte muss das Verhältnis der Fremdheit, in welchem Juden und Judenthum bisher zur Außenwelt gestanden, verschwinden. Und soll je Ein Band das ganze Menschengeschlecht umschlingen, so ist es das Band der Wissenschaft, das Band der reinen Vernünftigkeit, das Band der Wahrheit."

In wie gründlicher Weise die Mitarbeiter der Zeitschrift dies Programm zur Ausführung zu bringen bemüht waren, zeigen vor Allem die schon erwähnten Beiträge von Gans und Zunz. Letzterer steuerte außerdem eine Abhandlung über Raschi, den Begründer der deutsch-französischen rabbinischen Literatur im elften Jahrhundert, bei, — eine Arbeit, die sich eben so sehr durch staunenswerthe Belesenheit im jüdischen Schriftthume des Mittelalters, wie durch geistvolle Anordnung und Verwerthung des rings zerstreuten Materials auszeichnet. — Der ehrwürdige David Friedländer betont in einer Reihe von Briefen über das Lesen der heiligen Schriften die Nothwendigkeit, der israelitischen Jugend, statt sie mit dem Studium des Hebräischen und mit unfruchtbarer rabbinischer Wortgelehrsamkeit zu quälen, gute Lehrbücher der Moral und Geschichte zu liefern, die in verständlicher, eindringlicher Sprache geschrieben seien, und er fügt eine Verdeutschung zweier Kapitel des Micha bei, unter der ausdrücklichen Erklärung, dass er die für die Betrachtung der Bibel aufgestellten Gesichtspunkte vorherrschend den Andeutungen Herder's und Eichhorn's verdanke. — Höchst interessant ist ein Aufsatz von Lazarus Bendavid über den Messiasglauben bei den Juden, worin auf's scharfsinnigste nachgewiesen wird, dass die Erwartung eines Messias durchaus nicht zu den Fundamentalsätzen der jüdischen Religion gehöre. „Kein Mensch," so lautet die praktische Nutzanwendung dieser gelehrten Untersuchung, „verarge es daher dem Juden, wenn er seinen Messias darin findet, dass gute

Fürsten ihn ihren übrigen Bürgern gleichgestellt und ihm die Hoffnung vergönnt haben, mit der völligen Erfüllung aller Bürgerpflichten auch alle Bürgerrechte zu erlangen." Ein zweiter Aufsatz desselben Verfassers eröffnet eine Reihe kritischer Forschungen über den Pentateuch, deren Resultat die fünf Bücher Moses' mit Sicherheit als nicht von Diesem geschrieben, sondern als ein nur auf mündlicher Ueberlieferung beruhendes Machwerk aus späterer Zeit darstellt. — Eine Abhandlung von Ludwig Markus über die Naturseite des jüdischen Staates bringt die Einleitung zu einer angekündigten ausführlichen Arbeit über den agrarischen Zustand Palästina's und über die Kenntnisse der palästinensischen Juden in den empirischen Naturwissenschaften. — L. Bernhardt macht den seltsamen, aber für die Geschichte der Erfahrungsseelenkunde nicht werthlosen Versuch, eine empirische Psychologie der Juden im talmudischen Zeitalter aus den betreffenden Schriften zusammen zu tragen. Mit der Frage der bürgerlichen Gleichstellung der Juden beschäftigt sich eine, — o (Rubo?) unterzeichnete Recension der von Professor Lips in Erlangen verfassten freisinnigen Schrift: „Ueber die künftige Stellung der Juden in den deutschen Bundesstaaten"; und die erwähnte Aufhebung der Kahals im Königreich Polen giebt Anlass zu einer grellen Beleuchtung jener jüdischen Geldaristokratie, die neben der mit ihr verbündeten Rabbinerariſtokratie jahrhundertelang die entwicklungslose Unbildung ihrer Glaubensgenossen systematisch befördert hat.

Wenn wir diesen reichen Inhalt der Zeitschrift überblicken, so scheint in der That die kühle, fast ablehnende Aufnahme derselben in jüdischen Kreisen hauptsächlich nur durch den Umstand erklärlich zu sein, dass der Boden für eine so herrliche Gedankensaat noch nicht hinlänglich vorbereitet war. Das „junge Palästina", wie wir diese der trägen Zeit voraus eilenden Herolde neuer Ideen benennen möchten, hatte zudem nicht gelernt, seine Reformweisheit in eine so volksthümliche Sprache zu kleiden, wie Dies ein Decennium später das „junge Deutschland" so trefflich verstand. Heine, welcher seit Mitte des Jahres 1822 dem Verein als Mitglied gewonnen war, spöttelt in einem Briefe an Zunz (Bd XIX, S. 98 ff.) mit Recht über die stilistische

Unbeholfenheit der meiſten Aufſätze. „Ich habe," ſchreibt er, „die Zeitſchrift erhalten, und ſelbige bereits aufgeſchnitten, durchblättert, und theilweiſe mit Aerger geleſen. Ich will gar nicht in Abrede ſtellen, daſs die Sachen darin gut ſind, aber ich muſs freimüthig geſtehen — und erführe es auch der Redakteur: — der größte Theil, ja drei Viertel, des dritten Heftes iſt ungenießbar wegen der verwahrloſten Form. Ich will keine goethiſche Sprache, aber eine verſtändliche, und ich bin feſt überzeugt: was ich nicht verſtehe, verſteht auch nicht David Levy, Iſrael Moſes, Nathan Itzig, ja vielleicht nicht mal Auerbach II. Ich habe alle Sorten Deutſch ſtudiert, Sächſiſchdeutſch, Schwäbiſchdeutſch, Fränkiſchdeutſch — aber unſer Zeitſchriftdeutſch macht mir die meiſten Schwierigkeiten. Wüſſte ich zufällig nicht, was Ludwig Markus und Doktor Gans wollen, ſo würde ich gar Nichts von ihnen verſtehen. Aber wer es in der Korruptheit des Stils am weiteſten gebracht hat in Europa, Das iſt L. Bernhardt. Bendavid iſt klar, aber was er ſchreibt, paſſt weder für die Zeit, noch für die Zeitſchrift. Das ſind Aufſätze, die Anno 1786 im theologiſchen Journal paſſend geweſen wären. Ich weiß ſehr gut, daſs ich Ihnen dieſe Klagen nicht vorbringen ſoll, ohne anzugeben, wo beſſere Aufſätze zu haben ſind; ich weiß ſehr gut, daſs ich, der noch Nichts geliefert und noch Nichts zu liefern bereit hat, ganz ſchweigen ſollte. Außerdem weiß ich, daſs Sie Das Alle mit der gleichgültigſten Ruhe leſen, aber leſen ſollen Sie's. Dringen Sie doch bei den Mitarbeitern der Zeitſchrift auf Kultur des Stils. Ohne dieſe kann die andere Kultur nicht gefördert werden."

Suchten nun das wiſſenſchaftliche Inſtitut und die Zeitſchrift, wie es ſchon der Name beſagt, vorherrſchend der Erforſchung und Verbreitung der höheren Wiſſenſchaft zu dienen, ſo war die ferner vom Verein begründete Unterrichtsanſtalt dazu beſtimmt, einem unmittelbar ſich aufdrängenden praktiſchen Bedürfniſſe gerecht zu werden. Alljährlich kam, meiſt aus Polen und den angrenzenden Diſtrikten, eine Menge jüdiſcher Knaben und Jünglinge nach Berlin, um dort Unterricht und Unterhalt zu finden. Keiner einzigen Sprache mächtig, beſaßen dieſe jungen Leute größtentheils weder die Mittel, noch die Vorkenntniſſe, um

ſonſtige, für eine ganz andere Bildungsſtufe berechnete Erziehungsanſtalten zu beſuchen. Klagt doch der Verein in einem von Bendavid verfaſſten Sendſchreiben an die Mitglieder der jüdiſchen Gemeinde in Berlin[85]), daſs ſelbſt die dortige Freiſchule unter ihren Zöglingen zahlreiche arme Knaben aus der Provinz habe, die nicht im Stande ſeien, regelmäßig die Lehrſtunden zu beſuchen, und deſshalb mit Unrecht als Müßiggänger geſcholten würden, wenn man ſie dann und wann während der Schulzeit auf den Straßen ſehe. „Aber ihr kennet die Lage dieſer armen Knaben nicht. Der Eine genießt einen Freitiſch, den einzigen vielleicht in der ganzen Woche, wo er etwas Warmes iſſt; darf er es ſeinem Wohlthäter abſchlagen, einen Gang für ihn zu gehen? Der Andere, Dritte und Vierte erhält von einem guten Menſchen eine monatliche Unterſtützung, und muſs ſie zu einer beſtimmten Stunde abholen, ꝛc. Sehet, ihr Tadler! es ſoll euch unverhohlen bleiben: — in den vierzehn Tagen vor Oſtern werdet ihr faſt keinen der größeren Knaben in der Schule finden. Wiſſet ihr auch, warum? Darum, weil ſie ſo blutarm ſind, daſs ſie ſich bei dem Bäcker der Oſterkuchen vermiethen müſſen, um durch vierzehntägige, Tag und Nacht ununterbrochene ſchwere Arbeit einige Thaler zu erwerben, mit denen ſie ihre Bekleidung für das ganze Jahr beſtreiten!“ — Die Erkenntnis vom Werth und Nutzen einer allgemeinen Bildung begann ſich auch in entlegenen Ortſchaften allmählich Bahn zu brechen, und ſelbſt die Bacharim, die jungen Talmudſchüler in Polen wurden rebelliſch, als ihnen die Rabbinen die Erlaubnis zur Erlernung jeder andern außer der hebräiſchen Sprache verweigerten. Einer dieſer Schüler[86]), welcher die rabbiniſche Akademie zu Poſen beſuchte, und einſtmals beim Abendgebete ein deutſches ABC-Buch in der Rocktaſche trug, wurde ob dieſes Vergehens vom Rabbi ſcharf zur Rede geſtellt, und auf ſeine Erklärung, daſs er bei dem Vorſatze des Erlernens der deutſchen Sprache beharre, in den Bann gethan. Dieſer Vorfall hatte einen allgemeinen Bacharim-Aufſtand zur Folge: mehr als zwanzig Talmudſchüler kündigten dem ſtrenggläubigen Rabbi den Gehorſam auf, und reiſten gemeinſchaftlich nach Berlin, um ſich dort ſolidere Kenntniſſe und eine minder exkluſive Bildung zu erwerben. Wenn

auch einzelne dieſer ſtrebſamen Jünglinge — wie der Anſtifter jener Rebellion, der zunächſt nach Hamburg ging, und ſich, trotz ſeiner zwanzig Jahre, in der unterſten Klaſſe der dort 1816 geſtifteten iſraelitiſchen Freiſchule zu den kleinſten Kindern auf die Schulbank ſetzte, um Deutſch zu lernen — kein ehrenhaftes Mittel ſcheuten, das ihren Zweck zu fördern verhieß, lag es doch auf der Hand, daſs für ſolche und zahlreiche ähnliche Fälle die vorhandenen Schulanſtalten nicht ausreichten. Der Verein gründete nun für derartige junge Leute, die ſich dem wiſſenſchaftlichen Studium, dem Erziehungsfache, einer Kunſt oder einem höheren Gewerbe (den Handel ausgenommen) zu widmen gedachten, eine Lehranſtalt, in welcher, nach einem geregelten Plane und je nach dem Bedürfniſſe der Schüler, von den Vereinsmitgliedern ein unentgeltlicher Unterricht ertheilt ward. Derſelbe umfaſſte, außer der deutſchen, die griechiſche, lateiniſche, franzöſiſche und hebräiſche Sprache; außerdem wurden Geographie, Geſchichte, Arithmetik und Geometrie gelehrt und Deklamationsübungen mit den Zöglingen angeſtellt. In hervorragender Weiſe betheiligte ſich der Verein gleichfalls an der Gründung der iſraelitiſchen Gemeindeſchule in Berlin, mit welcher ſeit Ende des Jahres 1825 die bisherige Freiſchule vereinigt ward.

Um ſich mit den praktiſchen Bedürfniſſen des iſraelitiſchen Lebens allſeitig bekannt zu machen, beſchloſs der Verein die Anlegung eines Archivs für die Korreſpondenz mit den auswärtigen Mitgliedern, die um Einſendung regelmäßiger Berichte über die jüdiſchen Angelegenheiten in ihrer Provinz erſucht wurden. Neben dieſem Archiv war auch die Gründung einer Bibliothek für die Wiſſenſchaft und Geſchichte des Judenthums in Ausſicht genommen; doch fehlten zu ſehr die Geldmittel, um ein ſo koſtſpieliges Unternehmen ernſtlich ins Werk zu ſetzen. Es bedurfte nur weniger Jahre, um das betrübende Reſultat feſtzuſtellen, daſs der Verein zur Deckung der Unkoſten ſeiner ſämmtlichen Beſtrebungen faſt ausſchließlich auf die Beiträge ſeiner meiſt wenig bemittelten ordentlichen Mitglieder angewieſen war, deren Zahl ſich erſt im Laufe des Jahres 1822 auf cirka 50 erhob. Eduard Gans macht bei Darlegung der finanziellen Verhältniſſe des Vereins in ſeinem, am 28. April jenes Jahres erſtatteten

Berichte die niederſchlagende Mittheilung: „Von allen reichen Glaubensgenoſſen war Keiner, der, ſo ſehr er auch unſerem Streben ſeine Billigung werden ließ, ſo ſehr er auch ſeine Begeiſterung für Alles an den Tag legte, was von uns ausging, dem Verein oder einer ſeiner Anſtalten zu beſtimmtem oder unbeſtimmtem Zwecke irgend ein freiwilliges Geſchenk hätte zukommen laſſen.“ Das Einzige, was der Verein in dieſer Beziehung erreichte, waren einige hundert Thaler, die ihm von vermögenden Berliner Mitbürgern zur Unterſtützung jüdiſcher Studierenden zufloſſen. Es wäre daher müßig, die Frage zu thun, weßhalb zu einer Verwirklichung der übrigen Theile des allgemeinen Programms, wie namentlich zur Ablenkung der aufblühenden Generation von der einſeitigen Neigung zum Handel und Hinleitung derſelben zu anderen bürgerlichen Gewerben, kaum ein Verſuch gemacht worden iſt. Der Verein beabſichtigte allerdings im Jahre 1822 die Errichtung einer Ackerbau-Kommiſſion, und war zu dem Ende bemüht, ſich vorläufig eine Liſte aller jüdiſchen Oekonomen zu verſchaffen; aber auch für die Ausführung dieſes Projektes erwies die mangelnde Theilnahme der Glaubensgenoſſen ſich als ein unüberſteigliches Hindernis. Und doch zeigen die Briefe Heine's[87]), wie nützlich und nöthig es geweſen wäre, den jungen Iſraeliten, die ſich der Landwirthſchaft widmen wollten, aber wegen ihres Glaubens von chriſtlichen Gutsbeſitzern meiſt zurück gewieſen wurden, zur Unterbringung bei vorurtheilsloſen Oekonomen behilflich zu ſein.

Die Wirkſamkeit des Vereins nach auswärts blieb unter ſolchen Umſtänden natürlich vorherrſchend auf die Anregungen beſchränkt, welche von einzelnen ſeiner Mitglieder ausgingen. In Berlin ſchloſſen ſich, wie wir ſahen, die drei Hauptbeförderer einer Reform des iſraelitiſchen Schul- und Erziehungsweſens — David Friedländer, Iſrael Jacobſon und Lazarus Bendavid — eifrig den Vereinsbeſtrebungen an. Bendavid, welcher faſt zwanzig Jahre lang die jüdiſche Freiſchule unentgeltlich leitete, verband mit Geiſt und Charakterſtärke eine großartig urbane Bildung, einen liebenswürdig harmloſen Witz und einen ernſten philoſophiſchen Sinn, der ſich um die Löſung der tiefſten Welträthſel mühte. Er nährte ſich Anfangs durch Glasſchleifen, ſtudierte

dann in Göttingen Mathematik und Philoſophie, hielt mehrere Jahre hindurch Vorleſungen in Wien, und nachmals in Berlin, wo er ſeit Ende des vorigen Jahrhunderts dauernd verblieb. 1802 löſte er eine Preisfrage über den Urſprung der menſchlichen Erkenntnis; im Ganzen aber ſprach er weit beſſer, als er ſchrieb. Heine ſagt von ihm (Bd. XIV, S. 189): „Er war ein Weiſer nach antikem Zuſchnitt, umfloſſen vom Sonnenlichte griechiſcher Heiterkeit, ein Standbild der wahrſten Tugend, und pflichtgehärtet wie der Marmor des kategoriſchen Imperativs ſeines Meiſters Immanuel Kant. Bendavid war Zeit ſeines Lebens der eifrigſte Anhänger der kantiſchen Philoſophie; für dieſelbe litt er in ſeiner Jugend die größten Verfolgungen, und dennoch wollte er ſich nie trennen von der alten Gemeinde des moſaiſchen Bekenntniſſes, er wollte nie die alte Glaubenskokarde ändern. Schon der Schein einer ſolchen Verleugnung erfüllte ihn mit Widerwillen und Ekel. Lazarus Bendavid war, wie geſagt, ein eingefleiſchter Kantianer, und ich habe damit auch die Schranken ſeines Geiſtes angedeutet. Wenn wir von Hegel'ſcher Philoſophie ſprachen, ſchüttelte er ſein kahles Haupt und ſagte, Das ſei Aberglaube." Ein Diogenes an Bedürfnisloſigkeit, ſtarb er, ſiebzig Jahre alt, den 28. März 1832 an den Folgen einer Bruſtwaſſerſucht, in der er jede ärztliche Hilfe und jede Krankenpflege eigenſinnig ablehnte. Er bewies den ihn beſuchenden Freunden a priori, daſs ſein Leiden ein bloßes rheumatiſches Uebel ſei, und als ihn zuletzt eine Ohnmacht niedergeworfen hatte, zog er beim Erwachen ſeine Uhr hervor und berechnete genau, wie lange er bewuſſtlos am Boden gelegen haben müſſe. — Von Friedländer's Beiträgen war ſchon die Rede. Ohne Gelehrter von Fach zu ſein, hielt er es doch ſtets für Pflicht, ſeine Gedanken und reichen Erfahrungen dem jüngeren Geſchlechte mitzutheilen und ſie zur Fortſetzung der Reform des Judenthums anzuſpornen. — Jacobſon ſtand beſonders durch die von ihm in Berlin, wie vormals in Seeſen, verſuchte Einführung eines geordneten und geläuterten iſraelitiſchen Kultus mit dem Verein in Berührung, welchem nicht allein er ſelbſt und ſein Sohn, der Dr. jur. H. Jacobſon, ſondern auch faſt ſämmtliche Redner angehörten, die bei dem von ihm eingerich-

teten Gottesdienſte allſabbathlich predigten. Einer Derſelben, Dr. Eduard Kley, folgte ſchon 1816 einem Rufe nach Hamburg als Direktor der dort gegründeten iſraelitiſchen Freiſchule, wo er alsbald den Tempelverein ins Leben rief, aus deſſen Schoß eine planmäßige, mehr auf wiſſenſchaftlich theologiſchen Principien baſierte Reform des Gottesdienſtes hervor ging. Sowohl die Prediger des neuen Hamburger Tempels, Dr. Kley und Dr. Gotthold Salomon, wie die Direktoren des Tempelvereins, waren, mit einer einzigen Ausnahme, ordentliche Mitglieder des Berliner Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden. Letzterer zählte in Hamburg und Altona reichlich 20 Mitglieder, die ſich am 18. Juli 1822 als dortiger Specialverein konſtituierten. — Unter den auswärtigen Ehrenmitgliedern des Vereins nennen wir den gelehrten Gottlob Fuchel und den damaligen königlich däniſchen Katecheten S. N. Mannheimer in Kopenhagen, der ſich ſpäter in Wien den Ruf des ausgezeichnetſten jüdiſchen Kanzelredners ſeiner Zeit erwarb; Ehrenberg, den Direktor der Wolfenbütteler Schulanſtalt; die Pädagogen Heſs und Weil in Frankfurt; David Fränkel in Deſſau, den Herausgeber der (1806 begründeten) erſten jüdiſchen Zeitſchrift: „Sulamith"; Joſeph Perl in Tarnopol, welcher dort eine berühmte, ſpäter zu einem Rabbinen-Seminar erweiterte Lehranſtalt errichtete; Dr. Pinhas in Kaſſel; den Prediger Francolin in Königsberg; Profeſſor Wolfſohn in Bamberg; den königlich-kaiſerlichen Cenſor Herzfeldt in Wien; und den ſonderbaren Schwärmer Mordachai Noah in New-York, welcher im Jahre 1825 mit dem abenteuerlichen Plane hervortrat, auf der großen Inſel des Niagaraſtroms eine iſraelitiſche Kolonie Ararat zu gründen, und dort in einem freien Lande den ſeit achtzehnhundert Jahren untergegangenen jüdiſchen Staat zu erneuern [88]). Dieſe Namen bezeugen wenigſtens, daſs der Verein ſeine Verbindungen überallhin auszudehnen und ſich in Nähe und Ferne die Mitwirkung aller bedeutenden geiſtigen Kräfte zu ſichern beſtrebt war. Auffälliger Weiſe ſcheinen ſich jedoch gerade in Berlin manche der hervorragendſten Perſönlichkeiten aus den höheren Geſellſchaftskreiſen jeder direkten Betheiligung an dieſen Reformverſuchen enthalten zu haben. Obgleich Eduard Gans und H. Heine in beſtändigem Verkehr mit Rahel und ihrem

Bruder Ludwig Robert ſtanden, finden wir doch in den zahlreichen Briefen, die zwiſchen ihnen gewechſelt worden ſind, nirgends eine Andeutung, daſs Letztere ein thätiges Intereſſe für die ihnen ſo nahe liegenden Vereinszwecke bewieſen. Es iſt im Gegentheile bekannt, daſs Rahel, von früher Zeit an geſellſchaftlich wie geiſtig in chriſtlichen Kreiſen lebend, von chriſtlichen Einflüſſen ausſchließlich beherrſcht, gegen alle jüdiſchen Angelegenheiten und Beſtrebungen eine vornehme Gleichgültigkeit hegte. Erſt in den letzten Tagen ihres Lebens, faſt im Angeſichte des Todeskampfes, äußerte ſie, wie Varnhagen in der Einleitung zu ihren Briefen erzählt, in frommer, gottergebener Stimmung gegen ihren Gatten, daſs, was ihr ſo lange Zeit die größte Schmach, das herbſte Leid und Unglück geweſen, als eine Jüdin geboren zu ſein, daſs ſie Das um keinen Preis jetzt miſſen möchte. Auch Eduard Hitzig mag ſich damals ſchon dem Chriſtenthume zugeneigt haben, wie ſo manche der gebildeteren Iſraeliten, die mit der philoſophiſchen Aufklärung zugleich einen Sinn der Indifferenz in religiöſen Dingen einſogen, der ihnen den Uebertritt zur Staatskirche lediglich als eine Zweckmäßigkeitsfrage erſcheinen ließ — ſo Abraham Mendelsſohn, den das Andenken und Beiſpiel ſeines edlen Vaters nicht abhielten, ſich mit ſeiner ganzen Familie taufen zu laſſen, um ſeinem muſikbegabten Sohne die Künſtlerkarrière zu erleichtern. Von Meyerbeer iſt wenigſtens bekannt, daſs er, als im Herbſt 1820 in Leipzig während der dortigen Meſszeit ein jüdiſcher Gottesdienſt nach dem Ritus des Hamburger Tempels eingerichtet ward, die bei der Eröffnungsfeier am 29. September vorgetragenen Geſänge komponierte, während Zunz, und nach ihm Wohlwill und Auerbach, das Amt des Predigers übernahmen.

Heine wurde durch Gans dem Vereine zugeführt, und auf Deſſen Vorſchlag am 4. Auguſt 1822 als ordentliches Mitglied, und zugleich als Mitglied des wiſſenſchaftlichen Inſtituts, aufgenommen. Was ihn bei den Vereinsbeſtrebungen anzog, war vor Allem ihr von jeder ſchismatiſchen Aufklärerei und jedem partikulariſtiſchen Glaubensdünkel freier Zuſammenhang mit dem Geiſte der modernen Wiſſenſchaft, von der man annahm, daſs ſie im Laufe der Zeit zur Weltherrſchaft gelangen würde

(Bd. XIV., S. 194). Dieſen Zuſammenhang betont Gans u. A. ſehr nachdrücklich in ſeinem zweiten Berichte über die Thätigkeit des Vereins: „Wie ſich das heutige Europa uns darſtellt, ſo iſt es nicht das Werk und die Geburt eines zufälligen Wurfes, der möglicherweiſe anders, beſſer oder ſchlechter hätte ausfallen können, ſondern das nothwendige Ergebnis der vieltauſendjährigen Anſtrengungen des vernünftigen Geiſtes, der ſich in der Weltgeſchichte offenbart. Treten wir ſeinem Begriffe näher, ſo iſt er, abſtrakt ausgedrückt, der der Vielheit, deren Einheit allein im Ganzen iſt. Dies aber haben wir jetzt auszuführen. Wenn wir die Eigenthümlichkeit des heutigen Europas ins Auge faſſen, ſo beruht dieſe hauptſächlich auf dem Reichthum ſeines vielgliedrigen Organismus. Da iſt kein Gedanke, der nicht zu ſeinem Daſein und zu ſeiner Geſtaltung gekommen wäre; da iſt keine Richtung und keine Thätigkeit, die nicht ihre Dimenſionen gewonnen hätte. Ueberall zeigt ſich die fruchtbarſte Mannigfaltigkeit von Ständen und Verhältniſſen, das Werk des ſeiner Vollendung immer näher rückenden Geiſtes. Jeder dieſer Stände iſt ein geſchloſſenes, in ſich vollendetes Ganzes, aber dennoch hat er ſeine Bedeutung nicht von ſich, er hat ſie nur von dem Anderen; jedes Glied hat ſein beſonderes Leben, und dennoch lebt es nur in dem organiſchen Ganzen — was Ein Stand iſt, iſt er nur durch alle; was alle ſind, ſind ſie nur durch das Ganze. Darum iſt kein Stand gegen den andern in ſcharfer Linie begrenzt, ſondern alle haben ſie ſanfte, die Verſchiedenheit und die Einheit zugleich bezeichnende Uebergänge. Dieſe Totalität hervorzurufen, hat der Orient ſeinen Monotheismus, Hellas ſeine Schönheit und ideelle Freiheit, die römiſche Welt den Ernſt des Staates dem Individuum gegenüber, das Chriſtenthum die Schätze des allgemein-menſchlichen Lebens, das Mittelalter ſeine Gliederung zu ſcharfbegrenzten Ständen und Abtheilungen, die neuere Welt ihre philoſophiſchen Beſtrebungen geſpendet, damit ſie alle als Momente wieder erſcheinen, nachdem ihre geiſtige Alleinherrſchaft aufgehört. Das iſt des europäiſchen Menſchen Glück und Bedeutung, daſs er in den mannigfaltigen Ständen der bürgerlichen Geſellſchaft frei den ſeinigen ſich erwählen darf, daſs er in dem erwählten alle übrigen Stände der Geſellſchaft fühlt.“ Gegenüber dieſem europäiſchen

Leben dieſer „Vielheit, die ihre Einheit nur im Ganzen hat“, wird nun von Gans das jüdiſche Leben als „die noch gar nicht zur Vielheit gekommene Einheit“ bezeichnet. „In der früheſten Zeit als Bewahrer der Idee von der Einheit Gottes beſtellt, bedurfte es dieſer Idee nicht einmal, um auch Staat, Sitte, Geſetz und Religion als das eine ununterſchiedene Selbe erſcheinen zu laſſen. Denn darin unterſchieden ſich die Juden von keinem andern orientaliſchen Volke. Was ſie unterſchied, war die fruchtbare Bildſamkeit, mit der ſie eine neue Welt aus ſich heraus geboren, ohne ſelbſt dieſer Welt theilhaftig zu werden. Als ihr Staat untergegangen war, haben ſie, den Begriff dieſer Einheit feſtzuhalten, ſich Eines Standes, des Handelsſtandes, bemächtigt. In dieſem lag jedoch neben der Einheit, die er gewährte, wie in keinem andern, die Möglichkeit der Entwicklung zu allen übrigen Ständen der Geſellſchaft. Daſs dieſe ſich dennoch Jahrtauſende verzögerte, iſt zunächſt darin zu ſuchen, daſs die Geſellſchaft ſelbſt noch zu keiner vollſtändigen Entwicklung gekommen war; daſs die eine Beſonderheit kaum als ſolche erſchien, wo noch ſo viele nicht zur Uebereinſtimmung gebrachte Maſſen vorhanden waren. Ausgeſchloſſen und ausſchließend gingen ſie daher eine eigene Geſchichte parallel neben der Weltgeſchichte her, gehalten durch das kunſtreiche Ineinander ihres häuslichen, politiſchen und religiöſen Lebens ſowohl, als durch das Auseinander aller übrigen Stände der Geſellſchaft. Was aber die Sache der Juden ſeit den letzten Decennien zur Sprache gebracht und als eine beſonders wichtige Angelegenheit hat erſcheinen laſſen, Das findet ſeine Löſung in dem oben angegebenen Begriffe des heutigen Europas. Deſſen Stärke und Kräftigkeit haben wir nämlich in den Reichthum und in die üppige Fülle ſeiner vielen Beſonderheiten und Geſtaltungen geſetzt, die doch alle in der Harmonie des Ganzen ihre Einheit finden. Je weniger es nun der noch nicht zur Uebereinſtimmung gebrachten Einzelheiten giebt, deſto ſtörender werden die wenigen, und es iſt der Drang des Zeitalters, ein nicht abzuweiſender, auch jene Geſtaltungen mit in die harmoniſche Uebereinſtimmung hinüberzuführen. Wo der Organismus die Wellenlinie verlangt, da iſt die gerade Linie ein Gräuel. Alſo iſt die Forderung des heutigen Europas, daſs die Juden ſich ihm ganz einverleiben

ſollen, eine aus der Nothwendigkeit ſeines Begriffes hervorgehende. Wie aber ein ſolches Aufgehen der jüdiſchen Welt in die europäiſche gedacht werden müſſe, Das folgt wiederum aus dem oben angeführten Begriffe. Aufgehen iſt nicht untergehen. Nur die ſtörende und bloß auf ſich reflektierende Selbſtändigkeit ſoll vernichtet werden, nicht die dem Ganzen untergeordnete; der Totalität dienend, ſoll es ſein Subſtantielles nicht zu verlieren brauchen. Das, worin es aufgeht, ſoll reicher werden um das Aufgegangene, nicht bloß ärmer um den verlorenen Gegenſatz. Auch würde Dies dem Begriffe widerſprechen, den wir den des heutigen Europas genannt haben. Seine Eigenthümlichkeit war ja die Fülle und der Reichthum ſeiner Beſonderheiten. Das aber, worin ſeine Kraft beſteht, kann es nicht verſchmähen, noch kann es Deſſen genug haben. Keine Beſonderheit ſchadet ihm; nur ihre Alleinherrſchaft, ihr ausſchließendes Recht muſs aufhören; ſie muſs ein abhängiges Moment unter den vielen werden. Die haben ihre Zeit und die ganze Frage ſchlecht begriffen, denen es zwiſchen der Zerſtörung und der hervorſpringenden Abmarkung kein Drittes giebt; die das ewige Subſtrat der Idee für vergänglicher halten, als das der Materie; denen nicht in jedem Beſonderen die Wahrheit des Ganzen, im Ganzen die Wahrheit eines jeden Beſonderen erſcheint, ſondern denen ihr jedesmaliger Standpunkt das Abſolute, der andere aber die Lüge iſt. Das aber iſt der wohlbegriffenen Geſchichte tröſtende Lehre, daſs Alles vorübergeht, ohne zu vergehen, und daſs Alles bleibt, wenn es längſt vergangen heißt. Darum können weder die Juden untergehen, noch kann das Judenthum ſich auflöſen; aber in die große Bewegung des Ganzen ſoll es untergegangen ſcheinen und dennoch fortleben, wie der Strom fortlebt in dem Ocean. Gedenken Sie, meine Herren und Freunde, gedenken Sie bei dieſer Gelegenheit der Worte eines der edelſten Männer des deutſchen Vaterlandes, eines ſeiner größten Gottesgelehrten und Dichter; ſie drücken kurz aus, was ich weitläufiger geſagt habe: „Es wird eine Zeit kommen, wo man in Europa nicht mehr fragen wird, wer Jude und wer Chriſt ſei“. Dieſe Zeit ſchneller herbeizuführen, als ſie ohnedies ſich herbeiführen möchte, mit aller Ihnen zu Gebot ſtehenden Kraft und Anſtrengung ſie herbeizuführen: Das iſt die

Aufgabe, meine Herren, die Sie ſich durch Ihre Vereinigung geſetzt haben. Daſs ich es wiederhole: Sie wollen die Scheidewand einreißen helfen, die den Juden vom Chriſten, und die jüdiſche Welt von der europäiſchen Welt getrennt hat; Sie wollen jeder ſchroffen Beſonderheit ihre Richtung gegen das Allgemeine anweiſen; Sie wollen, was Jahrtauſende neben einander einher ging, ohne ſich zu berühren, verſöhnt einander zuführen. Es wird Menſchen geben, die, da ſie gegen den Gedanken Ihrer Vereinigung Nichts aufbringen können, nach Ihrem Patente und nach der Ausweiſung Ihres Berufes fragen werden. Wollten Sie den kleinen Seelen wohl Antwort geben, die nach der Kompetenz fragen, wo es die Sache gilt; die, wo die gemeinſame Begeiſterung einem erſehnten Ziele zutreiben läſſt, ſich noch nicht durch die Eisrinde ihrer perſönlichen Rückſicht haben durcharbeiten können? Was Sie thun, ſind Sie als Menſchen der Menſchheit, als Brüder Ihren Glaubensgenoſſen, und als Bürger Ihrem König und Ihrem Vaterlande ſchuldig: es iſt die Schuld der Dankbarkeit, die Sie abtragen." — „Laſſen Sie," heißt es nach einer ähnlichen Betrachtung am Schluſſe einer früheren Rede von Gans in demſelben Vereine [89]) „die Reinheit des Gedankens, die jede ſittliche Verbrüderung, am höchſten der Staat, vorſtellt, auch in jedes Einzelnen Gemüth einheimiſch werden. Keine Feuerſäule giebt es jetzt mehr in Iſrael bei Nacht, aber Wolken in Menge bei Tage. Zerſtreuen Sie dieſe Wolken! In einem Zeitalter, wo Erſchlaffung über das Geſchlecht hereingebrochen, wo kein Streben für Höheres mehr denkbar war, hat häufig die verirrte Kraft vergangener Zeiten, dafern nur eine ſolche ſichtbar war, poetiſche Gemüther angeſprochen. So hat man die Kreuzfahrer vergöttert, und die erſten Folger des Muhamed; denn ſie haben ja Opfer für eine Idee gebracht, was keiner dieſer Vergötterer begreifen konnte. Wir haben das beſſere Theil erwählt. Wir huldigen dem reinſten und höchſten Gedanken, ohne die Mittel, die ihn entehren. Auf denn, Alle, die ihr des edlern Geiſtes ſeid; auf, die die hundertfache Feſſel und ihre Einſchnitte nicht zu Gefeſſelten machen konnte; auf, die ihr Wiſſenſchaft und Liebe zu den Seinen und Wohlwollen über Alles ſetzet; auf, und ſchließt euch an dieſem edlen Vereine, und ich ſehe in der feſten

Verbrüderung ſolcher Guten die meſſianiſche Zeit herangebrochen, von der die Propheten ſprechen, und die nur des Geſchlechtes jederzeitige Verderbtheit zur Fabel gemacht!"

Dieſe Entwicklungen verrathen bis auf die Terminologie herab faſt in jeder Zeile den bedeutenden Einfluſs, welchen die Hegel'ſche Philoſophie ſchon damals auf Eduard Gans, den Präſidenten des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, ausübte. Unter demſelben Einfluſſe ſtanden zwei andere der hervorragendſten Vereinsmitglieder, Moſer und Wohlwill, welche jahrelang regelmäßig die Vorleſungen Hegel's beſuchten, und ſich bis an ihr Lebensende aufs angelegentlichſte mit dem Studium ſeiner Werke beſchäftigten. Unſeres Wiſſens ſind dieſe Einwirkungen der Hegel'ſchen Philoſophie auf die geiſtig fortgeſchrittenſten unter den damaligen Reformatoren des Judenthums niemals gebührend betont worden. Daſs Bendavid Zeit ſeines Lebens ein hartnäckiger Anhänger Kant's geblieben und von Hegel Nichts wiſſen mochte, ward ſchon früher bemerkt; wir wollen gleich hinzufügen, daſs auch Zunz, der ſeit 1820 ſich mit der Hegel'ſchen Philoſophie vertraut zu machen begann, darum keineswegs ein Anhänger derſelben geworden iſt. Deſto beſtimmter können wir Solches von den drei oben genannten Männern behaupten. Bei Eduard Gans brauchen wir dieſe Bezüge nicht nachzuweiſen: ſie ſind allbekannt durch ſeine rechtswiſſenſchaftlichen Werke, in denen er den weiteren Ausbau jener Hegel'ſchen Rechtsphiloſophie unternahm, die er auch nach dem Tode des Meiſters herausgab; die vorhin angeführten Stellen aus ſeinen Vereinsreden aber bezeugen, daſs er ſich die großen geſchichtsphiloſophiſchen Ideen Desſelben ſchon zu einer Zeit angeeignet hatte, wo ihm noch jeder Gedanke eines Glaubenswechſels fernlag. Wenn er ſpäter, wie Zunz verſichert, gerade durch Hegel für Juden und Judenthum erkaltete, ſo liegt hierin kein ſo greller Widerſpruch, wie es auf den erſten Blick ſcheinen mag; denn ſein Abfall von der erſt ſo warm durch ihn befürworteten Sache ſeiner Glaubensgenoſſen wurde eben zumeiſt durch die Erkenntnis veranlaſſt, daſs ihn Letztere im Stich ließen, oder ſich nicht zur Höhe der von ihm vertretenen Idee aufzuſchwingen vermochten, ſondern weit geringfügigere Zwecke verfolgten. Eben jene große geſchichts-

philoſophiſche Idee aber und das Streben nach ihrer Verwirklichung war für Gans die Hauptſache; — was ſich nicht zum Bewuſſtſein ſeiner ſelbſt und ſeines nothwendigen Zuſammenhangs mit dem Ganzen erheben wollte oder konnte, Das gab er — freilich wohl zu früh und vorſchnell, und nicht ohne Mitwirkung ſelbſtſüchtiger Motive — verloren. Moſer und Wohlwill handelten in ſo fern edler, als ſie unerſchütterlich bei ihren Leidensgenoſſen ausharrten und die unſcheinbare Handlangerarbeit im Dienſte eines langſamen Fortſchritts nicht ſcheuten, nachdem es ihnen miſsglückt war, als Baumeiſter den kühnen Vereinsplan raſch und erfolgreich ins Werk zu ſetzen. Im Uebrigen aber dachten ſie über das ſchließlich zu erreichende Endziel wie Gans, und ſchöpften ihre hohe Auffaſſung der weltgeſchichtlichen Entwicklung, ganz wie Dieſer, aus dem Quell der Hegel'ſchen Philoſophie. Der mir vorliegende Briefwechſel zwiſchen Moſer und Wohlwill legt ein beredtes Zeugnis hiefür ab. „Mein Hauptſtudium," ſchreibt Erſterer kurz nach Eröffnung dieſer geiſtvollen Korreſpondenz, „iſt gegenwärtig der Orient, und zunächſt Aegypten. Ich lebe alſo in dem Reich der Räthſel und ſtehe vor der Sphinx, ein anderer Oedip, um nun zu deuten, was Dieſer errathen. Es iſt mir, um doch endlich Etwas in der Geſchichte zu begreifen, dringendes Bedürfnis geworden, dieſen urſprünglichen Boden der geſchichtlichen Erzeugungen zu durchwühlen, und zugleich darin eine Zuflucht zu finden gegen die Subſtanzloſigkeit und das leere Räſonnieren des gegenwärtigen Zeitalters, ſofern dasſelbe noch nicht zu einer ausgebildeten Geſtalt des Bewuſſtſeins durchgedrungen iſt, wozu ich allerdings die Vorſtufe in der Hegel'ſchen Philoſophie bereitet finde, in die ich ebenfalls einzudringen mich bemühe." — „Du biſt mit der Gegenwart unzufrieden, lieber Freund," antwortet Wohlwill; „wer nicht? — Doch vielleicht thut man ihr Unrecht. Iſt nicht jede Gegenwart Fragment, unendlich an die Zeit gekettet nach hinten, abgebrochen nach vorne? Wer heißt uns die Hieroglyphe des letzten Knotens deuten, als hörte der Faden der Geſchichte da auf? Iſt es bloßer Hefen, der in der Kriſis der Gegenwart gährt? mouſſiert nicht in ihr auch der Gäſcht aller edlern, kräftigern Vergangenheit, wird ſich nicht der lautere Trank der Zukunft aus ihr aufklären?" — „Ich

frage dich," schreibt Moser ein anderes Mal, um den Freund aus einer allzu niedergeschlagenen Stimmung zu erneuter wissenschaftlicher Thätigkeit empor zu stacheln, „was anders einen Moment vom anderen unterscheidet, als die fortgesetzte Bewegung unseres Willens? Brahma würde wahrscheinlich noch jetzt, in seine gestaltlosen Meditationen vertieft, auf der Lotosblume einsam umherschwimmen, wenn nicht die Donnerstimme des Ewigen ihn einmal tüchtig erschüttert hätte. Darauf ging dieser Herr an das Schaffen und Bilden, und bequemte sich sogar, in die verworfene Hütte eines Tschandala's einzugehen, damit die Welt werde. Um zum Größten zu gelangen, lieber Freund, muss das Kleinste nicht zu klein sein. Nur Resignation giebt Vollgenuss. Das Ich muss sich entäußern, um zum wahrhaften Insichsein zu gelangen." — „Bei der jetzigen Ordnung der Dinge," heißt es in einem späteren Briefe Moser's vom Herbst 1824, „kommt wahrlich auf die individuellen Verhältnisse Wenig an. Sie ist von der Art, dass es überall eine erstaunliche Inkommensurabilität des persönlichen Daseins und Wirkens mit dem innersten Wollen des Geistes giebt, und Keiner in recht friedlicher Behausung wohnt. Ich zweifle, ob irgend ein Mensch sich in diesem Zeitalter auf andere Weise genügen kann, als indem er entweder ein Napoleon oder ein Pittschaft, d. h. Alexander oder Diogenes ist. Von welchem Spiritus der Weltgeist gesoffen haben mag, dass er sich so toll gebärdet? Ich weiß eine Menge Menschen, die dem Taumelnden in die Arme greifen, aber sie plumpsen nur mit ihm zusammen in den Rinnstein. — Doch Dies schreibe ich nicht aus mir selbst, ich meine vielmehr, dass wir in einer sehr großen Zeit leben, und der eigentliche Uebergang aus dem Mittelalter erst jetzt bei der Rückkehr in dasselbe sich vollbringt. — Studierst Du fleißig den Hegel? Ich habe lange nicht in seinen Werken gelesen, aber sein System bildet sich im Stillen immer mehr in mir aus, und bestätigt sich mit jeder neuen Eroberung, die ich im Gebiete der Idee gelegentlich mache. Gelegentlich — denn zu einem zusammenhängenden Studium fehlt mir leider die zusammenhängende Zeit. Ich gehöre nicht zu den Glücklichen, denen das Leben als ein gediegenes und organisches Ganzes sich gestaltet; dazu liegen die Richtungen meiner Thätigkeit zu sehr

auseinander, wenn ich dieſes Hinſchleudern, zu welchem ich durch meine Verhältniſſe verdammt bin, noch Thätigkeit nennen kann. Iſt doch mein Leben faſt nur die Bewegung des Zeigers an der Uhr, von dem ſich weiter Nichts ſagen läſſt, als auf welchem Punkte des Zifferblatts er ſtehe; und dieſes Zifferblatt iſt nicht der Weltgeiſt in ſeiner großen Umfaſſung, wie es eigentlich ſein ſollte, ſondern der kleinſte Kreis in der Verſchlingung ſämmtlicher Kreiſe des epicykliſchen Syſtems. Wie herrlich wäre ein geiſtiges Zuſammenleben in der Gemeinſchaft gleichbegeiſteter Freunde! aber Dies iſt immer ein mangelhaft erfüllter Wunſch geblieben. Alles zerſtreut ſich in lauter leeren Aeußerlichkeiten, in denen das Mark des Lebens ſich verzehrt. Ich ſehne mich innigſt aus dieſer Zerſtreuung nach einer wahren Vertiefung — Koncentration, — daſs alle die Vorausſetzungen, nach denen man lebt, wirkt und leidet, einmal zur Realität kämen.“ — Damit aber dem Ernſt der philoſophiſchen Vertiefung das komiſche Gegenſtück nicht fehle, ſei noch im Vorübergehen erwähnt, daſs ſelbſt die Hamburger Reformjuden, deren kühnſte Wünſche zu jener Zeit nicht über eine beſcheidene Verbeſſerung des Gottesdienſtes hinaus gingen, ſich zur Rechtfertigung ihrer harmloſen Beſtrebungen, die ſich kaum über den Torfdampf des ſtädtiſchen Gebietes erhoben, auf Hegel'ſche Lehrſätze beriefen. Darüber werden ſie denn freilich von Moſer weidlich gehänſelt: „Hegel träumt nicht, was ſeine Philoſophie dort wunderlicherweiſe für eine Rolle ſpielt. Sie brauchen ja indeſſen nur ſeine Werke durchzublättern, und ſie werden den Tempel ſo wenig als irgend etwas Anderes darin finden. In ſeiner durch die ganze Encyklopädie ſich fortleitenden Definition des Abſoluten heißt es freilich zuletzt: „Das Abſolute iſt der Geiſt“, und nicht: „der Hamburger Tempel, oder ſeine Prediger, oder deren Zuhörer.““ Eben ſo ſarkaſtiſch bemerkt Zunz in einem nach Hamburg gerichteten Briefe: „Das viele haltloſe Gepredige bei Ihnen wird nach und nach auch zu viel — alſo nicht übel, wenn einmal etwas Beſonderes, eine ernſte wiſſenſchaftliche Arbeit, dazwiſchen fährt. Bei dieſer Gelegenheit muſs ich Ihnen eröffnen, daſs Ihr Ausdruck: „Die Prediger werden reiche Leute, und können ſich am Ende, wenn es ſchief geht, eine Gemeinde halten“, köſtlich und klaſſiſch iſt. Auch

unser H. Heine, der in einem Finger mehr Geist und Sinn hat, als alle aufgeklärten Minjonim (Betgemeindchen) Hamburg's, hat ihn als solchen anerkannt."

Es war, wie vorhin bemerkt, sehr natürlich, dass der Verfasser des „Almansor" aufs lebhafteste mit einer Sache sympathisieren musste, deren Träger so unzweifelhaft von den höchsten Ideen des Jahrhunderts erfüllt waren, und mit so edler Begeisterung das ihnen vorschwebende Ideal zu verkörpern suchten. War doch auch Heine aufs tiefste von der Ansicht durchdrungen, dass die Aufgabe der Juden in der Gegenwart nicht von der Aufgabe der heutigen Menschheit zu trennen sei, sondern sich überall mit derselben berühre. In diesem Sinne schrieb er noch 1854 bei dem Wiederabdruck seiner Denkworte auf Ludwig Markus in den „Vermischten Schriften" (Bd. XIV., S. 204): „Die Juden dürften endlich zur Einsicht gelangen, dass sie erst dann wahrhaft emancipiert werden können, wenn auch die Emancipation der Christen vollständig erkämpft und sicher gestellt worden. Ihre Sache ist identisch mit der des deutschen Volks, und sie dürfen nicht als Juden begehren, was ihnen als Deutschen längst gebührte." — Dass er kein Enthusiast für die jüdische Religion sei, spricht Heine mit bestimmten Worten schon in seinen Briefen an Moser und Wohlwill vom Jahre 1823 aus. Die Berliner und Hamburger Bestrebungen für eine rationalistische Reform des Kultus und der Religionslehren des Judenthums erweckten daher eher seinen Spott, als sein Interesse; er mochte Nichts hören von den zaghaften Leisetretern, die jeden Anstoß nach rechts und links zu vermeiden trachteten, von den Auerbach I. und II., von den Kley und Salomon, noch andererseits von dem orthodoxeren Bernays, den Heine als einen geistreichen Charlatan charakterisiert. „Ich achte ihn nur", fügt er hinzu (Ebd., S. 103), „insofern er die Hamburger Spitzbuben betrügt, doch den seligen Cartouche achte ich weit mehr." Aufrichtige Hochachtung dagegen bewies Heine der von Zunz an den Tag gelegten, auf rein wissenschaftlicher Basis ruhenden Thätigkeit. „Ich erwarte Viel von seinen nächstens erscheinenden Predigten," schrieb er (Ebd., S. 41 ff.) im Frühjahr 1823 an Wohlwill; „freilich keine Erbauung und sanftmüthige Seelenpflaster, aber

etwas viel Beſſeres: eine Aufregung der Kraft. Eben an letzterer fehlt es in Iſrael. Einige Hühneraugenoperateurs (Friedländer u. Co.) haben den Körper des Judenthums von ſeinem fatalen Hautgeſchwür durch Aderlaſs zu heilen geſucht, und durch ihre Ungeſchicklichkeit und ſpinnwebige Vernunftsbandagen muſs Iſrael verbluten. Möge bald die Verblendung aufhören, daſs das Herrlichſte in der Ohnmacht, in der Entäußerung aller Kraft, in der einſeitigen Negation, im idealiſchen Auerbachthume beſtehe. Wir haben nicht mehr die Kraft, einen Bart zu tragen, zu faſten, zu haſſen und aus Haſs zu dulden: Das iſt das Motiv unſerer Reformation. Die Einen, die durch Komödianten ihre Bildung und Aufklärung empfangen, wollen dem Judenthum neue Dekorationen und Kouliſſen geben, und der Souffleur ſoll ein weißes Beſſchen ſtatt eines Bartes tragen; ſie wollen das Weltmeer in ein niedliches Baſſin von Papiermaché gießen, und wollen dem Herkules auf der Kaſſeler Wilhelmshöhe das braune Jäckchen des kleinen Markus anziehen. Andere wollen ein evangeliſches Chriſtenthümchen unter jüdiſcher Firma, und machen ſich ein Talles aus der Wolle des Lamm-Gottes, machen ſich ein Wams aus den Federn der heiligen-Geiſtstaube und Unterhoſen aus chriſtlicher Liebe, und ſie fallieren, und die Nachkommenſchaft ſchreibt ſich: „Gott, Chriſtus & Co.“ Zu allem Glücke wird ſich dieſes Haus nicht lange halten, ſeine Tratten auf die Philoſophie kommen mit Proteſt zurück, und es macht Bankerott in Europa, wenn ſich auch ſeine von Miſſionarien in Afrika und Aſien geſtifteten Kommiſſionshäuſer einige Jahrhunderte länger halten.“ Eben ſo ſcharf ſpricht Heine ſeine perſönliche Abneigung gegen jede Antheilnahme an der religiöſen Seite der Judenfrage in einem Briefe an Moſer (Ebd., S. 104) aus: „Daſs ich für die Rechte der Juden und ihre bürgerliche Gleichſtellung enthuſiaſtiſch ſein werde, Das geſtehe ich, und in ſchlimmen Zeiten, die unausbleiblich ſind, wird der germaniſche Pöbel meine Stimme hören, daſs es in deutſchen Bierſtuben und Paläſten wiederſchallt. Doch der geborne Feind aller poſitiven Religionen wird nie für diejenige Religion ſich zum Champion aufwerfen, die zuerſt jene Menſchenmäkelei aufgebracht, die uns jetzt ſo viel Schmerzen verurſacht; geſchieht es auf eine Weiſe dennoch, ſo hat es ſeine

beſonderen Gründe: Gemüthsweichheit, Starrſinn, und Vorſicht für Erhaltung eines Gegengifts." Im Einklange hiemit ſtehen die 1844 geſchriebenen Bemerkungen Heine's in den Denkworten auf Ludwig Markus (Bd. XIV., S. 194 ff.): „Ja, die Emancipation wird früh oder ſpät bewilligt werden müſſen, aus Gerechtigkeitsgefühl, aus Klugheit, aus Nothwendigkeit. Die Antipathie gegen die Juden hat bei den obern Klaſſen keine religiöſe Wurzel mehr, und bei den untern Klaſſen transformiert ſie ſich täglich mehr und mehr in den ſocialen Groll gegen die überwuchernde Macht des Kapitals, gegen die Ausbeutung der Armen durch die Reichen. Der Judenhaſs hat jetzt einen anderen Namen, ſogar beim Pöbel. Was aber die Regierungen betrifft, ſo ſind ſie endlich zur hochweiſen Anſicht gelangt, daſs der Staat ein organiſcher Körper iſt, und daſs derſelbe nicht zu einer vollkommenen Geſundheit gelangen kann, ſo lange ein einziges ſeiner Glieder, und ſei es auch nur der kleine Zeh, an einem Gebreſte leidet. Ja der Staat mag noch ſo keck ſein Haupt tragen und mit breiter Bruſt allen Stürmen trotzen: das Herz in der Bruſt, und ſogar das ſtolze Haupt wird dennoch den Schmerz mitempfinden müſſen, wenn der kleine Zeh an den Hühneraugen leidet — die Judenbeſchränkungen ſind ſolche Hühneraugen an den deutſchen Staatsfüßen. Und bedächten gar die Regierungen, wie entſetzlich der Grundpfeiler aller poſitiven Religionen, die Idee des Deismus ſelbſt, von neuen Doktrinen bedroht iſt, wie die Fehde zwiſchen dem Wiſſen und dem Glauben überhaupt nicht mehr ein zahmes Scharmützel, ſondern bald eine wilde Todesſchlacht ſein wird — bedächten die Regierungen dieſe verhüllten Nöthen, ſie müſſten froh ſein, daſs es noch Juden auf der Welt giebt, daſs die Schweizergarde des Deismus, wie der Dichter ſie genannt hat, noch auf den Beinen ſteht, daſs es noch ein Volk Gottes giebt. Statt ſie von ihrem Glauben durch geſetzliche Beſchränkung abtrünnig zu machen, ſollte man ſie noch durch Prämien darin zu ſtärken ſuchen, man ſollte ihnen auf Staatskoſten ihre Synagogen bauen, damit ſie nur hineingehen, und das Volk draußen ſich einbilden mag, es werde in der Welt noch Etwas geglaubt. Hütet euch, die Taufe unter den Juden zu befördern. Das iſt eitel Waſſer und trocknet

leicht. Befördert vielmehr die Beschneidung, Das ist der Glaube, eingeschnitten ins Fleisch; in den Geist lässt er sich nicht mehr einschneiden. Befördert die Ceremonie der Denkriemen, womit der Glaube festgebunden wird auf den Arm; der Staat sollte den Juden gratis das Leder dazu liefern, sowie auch das Mehl zu Mazzekuchen, woran das gläubige Israel schon drei Jahrtausende knuspert. Fördert, beschleunigt die Emancipation, damit sie nicht zu spät komme und überhaupt noch Juden in der Welt antrifft, die den Glauben ihrer Väter dem Heil ihrer Kinder vorziehen. Es giebt ein Sprichwort: „Während der Weise sich besinnt, besinnt sich auch der Narr.""

Wenn Heine, dieser Gesinnung entsprechend, sich wenig um die von Jacobson ausgegangene Reform in der Synagoge bekümmerte, so fesselten ihn desto eifriger die Bestrebungen des von Gans und Zunz geleiteten Vereins. Er wohnte dessen Sitzungen seit dem 29. September 1822 regelmäßig bei, führte zum Theil die Protokolle, und verlas am 7. und 17. November einen ausführlichen Bericht über einen zu stiftenden Frauenverein, der es sich zur Aufgabe machen sollte, die Kulturzwecke des Vereins in der Familie und in der Gesellschaft zu fördern. Im Winter 1822 auf 1823 jedoch meist unpäßlich, sah Heine sich außer Stande, das ihm übertragene Rundschreiben über diesen Plan zu verfassen; so blieb derselbe unausgeführt. Als am 23. Februar 1823 der Vorschlag gemacht wurde, ein Religionsbuch für die israelitische Jugend ausarbeiten zu lassen, warnte Heine eindringlich vor der Gefahr, das Judenthum in der Weise eines modernen Pietismus zu behandeln. In der Unterrichtsanstalt des Vereins gab er mehrere Monate hindurch wöchentlich drei Geschichtsstunden; unter seinen Schülern befand sich der nachmals so berühmt gewordene, 1867 in Paris verstorbene Orientalist Salomon Munk, welcher ihm bis an sein Lebensende ein treuer persönlicher Freund blieb. Der Vorsatz, für den Verein thätig zu sein, ließ ihn auch in der rheinischen Heimat alte Verbindungen wieder anknüpfen, durch welche er u. A. seinen Oheim Simon von Geldern in Düsseldorf dem Vereine als Mitglied gewann. Für die Zeitschrift gedachte Heine ebenfalls Beiträge zu liefern, aber seine Kränklichkeit verwehrte es ihm, zur Ausführung dieses Vor-

habens zu gelangen. Im Sommer 1823 ſchrieb er an Moſer (Bd. XIX., S. 89): „Sehr drängt es mich, in einem Aufſatze für die Zeitſchrift den großen Judenſchmerz (wie ihn Börne nennt) auszuſprechen, und es ſoll auch geſchehen, ſobald mein Kopf es leidet. Es iſt ſehr unartig von unſerem Herrgott, daſs er mich jetzt mit dieſen Schmerzen plagt; ja, es iſt ſogar unpolitiſch von dem alten Herrn, da er weiß, daſs ich ſo Viel für ihn thun möchte. Oder iſt der alte Freiherr von Sinai und Alleinherrſcher Judäa's ebenfalls aufgeklärt worden, und hat ſeine Nationalität abgelegt, und giebt ſeine Anſprüche und ſeine Anhänger auf, zum Beſten einiger vagen, kosmopolitiſchen Ideen? Ich fürchte, der alte Herr hat den Kopf verloren, und mit Recht mag ihm le petit juif d'Amsterdam ins Ohr ſagen: „Entre nous, Monsieur, vous n'existez pas“.“ Noch im Januar 1824, als er auf die Göttinger Univerſität zurückgekehrt war, beſchäftigte ihn aufs lebhafteſte der Wunſch, die Vereinszwecke zu fördern. „Vom Verein ſchreibſt du mir Wenig,“ heißt es in einem Briefe an Moſer von jenem Datum (Ebd., S. 141 ff.). „Denkſt du etwa, daſs die Sache unſerer Brüder mir nicht mehr ſo am Herzen liege wie ſonſt? Du irrſt dich dann gewaltig. Wenn mich auch mein Kopfübel jetzt niederdrückt, ſo hab' ich es doch nicht aufgegeben, zu wirken. „Verwelke meine Rechte, wenn ich deiner vergeſſe, Jeruſcholayim!“ ſind ungefähr die Worte des Pſalmiſten, und es ſind auch noch immer die meinigen. Ich wollte, ich könnte mich eine einzige Stunde mit dir unterhalten über Das, was ich, meiſt durch die eigene Lage angeregt, über Iſrael gedacht, und du würdeſt ſehen, wie — die Eſelzucht auf dem Steinweg [90]) gedeiht, und wie Heine immer Heine ſein wird und muſs. Wenn es mir möglich iſt, will ich gewiſs einen guten Aufſatz für die Zeitſchrift liefern. Wenigſtens liefere ich bald einen Auszug aus dem Göttinger Reallexikon der Bibliothek über die Juden betreffende Literatur, im Fall dieſer Artikel der Mühe werth iſt abzuſchreiben.

Die Zeitſchrift aber hatte um dieſe Zeit ſchon aufgehört zu erſcheinen, und der Verein ſelber lag in den letzten Zügen. Friedrich Wilhelm III., der mit allen ihm zu Gebot ſtehenden Mitteln das Werk der evangeliſchen Union durchzuführen ſuchte,

war kein Freund der jüdischen Reformbewegung, so bescheiden sie auch auftrat, und vor Allem widersprach die angestrebte Kultusverbesserung seinem kurzsichtigen Willen. Schon in den ersten Tagen des Aprilmonats 1823 ließ er, auf Grund einer kläglichen Denunciation, den Berliner Tempel schließen; der an letzterem angestellte Prediger, Dr. Auerbach, durfte keine amtlichen Funktionen mehr verrichten, und Dr. H. Jacobson, der Sohn des oftgenannten Reformators, musste sich mit seiner eben so aufgeklärten Braut von dem Vice-Ober-Land-Rabbiner nach altjüdischem Ritus trauen lassen. „Die wird ein sonderbares Gemisch von Hochzeitsgefühlen empfunden haben," lautet die Glosse, mit welcher Moser diesen unwürdigen Gewissenszwang kommentiert. Der Judenbekehrungsverein gründete damals eine Zeitschrift: „Der Freund der Israeliten", die er durch Professor Tholuck herausgeben ließ, und deren Debit bei der Censur keinen Anstoß fand. Als aber ein Beamter in Breslau (Bergis war sein Name) den König ersuchte, seiner Schrift, die den deutschen Gottesdienst der Juden empfahl, den ihr von der Censur verweigerten Druck zu erlauben, wurde ihm die Antwort zu Theil: „Die sogenannte Verbesserung des jüdischen Kultus würde nur zur Entstehung einer neuen Sekte führen, die der Staat nicht dulden könne; und bei aller Anerkennung der guten Absicht des Supplikanten könne daher doch das Vorhaben, eine solche Schrift ins Publikum zu bringen, nicht den Beifall Sr. Majestät haben." Ein gewisser Hoge, der zur napoleonischen Zeit an den Reformbestrebungen in Seesen betheiligt war, später als Censor in Warschau angestellt wurde und 1823 nach Berlin kam, empfing, als er sich gleichfalls mit einer Vorstellung zu Gunsten des deutschen Gottesdienstes der Juden an den König wandte, den ähnlichen Bescheid: „Ein justificiertes Glaubensbekenntnis für Diejenigen, so weder dem Judenthum angehören, noch die Taufe annehmen wollten, könne nicht gestattet werden."

Hand in Hand mit diesen äußerlichen Hemmnissen einer Reform des Judenthums ging die innere Schlaffheit und Gleichgültigkeit der großen Mehrzahl der Israeliten gegenüber den ideellen Bestrebungen jener Feuergeister, welche den Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden ins Leben gerufen. Eduard

Gans ließ im dritten Berichte, den er am 4. Mai 1823 vor den Vereinsmitgliedern erstattete, in beredter Sprache seinen Wehe-ruf über diese Apathie seiner Glaubensgenossen erschallen. Kurz zuvor hatte er schon seinem Freunde Wohlwill geschrieben: „Wenn solcher Unverstand, solcher Mangel an Enthusiasmus herrscht, wenn die Geist- und Gedankenlosigkeit so tief um sich greift, so ist es der Mühe nicht werth, sich ferner um solch Gesindel zu bekümmern. Das werde ich im Bericht gestehen müssen.“ In letzterem wies er zunächst wieder in philosophischer Weise auf die Nothwendigkeit hin, das Judenthum mit den Bedürfnissen der Zeit in Uebereinstimmung zu bringen: „Fragt man mich aber, was die Zeit wolle, so antworte ich: sie will das Bewusst-sein von sich erringen, sie will nicht bloß sein, sondern auch sich wissen. Kein Leben soll gelebt werden, von dessen Nothwendigkeit sie nicht auch zugleich überzeugt sei, keine Erscheinung soll sich zeigen, von der nicht die Gewissheit dasei, dass sie nur so und nicht anders erscheinen könne. Soll ich diese unabweisliche Forderung der Zeit auf unsern Verein anwenden, so war und bleibt es seine Aufgabe, das Judenthum als den Gegenstand, auf den er ausschließlich angewiesen ist, zum Bewusstsein zu bringen, die jüdische Welt sich selbst vorstellig zu machen. Was sich vor dem Bewusstsein nicht rechtfertigen und verantworten kann, Das weist die Zeit als das Nichtige und Verschwindende von sich. Was sich vom Judenthume nicht vor der Wissenschaft in ihrer heutigen Gestaltung auszuweisen vermag, Das wird nicht erst fallen und eines besondern Umstoßens bedürfen, sondern es ist schon dadurch gefallen und umgestoßen, dass es seine Ver-antwortung der Wissenschaft schuldig blieb. Indem Sie das Seiende als Solches anerkennen und ehren, ist jede bestimmte Erscheinung geschwunden und aus dem Kreis des Lebens über-haupt getreten, welche auf diese Anerkennung keinen Anspruch macht.“ Nach dieser Umschreibung der Hegel'schen Doktrin, dass das Seiende vernünftig ist, eben deshalb aber auch nur das Vernünftige ein wirkliches Sein haben kann, wendet sich Gans zu den Hindernissen, die sich der Wirksamkeit des Vereins entgegen gestellt. „Jene Hindernisse sind nicht etwa der Gedanke, der mit dem Gedanken kämpft; nein, sie bestehen eben in Dem, was von

jeher sich als der unversöhnlichste Feind des Gedankens ausgewiesen hat, weil es gerade Das ist, was von jedem Gedanken entblößt geblieben, nämlich das rein Aeußerliche und Materielle des Alltags- und Schlaraffenlebens." Diese Anklage wird durch den Nachweis begründet, wie seit den Tagen Moses Mendelssohn's zwar den Juden das Licht einer bessern Kultur aufgegangen und der Bruch mit der einseitig abgeschlossenen Gediegenheit des früheren Zustandes erfolgt sei, aber die nothwendige „tiefere Rückkehr zu der Innigkeit des alten Seins" nicht stattgefunden habe. „Die Begeisterung für Religion, die Gediegenheit der alten Verhältnisse ist geschwunden, aber es ist keine neue Begeisterung hereingebrochen, es hat sich kein neues Verhältnis erbaut. Es ist bei jener negativen Aufklärung geblieben, die in der Verachtung und Verschmähung des Vorgefundenen bestand, ohne daß man sich die Mühe gegeben hätte, jener leeren Abstraktion einen andern Inhalt zu geben. Es ist ein Zustand der vollendeten Auflösung. Sehen wir etwa auf die Einheit oder Innigkeit des Gemeindewesens, so finden wir weder Schutz und Vertheidigung gegen Angriffe von außen her, noch Kräftigkeit und Vernünftigkeit in der Verwaltung von innen. Sehen wir auf die Gemeindeglieder selbst, so sind es atome Theilchen zur Verfolgung unendlicher partikularer Zwecke, zerschnitten und aufgelöst, jedes sich auf sich stellend und sich für das Höchste haltend. Da ist keine gemeinsame Innigkeit, welche sie verbindet, als etwa die Furcht, kein höheres Interesse, wofür sie irgend Etwas von ihren zeitlichen Gütern zu opfern im Stande wären, als etwa die Mitleidigkeit: Das ist die Tugend, zu deren Fahnen sie geschworen haben, weil es eben die sinnlichste Tugend ist. Wo man sie angreift: es ist diese Tugend, die sich ins Mittel legen muß, und wenn man ihnen vorwirft, daß sie keine öffentlichen Schulen und keine Verdienste um geistige Bildung haben, so ist es das öffentliche Lazareth, welches die Vertheidigung übernehmen soll. Sehen wir auf die Bildung der Einzelnen — wo sind die wissenschaftlichen Männer, die zeitgemäß Gebildeten, die an der Spitze der Verwaltung stehen? wo sind Die überhaupt, die würdig repräsentieren dürften? Was von europäischer Bildung gewonnen ist, Das ist nicht die echte Gediegenheit derselben,

ſondern jene ſchale und leere Außenſeite, jenes Prunken mit den Formen und Ceremonien des Lebens, die um ſo unerträglicher werden, je weniger man vom Inhalte merkt. Daſs nun dieſes von innen ganz morſche Gebäude von außen etwas aufgeputzt erſcheine, dazu hat man von guten alten Zeiten her das Schild der Aufklärung zum Aushängeſchilde genommen, daſs es wenigſtens die Firma zeige, unter der man fortzuhandeln gedenkt." Selbſt manchen der Vereinsmitglieder, namentlich der auswärtigen, wirft Gans am Schluſſe ſeines Berichtes vor, daſs ſie nicht die von ihrem Eifer erwartete Thätigkeit gezeigt, oder daſs ſie gar partikulariſtiſche Nützlichkeitszwecke untergeordneter Art dem Verein aufzudrängen geſucht hätten. „Wir müſſen aber höher als dieſe Partikularitäten und dieſe Nützlichkeiten ſtehen. Die Idee ſoll die verſchiedenen Gliederungen und Unterſchiede, in denen ſie ſich beſtimmt und äußert, hervorbringen, und wo ſie das Erzeugende iſt, da muſs das Erzeugte allerdings, als Aeußerung, gepflegt und gehütet werden, aber das zuſammenhangsloſe Umhertappen in der Welt der äußeren Erſcheinung, das Vollbringen dieſes Einzelnen, ohne daſs das Bewuſſtſein dabei ſei, warum es vollbracht werde, gehört wenigſtens, ſo lobenswerth es an ſich ſein mag, nicht zu dem Kreis unſeres Wollens. Für den Zuſammenhang, welcher in dem Gedanken liegt, haben wir gerungen und werden wir ringen. Wer ſich aber keinen Begriff davon machen kann, wie man eine Idee feſthalten und für ſie kämpfen könne, Der thut beſſer, zu ſcheiden und in die Welt ſeiner Nützlichkeiten und Partikularitäten zurückzutreten."

Auch dieſe ſcharfe Sprache fruchtete Nichts. Die Zahl der Vereinsmitglieder vermehrte ſich nicht, die Geldbeiträge liefen immer ſpärlicher ein, ſelbſt auf wiſſenſchaftliche Anfragen vermochte man oft monatelang von befreundeten Männern in Hamburg kaum eine nothdürftige Antwort zu erlangen. „Wenn mich die Beſſeren ſo ohne Unterſtützung laſſen," klagt Zunz in einem Briefe vom Herbſt 1823, „an die Schlechteren kann ich nicht appellieren! Der Verein ſcheint mir auch nicht zum Ziele zu kommen, und Das durch die Schuld des gräulichen Verfalls der Juden. Keine ſeiner Inſtitutionen will ſo recht gedeihen; ein großer Theil ſeiner Mitglieder rührt ſich kaum; der über alle

Epitheta erhabene David Fränkel, selbst Vereinsmitglied, hat zwar, und wohl aus Spaß, allerlei puerilia, jocosa, ludibria, nugas, scurrilia, ridicula, falsaria etc. in seine Madam Sulamith aufgenommen, aber vom Verein kein Wörtchen erzählt! Ehe wir nicht einige begeisterte reiche Juden bekommen, kommen wir nicht weiter; Solche jedoch brauchen wir nur für Geld sehen zu lassen, so rar sind sie in Deutschland." — Noch herber spricht Zunz seine Enttäuschung in einem Briefe an Wohlwill vom Sommer 1824 aus: „Dahin bin ich gekommen, an eine Juden-Reformation nimmermehr zu glauben; der Stein muss auf dieses Gespenst geworfen und dasselbe verscheucht werden. Die guten Juden, Das sind Asiaten oder die (ihrer unbewusst) Christen, oder die Wenigen, wozu ich und noch ein Paar gehören — sonst würde ich mich geschämt haben, so unbescheiden zu sein. Aber die bitterste Ironie kennt diese kindischen Konvenienzen nicht mehr. Die Juden und das Judenthum, das wir rekonstruieren wollten, ist zerrissen und die Beute der Barbaren, Narren, Geldwechsler, Idioten und Parnasim [Gemeindevorsteher]. Noch manche Sonnenwende wird über dieses Geschlecht hinweg rollen, und es finden wie heut: zerrissen, überfließend in die christliche Nothreligion, ohne Halt und Princip, zum Theil im alten Schmutz, von Europa bei Seite geschoben, fortvegetierend, mit dem trockenen Auge nach dem Esel des Messias oder einem andern Langohr hinschauend, — zum Theil blätternd in Staatspapieren und dem Konversations-Lexikon; bald reich, bald bankerott; bald gedrückt, bald toleriert. Die eigene Wissenschaft ist unter den deutschen Juden erstorben, und für die europäische haben sie deswegen keinen Sinn, weil sie sich selber untreu, der Idee entfremdet und die Sklaven bloßen Eigennutzes geworden sind. Dieses Gepräge ihres jämmerlichen Zustandes tragen denn auch ihre Skribenten, Prediger, Konsistorialräthe, Gemeindeverfassungen, Parnasim, Titel, Zusammenkünfte, Einrichtungen, Subskriptionen, ihre Literatur, ihr Buchhandel, ihre Repräsentation, und ihr Glück und ihr Unglück. Keine Institution, kein Herz und kein Sinn! Alles ist ein Brei von Beten, Mark Banco und Rachmones [Mildthätigkeitssinn], nebst Brocken von Aufklärung und Chilluk [spitzfindigen Talmud-Disputationen]! — Nach diesem grausigen Umriss des Juden-

thums verlangen Sie wohl keine Erklärung, warum der Verein sammt seiner Zeitschrift eingeschlafen, und sie eben so wenig vermisst werden, als die Tempel, Schulen und das Bürgerglück. Der Verein ist nicht an den Special-Vereinen gestorben, welches bloß die Folge eines Verwaltungsfehlers hätte genannt werden dürfen, sondern er hat in der Wirklichkeit nie existiert. Fünf bis zehn begeisterte Menschen haben sich gefunden, und, wie Moses, auf die Fortpflanzung dieses Geistes zu hoffen gewagt. Das war Täuschung. Was allein aus diesem Mabul [Sündfluth] unvergänglich auftaucht, Das ist die Wissenschaft des Judenthums; denn sie lebt, auch wenn Jahrhunderte lang sich kein Finger für sie regte. Ich gestehe, daß, nächst der Ergebung in das Gericht Gottes, die Beschäftigung mit dieser Wissenschaft mein Trost und Halt ist. Auf mich selbst sollen jene Stürme und Erfahrungen keinen Einfluß haben, der mich mit mir selber in Zwiespalt bringen könnte. Ich habe gethan, was ich zu thun für meine Pflicht hielt. Weil ich gesehn, daß ich in der Wüste predigte, habe ich aufgehört zu predigen, doch nicht um dem Inhalt meiner Worte treulos zu werden. Sapienti sat. — Nach dem Bisherigen werden Sie leicht schließen, daß ich für keine geräuschvolle Auflösung des Vereins stimmen kann. Eine solche, wenn sie nicht aus bloßer Eitelkeit eingegeben sein und an die Fabel des berstenden Frosches erinnern soll, wird vor den Augen der Juden u. s. w. ebenso wirkungslos wie alles Bisherige vorüber gehn. Nichts bleibt den Mitgliedern, als treu sich selber in ihren beschränkten Kreisen zu wirken, und Gott das Weitere zu überlassen."

Das ganze spätere Wirken des trefflichen Mannes stand in wahrhaft seltenem Einklange mit obigen Vorsätzen, und rechtfertigt das Lob Heine's, der (Bd. XIV., S. 188) von ihm sagt, daß Zunz „in einer schwankenden Uebergangsperiode immer die unerschütterlichste Unwandelbarkeit offenbarte und trotz seinem Scharfsinn, seiner Skepsis, seiner Gelehrsamkeit, dennoch treu blieb dem selbstgegebenen Worte, der großmüthigen Grille seiner Seele. Mann der Rede und der That, hat er geschafft und gewirkt, wo Andere träumten und muthlos hinsanken." Der Gelehrtenwelt ist bekannt, daß Leopold Zunz durch seine groß-

artigen Forschungen auf sprachwissenschaftlichem, kultur- und literarhistorischem Felde einer der Hauptbegründer jener wissenschaftlichen Behandlung der jüdischen Literatur geworden ist, die einen so wesentlichen Einfluss auf die Reform des Judenthums übte. Kaum minder hoch sind seine pädagogischen Verdienste anzuschlagen. Die Gründung der israelitischen Gemeindeschule in Berlin, deren Leitung er 1825 übernahm, ist im Wesentlichen als sein und Moser's Werk anzusehn. 1835 als Prediger nach Prag berufen, trat er 1839 an die Spitze des in Berlin errichteten Seminars zur Ausbildung jüdischer Lehrer, das bis zum Jahre 1850 bestand; und noch heute, im hohen Greisenalter, hat er sich das jugendlich warme Herz und denselben unbestechlich freien Blick bewahrt, mit dem er vor nunmehr fünfzig Jahren von der Höhe einer edlen Idee herab die geistige Bewegung des Jahrhunderts überschaute, und seinen verwahrlosten Stammgenossen das Ziel und die Wege europäischer Bildung wies.

Solches uneigennützige Festhalten an der einmal ergriffenen Richtung lässt sich am wenigsten dem Präsidenten des Vereins, Eduard Gans, bezeugen. Heine fällt über ihn in seinen „Denkworten auf Ludwig Markus" ein sehr bitteres Urtheil, das wir nicht unbedingt unterschreiben möchten, obgleich es auch heute noch wohl von den Meisten getheilt wird. Er sagt nämlich (Bd. XIV., S. 190 ff.): „Dieser hochbegabte Mann kann am wenigsten in Bezug auf bescheidene Selbstaufopferung, auf anonymes Märtyrerthum gerühmt werden. Ja, wenn auch seine Seele sich rasch und weit erschloss für alle Heilsfragen der Menschheit, so ließ er doch selbst im Rausche der Begeisterung niemals die Personalinteressen außer Acht . . . Mit Bekümmerris muss ich erwähnen, dass Gans in Bezug auf den erwähnten Verein für Kultur und Wissenschaft des Judenthums Nichts weniger als tugendhaft handelte, und sich die unverzeihlichste Felonie zu Schulden kommen ließ. Sein Abfall war um so widerwärtiger, da er die Rolle eines Agitators gespielt und bestimmte Präsidialpflichten übernommen hatte. Es ist hergebrachte Pflicht, dass der Kapitän einer der Letzten sei, der das Schiff verlässt, wenn dasselbe scheitert — Gans aber rettete sich selbst zuerst." So wahr diese Bemerkungen im Allgemeinen sind, und so wenig das Be-

nehmen von Eduard Gans in der beregten Angelegenheit eines charaktervollen Mannes würdig erscheint, dient ihm doch Manches zur Entschuldigung. Vor Allem ist es nicht richtig, daſs Gans, wie Heine und u. A. auch Jost [91]) andeuten, die gemeinschaftliche Sache zu einer Zeit verließ, als der Verein im Sinken war. Er harrte getreulich bei demselben aus, so lange der Verein bestand, und es war seit der Selbstauflösung des letzteren mehr denn ein volles Jahr verflossen, als Gans im Herbste 1825 zum Christenthum übertrat. Er hatte sich lange gegen diesen Schritt gesträubt, und der Minister Hardenberg hatte sich ernstlich bei dem orthodoxen Könige bemüht, dem talentvollen jungen Manne die Erlaubnis zum Eintritt in den Staatsdienst ohne die Auferlegung eines solchen Gewissenszwanges zu erwirken. Aber Se. Majestät „liebte keine Neuerungen". Und als mit Hardenberg's Tode für Gans jede Aussicht geschwunden war, als Jude eine Universitäts-Professur zu erlangen, machte er erst in Frankreich und England vergebliche Versuche, sich eine unabhängige Stellung zu verschaffen, ehe er sich zu dem aufgedrungenen Glaubenswechsel entschloſs. Er dachte sogar damals, wie aus einem Briefe an Wohlwill hervorgeht, alles Ernstes daran, nicht bloß Deutschland, sondern vielleicht gar Europa zu verlassen und nach der neuen Welt auszuwandern. Daſs ihn an das Judenthum Nichts mehr fesseln konnte, seit die Ausführung der großen Vereinsidee an der Theilnahmlosigkeit der Israeliten selber gescheitert war, haben wir schon früher betont. Aehnliches bezeugt auch Moser, wenn er im September 1824 bei Gelegenheit der Taufe eines andern Freundes, des Schriftstellers Daniel Leßmann, schreibt: „Es gab eine Zeit für mich, wo ein solcher Schritt mir als ein Freundschaftsbruch gegolten hätte. Jetzt aber kenne ich in der jüdischen Gemeinschaft nichts Geistiges, das einen edlen Kampf geböte. In dieser allgemeinen Vereinzelung hat ein Jeder zu sehen, wie er sich mit den Partikularitäten der Familienbande ꝛc., die ihn etwa fesseln, abfinden könne. Es ist eine große Thorheit der Regierungen, nicht voraussetzen zu wollen, daſs die Juden, sofern sie in das Staatsbürgerleben einschreiten, dadurch unmittelbar Christen geworden sind, und nicht als vorhanden anzunehmen, was sie durch viele, oft eben so fruchtlose als harte

Mittel zu erreichen ſtreben. Die preußiſchen Juden zumal ſtehen in keinem ſolchen Verbande, der ſie zu einer lange fortvegetierenden Sekte machen könnte. Die allgemeine Auflöſung läſſt ſich auch in den Provinzen ſpüren. Das jüdiſche Weſen lebt dort ſicher nur als Gewohnheit fort. Das Chimäriſche aller Reformationsideen läſſt ſich dort mit Händen greifen. Die Hamburger täuſchen ſich gewaltig, wenn ſie ihren Tempelbeſtrebungen eine univerſelle Bedeutung beilegen, aber es iſt eine Täuſchung, die man ihnen laſſen kann. Was brauchen ſie zu wiſſen, daſs ſie ſelbſt im Uebergange ſind?" — Das richtigſte Urtheil über die Motive, welche Gans zum Uebertritte veranlaſſten, ſpricht Moſer wohl in nachfolgenden Worten eines Briefes vom 29. Auguſt 1825 aus: „Die Gerüchte über Gans machen mich wankend über die Beſtimmtheit ſeines Entſchluſſes, ſo bald die Uniform zu wechſeln. Wiewohl er hierin nur einem mächtigen Zuge ſeines Geiſtes folgen würde, in welchem Nichts ſich natürlicher entwickeln konnte, als aus dem lebhafteſten Ergreifen der im Judenthume vorausgeſetzten Subſtanz ein gleich ſtarker Widerwille gegen dasſelbe, nachdem es ſich ihm als ein Schales, Ungeiſtiges erwieſen, ſo glaubte ich doch aus manchen perſönlichen Rückſichten die Sache noch etwas fern. So natürlich wie dieſer Uebergang (im Geiſte nämlich, die dazu gehörige Ceremonie iſt nur ein unweſentliches Accidens) ſich bei Gans gemacht hat, ebenſo natürlich finde ich die Exklamationen der Hamburger dagegen. Das Miſsverſtändnis über die beiderſeitigen Richtungen war ſchon urſprünglich vorhanden, als ſie noch zuſammen zu laufen ſchienen, und iſt nur jetzt erſt zur Offenbarung gekommen, ſowie auch im Verfolg der Zeit die Natur der Sache, welche an ſich nur Eine iſt, ihre verborgene Macht darin kundgeben wird, daſs ſie beide Richtungen dereinſt wieder auf einen ganz identiſchen Punkt hinführt." Es darf ferner wohl daran erinnert werden, wie in dem traurigen Jahrzehnt, welches der Julirevolution voranging, das öffentliche Leben in Deutſchland ſo ſiech und elend war, daſs eine charakterfeſte Geſinnung zu den ſeltenſten Ausnahmen gehörte. Und wenn Eduard Gans von dem Vorwurfe nicht frei zu ſprechen iſt, daſs er ſeit ſeinem Religionswechſel, der ihm eine Profeſſur an der Berliner Univerſität eintrug, wenig Intereſſe mehr für

die Sache seiner früheren Glaubens- und Leidensgenossen bewies, so blieb er doch ein rüstiger Vorkämpfer der freien Wissenschaft und der politischen Freiheit in einer Zeit, die solchen Kampf wahrlich nicht leicht machte, sondern jedem Fortschrittsbestreben mit blinder Restaurationswuth und gehässiger Verfolgungssucht entgegentrat. Die Verdienste, welche sich Gans nach dieser Richtung erwarb, hat auch Heine in nachstehenden Worten (Bd. XIV., S. 191) aufs freudigste anerkannt: „Gans war einer der rührigsten Apostel der Hegel'schen Philosophie, und in der Rechtsgelahrtheit kämpfte er zermalmend gegen jene Lakaien des altrömischen Rechts, welche, ohne Ahnung von dem Geiste, der in der alten Gesetzgebung einst lebte, nur damit beschäftigt sind, die hinterlassene Garderobe derselben auszustäuben, von Motten zu säubern, oder gar zu modernem Gebrauche zurecht zu flicken. Gans fuchtelte solchen Servilismus selbst in seiner elegantesten Livree. Wie wimmert unter seinen Fußtritten die arme Seele des Herrn von Savigny! Mehr noch durch Wort als durch Schrift förderte Gans die Entwicklung des deutschen Freiheitssinnes, er entfesselte die gebundensten Gedanken und riss der Lüge die Larve ab. Er war ein beweglicher Feuergeist, dessen Witzfunken vortrefflich zündeten, oder wenigstens herrlich leuchteten."

Die interessanteste Gestalt in diesem Kreise strebender Jünglinge, dessen Geschichte wir hier zu skizzieren versuchten, war Moses Moser. Ein Bild seiner Erscheinung giebt uns Maximilian Heine: „Kleiner Statur, gebückter Haltung, kränklichen Aussehens, mit schwärmerisch klugen Augen, die durch vieles Nachtarbeiten geröthet waren, exakter Redeweise, gewann er gleich bei der ersten Unterhaltung das Vertrauen des von ihm freundlich empfangenen Fremden, und Dieser sagte sich bald, daß er es hier mit einem ungewöhnlichen Menschen zu thun habe, mit einem Verstande, dem die größte Bescheidenheit zur Seite stand, mit einem Herzen, das in voller Aufopferungsfähigkeit für die höchsten Güter der Menschheit schlug, mit einer Seele, welcher Freundschaft und Menschenliebe noch echte, wahre Begriffe waren." Von seinem äußeren Leben ist Wenig zu berichten. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts zu Lippehne, einem Städtchen der Neumark, geboren, kam er früh nach Berlin, wo er in dem Bankier-

Geschäfte des Herrn M. Friedländer eine dauernde, gut salarierte Anstellung fand. Im August 1838 starb er in seiner Geburtsstadt, wohin er zum Besuch seines alten Vaters gereist war, an einer ziemlich seltenen Hautkrankheit, dem Pemphigus. Trotz der Hindernisse, welche die zeitraubende, Tag für Tag sich gleich bleibende Komptoirarbeit einem ernsten wissenschaftlichen Studium entgegensetzte, hatte sich Moser durch unermüdlichen Fleiß eine wahrhaft universelle Bildung anzueignen gewusst. Wir erfuhren bereits von seinen philosophischen und geschichtlichen Studien, die er nicht etwa mit oberflächlicher Genäschigkeit, bald hie, bald da umhertastend, sondern möglichst planmäßig und methodisch betrieb. Ein vorzüglicher Mathematiker und Astronom, und eben so bewandert in den modernen wie in den altklassischen Literaturen — er las den Shakspeare, Cervantes und Dante so gut wie den Platon, Homer und Tacitus in der Ursprache, — besuchte er mit gleichem Interesse die Kollegia Hegel's über Logik und Philosophie der Geschichte, wie Friedrich August Wolf's Homer-Vorlesungen oder Franz Bopp's Erklärungen der indischen Sprache und Poesie. Das Studium des Sanskrit war mehrere Jahre hindurch seine Lieblingsbeschäftigung, und die Vorträge, welche er im Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden hielt, lieferten den Beweis, dass er auch der politischen und Kultur-Geschichte seiner Glaubensgenossen eine specielle Aufmerksamkeit zugewandt und sich eine fast künstlerische Form des Ausdrucks zu eigen gemacht. Fragen wir nun, warum ein so vielseitig gebildeter, von echt wissenschaftlichem Geiste beseelter Mann, der zudem einen ungestümen Drang des Wirkens und Schaffens empfand, niemals zur Ausarbeitung eines größeren Werkes gelangte und kaum hie und da zur Abfassung eines kleinen Zeitungsartikels oder einer kurzen Buchrecension zu bewegen war, so finden wir in der That keine andere Antwort, als dass die „atomistische Zersplitterung" seines Daseins, welche durch das Komptoirleben verursacht ward, und über welche er in seinen Briefen beständig klagt, ihm wirklich nicht die Ruhe und Stimmung zu einer kunstvollen Gestaltung seiner Ideen vergönnte. „Ich kann nicht dazu kommen," schreibt er einmal, „etwas Tüchtiges in mir auszubilden, und aus den chaotisch unter einander gemischten Elementen meines Geistes nur

eine einzige erfreuliche Geſtalt hervorzubringen. Es ſind nicht einmal anſtrengende praktiſche Arbeiten, in denen meine Zeit aufgeht, die doch wenigſtens den Genuſs geiſtiger Erholung übrig ließen, ſondern ein Ineinanderfließen nichtiger, mit der Schlaffheit des Müßiggangs behafteter Beſchäftigungen, bei denen der Geiſt einem unruhigen Umherſchweifen überlaſſen bleibt, das ihn in ſich ſelbſt entzweit. . . Im Gefühle dieſes Zuſtandes rette ich mich in irgend eine Schublade des wiſſenſchaftlichen Fachwerks hinein, und gucke nur je bisweilen heraus. Dann kommt aber leicht wieder die alte Luſt, im Chaos zu wirthſchaften, und ich ſpringe dann wie toll herum. Es iſt ein furchtbarer Kampf des Univerſellen und Individuellen in mir, der mich ganz und gar aufreiben würde, wenn ich nicht bis 9 Uhr des Morgens ſchliefe und Abends Beſuche machte." — „Ich habe noch immer große Ideen von wiſſenſchaftlichen Arbeiten," heißt es in einem ſpäteren Briefe, „obſchon ich meiner Augen wegen des Abends nicht arbeite, und am Tage zu Nichts kommen kann. Bei der großen Beſchränktheit meiner äußern Verhältniſſe erhält mich, wenn auch nicht mein Geiſt, denn der will angemeſſene Wirklichkeit, doch meine Phantaſie in der Sphäre der unendlichen Freiheit ſchwebend; und die ungeſtillte Sehnſucht, ſtatt mein Gemüth zu trüben und niederzubeugen, erhält es vielmehr immer friſch und regſam, und ich habe ein Bewuſſtſein, das nimmer altert, aus dem ſich in jedem Augenblick ein neues Leben erſchaffen läſſt. — „Ich möchte reiſen," ſchreibt er ein anderes Mal, „bin aber an eine eiſerne Kette gebannt. Es iſt übrigens eine Zeit, wo auch das Reiſen nicht ſo recht erfriſchen kann. Ueberall Apathie und Troſtloſigkeit. Könnte man im Monde ſpazieren gehn, wo die Erde nur das weiße Sonnenlicht reflektiert und Nichts von dem Staube ſichtbar iſt, der um uns herum wirbelt! Das iſt der geſcheiteſte Gedanke, der mir in der Börſenſtunde einfällt und ſich mit den Fonds- und Wechſelkourſen in meinem Kopfe vereinigt." Wie aber Moſer ſich ſtets in geſunder Reſignation mit den Anforderungen einer oft unerſprießlichen Gegenwart zu vertragen verſtand, ſo iſt auch dieſer Wunſch Nichts als die Aeußerung des vorübergehenden Unmuths einer edlen Seele, und es bleibt ihm wohlbewuſſt, daſs ſich's heut zu Tage an jedem nicht ganz unbedeutenden Orte

leben und wirken läſſt: „Ueberall ſuchen ſich die Menſchen ein Daſein auszubilden, das ihnen zuſagt, und der Ort bedingt keine bedeutende Verſchiedenheit der Naturen, beſonders in unſern Zeiten, wo die individuellen Formationen des geiſtigen Weſens ſich alle mit einander verſöhnen und der Erdboden ſich zu einer allumfaſſenden Heimat für jeden Einzelnen allmählich ausgleicht.“ Dieſer kräftige Sinn, welcher den Zufälligkeiten des äußeren Lebens nicht den Sieg läſſt, weil er ſich auf die Höhe der allein weſenhaften Idee ſtellt, findet einen herrlichen Ausdruck in nachfolgenden Worten, mit denen Moſer einem hypochondriſchen Freunde den Text lieſt: „Ich lebe auch eben nicht in der vollen Verwirklichung meiner Wiegenlieder und Jugendträume, aber das Aechzen und Krächzen habe ich immer von mir fern gehalten. Was ein Stein, der vom Dache fällt, während ich vorübergehe, ändern und beſtimmen kann, iſt meine Sorge nicht. Die Wirklichkeiten, die nicht aus mir ſelbſt geboren ſind, verachte ich. Ich mag Nichts von der Knechtſchaft der Glückſeligkeits-Philoſophie wiſſen. Das paſſive Princip erhält nur vom aktiven Leben und Wärme — und ſo könnte ich dir eine Menge ſolcher Theſes aufſtellen, die du alle eben ſo gut weißt, aber nicht als die That und die Wirklichkeit deines Lebens beſitzeſt. So arbeite denn, wenn du Nichts zu genießen findeſt. Mit dem erſten Gedanken einer wahrhaft wiſſenſchaftlichen Abhandlung biſt du über alle ſolche Beſchränktheiten und Einzelheiten, als dich etwa drücken mögen, hinaus.“ — Solchen Ermahnungen entſprechend, vertiefte denn auch Moſer ſelbſt ſich in trüben, einförmig dahin ſchleichenden Zeiten immer aufs Neue in anregende wiſſenſchaftliche Studien. „Mein einziger Troſt,“ ſagt er in einem ſpäteren Briefe, „iſt die Wiſſenſchaft, nicht jene verkümmerte, verwachſene, welche Gelehrſamkeit heißt, ſondern die freie, hohe, die das Haupt emporhält, die Himmel und Erde in Einem ſchauen läſſt, und die ganze Perſönlichkeit mit dem Bewuſſtſein der Welt durchdringt. Mein gegenwärtiger Aufenthalt iſt am Ganges; ich höre einen uralten Geiſt, der dort heimiſch war, in ſeinen eigenen Tönen ſprechen, und die großartig myſtiſch phantaſtiſchen Geſtalten, die eine frühe Welt gleich jenen untergegangenen Thierorganiſationen gebar, ſteigen aus tiefem Schachte vor mir herauf. Zu dieſer

geiſtigen Bergwerksarbeit hat mich der Widerwille gegen die einſtweilige Wendung der politiſchen Dinge getrieben." — „Iſt es nicht ein Unglück," fragt er ein anderes Mal, „daſs unſer Geiſt ſo univerſell geworden iſt, und wir doch in den engſten Verhältniſſen uns abtreiben müſſen? ſo als gemeine Statiſten im Hintergrunde der Bühne ſtehen, während elende Schauſpieler ſich vorne ſpreizen und dem lieben Gott ſeine Welttragödie verhunzen? Könnte man allenfalls, um ſich thätiger zu erweiſen, das Lampenputzeramt übernehmen, ſo dient es nur dazu, damit ihr ſchlechtes Spiel beſſer geſehen werde — auch iſt der Docht mächtiger als die Scheere, und du haſt kaum geputzt, ſo iſt gleich wieder eine neue Schnuppe da . . . Eben höre ich Muſik in der Ferne — es iſt Alles dummes Zeug, was ich geſchrieben habe, das Leben iſt doch ſchön, wenn wir es uns nur gehörig bereiten."

Es kann nicht befremden, daſs ein Mann, der ſo freien, vorurtheilsloſen Blickes in die Geſchichte der Zeiten und Völker ſah, und ſeine Begeiſterung für die Erhebung des Judenthums auf den Standpunkt der modernen Kultur und Wiſſenſchaft aus dem humaniſtiſchen Gedanken des Jahrhunderts ſchöpfte, mit derſelben Bitterkeit wie Gans und Zunz erfüllt wurde, als die hochfliegenden Beſtrebungen des Vereins an der Lauheit und Flauheit der eigenen Glaubensgenoſſen ſcheiterten. War doch die angeſtrebte Kultusverbeſſerung in der Synagoge neben der Schulfrage das Einzige, wofür in Berlin und Hamburg unter dem Gros der gebildeten Iſraeliten einige Theilnahme ſich kundgab, und ſelbſt für erſtere war in Berlin das Intereſſe ſo gering, daſs ſich nach Schließung des Tempels die widerwärtigſten Streitigkeiten unter der jüdiſchen Gemeinde erhoben, zu deren Schlichtung man zuletzt gar die Staatsbehörde anrief, — freilich nur um vom Miniſter Schuckmann die kauſtiſche Antwort zu erhalten: da die jüdiſche Gemeinde nur eine tolerierte ſei, habe ſie nicht das Recht zu fordern, daſs der Staat ſich um ihre Angelegenheiten bekümmere! — „Es giebt für mich nichts Läſtigeres, als von Judenſachen zu reden," ſchrieb Moſer einige Wochen, nachdem Gans ſeinen geharniſchten Bericht über die Hinderniſſe eines durchgreifenden Erfolgs der Vereinsthätigkeit erſtattet hatte. „Iſt Weißbier das Bild des berliniſchen Weſens, ſo ſind die Juden

darin das Schalgewordene. Wer mag den abgeschmackten Trank nur ansehen! Wir Andern müssen es zu Essig werden lassen, Das ist die einzige Weise seiner Genießbarkeit! Der Verein ist auf Gedanke und Wort beschränkt, von allen andern Bestrebungen muss er sich zurückziehen, in diese aber alle Kraft und Fülle hineinlegen. Der zweite Band der Zeitschrift wird einen andern Ton anstimmen, als der erste. Wir gelangen in uns selbst immer mehr zur Entscheidung Dessen, was wir wollen, und Das ist: sprechen, wie es uns ums Herz ist, und Nichts weiter. Es giebt keine andere Klippe mehr in dieser Hinsicht, als etwa die Censur." — „Die Juden! die Juden!" klagt er ein Paar Monate später; „es macht mich traurig, an sie zu denken Es giebt keinen bittreren Kampf der Liebe und des Hasses in einer und derselben Sache, als diesen. Ich sehe aber die nahende Nothwendigkeit, dass ihre Besseren als erklärte Apostel des Christenthums das Werk werden vollbringen müssen. An sich war es schon der Erste, der auf das lateinische Alphabet am Rande der Talmudfolien aufmerksam wurde." Und bei der Auflösung des Vereins schrieb er im Mai 1824: „Es ist vom Judenthum Nichts weiter übrig, als der Schmerz in einigen Gemüthern. Die Mumie zerfällt in Staub bei der Berührung mit der freien Atmosphäre, und der bedeutende Sinn der Hieroglyphe, die sie an sich trägt, wird noch dazu zur neuesten Stammbuch-Sentenz verkehrt, gerade als wenn Moses auf dem Burstah[92]) geboren und erzogen wäre, und es im Stil so weit gebracht hätte, dass er an der Leipziger Literaturzeitung mitarbeiten könnte. Es ist kein Eifer für das Judenthum, was sich von dieser Seite so nennt — an einem ausgestopften Rabbi im zoologischen Museum wäre noch mehr Judenthum zu studieren, als an den lebenden Tempelpredigern. Das Judenthum hört nothwendig da auf, wo das Volk anfängt, sein Bewusstsein von sich als Gottes Volk zu verlieren und zu vergessen. Von da an giebt es keine andere Religion, als die Weltreligion, wie Christus und Muhamed zeugen. Der Verein hat es versucht, den harten Uebergang in die Sphäre des freien Bewusstseins zu ziehen, aber er wurde nicht verstanden, noch viel weniger unterstützt. Es wird indessen, was insbesondere nothwendig ist, auch durch das Organ der Einzelnen ausgesprochen

werden. Man mag es nicht als eine Inkonsequenz betrachten, daſs der Verein sich auflöst. Was wir in Wahrheit gewollt haben, wollen wir auch noch jetzt, und könnten wir wollen, wenn wir Alle getauft wären. Den Inhalt der Weltreligion aus uns oder dem Geiste der Juden (wenn ein solcher über Sprache und Sitte auch hinausginge) zu bestimmen — eine solche Chimäre lag wohl nie in unserm Sinn. Die jüdische Reflexion der Gegenwart tritt aus ihrer Wahrheit heraus, und wird Sektengeist, ästhetischer Kram u. s. w., wenn sie sich selbst als ein allgemeines, objektives Princip gebärdet, da sie doch ein rein subjektives ist, das sich bloß aus dem Boden der Volksreligion auf den der Weltreligion zu versetzen hat. Das In-der-Mitte-schweben ist die nothwendige Erscheinung einer gewissen Weise dieser Bewegung, nur darf es nicht für Etwas gelten, wenn sich dieses für das Letzte und Höchste ausgeben will." Trotz dieser klaren Erkenntnis des untergeordneten Werthes aller specifisch-jüdischen Bestrebungen wechselte Moser nicht, wie Gans, die Glaubensuniform, sondern harrte in stolzer Treue bei seinen Leidensgenossen aus, und betheiligte sich nach wie vor eifrig an allen Versuchen, die Erziehung sowie die bürgerliche und politische Lage Derselben zu verbessern. In wie hoher Achtung er bei ihnen stand, beweist u. A. seine später erfolgte Wahl zum Präsidenten der „Gesellschaft der Freunde", — ein Ehrenamt, das er bis an seinen Tod bekleidete. Seine Gefälligkeit und Aufopferung für Andere war fast ohne Gleichen; der „Marquis Posa seiner Freunde", wie die Doktorin Zunz ihn nannte, öffnete er ihnen allzeit bereitwillig sein Herz wie seine Börse, und trug ihre Schwächen mit so freundlicher Nachsicht, daſs Heine einmal (Bd. XIX, S. 241) scherzt: „Wohlwill hat kürzlich geäußert, daſs du, wenn dich ein Freund bestiehlt, ihm doch deine Freundschaft bewahren und bloß sagen würdest: ‚Er hat nun mal diesen Fehler, und man muſs Das wegen seiner bessern Eigenschaften übersehen.' Der dicke Monasverehrer [93]) weiß selbst nicht, wie treffend er dich bezeichnet hat, dich und jene Geisteshöhe, zu der man sich mit Kopf und Herz hinaufgeschwungen haben muſs, um jener Toleranz fähig zu sein. Ich hab' es wohl zu einer ähnlichen Toleranz gebracht, nicht weil ich von oben herab, sondern

von unten hinauf sehe." — Von allen Freunden, die Heine besessen, hat Keiner lange Jahre hindurch einen so mächtigen und wohlthätigen Einfluss auf ihn geübt, wie dieser edle Mann, dem er mit rückhaltlosem Vertrauen seine ganze Seele erschloss, den er in seine ernsthaftesten literarischen Pläne wie in seine thörichtsten Herzensgeheimnisse einweihte, und vor dessen Güte und Tugend er so oftmals in bescheidener Demuth die Stirn senkte. „Wahrhaftig, du bist der Mann in Israel, der am schönsten fühlt!" ruft er (Bd. XIX, S. 71) bewundernd aus. „Ich kann nur das Schöngefühlte anderer Menschen leidlich ausdrücken. Deine Gefühle sind schwere Goldbarren, die meinigen sind leichtes Papiergeld. Letzteres empfängt bloß seinen Werth vom Zutrauen der Menschen; doch Papier bleibt Papier, wenn auch der Bankier Agio dafür giebt, und Gold bleibt Gold, wenn es auch als scheinloser Klumpen in der Ecke liegt." Ein anderes Mal, als Moser eine Bemerkung Heine's falsch ausgelegt, schrieb ihm Dieser (Ebd., S. 140, 141 u. 230): „Um des lieben Himmels willen, ein Mensch, der den Hegel und den Valmiki im Original liest und versteht, der Sonntags früh den Homer vor sich hinbrümmelt, wie unsere Vorfahren den Tausves Jontof, kann eine meiner gewöhnlichsten Geistesabbreviaturen nicht verstehen! Um Gotteswillen, wie müssen mich erst die übrigen Menschen missverstehen, wenn Moser, ein Schüler Friedländer's und Zeitgenosse von Gans, Moser, Moses Moser, mein Erzfreund, der philosophische Theil meiner selbst, die korrekte Prachtausgabe eines wirklichen Menschen, l'homme de la liberté et de la vertu, der sécretaire perpétuel des Vereins, der Epilog von Nathan dem Weisen, der Normalhumanist — wo halte ich? — ich will nur sagen, wie schlimm es für mich aussieht, wenn auch Moser mich missversteht." Das schönste Denkmal aber setzt Heine seinem Freunde in den Worten, mit denen er seiner bei Schilderung der Vereinsbestrebungen im Nekrolog des am 15. Juli 1843 zu Paris verstorbenen Ludwig Markus (Bd. XIV, S. 190) erwähnt: „Das thätigste Mitglied des Vereins, die eigentliche Seele desselben, war M. Moser, der schon im jugendlichen Alter nicht bloß die gründlichsten Kenntnisse besaß, sondern auch durchglüht war von dem großen Mitleid für die Menschheit, von der Sehn-

ſucht, das Wiſſen zu verwirklichen in heilſamer That. Er war unermüdlich in philantropiſchen Beſtrebungen, er war ſehr praktiſch, und hat in ſcheinloſer Stille an allen Liebeswerken gearbeitet. Das große Publikum hat von ſeinem Thun und Schaffen Nichts erfahren, er focht und blutete inkognito, ſein Name iſt ganz unbekannt geblieben, und ſteht nicht eingezeichnet in dem Adreſskalender der Selbſtaufopferung. Unſere Zeit iſt nicht ſo ärmlich, wie man glaubt; ſie hat erſtaunlich viele ſolcher Märtyrer hervorgebracht."

Eben ſo treulich, wie Zunz und Moſer, bewahrte Immanuel Wolf der Sache des Judenthums ſeine Anhänglichkeit, obſchon er, ganz wie Jene, die Unzulänglichkeit und Schalheit aller Bemühungen empfand, ein jahrtauſendjähriges Siechthum mit kleinen Hausmitteln kurieren zu wollen. „Das iſt das Unglückſeligſte," ruft er in einem ſeiner Briefe aus, „daſs die empfindſamen Nerven in dem längſt amputierten, aber dennoch in einem chroniſch-krankhaften Partialleben polypenartig fortlebenden Gliede — Judenthum genannt — die Leiden des ganzen Organismus in einer Art von Wiederſchmerz doppelt empfinden." — Den 28. Auguſt 1799 im bernburgiſchen Städtchen Harzgerode von mittelloſen Eltern geboren, die er Beide ſchon im achten Lebensjahre verlor, hatte er den erſten Unterricht in der Seeſener Erziehungsanſtalt des Präſidenten Jacobſon genoſſen, der ihm auch ſpäter zum Theil die Mittel gab, in Berlin die Kloſterſchule zu beſuchen und auf der dortigen Univerſität Philologie und Philoſophie zu ſtudieren. Seit dem Juni 1820 gehörte er dem „Verein für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden" an, für den er ſich aufs lebhafteſte intereſſierte. Nachdem er in Folge einer Kabinettsordre, die den Juden befahl, ſich feſte Familiennamen zu wählen, 1822 den Namen Wohlwill angenommen hatte, ward er im Frühjahr 1823 als Tempelprediger-Adjunkt und Lehrer an der iſraelitiſchen Freiſchule nach Hamburg berufen, wo er aufs ſegensreichſte für die Verbeſſerung des jüdiſchen Erziehungsweſens wirkte. Wie ſehr er von dem aufopferungsvollen Ernſte ſeines Berufes erfüllt war, ſehen wir u. A. aus den Worten, mit denen er eine Anfrage Moſer's, ob er eventuell die Direktion der in Berlin zu gründenden Gemeindeſchule über-

nehmen wolle, beantwortete: „Daſs es gerade kein Glück iſt, in Dienſten einer jüdiſchen Gemeinde zu ſtehen, geb' ich gerne zu; ich kenne ihre Kleingeiſterei, Engherzigkeit und Gehaltloſigkeit hinlänglich. Aber was kümmert Das Denjenigen, der ein Inſtitut leitet, das den Geiſt und das Leben vieler Menſchen beſtimmt, und in ſich ſelber die Mittel hat, ſich eine achtungswerthe Stellung zu erzwingen? Am Ende iſt es doch lohnender, ein ſolches Seelen-Rettungs-Inſtitut unter verwahrloſten, verkrüppelten Menſchen zu dirigieren, als unter Solchen, die ſchon längſt im abgeſchliffenen Gleiſe der Kultur rollen." Das Studium der Hegel'ſchen und der altgriechiſchen Philoſophie ſetzte er auch in Hamburg mit Eifer fort, und Moſer konnte ihm zu ſeiner Hochzeit in der That kein ſinnigeres Geſchenk machen, als ein Exemplar der Bipontiner Ausgabe von Platon's Werken, das einſt der Vater Theodor Körner's und Freund Schiller's beſeſſen. Mit der höchſten Begeiſterung aber erfüllten ihn die Freiheitsbeſtrebungen der Völker, der Unabhängigkeitskampf der Griechen und vor Allem die großen Ereigniſſe in Südamerika um die Mitte der zwanziger Jahre. „Ich wollte, ich hätte Bolivar's Bewuſſtſein, — oder wäre wenigſtens ſein Sohn!" lautet ſein Wunſch bei dem langſamen Fortſchritt Europas in dieſer traurigen Zeit. Die Julirevolution begrüßte er mit ſtürmiſchem Jubel. Schien es doch für einen Augenblick, als ob nun endlich ſeine Jugendträume zur Wahrheit werden, als ob auch die Juden als gleichberechtigte Mitbürger ins Staatsleben eintreten, und mit den politiſchen Schranken auch die hemmenden Feſſeln eines freien Aufſchwungs des geiſtigen Lebens fallen ſollten! Um dieſe Zeit ließ Wohlwill in der Univerſitäts-Buchhandlung zu Kiel eine merkwürdige Broſchüre erſcheinen, welche unter dem Titel: „Grundſätze der religiöſen Wahrheitsfreunde oder Philalethen", nach Art der ſpäteren freien Gemeinden, ein allgemeines Glaubensbekenntnis Solcher zu formulieren ſucht, die ſich durch ein aufrichtiges Wahrheitsſtreben zum Ausſcheiden aus den bisherigen Kirchen bewogen fühlen. Es wird in dieſer deiſtiſchen Schrift, welche vollſte Gewiſſensfreiheit für alle Staatsbürger, Selbſtverwaltung der Gemeinden in religiöſen Dingen und möglichſte Vereinfachung des Gottesdienſtes verlangt, die Wahrheit als

das höchſte Gut proklamiert, dem nachzuſtreben die Aufgabe aller Menſchen ſei. Durch die raſch erfolgenden Rückſchläge der Reaktion abermals in der Erfüllung ſeiner Hoffnungen auf den Anbruch eines ſchöneren Menſchheitsmorgens getäuſcht, faſſte Wohlwill mit mehreren ſeiner Hamburger Freunde im Jahre 1831 den Entſchluſs, einen Welttheil zu verlaſſen, deſſen ſtaatliche Inſtitutionen ſo wenig den Grundſätzen politiſcher und religiöſer Freiheit entſprachen. Als Pionier dieſer europamüden Genoſſen reiſte ein Vorſtandsmitglied des Hamburger Tempels und früheres Mitglied des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, Dr. Leo Wolf, nach Amerika, aber ſeine Erfahrungen fielen ſo wenig ermuthigend aus, daſs er ſelber zuletzt gebrochen und verzweifelnd zurückkam und auch Wohlwill ſeinen Auswanderungsplan aufgab. Wie Letzterer über die Weltlage dachte, als Polen nach heldenmüthigem Kampfe blutend in den Staub geſunken war, und auch in Deutſchland wieder das alte Ränkeſpiel der Kabinette gegen jede freiere Regung begann, zeigt uns die Frage, die er ſeinem Freunde Moſer ſtellt: „Wie berühren dich die politiſchen Umtriebe der Fürſten gegen die Völker? Denn fürſtliche Umtriebe gegen die Bürger möchte ich die Bundestagsbeſchlüſſe nennen. Der Gegenſatz zwiſchen Fürſt und Volk iſt nun entſchiedener als je ausgeſprochen. Indeſs, was ſich entſchieden ausſpricht, iſt immer förderſam — auch für das Widerſpiel. Nur das Miſsverſtändnis kränkt und tödtet; nur die Halbheit unterdrückt die Geſammtentwickelung. Was die ſo ſehr vergrößerte Kluft ausfüllen wird, ob Liebe und Verſöhnung, ob Schwert und Verheerung, wer mag es vorherſehen? Sollten wir die Kriſis erleben? Wir Uebergangs-Geſchöpfe zwiſchen Thierheit und Geiſtigkeit verbringen unſer ſchwankendes Daſein nun vollends in einer Uebergangs-Epoche. Eigentlich iſt wohl jede Zeit eine ſolche, aber nicht ſo markiert. Es wäre vielleicht der Mühe werth, die hauptſächlichſten Erſcheinungen der Gegenwart herzuleiten aus dem eigenthümlichen Charakter einer ſolchen Gährungsſtufe und durch Vergleichung ähnlicher Zeitpunkte in der Geſchichte die Geſetze der Entwickelung zu begreifen.“ Daſs Wohlwill es aber in ſeiner ſteten Beſchäftigung mit den hohen und ernſten Fragen der Menſchheit nicht bei bloßen theoretiſchen

Spekulationen bewenden ließ, ſondern ſich zugleich aufs eingehendſte mit den praktiſchen Anforderungen des unmittelbaren Bedürfniſſes befaſſte, Das beweiſen nicht allein ſeine pädagogiſchen Abhandlungen in den Programmen der iſraelitiſchen Freiſchule, ſondern auch ſeine preisgekrönten Schriften über das Armen- und Geſindeweſen, für welche er von der Hamburger „Patriotiſchen Geſellſchaft“ im Jahre 1834 zu ihrem Ehrenmitgliede ernannt wurde, — der erſte Jude, dem dieſe Auszeichnung widerfuhr. Im Juli 1838 übernahm Wohlwill als Direktor die Leitung derſelben Erziehungsanſtalt in Seeſen, der er die Anfänge ſeiner Bildung verdankte, und die der ausgezeichnete Schulmann binnen weniger Jahre zum Range eines der erſten Bildungsinſtitute erhob. Er ſtarb dort am 2. März 1847, nachdem er in ſeinen letzten Lebensjahren noch den Beginn der freireligiöſen Bewegung in Deutſchland mit hoffnungsfreudiger Theilnahme begrüßt hatte.

Wir würden ungerecht handeln, wenn wir bei dieſem Rückblick auf die ehrenhaften und hochherzigen Männer, welche die Kraft ihrer Jugend an die Verwirklichung einer großen Idee ſetzten, der ſie mit wenigen Ausnahmen bis an ihr Lebensende treu blieben, nicht auch des wackern Ludwig Markus gedächten, dem Heine einen ſo rührenden Nachruf gewidmet hat. Zu Deſſau geboren, kam er, wie Letzterer (Bd. XIV, S. 183 ff.) erzählt, Anno 1820 nach Berlin, um Medicin zu ſtudieren, verließ aber bald dieſe Wiſſenſchaft. „Er war damals zweiundzwanzig Jahre alt, doch ſeine äußere Erſcheinung war Nichts weniger, als jugendlich. Ein kleiner ſchmächtiger Leib, wie der eines Jungen von acht Jahren, und im Antlitz eine Greiſenhaftigkeit, die wir gewöhnlich mit einem verbogenen Rückgrat gepaart finden. Eine ſolche Mißförmlichkeit war aber nicht an ihm zu bemerken, und eben über dieſen Mangel wunderte man ſich. Während ſeine Geſichtszüge die auffallendſte Aehnlichkeit mit denen des verſtorbenen Moſes Mendelsſohn darboten, war Markus auch dem Geiſte nach ein naher Verwandter jenes großen Reformators der deutſchen Juden, und in ſeiner Seele wohnte ebenfalls die größte Uneigennützigkeit, der duldende Stillmuth, der beſcheidene Rechtſinn, lächelnde Verachtung des Schlechten, und eine unbeugſame, eiſerne Liebe für ſeine unterdrückten Glaubensgenoſſen. Das

Schickſal Derſelben war, wie bei jenem Moſes, auch bei Markus der ſchmerzlich glühende Mittelpunkt aller ſeiner Gedanken, das Herz ſeines Lebens. Schon damals in Berlin war Markus ein Polyhiſtor, er ſtöberte in allen Bereichen des Wiſſens, er verſchlang ganze Bibliotheken, er verwühlte ſich in allen Sprachſchätzen des Alterthums und der Neuzeit, und die Geographie, im generellſten wie im partikularſten Sinne, war am Ende ſein Lieblingsſtudium geworden; es gab auf dieſem Erdball kein Faktum, keine Ruine, kein Idiom, keine Narrheit, keine Blume, die er nicht kannte — aber von allen ſeinen Geiſtesexkurſionen kam er immer gleichſam nach Hauſe zurück zu der Leidensgeſchichte Iſrael's, zu der Schädelſtätte Jeruſalem's und zu dem kleinen Väterdialekt Paläſtinas, um deſſentwillen er vielleicht die ſemitiſchen Sprachen mit größerer Vorliebe als die andern betrieb. Aber Alles, was Markus wuſſte, wuſſte er nicht lebendig organiſch, ſondern als todte Geſchichtlichkeit, die ganze Natur verſteinerte ſich ihm, und er kannte im Grunde nur Foſſilien und Mumien. Dazu geſellte ſich eine Ohnmacht der künſtleriſchen Geſtaltung — ungenießbar, unverdaulich, abſtrus waren daher die Artikel und die Bücher, die er geſchrieben." Schon während ſeines damaligen Aufenthaltes in Berlin wurde Markus von einer Geiſteskrankheit befallen. Da ſich ihm als Juden weder in Preußen, noch in ſeinem engeren Vaterländchen eine Ausſicht auf Beförderung bot, überſiedelte er nach ſeiner Herſtellung im Jahre 1825 nach Paris, wo ihn der berühmte Aſtronom Laplace mit mathematiſchen Arbeiten beſchäftigte und ihm ſpäter eine Profeſſur in Dijon verſchaffte. Gegen Ende der dreißiger Jahre gab Markus dieſe Stelle wegen einer ihm angeblich widerfahrenen Unbill auf und kehrte nach Paris zurück, um die Hilfsquellen der Bibliothek für ein geographiſch-hiſtoriſches Werk über Abeſſinien, das er als ſeine Lebensaufgabe betrachtete, zu benutzen. Auf Verwendung Heine's ſetzte ihm die Baronin Rothſchild ein anſehnliches Jahrgeld aus. Im Sommer 1843 umnachtete plötzlich ein unheilbarer Wahnſinn ſein Hirn, und er ſtarb nach furchtbaren Leiden am 15. Juli in der Irrenanſtalt zu Chaillôt.

Mit all' dieſen begabten und begeiſterten Jünglingen pflog Heine zur Zeit ſeines Berliner Aufenthaltes, und zum Theil noch

in ſpäteren Jahren, den anregendſten Verkehr. Zu ſeinen intimeren Freunden gehörte auch das jüngſte Mitglied des genannten Vereins, Joſeph Lehmann (geb. 1801, geſt. zu Berlin den 19. Februar 1873), mit dem er zu Anfang des Jahres 1822 im Kollegium Hegel's über Aeſthetik bekannt wurde. Lehmann, welcher ſchon damals von jenem feinſinnigen Intereſſe für Kunſt und Literatur durchdrungen war, das er in vierzigjähriger Leitung des durch ihn begründeten „Magazins für die Literatur des Auslandes" mit ſo rüſtiger Kraft bethätigt hat, wuſſte ſich insbeſondere das literariſche Vertrauen Heine's zu erwerben. Dieſer pflegte ihm nicht allein häufig früh Morgens, noch im Bette liegend, ſeine neueſten, über Nacht entſtandenen Lieder in halb ſingender Deklamation vorzutragen und ihn um ſein kritiſches Urtheil darüber zu bitten, ſondern vertraute ihm auch die Korrektur ſeiner „Tragödien" an, und unterhielt nach ſeinem Fortgange von Berlin mit ihm eine lebhafte Korreſpondenz. „Sie ſind faſt der Erſte in Berlin geweſen," ſchrieb Heine am 26. Juni 1823 aus Lüneburg, „der ſich mir liebreich genaht, und bei meiner Unbeholfenheit in vielen Dingen ſich mir auf die uneigennützigſte Weiſe freundlich und dienſtfertig erwies. Es liegt in meinem Charakter, oder beſſer geſagt: in meiner Krankheit, daſs ich in Momenten des Miſsmuthes meine beſten Freunde nicht ſchone, und ſie ſogar auf ſie verletzende Weiſe perſiffliere und maltraitiere. Auch Sie werden bei mir dieſe liebenswürdige Seite kennen gelernt haben und hoffentlich in der Folge noch mehr kennen lernen. Doch müſſen Sie nicht vergeſſen, daſs Giftpflanzen meiſtens dort wachſen, wo ein üppiger Boden die freudigſte und kräftigſte Vegetation hervorbringt, und daſs dürre Haiden, die von ſolchen Giftpflanzen verſchont ſind — auch nur dürre Haiden ſind."

Wir werden im Verlaufe des nächſten Kapitels erfahren, wie fruchtbar und tief eingreifend die Anregungen dieſes jüdiſchen Kreiſes auf Heine's geiſtige und literariſche Entwicklung gewirkt haben, wie ſie ihn über Berlin hinaus nach Lüneburg und Göttingen begleiteten, ihn zu einem gründlichen Studium der iſraelitiſchen Geſchichte veranlaſſten, und ihm den leidenſchaftlichen Wunſch erweckten, in einer herzbewegenden Dichtung das jahrtauſendalte Weh des Judenthums auszuſprechen. Die Beziehungen

Heine's zu letzterem haben bis auf den heutigen Tag den Gegnern des Dichters meist nur als Folie zu unverständiger Schmähung seines schriftstellerischen Charakters gedient, während seine jüdischen Stammgenossen sich gewöhnt haben, ihn fast eher als einen Feind denn als einen Freund ihres Glaubens zu betrachten. Wir hoffen, daß unsere Darstellung dazu beitragen wird, das wirkliche Verhältnis Heine's zum Judenthum in ein klareres Licht zu setzen und die Nebel zu zerstreuen, welche bisher dies Verhältnis bis zur Unkenntlichkeit verschleierten und entstellten.

# Neuntes Kapitel.

## Abſchluſs der Univerſitätsjahre.

Als Harry Heine zuerſt die Univerſität bezog, um ſich dem Studium der Rechte zu widmen, konnte er ſich ſchwerlich verhehlt haben, daſs nur der Uebertritt zum Chriſtenthum ihm die Advokaten-Karrière oder die Ausſicht auf ein Staatsamt eröffne. Seine Abneigung gegen den Kaufmannsberuf, dem er durch das Ergreifen einer wiſſenſchaftlichen Laufbahn entronnen war, ließ ihm vielleicht Anfangs das Widerwärtige eines durch äußerliche Gründe aufgenöthigten Glaubenswechſels als ein geringeres Uebel erſcheinen — aber ſchon der „Almanſor“ verrieth, daſs Heine ſeitdem ernſtlich über Religionsfragen nachgedacht, und daſs ihn das Ergebnis ſeiner philoſophiſchen Betrachtungen keineswegs zu der Ueberzeugung von der inneren Wahrheit und Heilſamkeit der chriſtlichen Lehre hingeführt hatte. Seine rege Theilnahme an den Beſtrebungen des „Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden“ und der tägliche Umgang mit den charakterfeſten, der Verwirklichung einer großen Idee nachringenden Männern dieſes Kreiſes erfüllten auch ihn mit ſteigender Bitterkeit gegen einen Staat und eine Geſellſchaft, welche die Ausübung bürgerlicher und politiſcher Rechte an die Ablegung eines beſtimmt vorgeſchriebenen konfeſſionellen Bekenntniſſes knüpften. Wie Gans und Ludwig Markus, trug auch Heine ſich in Berlin eine Zeitlang mit dem Plane, wenn es ihm nicht gelingen ſollte, ſich etwa am Rhein zu fixieren, Deutſchland den Rücken zu kehren und nach Paris

zu wandern, wo ihm der „Jude“ nicht beſtändig zum Vorwurf und Hindernis gereichen würde. Er gedachte dort, wie aus ſeinen Briefen an Wohlwill, Immermann und Schottky hervorgeht[94]), noch eine Zeitlang zu ſtudieren, und ſich dann als franzöſiſcher Schriftſteller durch Aufſehen erregende politiſche Broſchüren einen Weg in die Diplomatie zu bahnen, zugleich aber für die Verbreitung und das Verſtändnis der deutſchen Literatur, die eben in Frankreich Wurzel zu ſchlagen begann, als internationaler Vermittler thätig zu ſein. Um die nöthigen Vorbereitungen zur Ausführung dieſes Projektes zu treffen, vor Allem jedoch um ſeine krankhaft überreizten Kopfnerven in der geräuſchloſen Stille und Zurückgezogenheit des Familienlebens zu ſtärken, reiſte er in den erſten Tagen des Mai 1823 nach Lüneburg. Dies freundliche Städtchen hatten ſeine Eltern ſeit reichlich einem Jahre zum Wohnſitz erwählt, nachdem der Vater durch zunehmende Kränklichkeit zur Liquidation ſeines Geſchäftes in Düſſeldorf veranlaſſt worden war. Aus dem Erlös der Maſſe und dem Verkauf des Hauſes erwuchs der Familie ein kleines Kapital, von deſſen Zinſen ſie bei beſcheidenen Anſprüchen nothdürftig leben konnte.

Harry's Eltern waren von Düſſeldorf zuerſt nach der Stadt Oldesloe im ſüdöſtlichen Holſtein übergeſiedelt, hatten dort aber nur kurze Zeit gewohnt. Manchen alten Leuten in Lüneburg iſt es noch erinnerlich, daſs Salomon Heine im Frühjahr 1822 zum Erſtaunen der Bewohner in einer mit vier Pferden beſpannten Kaleſche in die Hauptſtadt des alten Fürſtenthums einfuhr, um dort eine Wohnung für die Familie ſeines Bruders auszuſuchen. Er miethete für letztere den zweiten Stock eines alterthümlichen Hauſes am Marktplatz, welches damals dem Bankier Wolff Abraham Ahrons gehörte, zu Michaelis 1824 jedoch in den Beſitz des Buchhändlers Wahlſtab überging. In früheren Jahrhunderten bildete dasſelbe den Theil eines Komplexes von öffentlichen Gebäuden, in welchen auf Stadtkoſten die Bewirthung der Herzoge von Lüneburg beſchafft wurde, wenn dieſelben im anſtoßenden „Hertogenhuus“ Hoflager hielten. Auch ſoll in dieſem Hauſe der berühmte Schauſpieler Eckhof 1740 als Mitglied der Schönemann'ſchen Truppe zuerſt die Bühne betreten haben.

Da die Familie Heine erst vor einem Jahre nach Lüneburg gezogen war und in ziemlich beschränkten Verhältnissen lebte[95]), hatte sie bei der Ankunft Harry's nur wenige Bekanntschaften, und auch diese meist nur in jüdischen Kreisen, angeknüpft. Die Kinder waren mittlerweile alle herangewachsen. Der zweite Sohn, Gustav, erlernte seit mehreren Jahren praktisch die Landwirthschaft; die Schwester, Charlotte, welche mit dem Hamburger Kaufmanne Moritz Embden verlobt war, und der jüngste Bruder, Maximilian, der als Primaner das Lüneburger Gymnasium besuchte, verweilten noch im elterlichen Hause. Im Gegensatz zu dem geistig angeregten Leben der preußischen Hauptstadt mochte das Treiben in dem hannövrischen Provinzstädtchen dem jungen Dichter einförmig und todt genug vorkommen; er nennt das freundliche Lüneburg (Bd XIX, S. 111) apodiktisch „die Residenz der Langeweile", und klagt schon in einem seiner ersten Briefe an Moser (Ebd., S. 87 ff.): „Ich lebe hier ganz isoliert, mit keinem einzigen Menschen komme ich zusammen, weil meine Eltern sich von allem Umgang zurückgezogen. Juden sind hier, wie überall, unausstehliche Schacherer und Schmutzlappen, die christliche Mittelklasse unerquicklich, mit einem ungewöhnlichen Rischeſs [religiösen Vorurtheil], die höhere Klasse eben so im höheren Grade. Unser kleiner Hund wird auf der Straße von den andern Hunden auf eine eigene Weise berochen und maltraitiert, und die Christenhunde haben offenbar Rischeſs gegen den Judenhund. Ich habe also hier bloß mit den Bäumen Bekanntschaft gemacht, und diese zeigen sich jetzt wieder in dem alten grünen Schmuck, und mahnen mich an alte Tage, und rauschen mir alte vergessene Lieder ins Gedächtnis zurück, und stimmen mich zur Wehmuth. So vieles Schmerzliche taucht jetzt in mir auf und überwältigt mich, und Dies ist es vielleicht, was meine Kopfschmerzen vermehrt oder, besser gesagt, in die Länge zieht; denn sie sind nicht mehr so stark wie in Berlin, aber anhaltender. Studieren kann ich wenig, schreiben noch weniger." — Von Seiten seiner Familie durfte Harry freilich keine ermunternde Anregung zu poetischen Arbeiten erhoffen. Das unerwartete Erscheinen seiner „Gedichte" hatte im elterlichen Hause fast Bestürzung erregt, und erst die günstigen öffentlichen Recensionen

milderten allmählich den Eindruck des Schreckens über die Kühnheit, mit welcher der zweiundzwanzigjährige Jüngling sich unter voller Namensnennung in die schriftstellerische Laufbahn gewagt hatte. Zumal der Vater schüttelte besorglich den Kopf, und was Maximilian Heine von ihm erzählt, kennzeichnet in drolliger Art seine naive Auffassung literarischer Dinge. „Der Ruhm Goethe's," heißt es in Maximilian's anekdotischen Erinnerungen an seinen Bruder, „stand damals in höchster Blüthe, sein vergötterter Name schien Alles zu verschlingen, was nur in der deutschen Literatur auftauchen wollte. Die Literaturgeschichte weiß Viel von den sogenannten Goethekoraxen damaliger Zeit zu erzählen, die Alles verneinten, was nicht von dem hohen Meister herrührte. Man sprach und schrieb nur über Goethe, und die fast kindische Abgötterei mit seinem Namen, welcher Anfang und Ende aller Literaturblätter bildete, machte nach Ansicht unseres Vaters die Konkurrenz seines Sohnes mit dem großen Goethe doch bedenklich. — „Wie soll mein Junge aufkommen," fragte er oft, „wenn man immer nur von Goethe sprechen will?" Dieser Umstand erregte dem guten Vater die größte Pein; er hatte sich zuletzt, ohne es zu wissen, in einen wahren Hass gegen Goethe hinein gelebt. Nun wollte es noch der böse Zufall, dass unser ganzes Haus selbst für Goethe schwärmte, und allüberall ein Band von Goethe's Gedichten zu finden war. So oft der Vater unwillkürlich einen dieser Bände öffnete und ihm der verhasste Name ins Auge fiel, verfinsterte sich sein sonst so heiteres, freundliches Antlitz. Wir aber konnten nicht ohne Goethe sein. Die Mutter erfreute sich an den Elegien, Harry las immer wieder die kleinen reizenden Lieder, und ich lernte die „Braut von Korinth" und den „Gott und die Bajadere" auswendig. Da verfiel mein Bruder auf einen absonderlichen Gedanken, um dem Kummer des Vaters ein Ende zu machen. Plötzlich waren die elegant eingebundenen Werke Goethe's von ihren respektiven Plätzen verschwunden, und an ihrer Stelle lagen scheinlose Bücher, deren Titel lautete: „Gedichte von Schulze". Harry hatte die Bücher umbinden, den Namen Goethe's sanft auskratzen und die Lücke mit „Schulze" überkleben lassen. Als der Vater nun einen Band öffnete, und den Verfassernamen Schulze las, legte er vergnüglich das Buch

wieder hin, und dachte: „Weder dieſer Schulze, noch ein Müller oder Meier werden dem Aufkommen meines Sohnes hinderlich ſein.“ Die Mutter aber, die ſofort den ſchalkhaften Streich bemerkt hatte, ſchlug in Abweſenheit des Vaters das Titelblatt eines dieſer Bücher auf, und ſagte, indem ſie den Finger auf den hinein geſchnuggelten Namen legte: „Mein Sohn, möchteſt du einſt nur halb ſo berühmt werden wie Schulze, der Verfaſſer dieſer Gedichte!““ — Daſs auch die zweite Publikation H. Heine's den Zweifel der Familie an der erfolgreichen Kraft ſeines dichteriſchen Talentes keineswegs verſcheuchte, ſehen wir aus den Andeutungen ſeines erſten Briefes an Moſer (Bd. XIX, S. 70), nachdem er in Lüneburg eingetroffen war: „In Hinſicht der Aufnahme meiner Tragödien habe ich hier meine Furcht beſtätigt gefunden. Der Succeſs muſs den üblen Eindruck verwiſchen. Was die Aufnahme derſelben bei meiner Familie betrifft, ſo hat meine Mutter die Tragödien und Lieder zwar geleſen, aber nicht ſonderlich goutiert, meine Schweſter toleriert ſie bloß, meine Brüder verſtehen ſie nicht, und mein Vater hat ſie gar nicht geleſen.“

In liebevollſter Weiſe intereſſierte ſich übrigens Harry für die Ausbildung und das Lebensſchickſal ſeiner Geſchwiſter. Seiner Bemühungen, durch Moſer ſeinem Bruder Guſtav, dem überall der „Jude“ im Wege war, und der ſchließlich unter dem adlig klingenden Familiennamen der Mutter Kriegsdienſte in Oeſterreich nahm, eine Inſpektorsſtelle auf den Jacobſon'ſchen Gütern in Mecklenburg zu verſchaffen, haben wir ſchon beiläufig gedacht. Mit ſeiner Schweſter Charlotte unterhielt er, wie auf der Univerſität, ſo noch von Paris aus bis an ſein Lebensende die herzlichſte Korreſpondenz; auch ward ihr ſpäter der „Neue Frühling“ gewidmet. Seinem Bruder Max hatte er bereits vor einigen Jahren ein Exemplar des erſten Theiles von Goethe's „Fauſt“ geſchenkt, um durch edlere Lektüre ihm den Geſchmack an Kotzebue'ſchen Ritterſchauſpielen zu verleiden, und als der dreizehnjährige Knabe verſtändnislos die tiefſinnigen Worte des Prologs anzuſtarren begann, hatte ihm der junge Poet das Buch aus der Hand genommen, und die Widmung hinein geſchrieben:

Dies Buch sei dir empfohlen.
Lies nur, wenn du auch irrst:
Wenn du's verstehen wirst,
Wird dich der Teufel holen.

Harry freute sich aufrichtig, als er seinen Bruder jetzt mit Eifer das Studium der klassischen Autoren betreiben sah. Minder gefielen ihm Dessen Reimereien. „Schreibe Prosa, lieber Max," sagte er milde; „genug Unglück in einer Familie an einem Dichter!" Maximilian hatte durch vielfache prosodische Uebungen damals eine große Gewandtheit in der Anfertigung deutscher Distichen erlangt, während sein poetischer Bruder sich niemals in diesem Metrum versuchen mochte. „Ich gestehe," schrieb er kurz vor seiner Abreise von Berlin an Immermann (Bd. XIX, S. 60), der ihm einige Elegien gesandt hatte, „dass ich in meinem ganzen Leben nicht sechs Zeilen in dieser antiken Versart zu Stande bringen konnte, theils weil das Nachahmen des Antiken meinem inneren Wesen widerstrebt, theils weil ich zu strenge Forderungen an den deutschen Hexameter und Pentameter mache, und theils weil ich zur Verfertigung derselben zu unbeholfen bin." Die wiederholten Aufforderungen Maximilian's, doch einmal nach Goethe'scher Weise einen Gegenstand im elegischen Versmaße der Alten zu behandeln, veranlassten ihn endlich, einige Hexameter zu schreiben, die er mit freudiger Miene zu recitieren begann. Schon beim dritten Verse jedoch fiel ihm sein Bruder mit skandierender Schulweisheit in die Rede: „Um Gotteswillen, dieser Hexameter hat ja nur fünf Füße!" Mit den ärgerlichen Worten: „Schuster, bleib bei deinem Leisten!" zerriss Harry das Papier. Ein paar Tage nach dieser Begebenheit weckte er eines Morgens seinen Bruder mit den Worten aus dem Schlafe: „Ach, lieber Max, was für eine schauerliche Nacht hab' ich gehabt! Denke dir, gleich nach Mitternacht, als ich eben eingeschlafen war, drückte es mich wie ein Alp; der unglückliche Hexameter mit fünf Füßen kam an mein Bett gehinkt, und forderte von mir unter fürchterlichen Jammertönen und entsetzlichen Drohungen seinen sechsten Fuß. Ja, Shylock konnte nicht hartnäckiger auf sein Pfund Fleisch bestehen, als dieser impertinente Hexameter auf seinen

fehlenden Fuß. Er berief ſich auf ſein urklaſſiſches Recht und verließ mich mit ſchrecklichen Gebärden nur unter der Bedingung, daſs ich nie wieder im Leben mich an einem Hexameter vergreife." H. Heine hat Wort gehalten, denn kein einziges Mal hat er je wieder in antiken Versmaßen gedichtet.

Bei der völligen Abgeſchiedenheit von der literariſchen Welt, in welcher er ſich in Lüneburg verurtheilt ſah — von Zeitungen kam ihm nur der Hamburger „Unparteiiſche Korreſpondent" zu Geſichte — unterhielt Harry eine lebhafte Korreſpondenz mit ſeinen Berliner Freunden, mit Varnhagens und Roberts, mit Lehmann und Moſer. Namentlich die bekannte Gefälligkeit des Letzteren ſetzte er beſtändig in Kontribution, um ſich Berichte über die neueſten Erſcheinungen auf dem Felde der Kunſt, Literatur und Politik, oder die Bücher und Journale zu verſchaffen, deren er zu ſeinen Studien bedurfte. Wiederholentlich (Bd. XIX, S. 105, 137 u. 202) ſcherzt er darüber, daſs man Moſer nur immer Kommiſſionen geben müſſe, um ihn zum prompteſten Brief-Beantworter zu machen. Das eine Mal ſagt er humoriſtiſch: „Ich würde dir heute nicht ſchreiben, wäre es nicht aus eigennütziger Abſicht; ewige Freundſchaftsdienſte, ewige Plackereien, Unruh', Beſchwerde — ich rathe dir, gieb die Freundſchaft mit mir auf." Das andere Mal ſchreibt er: „Behalte mich, denn du findeſt wirklich keinen Freund, an dem du alle Geduld und Mühen der Freundſchaft beſſer ausüben kannſt, als an mir. Wahrhaftig, mein theurer, lieber Marquis!" In der kleinen Bibliothek ſeines Bruders Max fand er Nichts als lateiniſche und griechiſche Klaſſiker, mit deren Lektüre er ſich aus Mangel an anderen Büchern beſchäftigte. Von Moſer ließ er ſich während ſeines Aufenthaltes in Lüneburg zahlreiche Werke des verſchiedenſten Inhalts ſenden, u. A. die Histoire de la réligion des Juifs von Basnage de Beauval, Montesquieu's Esprit des lois, Gibbon's Geſchichte des Verfalls von Rom, und einige italiäniſche Schulbücher, um ſich durch Selbſtſtudium mit dieſer, ihm bisher unbekannten Sprache vertraut zu machen. Auch las er viel in Goethe's Werken, und die Lektüre von Madame de Staël's „Corinna" führte ihm aufs lebendigſte das Bild ſeiner Freundin Rahel vor die Seele. „Ich hätte," ſchreibt er an Ludwig

Robert[96]), „dieſes Buch gar nicht verſtehen können vor jener großen Lebensepoche, als ich Ihre Schweſter kennen lernte.“

Am 22. Juni wohnte H. Heine mit ſeiner Familie der Hochzeit ſeiner Schweſter Charlotte bei, die auf dem Zollenſpieker in den Vierlanden gefeiert ward. Auch die Hamburger Verwandten, Onkel Salomon und Onkel Henry, hatten ſich zu der Feſtlichkeit eingeſtellt. Erſterer war in der roſigſten Laune, und Harry ſchöpfte aus ſeiner zuvorkommenden Freundlichkeit die beſte Hoffnung, ihn günſtig für ſeine Lebenspläne zu ſtimmen. Um dieſe ausführlich mit ihm zu beſprechen, reiſte er in der erſten Woche des Julimonats nach Hamburg. Unglücklicherweiſe traf er ſeinen reichen Oheim eben im Begriff, eine mehrwöchentliche Geſchäfts- und Erholungsreiſe anzutreten. Es kam daher nicht zu der gewünſchten eingehenden Erörterung, und Harry muſſte ſich mit unſicheren Vertröſtungen begnügen. Mit Ausnahme ſeines Onkels Henry, der ihm ſtets ſehr herzlich zugethan war, ſtand er ohnehin mit ſeinen Hamburger Verwandten nicht auf dem beſten Fuße. Sie zuckten meiſtens die Achſeln über ſeinen „poetiſchen Unfug“ und ſtellten ihn in den Augen Salomon Heine's als einen leichtfertigen jungen Menſchen dar, von deſſen Zukunft wenig Erfreuliches zu hoffen ſei. Die Briefe Harry's ſtrotzen von bitteren Klagen über die Klatſchereien, durch welche man ihm die Gunſt des reichen Onkels zu entziehen ſuche. „Ein mir feindliches Hundepack umlagert meinen Oheim,“ ſchrieb er bereits von Lüneburg aus an Moſer[97]). „Ich werde vielleicht Bekanntſchaften in Hamburg machen, die in dieſer Hinſicht ein Gegengewicht bilden können. Nur ahnt's mir, daſs ich mit meiner abſtoßenden Höflichkeit und Ironie und Ehrlichkeit mir mehr Menſchen verfeinden als befreunden werde.“ Zur ſelben Zeit bat er Varnhagen um Empfehlungen nach Hamburg[98]): „Ich beabſichtige, dort viele Bekanntſchaften zu machen, wovon vielleicht eine oder die andere mir durch Vermittlung in der Folge von Wichtigkeit ſein mag. Obſchon Dieſes für mich bekanntſchaftsſcheuen Menſchen durchaus nicht amüſant iſt, ſo rathet mir doch die Klugheit, der Sicherheit in der Folge wegen, Dergleichen nicht zu überſehen. Haben Sie, Herr von Varnhagen, einen Freund in Hamburg, deſſen Bekanntſchaft mir in dieſer

Hinſicht nützlich ſein möchte, ſo wär' es mir lieb, wenn Sie mir ſolche vermittelten." Aber nicht allein ſeine Verwandten ſchadeten ihm durch nachtheilige Inſinuationen, ſondern auch die Hamburger Tempeljuden konnten es ihm nicht verzeihen, daſs er über die unſichere Halbheit ihrer Reformbeſtrebungen gelegentlich ein witziges Impromptu fallen ließ, und dem konſequenten, rigoröſen Rabbinenthume faſt mehr Hochachtung, als den neumodiſch aufgeklärten Phraſenhelden, bezeigte. Während die chriſtenthumsfeindliche Tendenz des „Almanſor" den Zeitungen Stoff zu gehäſſigen Ausfällen wider den Verfaſſer bot, und ſein Oheim Simon von Geldern ihm aus Düſſeldorf ſchrieb, daſs er jetzt am ganzen Rheinſtrome eben ſo verhaſſt, wie früher beliebt geweſen ſei, weil man dort ſage, daſs er ſich für die Juden intereſſiere, verdächtigten die Hamburger Synagogen-Reformer Heine's Intereſſe für das Judenthum und ſeine „koſchere" Geſinnung. „Ich werde auf vielfache Weiſe gereizt und gekränkt," berichtete er an Moſer (Bd. XIX., S. 112 ff.), „und ich bin ziemlich erbittert jetzt auf jene fade Geſellen, die ihren reichlichen Lebensunterhalt von einer Sache ziehen, für die ich die größten Opfer gebracht und lebenslang geiſtig bluten werde. Mich, mich muſs man erbittern! Zuſt zu einer Zeit, wo ich mich ruhig hingeſtellt habe, die Wogen des Judenhaſſes gegen mich anbranden zu laſſen. Wahrlich, es ſind nicht die Kleys und Auerbachs, die man haſſt im lieben Deutſchland. Von allen Seiten empfinde ich die Wirkungen dieſes Haſſes, der doch kaum emporgekeimt iſt. Freunde, mit denen ich den größten Theil meines Lebens verbracht, wenden ſich von mir. Bewunderer werden Verächter; die ich am meiſten liebe, haſſen mich am meiſten, Alle ſuchen zu ſchaden. Von der großen lieben Rotte, die mich perſönlich nicht kennt, will ich gar nicht ſprechen."

Der Hauptzweck, weſshalb Harry nach Hamburg gekommen, war durch die plötzliche Abreiſe ſeines Oheims Salomon einſtweilen vereitelt worden. Er hatte gehofft, ſich mit Dieſem auf einen beſſern Fuß zu ſtellen, die ihm nachtheiligen Einflüſſe durch das Gewicht ſeines perſönlichen Auftretens zu paralyſieren, und den wohlwollend verſtändigen Mann, durch offenherzige Darlegung ſeiner Pläne für die Zukunft, von dem Ernſte ſeines

Strebens zu überzeugen. Von Alledieſem hatte er Nichts erreicht. Salomon Heine hatte ſeinem Neffen zwar als Beiſteuer zu den Koſten einer Badereiſe, die ihm der Arzt angerathen, zehn Louisd'or zum Geſchenk gemacht, ſich weiter jedoch für den Augenblick auf keine beſtimmten Verſprechungen eingelaſſen. Auch noch andere Umſtände trugen dazu bei, Harry den Aufenthalt in Hamburg ungewöhnlich peinlich zu machen. Er traf dort mit Varnhagen zuſammen, der ihm zu einer Zeit, wo er beſonders reizbar und aufgeregt war, einige verletzende Vorſtellungen über ſeinen Beſuch in Hamburg machte, und ihn unbegründeter Weiſe einer kleinen Unwahrheit beſchuldigte. Wir erwähnen dieſes Vorfalls, weil das Benehmen Heine's ein ehrendes Zeugnis dafür giebt, mit wie zarter Rückſicht er ſolche Freundſchafts-Differenzen behandelte. An Moſer berichtet er Nichts über dieſe Begegnung, außer den ſchonenden Worten (Bd. XIX, S. 110): „Varnhagen habe ich in Hamburg geſprochen; wir ſind keine guten Freunde mehr, deſshalb darf ich auch nichts Ungünſtiges über ihn ſchreiben. Es war ihm nicht lieb, daſs ich in Hamburg war.“ Dem Schwager Varnhagen's, Ludwig Robert, gegenüber konnte er jene Miſshelligkeit nicht ganz übergehen, ohne den Schein der Affektation auf ſich zu laden; die Zeilen, in denen er ſich über das unerquickliche Thema ausſprach, lauten indeſs verſöhnlich genug[99]): „Ich möchte gern an Frau von Varnhagen ſchreiben, aber es würde mir zu viel' Schmerzen machen; ohne falſch zu ſein, könnte ich Herrn von Varnhagen nicht unerwähnt laſſen. Dieſer Mann hat mir viel Gutes und Liebes erwieſen, mehr als ich ihm je danken kann, und ich werde gewiſs lebenslänglich gegen ihn dankbar ſein; aber ein Schmerz, wogegen der Zahnſchmerz, den ich in dieſem Augenblick empfinde, ein wahres Wonnegefühl iſt, zerreißt mir die Seele, wenn ich an Varnhagen denke. Er ſelbſt iſt wohl wenig Schuld daran, er hat bloß mal den Einfall gehabt, gegen mich den Antonio ſpielen zu wollen. Ich kann Viel vertragen und hätte auch Das, wie gewöhnlich, abgeſchüttelt — aber Dieſes ereignete ſich juſt zu einer Stunde, wo ich gar Nichts vertragen konnte, und wo jedes Unſänftigliche, ſei es nur ein Wort, ein Blick, eine Bewegung, mir eine unheilbare Wunde verurſachen muſſte. Sie kennen das Leben, lieber Robert, und

Sie wiſſen, daſs es ſolche Stunden im Leben giebt, wo uns die Liebſten am tiefſten verletzen können, daſs dieſe Verletzung ein unvergeſsliches Gefühl in uns allmählich aufkommen läſſt, für welches unſere Sprache kein Wort hat, ein Gefühl, worin die alte Liebe noch immer lebt, aber mit Rhabarber, Unwillen und Tod vermiſcht iſt.“ Als Heine jedoch im Frühjahr 1824 wieder nach Berlin kam, drängte es ihn, die Differenz mit dem alten Freunde ganz beizulegen; obgleich er der beleidigte Theil war, that er den erſten entgegenkommenden Schritt, und ſchrieb an Varnhagen nachſtehenden würdevollen Brief, durch welchen das frühere innige Verhältnis ganz wiederhergeſtellt ward und bis an den Tod des Dichters ungeſtört fortdauerte: „Als ich voriges Jahr mit Ihnen in Hamburg zuſammentraf, war mir's wohl fühlbar, daſs in Ihrem Benehmen gegen mich etwas Verletzendes lag; aber ich war damals ſehr gemüthsbeſchäftigt und ließ Alles an mir vorüber gehen, und konnte erſt ſpäter, als ich ruhiger und wachender wurde, zum klaren Bewuſſtſein gelangen, daſs Sie ſich wirklich auf eine beleidigende Weiſe gezeigt, und Dieſes ſich ſogar in einem Faktum ausgeſprochen. Letzteres beſtand darin, daſs Sie es unumwunden eine Unwahrheit nannten, als ich Ihnen die Verſicherung gab: daſs ich bei Fouqué um die beſondere Erlaubnis angefragt, ſein mir gewidmetes Gedicht meinen Freunden mittheilen zu dürfen. Es iſt überflüſſig, hier zu ſagen, wie viele trübe Stunden mir Dieſes verurſacht und wie ſogar die Erinnerung an all das ſehr viele Liebe und Gütige, das Sie mir früher erwieſen, dadurch getrübt werden muſſte. Noch überflüſſiger iſt es, zu ſagen, daſs ich es nicht geeignet fand, in dieſer Sache mit den gewöhnlichen Hansnarren-Formalitäten, die unſerm beiderſeitigen Charakter und Verhältnis ſo unangemeſſen ſind, zu verfahren, und daſs ich es vorzog, der großen Mittlerin Zeit Alles zu überlaſſen. Dieſe wird bereits Etwas gethan, und Sie, wenn Sie beiliegendes Blatt*) geleſen'

*) In dem angeſchloſſenen Billette bezeugte Fouqué, daſs Heine ihm gleich nach Empfang des in Rede ſtehenden Gedichtes geſchrieben: er verlange zur Mittheilung desſelben an ſeine Freunde noch die beſondere Erlaubnis des Verfaſſers, weil er nicht dafür ſtehen könne, daſs nicht Einer oder der Andere das Gedicht abdrucken laſſe.

zur Einsicht eines großen Unrechts gebracht haben. — Obiges ist auch die Ursache, warum ich Ihnen nicht früher geschrieben, und warum ich mich jetzt nicht mehr mit der alten Zutraulichkeit Ihnen erschließen kann. Dennoch können Sie versichert sein, daſs die Gefühle der Liebe und Dankbarkeit, die ich früher gegen Sie hegte, sich ungeschwächt in meiner Brust erhalten, und daſs der Beisatz von Misbehagen und Schmerz, den Sie später in mir erregt, jeden Tag, ja sogar während ich Dieses schreibe, mehr und mehr verschwindet. Ich verlange deſshalb auch keine Erörterung von Ihnen, ich weiß, was Sie denken, und Das genügt mir, und ich wünsche sogar, daſs von dem Inhalte dieses Briefes, den ich aus natürlichem Bedürfnis schreibe, nie zwischen uns die Rede sei, wenn sich Dieses ohne Zwang machen läſst. — Von der großen Mittlerin Zeit erwarte ich noch sehr Viel, und ich hoffe, daſs Sie durch dieselbe in den Stand gesetzt werden, mich besser kennen zu lernen und sich zu überzeugen, wie sehr ich bin — Ihr Freund und H. Heine."

Die reizbare Stimmung Heine's während seines Besuches in Hamburg hatte freilich noch einen besonderen Grund. Schon vor Antritt dieser Reise hatte er in seinen Briefen an Varnhagen und Moser[100]) die Befürchtung ausgesprochen, daſs der Anblick jener Stadt die peinlichsten Erinnerungen in ihm aufregen werde, und er hatte in einem Schreiben an Letzteren hinzugefügt: „Hamburg? Sollte ich dort noch so viele Freuden finden können, als ich schon Schmerzen dort empfand? Dieses ist freilich unmöglich!" — Varnhagen mag somit in der Sache selbst Recht gehabt haben, als er seinen jungen Freund tadelte, daſs er in solcher Stimmung überhaupt nach Hamburg gekommen sei. Wohl waren zwei Jahre verflossen, seit Harry die Jugendgeliebte verloren; wohl hatte er die Erinnerung dieser Liebe mit allen Waffen des Geistes, mit kluger Vernunft, mit männlichem Zorn oder mit witzelndem Spotte bekämpft, und bald in wilden Zerstreuungen, bald in der ernsten Wissenschaft, bald in der Begeisterung für eine große Idee, bald in den Armen der Muse Trost und Balsam für sein wundes Herz gesucht — aber seine Lieder und Tragödien zeigten uns schon, wie wenig er sein Leid verwunden oder seine Liebe vergessen hatte. Und was war seine

Furcht vor dem Wiederaufbrechen alter Wunden an der Stätte seiner jugendlichen Leiden wohl anders, als ein geheimes Bewusstsein, dass sein Herz noch immer nicht geheilt sei von der hoffnungslosen Liebe? Ohne Zweifel handelte er thöricht, ganz so thöricht wie der arme Schmetterling, der ins Licht flattert, statt die verderbliche Flamme zu meiden, und ein besonnener Freund hatte Anlass genug, ihm gegenüber „den Antonio zu spielen", — auf die Gefahr hin, keinen bessern Dank wie Dieser zu ernten. Stumpfsinnige Roués, denen die mächtigste aller Mächte, die Liebe, für ein Ammenmärchen gilt, mögen über die Leidenschaft spötteln, mit welcher Heine an dem Gegenstand seiner ersten Liebe hing; sie mögen in seinen Liedern Nichts als die willkürliche Darstellung erlogener Gefühle erblicken, weil ihre eigene markloſe Blasiertheit längst die Kraft jeder starken Empfindung eingebüßt. Wer aber vorurtheilslosen Sinnes den Entwicklungsgang unsres Dichters zu verfolgen und zu begreifen sucht, Dem drängt sich mit Nothwendigkeit die Bemerkung auf, dass zwischen seinem äußeren und inneren Leben und der Rückspiegelung desselben im Liede die vollkommenste Uebereinstimmung stattfand, dass er lebte, was er sang, und sang, was er litt und erlebte. Den Stoff zu den schmerzlich bewegten Liedern der „Heimkehr" flößte ihm diese Hamburger Reise als qualvollste Wirklichkeit ins Herz. Kaum war er in der Stadt angelangt, von welcher er ausruft (Bd. XIX, S. 106): „Hamburg!!! mein Elysium und Tartarus zu gleicher Zeit! Ort, den ich detestiere und am meisten liebe, wo mich die abscheulichsten Gefühle martern und wo ich mich dennoch hinwünsche!", so schrieb er an seinen Freund Moser (Ebd., S. 100): „Ich bin in der größten Unruhe, meine Zeit ist spärlich gemessen, und ich habe heute keine Kommission für dich, und ich schreibe dir doch. Auch hat sich noch nichts Aeußerliches mit mir zugetragen; ihr Götter! desto mehr Innerliches. Die alte Leidenschaft bricht nochmals mit Gewalt hervor. Ich hätte nicht nach Hamburg gehn sollen; wenigstens muss ich machen, dass ich so bald als möglich fortkomme. Ein arger Wahn kömmt in mir auf, ich fange an, selbst zu glauben, dass ich anders organisiert sei und mehr Tiefe habe, als andere Menschen. Ein düsterer Zorn liegt wie eine

glühende Eisendecke auf meiner Seele. Ich lechze nach ewiger Nacht. — Wohlwill hab' ich noch wenig gesprochen. Vorgestern nach Mitternacht, als ich mit meinem infernalen Brüten die bekannten Schmutzgassen Hamburg's durchwandelte, schlägt mir Jemand auf die Schulter, und es ist Wohlwill. Ich habe ihm ehrlich weiß gemacht, die Sommernacht habe mich zu einem Spaziergang auf die Straße gelockt, und es sei eine allerliebste Kühle. Charmant!"

Seine Furcht hatte sich also nur zu rasch bestätigt. Die alte Leidenschaft brach mit erneuter Gewalt hervor, als er die Stätten wieder betrat, wo er geliebt und gehofft und das Liebste verloren. Er sah das Haus, in welchem die Unvergessene gewohnt hatte, er stand vor ihrem Bilde, er durchirrte Nachts die mondlichterhellten Straßen und Plätze, die er einst mit ihr durchwandelt, und seine den unmittelbaren Eindruck seiner Gefühle abschildernden Briefe weichen höchstens darin von den bald nachher entstandenen Liedern ab, daß in letzteren der wilde Schmerz ein wenig gedämpft erscheint durch den Zauber der künstlerischen Form.

Am fernen Horizonte
Erscheint, wie ein Nebelbild,
Die Stadt mit ihren Thürmen,
In Abenddämmrung gehüllt.

Ein feuchter Windzug kräuselt
Die graue Wasserbahn;
Mit traurigem Takte rudert
Der Schiffer in meinem Kahn.

Die Sonne hebt sich noch einmal
Leuchtend vom Boden empor,
Und zeigt mir jene Stelle,
Wo ich das Liebste verlor.

---

So wandl' ich wieder den alten Weg,
Die wohlbekannten Gassen.
Ich komme vor meiner Liebsten Haus,
Das steht so leer und verlassen.

Die Straßen ſind doch gar zu eng!
Das Pflaſter iſt unerträglich!
Die Häuſer fallen mir auf den Kopf!
Ich eile ſo viel als möglich.

---

Ich trat in jene Hallen,
Wo ſie mir Treue verſprochen;
Wo einſt ihre Thränen gefallen,
Sind Schlangen hervorgekrochen.

---

Still iſt die Nacht, es ruhen die Gaſſen,
In dieſem Hauſe wohnte mein Schatz;
Sie hat ſchon längſt die Stadt verlaſſen,
Doch ſteht noch das Haus auf demſelben Platz.

Da ſteht auch ein Menſch und ſtarrt in die Höhe,
Und ringt die Hände vor Schmerzensgewalt;
Mir grauſt es, wenn ich ſein Antlitz ſehe —
Der Mond zeigt mir meine eigne Geſtalt.

Du Doppelgänger, du bleicher Geſelle!
Was äffſt du nach mein Liebesleid,
Das mich gequält auf dieſer Stelle
So manche Nacht in alter Zeit!

---

Wie kannſt du ruhig ſchlafen,
Und weißt, ich lebe noch?
Der alte Zorn kommt wieder,
Und dann zerbrech' ich mein Joch.

Kennſt du das alte Liedchen:
Wie einſt ein todter Knab'
Um Mitternacht die Geliebte
Zu ſich geholt ins Grab?

Glaub mir, du wunderſchönes,
Du wunderholdes Kind:
Ich lebe und bin noch ſtärker,
Als alle Todten ſind!

---

Ich ſtand in dunklen Träumen,
Und ſtarrte ihr Bildnis an,
Und das geliebte Antlitz
Heimlich zu leben begann.

Um ihre Lippen zog ſich
Ein Lächeln wunderbar,
Und wie von Wehmuthsthränen
Erglänzte ihr Augenpaar.

Auch meine Thränen floſſen
Mir von den Wangen herab —
Und ach, ich kann es nicht glauben,
Daſs ich dich verloren hab'!

Dieſen aufreibenden Gemüthsbewegungen ſuchte ſich Heine gewaltſam zu entreißen, indem er am 22. Juli die beabſichtigte Badereiſe antrat. Das Seebad, welches er in Cuxhaven gebrauchte, ſtärkte ſeine Nerven, und er gewann allmählich die Ruhe, ſich wieder mit der Konception poetiſcher Pläne zu beſchäftigen. Wie ſchwer und langſam er jedoch das von Neuem ſo heftig erſchütterte Gleichgewicht ſeiner Seele wiederfand, ſagen uns die Anfangszeilen eines Briefes an Moſer vom 23. Auguſt (Bd. XIX., S. 102): „Sei froh, daſs ich dir ſo lange nicht geſchrieben. Ich hatte nicht viel Erfreuliches mitzutheilen. Ich war zu einer ſchlimmen Zeit in Hamburg. Meine Schmerzen machten mich unerquicklich, und durch den Todesfall einer Kouſine und die dadurch entſtandene Beſtürzung in meiner Familie fand ich auch nicht viel Erquickliches bei Andern. Zu gleicher Zeit wirkte die Magie des Ortes furchtbar auf meine Seele, und ein ganz neues Princip tauchte in derſelben auf; dieſes Gemüthsprincip wird mich wohl eine Reihe Jahre lang leiten und mein Thun und Laſſen beſtimmen. Wär' ich ein Deutſcher — und ich bin kein

Deutſcher, ſiehe Rühs, Fries a. v. O.[101]) — ſo würde ich dir über dieſes Thema lange Briefe, große Gemüthsrelationen ſchreiben; aber doch ſehne ich mich danach, dir in vertrauter Stunde meinen Herzensvorhang aufzudecken, und dir zu zeigen, wie die neue Thorheit auf der alten gepfropft iſt.“ Derſelbe Brief erzählt uns, wie Heine in einem furchtbaren Unwetter nach Helgoland fahren wollte, eine ganze Nacht auf der Nordſee herum ſchwamm, das Schiff aber endlich in der Nähe der Inſel wieder umkehren mußte, weil der Sturm gar zu entſetzlich war. Heine machte bei dieſer Gelegenheit die erſte Bekanntſchaft des Meeres, das er nachmals ſo unvergleichlich beſungen hat, und der Brief an Moſer (Bd. XIX., S. 106) giebt uns auch in dieſem Falle in derben Kontouren ein Bild jener Eindrücke, die ſich einige Wochen ſpäter zu originellen Liedern geſtalteten: „Es hat ganz ſeine Richtigkeit mit Dem, was man von der Wildheit des Meeres ſagt. Es ſoll einer der wildeſten Stürme geweſen ſein, die See war eine bewegliche Berggegend, die Waſſerberge zerſchellten gegen einander, die Wellen ſchlagen über das Schiff zuſammen und ſchleudern es herauf und herab, Muſik der Kotzenden in der Kajüte, Schreien der Matroſen, dumpfes Heulen der Winde, Brauſen, Summen, Pfeifen, Mordſpektakel, der Regen gießt herab, als wenn die himmliſchen Heerſcharen ihre Nachttöpfe ausgöſſen — und ich lag auf dem Verdecke, und hatte Nichts weniger als fromme Gedanken in der Seele. Ich ſage dir: obſchon ich im Winde die Poſaunen des jüngſten Gerichtes hören konnte und in den Wellen Abraham's Schoß weit geöffnet ſah, ſo befand ich mich doch weit beſſer, als in der Societät mauſchelnder Hamburger und Hamburgerinnen.“ —

Eingehüllt in graue Wolken,
Schlafen jetzt die großen Götter,
Und ich höre, wie ſie ſchnarchen,
Und wir haben wildes Wetter.

Wildes Wetter, Sturmeswüthen
Will das arme Schiff zerſchellen —
Ach, wer zügelt dieſe Winde
Und die herrenloſen Wellen!

Kann's nicht hindern, daſs es ſtürmet,
Daſs da dröhnen Maſt und Bretter,
Und ich hüll' mich in den Mantel,
Um zu ſchlafen wie die Götter.

---

Der Wind zieht ſeine Hoſen an,
Die weißen Waſſerhoſen!
Er peitſcht die Wellen, ſo ſtark er kann,
Die heulen und brauſen und toſen.

Aus dunkler Höh', mit wilder Macht
Die Regengüſſe träufen;
Es iſt, als wollt' die alte Nacht
Das alte Meer erſäufen.

An den Maſtbaum klammert die Möwe ſich
Mit heiſerem Schrillen und Schreien;
Sie flattert und will gar ängſtiglich
Ein Unglück prophezeien.

---

Der Sturm ſpielt auf zum Tanze,
Er pfeift und ſauſt und brüllt;
Heiſa, wie ſpringt das Schifflein!
Die Nacht iſt luſtig und wild.

Ein lebendes Waſſergebirge
Bildet die toſende See;
Hier gähnt ein ſchwarzer Abgrund,
Dort thürmt es ſich weiß in die Höh'.

Ein Fluchen, Erbrechen und Beten
Schallt aus der Kajüte heraus;
Ich halte mich feſt am Maſtbaum,
Und wünſche: Wär' ich zu Haus!

In ähnlicher Weiſe gab der Cuxhavener Aufenthalt, das Umherſtreifen am ſeebeſpülten Strande, der freie Blick gen Weſten

auf das unbegrenzte, in ſtets wechſelnder Beleuchtung erzitternde, bald von ſchwarzen Wolkenzügen gefärbte, bald von weiß dampfenden Abendnebeln umhüllte, bald im geheimnisvollen Mondlicht glänzende Meer, auf deſſen Fluth die großen Schiffe wie rieſige Schwäne einherzogen, dem Dichter das Thema zu zahlreichen anderen Liedern, die er alle im Herbſt 1823 aufzeichnete: „Wir ſaßen am Fiſcherhauſe", „Du ſchönes Fiſchermädchen", „Der Mond iſt aufgegangen", „Auf den Wolken ruht der Mond", „Der Abend kommt gezogen", „Wenn ich an deinem Hauſe", „Das Meer erglänzte weit hinaus", ꝛc. [102]). — Vor Allem jedoch beſchäftigte ihn der Plan einer neuen Tragödie, deren er zuerſt kurz vor der Abreiſe von Lüneburg gegen ſeinen Freund Lehmann erwähnt: „Eine ganze, neue fünfaktige und gewiſs in jeder Hinſicht originelle Tragödie ſteht dämmernd, doch mit ihren Hauptumriſſen, vor mir." Näheres darüber berichtet der vorhin angezogene Brief an Moſer: „Die Tragödie iſt im Kopfe ausgearbeitet, ich gebe mich ans Niederſchreiben, ſobald ich kann und Ruhe hab'! Sie wird ſehr tief und düſter. Naturmyſtik. Weißt du nicht, wo ich Etwas über Liebeszauber, über Zauberei überhaupt, leſen kann? Ich habe nämlich eine alte Italiänerin, die Zauberei treibt, zu ſchildern. Ich leſe Viel über Italien. Denke an mich, wenn dir Etwas in die Hände fällt, was Venedig betrifft, beſonders den venetianiſchen Karneval." Es wäre müßig, aus dieſer dürftigen Notiz beſtimmte Muthmaßungen über den Stoff des beabſichtigten Dramas herleiten zu wollen, da ſich weitere Andeutungen nirgends finden. Im nächſten Briefe bemerkt Heine freilich noch, daſs es ihn dränge, ſeine Tragödie zu ſchreiben, aber mit dem letzten Gruße aus Lüneburg vom 9. Januar 1824 geſteht er ſeinem Freunde, daſs noch keine Zeile derſelben geſchrieben ſei.

Nach ſechswöchentlichem Gebrauche des Seebades in Cuxhaven kehrte H. Heine Anfangs September nach Hamburg zurück. Es hatte ſich mittlerweile zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Salomon eine verſtimmende Differenz über Geldangelegenheiten erhoben, die Harry den Muth benommen zu haben ſcheint, ſein Projekt einer Ueberſiedelung nach Paris vertrauensvoll mit Demſelben zu bereden. Salomon Heine hatte ihm bisher, ſo lange er die

Universität besuchte, vierteljährlich die Summe von einhundert Thalern gezahlt und ihm im Oktober 1822 durch den Bankier Leonhard Lipke in Berlin diese Unterstützung auf weitere zwei Jahre zugesagt [103]). Der Neffe, welcher mit dem kargen Wechsel nie hatte auskommen können, und in Cuxhaven beiläufig recht flott gelebt haben mag — er schreibt an Moser, dass die sechs Wochen im Seebade ihn 30 Louisd'or gekostet, — ließ von dort aus die nächsten hundert Thaler, welche erst ein Paar Monate später fällig waren, in Berlin für sich einkassieren. Zu seiner Bestürzung empfing er sofort einen Brief seines Oheims, worin Dieser ihm schrieb: „Ich hoffe, du bist wohl und munter. Zu meinem Verdruss haben die Herren Lipke & Co. die letzten hundert Thaler auf mich angewiesen, die zufolge meiner Ordre erst am 1. Januar 1824 hatten gegeben werden sollen. Ich weiß es Herrn Lipke keinen Dank, dass er gegen meine Ordre gehandelt; indessen, ich gab derzeit mein Wort, fünfhundert Thaler zu geben, und als redlicher Mann habe ich mein Wort gehalten." Auch in dem übrigen Theile des Briefes schien die Andeutung zu liegen, dass Harry von dieser Seite hinfort kein Geld mehr zu erwarten habe. In ziemlich gereiztem Tone beantwortete er das Schreiben des Oheims, und das Zeugnis Lipke's rief Diesem die Thatsache ins Gedächtnis zurück, dass die Geldzusicherung allerdings auf zwei Jahre gegeben worden sei. Schon vor der Abreise ins Seebad hatte Harry an Moser geschrieben (Bd. XIX, S. 101): „Ich habe mich entschlossen, à tout prix es einzurichten, dass ich meinen Oheim nicht mehr nöthig habe, da es so ganz unter meiner Würde ist." Bei der Schilderung seiner jetzigen Missheiligkeit wiederholte er demselben Freunde (Ebd., S. 108 u. 110): „Ich kenne sehr gut die getauften und noch ungetauften Quellen, woraus dieses Gift eigentlich herkömmt, auch weiß ich, dass mein Oheim zu andern Zeiten die Generosität selbst ist; aber es ist doch in mir der Vorsatz aufgekommen, Alles anzuwenden, um mich so bald als möglich von der Güte meines Oheims los zu reißen. Jetzt hab' ich ihn freilich noch nöthig, und wie knickerig auch die Unterstützung ist, die er mir zufließen lässt, so kann ich dieselbe nicht entbehren . . . Wo ich diesen Winter zubringen werde, weiß ich noch nicht; du siehst

aus Obigem, daſs ich jetzt ein Mann bin, der heute nicht weiß wovon er übermorgen leben ſoll.“ Der folgende Brief aus Lüneburg (Ebd., S. 113 ff.) zeigt uns, wie die Differenz zwar ausgeglichen ward, aber doch einen bittern Stachel in der Seele des ſtolzen Jünglings zurückließ: „Meine Familien- und Finanzumſtände ſind jetzt die ſchlechteſten. Du nennſt mein Verfahren gegen meinen Oheim Mangel an Klugheit. Du thuſt mir Unrecht; ich weiß nicht, warum ich juſt gegen meinen Oheim jene Würde nicht behaupten ſoll, die ich gegen alle andere Menſchen zeige. Du weißt, ich bin kein delikater, zart fühlender Jüngling, der roth wird, wenn er Geld borgen muſs, und ſtottert, wenn er von dem beſten Freunde Hilfe verlangt. Ich glaube, dir brauche ich Das nicht zu beſchwören, du haſt es ſelbſt erlebt, daſs ich in ſolchen Fällen ein dickhäutiges Gefühl habe, aber ich habe doch die Eigenheit: von meinem Oheim, der zwar viele Millionen beſitzt, aber nicht gern einen Groſchen miſſt, durch keine freundſchaftliche und gönnerſchaftliche Verwendungen Geld zu erpreſſen. Es war mir ſchon fatal genug, das mir zugeſagte Geld für das Jahr 1824 zu vindicieren, und ich bin ärgerlich, über dieſe Geſchichte weiter zu ſchreiben. Ich bin mit meinem Oheim überein gekommen: daſs ich nur 100 Louisd'or zum Studieren von Januar 1824 bis 1825 von ihm nehme, weil ich darauf gerechnet habe, und daſs er übrigens ſicher ſein könne, von meiner Seite nie in Geldſachen beläſtigt zu werden. Für ſolche Genügſamkeit bin ich auch dadurch belohnt worden, daſs mein Oheim mich in Hamburg, wo ich viele Tage auf ſeinem Landhauſe verbrachte, ſehr ehrte und ſehr auszeichnete und genädig anſah. Und am Ende bin ich doch der Mann, der nicht anders zu handeln vermag, und den keine Geldrückſicht bewegen ſollte, Etwas von ſeiner innern Würde zu veräußern. Du ſiehſt mich daher, trotz meiner Kopfleiden, in fortgeſetztem Studium meiner Juriſterei, die mir in der Folge Brot ſchaffen ſoll.“ Auch ſpäter kommt H. Heine oftmals auf dies geſpannte Verhältnis zurück. Aus Göttingen ſchreibt er an Moſer im Februar 1824 (Ebd., S. 150): „Ich will aus der Wagſchale der Themis mein Mittagsbrot eſſen, und nicht mehr aus der Gnadenſchüſſel meines Oheims. Die Vorgänge vom vorigen Sommer haben einen düſteren, dämoniſchen Eindruck auf

mich gemacht. Ich bin nicht groß genug, um Erniedrigung zu ertragen." Und Ende Juni desſelben Jahres ruft er aus (Ebd., S. 169): „Meine Zeit wird von meinen Kopfſchmerzen und Studien in Beſchlag genommen. Und Gott weiß, ob ich dies Jahr fertig werde! Und Gott ſtehe mir bei, wenn es nicht der Fall iſt! Ich will auf keinen Fall meinen Oheim weiter angehn mit captationes benevolentiae, hab' ihm auch ſeit neun Monaten nicht geſchrieben." Und als Harry wirklich durch beſtändiges Kränkeln mit ſeinen Vorbereitungen für das Doktor-Examen nicht zum feſtgeſetzten Termine fertig ward und den reichen Verwandten um eine fernere Unterſtützung bitten muſſte, theilte er Moſer das Reſultat ſeines Briefes in den Worten mit (Ebd., S. 183, 192 u. 203): „Mein Oheim in Hamburg hat mir noch ein halb Jahr zugeſetzt. Aber Alles, was er thut, geſchieht auf eine unerfreuliche Weiſe. Ich habe ihm bis auf dieſe Stunde noch nicht geantwortet; denn es iſt mir zu ekelhaft, ihm zu zeigen, wie läppiſch und erbärmlich man mich bei ihm verklatſcht." Wenn Salomon Heine, wie es allerdings wohl der Fall war, den Einflüſterungen ſeiner Schwiegerſöhne und anderer Perſonen ſeines täglichen Umgangs, mit denen ſein Neffe auf feindſeligem Fuße ſtand, ein zu bereitwilliges Ohr lieh, ſo mag doch auch Letzterer durch hochmüthiges Pochen auf ſeinen Dichterruhm einen Theil der Schuld an den häufigen Mißhelligkeiten getragen haben. Wir wiſſen nicht, ob die Anekdote verbürgt iſt, daſs er in muthwilliger Laune einmal ſeinem Oheim die humoriſtiſche Aufforderung ſchrieb:

„Schicken Sie mir eine Million,
Und vergeſſen Sie dann Ihren Bruderſohn!"

Jedenfalls aber erzählt ſein Bruder Max einen Vorfall, der, wenn er auch nur zur Hälfte wahr ſein ſollte, das Verhältnis zwiſchen Oheim und Neffen in ein poſſierliches Licht ſtellt: Als Harry im Frühling 1827 eine Reiſe nach England antrat, gab Salomon Heine, der ihm erſt kürzlich ein hübſches Sümmchen geſchenkt hatte, ihm auf ſeinen beſonderen Wunſch, der Repräſentation halber, einen Kreditbrief von vierhundert Pfund

Sterling ſammt einer dringenden Empfehlung an den Baron Rothſchild in London mit. Die Abſchiedsworte des Onkels lauteten noch: „Der Kreditbrief iſt nur zur formellen Unterſtützung der Empfehlung; mit deinem baren Reiſegeld wirſt du ſchon auskommen.“ — Kaum war der Dichter vierundzwanzig Stunden in London, als er bereits auf dem Komptoir Rothſchild's ſeinen Kreditbrief präſentierte und die vierhundert Pfund einſtrich. Dann fuhr er zum Chef des Hauſes, Baron James von Rothſchild, der ihn ſofort zu einem ſolennen Diner einlud. Onkel Salomon ſaß eines Morgens gemüthlich beim Kaffe, rauchte ſeine lange Pfeife, und öffnete die von London eingelaufenen Geſchäftsbriefe. Es war grade ſo viel Zeit ſeit der Abreiſe ſeines Neffen aus Hamburg verſtrichen, wie die nächſte Poſt aus London zur Meldung ſeiner glücklichen Ankunft nöthig hatte. Der erſte Brief, den der Onkel öffnete, war die Anzeige Rothſchild's, daſs er das Vergnügen gehabt, ſeinen berühmten, charmanten Neffen perſönlich kennen zu lernen, und die Ehre genoſſen, den Kredit von vierhundert Pfund auszuzahlen. Die Pfeife fiel dem Alten aus dem Munde, hoch ſprang er von ſeinem Lehnſtuhl auf, und rannte ſchäumenden Mundes im Zimmer auf und ab. Die Tante ſah erſchrocken auf ihren Mann, der nur von Zeit zu Zeit die Worte ausſtieß: „Der Teufel hole Rothſchild ſammt ſeinem Vergnügen und der Ehre, die er gehabt hat, mein Geld auszuzahlen!“ Dann wandte er ſich zu ſeiner Frau: „Ich ſage dir, Betty, Der kann mich ruinieren!“ Jedem Bekannten an der Börſe erzählte er die große Begebenheit, und ſchrieb Abends noch an Harry's Mutter einen Brief voll der bitterſten Klagen. Die gute Frau ſandte ſofort eine ſtrenge Epiſtel an den ſich in London aufs beſte amüſierenden Sohn, und bat um Aufklärung, um Rechtfertigung. Dieſe kam auch mit der folgenden Poſt, aber in ſonderbarſter Weiſe. Eine Stelle des Schreibens lautete: „Alte Leute haben Kapricen; was der Onkel in guter Laune gab, konnte er in böſer wieder zurücknehmen. Da muſſte ich ſicher gehen; denn es hätte ihm im nächſten Briefe an Rothſchild einfallen können, Demſelben zu ſchreiben, daſs der Kreditbrief nur eine leere Form geweſen, wie die Annalen der Komptoirs der großen Bankiers Beiſpiele

genug aufzuführen wiſſen. Ja, liebe Mutter, der Menſch muſs immer ſicher gehen — der Onkel ſelbſt wäre nie ſo reich geworden, wenn er nicht immer ſicher gegangen wäre.“ Originell genug war die Scene, als der geniale Neffe zum erſten Mal wieder vor den erzürnten Oheim trat. Vorwürfe über maßloſe Verſchwendung, Drohungen, ſich nie wieder mit ihm zu verſöhnen — alles Dies hörte Jener mit der gelaſſenſten Ruhe an. Als Salomon Heine endlich mit ſeiner Strafpredigt fertig war, hatte der Neffe nur die eine Erwiderung: „Weißt du, Onkel, das Beſte an dir iſt, daſs du meinen Namen trägſt,“ und ſchritt ſtolz aus dem Zimmer. Dieſe kecke Aeußerung vermochte der Millionär lange nicht zu verwinden. „Er rechnet es ſich gar noch zur Tugend, daſs ich ihm für ſeine Briefe an mich kein ſpecielles Honorar zu zahlen brauche,“ ſagte er einſt, als er obigen Vorfall erzählte; denn Harry hatte ihm wirklich einmal im Uebermuthe geſchrieben: „Jedes meiner Worte iſt bares Geld für mich.“ In ähnlich ſtolzem Selbſtgefühl und nicht ohne leichte Perſifflage ſchrieb er an Salomon Heine 1828 aus den Bädern von Lucca (Bd. XIX, S. 332 ff.): „Ich will nicht denken an die Klagen, die ich gegen Sie führen möchte, und die vielleicht größer ſind, als Sie nur ahnen können. Ich bitte Sie, laſſen Sie daher auch etwas ab von Ihren Klagen gegen mich, da ſie ſich doch alle auf Geld reducieren laſſen, und, wenn man alle bis auf Heller und Pfennig in Banco-Mark ausrechnet, doch am Ende eine Summe herauskäme, die ein Millionär wohl wegwerfen könnte — ſtatt daſs meine Klagen unberechenbar ſind, unendlich, denn ſie ſind geiſtiger Art, wurzelnd in der Tiefe der ſchmerzlichſten Empfindungen. Hätte ich jemals auch nur mit einem einzigen Worte, mit einem einzigen Blick die Ehrfurcht gegen Sie verletzt oder Ihr Haus beleidigt — ich habe es nur zu ſehr geliebt! — dann hätten Sie Recht, zu zürnen. Doch jetzt nicht; wenn alle Ihre Klagen zuſammengezählt würden, ſo gingen ſie doch alle in einen Geldbeutel hinein, der nicht einmal von allzu großer Faſſungskraft zu ſein brauchte, und ſie gingen ſogar mit Bequemlichkeit hinein. Und ich ſetze den Fall, der graue Sack wäre zu klein, um Salomon Heine's Klagen gegen mich faſſen zu können, und der Sack riſſe — glauben Sie wohl,

daſs Das eben ſo Viel bedeutet, als wenn ein Herz reißt, das man mit Kränkungen überſtopft hat? Doch genug, die Sonne ſcheint heute ſo ſchön, und wenn ich zum Fenſter hinausblicke, ſo ſehe ich Nichts, wie lachende Berge mit Weinreben. Ich will nicht klagen, ich will Sie nur lieben, wie ich immer gethan, ich will nur an Ihre Seele denken und will Ihnen geſtehen, daſs dieſe doch noch ſchöner iſt, als all die Herrlichkeit, die ich bis jetzt in Italien geſehen ... Und nun leben Sie wohl! Es iſt gut, daſs ich Ihnen nicht ſagen kann, wo eine Antwort von Ihnen mich treffen würde; Sie ſind um ſo eher überzeugt, daſs dieſer Brief Sie in keiner Weiſe beläſtigen ſoll. Er iſt bloß ein Seufzer. Es iſt mir leid, daſs ich dieſen Seufzer nicht frankieren kann, er wird Ihnen Geld koſten — wieder neuer Stoff zu Klagen. Adieu, theurer, großmüthiger, knickriger, edler, unendlich geliebter Onkel!" — Niemand wird ſagen können, daſs ein Neffe, der ſeinem reichen Oheim ſolche Briefe ſchrieb, ſich durch unwürdige Schmeicheleien Anſprüche auf Deſſen Großmuth zu erwerben geſucht hätte. Daſs der Dichter, trotz dieſer oftmaligen Nergeleien, die innigſte Liebe und Verehrung für den launenhaften Millionär empfand, beweiſen, außer dem Umſtande, daſs er ihm ſeine Tragödien nebſt dem lyriſchen Intermezzo widmete, zahlreiche Aeußerungen ſeiner Briefe. Im April 1823 ſchrieb er an Wohlwill (Bd. XIX, S. 48): „Mein Oheim Salomon Heine iſt einer von den Menſchen, die ich am meiſten achte; er iſt edel und hat angeborne Kraft. Du weißt, Letzteres iſt mir das Höchſte." Anderthalb Jahre ſpäter bemerkte er in einem Briefe an Friederike Robert [104]): „Mit Vergnügen habe ich vernommen, ſchöne Frau, daſs Sie meinen Oheim Salomon Heine kennen gelernt. Wie hat er Ihnen gefallen? Sagen Sie, ſagen Sie!? Es iſt ein bedeutender Menſch, der bei großen Gebrechen auch die größten Vorzüge hat. Wir leben zwar in beſtändigen Differenzen, aber ich liebe ihn außerordentlich, faſt mehr als mich ſelbſt. Dieſelbe ſtörrige Keckheit, bodenloſe Gemüthsweichheit und unberechenbare Verrücktheit — nur daſs Fortuna ihn zum Millionär und mich zum Gegentheil, d. h. zum Dichter gemacht, und uns dadurch äußerlich in Geſinnung und Lebensweiſe höchſt verſchieden ausgebildet hat."

Gegen Ende September finden wir unſern jungen Freund wieder in Lüneburg, eifrig vertieft in jene juriſtiſchen Studien, die ihm nach ſeiner damaligen Hoffnung in der Folge das tägliche Brot und die erſehnte Unabhängigkeit von den Geldzuſchüſſen des reichen Oheims verſchaffen ſollten. Er verſichert ſeinem Freunde Moſer wiederholentlich (Bd. XIX, S. 116, 126, 150 ꝛc.), daſs er ſich à tout prix eine feſte, lukrative Stellung verſchaffen, und ſich nicht weiter in Armuth und Drangſal herum ſchleppen wolle. „Ich denke Neujahr nach Göttingen zu reiſen, und dort ein Jahr zu bleiben, ich muſs mein jus mit mehr Fleiß als Andere ſtudieren, da ich — wie ich vorausſehe — nirgends angeſtellt werde und mich aufs Advocieren legen muſs.“ — „Ich ſtehe bis am Hals im Moraſte römiſcher Geſetze,“ ſchreibt er im November 1823 an Ludwig Robert [105]). „Ich habe kein Privatvermögen und muſs fürs liebe Brot ſorgen; und ich bin dabei ſo vornehm, wie Ihnen der gute, gelehrte Moſer geklagt haben wird.“ Auch in einem Briefe an Joſeph Lehmann heißt es um dieſelbe Zeit: „Was mich betrifft, ſo arbeite ich jetzt viel, freilich bloß ernſthafte Sachen und Brotſtudien. Das Verſemachen hab' ich auf beſſere Zeiten verſpart; und wozu ſoll ich ſie auch machen? Nur das Gemeine und Schlechte herrſcht, und ich will dieſe Herrſchaft nicht anerkennen. Noch viel weniger aber gelüſtet mich's nach Martyrkronen. Was ich für die Zukunft beabſichtige, kann Ihnen Moſer ſagen, Der weiß es eben ſo gut als ich ſelbſt.“ — Daſs übrigens, trotz dieſer gelehrten Studien, nebenher der in Kopf und Herz während der Sommerreiſe aufgeſpeicherte Stoff poetiſch verarbeitet ward, ſagt uns ſchon die Bemerkung in einem Schreiben an Moſer vom 5. November (Bd. XIX, S. 128): „Eine Menge kleiner Lieder liegen fertig, werden aber ſo bald nicht gedruckt werden.“ In der That iſt die größere Hälfte des Liedercyklus: „Die Heimkehr“ im Herbſt 1823 in Lüneburg entſtanden. Außer den vorhin angeführten Reminiscenzen des Aufenthaltes in Hamburg und Cuxhaven, erwähnen wir noch das Gedicht: „Mein Herz, mein Herz iſt traurig“, deſſen Schilderung ſich auf eine damals noch vorhandene Partie des jetzt in eine Promenade verwandelten Lüneburger Feſtungswalles bezieht, — die Lieder: „Du biſt wie eine

Blume", „Du haſt Diamanten und Perlen", „Was will die einſame Thräne?" — und die durch Silcher's Kompoſition zum Volkslied gewordene Lorelei-Ballade [106]). Nur Wenigen mag es bekannt ſein, daſs die Sage von der Lorelei keineswegs „ein Märchen aus alten Zeiten" iſt, ſondern erſt aus dieſem Jahrhundert ſtammt. Die ſorgfältigſten Nachforſchungen haben feſtgeſtellt, daſs kein einziger Schriftſteller früherer Zeit das Mindeſte von einem „Lohra"-Kultus oder von der verführeriſchen Nixe weiß, welche am Lurleifelſen bei St. Goar dem vorüberfahrenden Schiffer ſo verderblich geweſen ſei. Den erſten Keim zu der Sage legte Clemens Brentano durch eine dem zweiten Theil ſeines Romanes „Godwi" eingefügte Ballade, deren Stoff nach ſeiner ausdrücklichen Erklärung frei von ihm erfunden war. Dies Gedicht handelt weder von Nixen noch Sirenen, ſondern von einer jungen Bürgerstochter in Bacharach, die vom Biſchof der Zauberei beſchuldigt wird, weil viele Männer ſich wegen ihrer Schönheit in ſie verlieben. Sie ſelbſt aber fühlt ſich unglücklich, weil ihr Schatz ſie betrogen und verlaſſen hat, und erfleht den Tod. Der Biſchof, von ihrer Schönheit gerührt, giebt Befehl, ſie ins Kloſter zu führen; unterwegs aber blickt ſie noch einmal vom Felſen nach ihres Liebſten Schloſs, und ſtürzt ſich dann in den Rhein. Lediglich auf Grund des Namens „Lurlei" (Lei bedeutet Schieferfels) hatte Brentano das Mädchen Lore Lay genannt. Dies genügte dem auf Rheinſagen erpichten Nikolaus Vogt, um daraus mit ſouveräner Phantaſie eine ganz neue Geſchichte zu ſpinnen und 1811 friſchweg zu behaupten, das Echo an der Lurlei ſolle die Stimme eines Weibes ſein, das durch außerordentlichen Liebreiz alle Männer bezaubert habe, nur nicht den Mann ihrer eigenen Liebe; die Unglückliche ſei deſshalb ins Kloſter gegangen, auf dem Wege dahin aber ihres auf dem Rheine dahin fahrenden Geliebten anſichtig geworden und aus Schmerz und Verzweiflung von der Höhe des Felſens in die Tiefe geſprungen; drei ihrer Anbeter aber, die ſie begleitet, ſeien ihr gefolgt, und deſshalb heiße auch der vordere Felſen mit dem dreifachen Echo der Dreiritterſtein. So hatte alſo Vogt aus dem ſelbſtändig erfundenen Gedichte Brentano's, auf das er ſich obendrein zur Beglaubigung ſeiner Erzählung

berief, unter willkürlichen Zusätzen der eigenen Phantasie eine angebliche „Volkssage" gemodelt, deren sich bald zahlreiche Poeten zu weiterer Ausschmückung des romantischen Stoffes bemächtigten. Graf Otto Heinrich von Loeben verwandelte in seiner, zuerst in der „Urania" für 1821 abgedruckten „Loreley; eine Sage vom Rhein" [107]) die Selbstmörderin von Bacharach in eine Strom-nixe, die, auf dem höchsten Felsgestein sitzend, den vorüberfahrenden Schiffer durch holde Lieder bethört und in die Tiefe hinablockt. Es leidet wohl keinen Zweifel, dass Heine dies Loeben'sche Gedicht gekannt und bei Abfassung seiner Lorelei-Ballade benutzt hat. Nicht allein der Inhalt ist fast ein gleicher, sondern auch die Form beider Lieder hat eine gewisse Aehnlichkeit in Versschema, Tonfall und einzelnen Wendungen. Es wäre jedoch lächerlich, Heine, der aus einigen saloppen Bänkelsängerreimen eine unsterbliche Dichtung schuf, eines Plagiates zu beschuldigen, weil er dem schlecht behandelten Stoff eine neue, würdigere Fassung gab. — Die Sage von der Lorelei nahm später unter den Händen anderer Dichter noch verschiedene Wandlungen an. Eichendorff machte sie zur Waldhexe, Simrock mit gelehrt erkünstelter Allegorie zur Muse des Rheinlands, Geibel wählte sie zum Gegenstande dramatischer Behandlung für ein Opern-Libretto, Hermann Hersch für ein fünfaktiges Trauerspiel, und Herzog Adolf von Nassau wollte der Rheinnixe Anfangs der fünfziger Jahre gar auf dem Lurleifelsen, als der Stätte des „uralten Lohra-Kultus", ein riesiges Standbild errichten, dessen Modell schon von Professor Hopfgarten angefertigt war, als plötzlich die unbarmherzige Kritik die ganze Sage in ihr Nichts zerblies. Das Modell verwittert jetzt langsam im Schlosspark zu Bieberich, und von den unzähligen Lorelei-Gedichten wird nur das Heine'sche Lied ewig im Volksmunde leben.

Auch die höhnisch bittere Romanze „Donna Clara" (Bd. XV, S. 272 [186]), welche die judenfeindliche Alkadentochter sich in einen unbekannten Ritter verlieben lässt, der sich, nachdem er ihrer Liebe genossen, als Sohn des gelehrten Rabbi Israel von Saragossa entpuppt, wurde im Herbst 1823 geschrieben. Die Begleitworte an Moser (Bd. XIX, S. 129 u. 132) verrathen uns, dass die herbe Tendenz des Gedichtes keineswegs der Ausfluss

eines überſprudelnden Humors, ſondern das Reſultat eines wirklichen Erlebniſſes in Berlin und eines tief verletzten Gemüthes war: „Es giebt einen Abraham von Saragoſſa, aber Iſrael fand ich bezeichnender. Das Ganze der Romanze iſt eine Scene aus meinem eigenen Leben, bloß der Thiergarten wurde in den Garten des Alkaden umgewandelt, Baroneſſe in Sennora, und ich ſelbſt in einen heiligen Georgen oder gar Apoll! Es iſt bloß das erſte Stück einer Trilogie, wovon das zweite den Helden von ſeinem eigenen Kinde, das ihn nicht kennt, verſpottet zeigt, und das dritte zeigt dieſes Kind als erwachſenen Dominikaner, der ſeine jüdiſchen Brüder zu Tode foltern läſſt. Der Refrain dieſer beiden Stücke korreſpondiert mit dem Refrain des erſten Stücks; — aber es kann noch lange dauern, ehe ich ſie ſchreibe. Auf jeden Fall werde ich dieſe Romanze in meiner nächſten Gedichtſammlung aufnehmen. Aber ich habe ſehr wichtige Gründe, zu wünſchen, daſs ſie früher in keine chriſtliche Hände gerathe.“ Es war Heine gar nicht angenehm, durch ſein Gedicht bei dem Freunde einen ſpaßigen Eindruck erregt zu haben: „Daſs dir die Romanze gefallen, iſt mir lieb. Daſs du darüber gelacht, war mir nicht ganz recht. Aber es geht mir oft ſo, ich kann meine eigenen Schmerzen nicht erzählen, ohne daſs die Sache komiſch wird.“ Eben ſo ſchrieb er an Ludwig Robert [108]), welcher ihn um das Gedicht für die „Rheinblüthen“, einen von ſeinem Schwiegervater, dem Buchhändler Braun in Karlsruhe, herausgegebenen Almanach, erſuchte: „Es war mir lieb, daſs es Ihnen nicht miſsfiel, da ich am Werthe desſelben zweifelte. Das Gedicht drückt nämlich nicht gut aus, was ich eigentlich ſagen wollte, und ſagt vielleicht gar etwas Anders. Es ſollte wahrlich kein Lachen erregen, noch viel weniger eine moquante Tendenz zeigen. Etwas, das ein individuell Geſchehenes und zugleich ein Allgemeines, ein Weltgeſchichtliches iſt, und das ſich klar in mir abſpiegelte, wollte ich einfach, abſichtlos und epiſch-parteilos zurück geben im Gedichte; — und das Ganze hatte ich ernſt-wehmüthig, und nicht lachend, aufgefaſſt, und es ſollte ſogar das erſte Stück einer tragiſchen Trilogie ſein.“

Im Ganzen verlebte Heine die Herbſtmonate in Lüneburg in ſehr verdrießlicher Stimmung; die Reiſe nach Hamburg hatte

ihm mehr Trübes als Erfreuliches gebracht, sein Kopfleiden war durch den Aufenthalt im Seebade kaum merklich gebessert worden, im täglichen Verkehr fehlte ihm jede geistige Anregung, und der Misserfolg der Aufführung des „Almansor" hatte seine hoch fliegenden Hoffnungen bis zur Verzagnis herab gestimmt. „Braunschweiger Messjuden," schrieb er an Moser (Bd. XIX, S. 120), „haben diese Nachricht in ganz Israel verbreitet, und in Hamburg bin ich ordentlich kondoliert worden. Die Geschichte ist mir sehr fatal, sie influenziert schlecht auf meine Lage, und ich weiß nicht, wie Dieses zu reparieren ist. Die Welt mit ihren dazu gehörigen Dummheiten ist mir nicht so gleichgültig, wie du glaubst." Die anerkennenden Recensionen seiner Tragödien und Gedichte in den meisten Zeitschriften trösteten ihn freilich in Etwas über das ärgerliche Ereignis, und er bemerkte bei der Nachricht, dass Beer's „Paria" in Berlin zur Aufführung kommen solle, mit erhobnerem Selbstgefühl (Ebd., S. 143): „Dass eine Tragödie nothwendig schlecht sein muss, wenn ein Jude sie geschrieben hat, dieses Axiom darf jetzt nicht mehr aufs Tapet gebracht werden. Dafür kann mir Michael Beer nicht genug danken." Ein treues Spiegelbild des Unmuths, mit welchem der junge Dichter die todte Stille des von jedem anregenden Verkehr mit der Außenwelt abgeschlossenen Familienlebens ertrug, gewährt uns der Anfang eines Briefes an Ludwig Robert [109]): „Es giebt nichts Neues zu hören, lieber Robert, außer dass ich noch lebe und Sie liebe. Letzteres wird eben so lange dauern, als das Erstere, dessen Dauer sehr unbestimmt ist. Ueber das Leben hinaus verspreche ich Nichts. Mit dem letzten Odemzuge ist Alles vorbei, Freude, Liebe, Aerger, Lyrik, Makaroni, Normaltheater, Linden, Himbeerbonbons, „Macht der Verhältnisse", Klatschen, Hundegebell, Champagner — und von dem mächtigen Talbot, der die Theater Deutschlands mit seinem Ruhm erfüllte, bleibt Nichts übrig, als eine Handvoll leichter Makulatur. Die aeterna nox des Käseladens verschlingt „Die Tochter Jephtha's" mitsammt dem ausgepfiffenen „Almansor". Es ist wahrlich eine düstere Stimmung, in der ich seit zwei Monaten hinbrüte; ich sehe Nichts, als offene Gräber, Dummköpfe und wandelnde Rechenexempel."

Nachdem ſich Heine am 24. December in Berlin hatte exmatrikulieren laſſen, trat er am 19. Januar 1824 die Reiſe nach Göttingen an. Wir erfahren aus einem Briefe, den er unterwegs in Hannover ſeinem Freunde Moſer ſchrieb (Bd. XIX, S. 145 ff.), daſs er auch an ſeinem neuen Beſtimmungsorte nicht viel Freude zu finden erwartete, und ſich, trotz ſeiner vielen Klagen, zuletzt doch ſo leidlich in Lüneburg eingelebt, ja, faſt ungern von den hübſchen Lüneburgerinnen getrennt hatte: „Aus dem Datum oben erſiehſt du, daſs ich jetzt in derjenigen Stadt bin, wo man die Folter erſt vor einigen Jahren abgeſchafft hat. Ich bin geſtern Abend angekommen und blieb heute hier, weil ich mich gar zu erſchöpft fühle von der Nacht, die ich durchgefahren, in ſehr ſchlechtem Wetter und noch ſchlechterer Geſellſchaft. Ich bin übermorgen in Göttingen und begrüße wieder den ehrwürdigen Karcer, die läppiſchen Löwen auf dem Weenderthore und den Roſenſtrauch auf dem Grab der ſchönen Cäcilie. Ich finde vielleicht keinen einzigen meiner früheren Bekannten in Göttingen; Das hat etwas Unheimliches. Ich glaube auch, daſs ich die erſte Zeit ſehr verdrießlich leben werde, dann gewöhne ich mich an meinen Zuſtand, befreunde mich peu-à-peu mit dem Unabwendbaren, und am Ende iſt mir der Platz ordentlich lieb geworden, und es macht mir Schmerzen, wenn ich davon ſcheiden muſs. Es iſt mir immer ſo gegangen, ſo halb und halb auch in Lüneburg. Lorsque mon départ de cette ville s'approchait, les hommes et les femmes, et principalement les belles femmes, s'empressaient de me plaire et de me faire regretter mon séjour de Lunebourg. Voilà la perfidie des hommes, ils nous font des peines même quand ils semblent nous cajoler Das Licht iſt tief herabgebrannt, es iſt ſpät, und ich bin zu ſchläfrig, um deutſch zu ſchreiben. Eigentlich bin ich auch kein Deutſcher, wie du wohl weißt (vide Rühs, Fries a. m. O.) Ich würde mir auch Nichts darauf einbilden, wenn ich ein Deutſcher wäre. O ce sont des barbares! Es giebt nur drei gebildete, civiliſierte Völker: die Franzoſen, die Chineſen und die Perſer. Ich bin ſtolz darauf, ein Perſer zu ſein. Daſs ich deutſche Verſe mache, hat ſeine eigene Bewandtnis. Die ſchöne Gulnare hat nämlich von einem gelehrten Schafskopfe gehört, daſs das Deutſche

Aehnlichkeit habe mit ihrer Mutterſprache, dem Perſiſchen, und jetzt ſitzt das liebliche Mädchen zu Iſpahan und ſtudiert deutſche Sprache, und aus meinen Liedern, die ich in ihren Harem einzuſchmuggeln gewuſſt, pflegt ſie, zur grammatiſchen Uebung, Einiges zu überſetzen in ihre ſüße, roſige, leuchtende Bulbul-Sprache. Ach, wie ſehne ich mich nach Iſpahan! Ach, ich Armer bin fern von ſeinen lieblichen Minarets und duftigen Gärten! Ach, es iſt ein ſchreckliches Schickſal für einen perſiſchen Dichter, daſs er ſich abmühen muſs in eurer niederträchtig holprigen deutſchen Sprache, daſs er zu Tode gemartert wird von euren eben ſo holprigen Poſtwägen, von eurem ſchlechten Wetter, euren dummen Tabacksgeſichtern, euren römiſchen Pandekten, eurem philoſophiſchen Kauderwelſch und eurem übrigen Lumpenweſen. O Firduſi! O Iſchami! O Saadi! wie elend iſt euer Bruder! Ach, wie ſehne ich mich nach den Roſen von Schiras! Deutſchland mag ſein Gutes haben, ich will es nicht ſchmähen. Es hat auch ſeine großen Dichter: Karl Müchler, Clauren, Gubitz, Michel Beer, Auffenbach, Theodor Hell, Laun, Gehe, Houwald, Rückert, Müller, Immermann, Uhland, Goethe. Aber was iſt alle ihre Herrlichkeit gegen Hafis und Niſami! Aber obſchon ich ein Perſer bin, ſo bekenne ich doch: der größte Dichter biſt du, o großer Prophet von Mekka, und dein Koran, obſchon ich ihn nur durch die ſchlechte Boyiſen'ſche Ueberſetzung kenne, wird mir ſo leicht nicht aus dem Gedächtnis kommen!"

Am 30. Januar ließ ſich H. Heine zum zweiten Mal in Göttingen als akademiſcher Bürger immatrikulieren, und bezog eine Wohnung im erſten Stock des Eberwein'ſchen Hauſes auf der Groner Straße [110]). Seine Aufwärterin in dieſem Logis gehörte zum Xanthippengeſchlechte, und Heine machte ſich öfters den Spaß, Fräulein Luiſe in Gegenwart ſeiner Bekannten zu Wuthausbrüchen zu reizen. Einmal ſchellte er, als ob das Haus in Flammen ſtünde. Die Aufwärterin erſchien und blieb mit zornigen Blicken, der Befehle des Herrn gewärtig, ſchweigend in der Thür ſtehen. Heine ſchien ſie gar nicht zu bemerken und trug, ihr den Rücken zuwendend, allerlei Ungehörigkeiten des kecken „Beſens" vor. „Was!" ſchrie ſie plötzlich, „ich ſoll ein Beſen ſein? Wenn Sie einen Beſen wollen, ſo kann ich damit dienen!"

Wüthend ſchlug ſie die Thüre hinter ſich zu, und gleich darauf flog ein großer Kehrbeſen mitten ins Zimmer.

Wie Heine vorausgeſehen, fand er in Göttingen nur wenige ſeiner früheren Univerſitätsbekannten vor, und ſeine Briefe an Moſer eröffnet ſofort wieder (Bd. XIX, S. 150) ein Lamento über das ſterile Einerlei ſeines Lebens: „Ich bin jetzt ſchon neun Tage hier, d. h. die Langeweile verzehrt mich ſchon. Aber ich hab' es ja ſelbſt gewollt, und es iſt gut, und ſtill davon! Ich will nie mehr klagen. Ich las geſtern Abend die Briefe Jean Jacques Rouſſeau's und ſah, wie langweilig es iſt, wenn man ſich beſtändig beklagt. Aber ich klage ja nur meiner Geſundheit wegen, und — Das muſſt du mir bezeugen — die Schufte, die durch Machinationen mir das Leben zu verpeſten ſuchen, haben mir ſelten Klagen entlockt . . . Hier iſt Alles ſtill, und in der Hauptſache anders als bei euch. Wie du weißt, in der ganzen Welt verbringen die Menſchen ihr Leben damit, daſs ſich Einer mit dem Andern beſchäftigt, und Deſſen Thun und Laſſen, Wollen und Können beobachtet oder kreuzt oder (des eignen Vortheile halber) befördert. In Berlin bekümmert man ſich mehr um die lebendigen Menſchen, hier in Göttingen mehr um die Todten. Dort beſchäftigt man ſich auch mehr mit Politik, hier mehr mit der Literatur derſelben. Um mit meinem Freunde Rouſſeau zu ſprechen: à Berlin on est plus curieux des sottises qui se font dans ce monde, ici on est plus curieux de celles qu'on imprime dans les livres.“ Obſchon er verſichert, daſs er jetzt ganz in ſeinem juriſtiſchen Fachſtudium lebe und das Corpus juris ſein Kopfkiſſen ſei, ſcheint Heine doch nebenher auch die geſelligen Freuden des Umgangs aufgeſucht und die ſich ihm darbietenden Zerſtreuungen nicht verſchmäht zu haben, wie ſchon die humoriſtiſche Andeutung (Ebd., S. 155) beſagt: „Dennoch treibe ich noch manches Andere, z. B. Chronikenleſen und Biertrinken. Die Bibliothek und der Rathskeller ruinieren mich. Auch die Liebe quält mich. Es iſt nicht mehr die frühere, die einſeitige Liebe, ſondern, wie ich mich zum Doppelbier hinneige, ſo neige ich mich auch zu einer Doppelliebe. Ich liebe die medicäiſche Venus, die hier auf der Bibliothek ſteht, und die ſchöne Köchin des Hofrath Bauer. Ach, und bei Beiden liebe ich unglücklich!“

Vor Allem besuchte er gern eine kleine Wirthschaft, „die Landwehr“ genannt, welche ein Stündchen von der Stadt entfernt lag, und des hübschen Schänkmädchens halber vielen Zuspruch von den Studenten erhielt. Das Lottchen von der Landwehr war eine reizende Erscheinung. Höchst anständig, von gleicher Freundlichkeit gegen alle Gäste, bediente sie alle mit wunderbarer Schnelligkeit und graciöser Behendigkeit. Heine schlenderte oftmals mit andern Musensöhnen nach dieser Schänke hinaus, um dort sein Abendessen einzunehmen, gewöhnlich eine Taube oder ein Entenviertel mit Apfelkompott. Er liebte es, mit der Kleinen zu scherzen, obschon sie dazu weder Veranlassung noch Erlaubnis gab, und einstmals umfasste er gar ihre Taille und suchte ihr einen Kuss zu rauben. Glühend vor Zorn und Scham riss sich das Mädchen los, und verwies dem kecken Studenten mit so strafendem Ernst sein Benehmen, dass er beschämt davon schlich. Längere Zeit vermied er die Schänke, durch diese Erfahrung belehrt, dass ein junges, seiner Würde bewusstes Mädchen allezeit den kräftigsten Schutz gegen jede Frivolität in sich selbst trage. Bald jedoch zog es ihn wieder nach der Landwehr, und er ging in der eitlen Absicht hinaus, das hübsche Mädchen völlig zu ignorieren. Wie sehr aber war er erstaunt, als ihm Lottchen mit dem heitersten Lächeln entgegen kam, ihm die Hand reichte und unbefangen sagte: „Mit Ihnen ist Das etwas ganz Anderes als mit den übrigen Herrn Studiosen, Sie sind ja schon so berühmt, wie unsre Professoren. Ich habe Ihre Gedichte gelesen — ach, wie sind die schön! das Gedicht vom Kirchhof weiß ich fast auswendig — und jetzt, Herr Heine, mögen Sie mich küssen in Gegenwart von all' diesen Herren. Seien Sie aber auch recht fleißig und schreiben Sie noch mehr so schöne Gedichte!“ Als Heine seinem Bruder Max nach dreißig Jahren diese Geschichte erzählte, sagte er wehmüthig: „Dies kleine Honorar hat mir mehr Freude verursacht, als späterhin alle blinkenden Goldstücke von Hoffmann und Campe.“

Kaum zwei Monate hatte H. Heine in Göttingen verbracht, als ihn sein unruhiger Geist schon wieder den Plan zu einem Ausfluge nach Berlin fassen ließ. „Wir haben nämlich vier Wochen Ferien,“ schrieb er (Bd. XIX, S. 157 ff.) an Moser,

„das Leben hier macht mich bis zur Entsetzlichkeit melancholisch, für meine Kopfschmerzen, die mich wieder anhaltend plagen, ist eine durchrüttelnde Reise heilsam, und dann — ich könnte dir wohl glauben machen, dass du endlich es bist, der mich am meisten nach Berlin zieht, und ich habe es mir auch gestern den ganzen Tag eingebildet, aber diesen Morgen im Bette frug ich mich selbst, ob ich wohl nach Göttingen reisen würde, wenn du in Göttingen und ich in Berlin wäre? Aber was soll ich mir den Kopf zerbrechen, um die Ursachen aufzufinden, warum ich nach Berlin reise — genug, ich komme hin. Es ärgert mich, dass du mir schreibst, dass Roberts schon diesen Monat nach Wien gehen. Wäre Dies nicht, so würde ich mir einbilden, ich reiste Madame Robert's wegen nach Berlin. Aber Frau von Varnhagen? Ja, ich freue mich, die herrliche Frau wiederzusehen, aber was breche ich mir den Kopf? genug, ich komme . . . Du wirst sehen, wie es mit meinem armen Kopfe aussieht, wie ich besorgt sein muss, ihn vor allen Anreizungen zu bewahren. Ich bitte dich schon im Voraus, lass mich, wenn wir zusammenkommen, kein Hegel'sches Wort hören, nimm Stunden bei Auerbach, damit du mir recht viel Mattes und Wässrichtes sagen kannst, lass dir dünken, ich sei ein Schafskopf wie Cajus und Titius ꝛc. Verlange überhaupt keine Kraftäußerungen von mir, wie du in deinem Briefe verlangst; mag es mit meiner Poesie aus sein oder nicht, und mögen unsere ästhetischen Leute in Berlin von mir sagen, was sie wollen — was geht Das uns an? Ich weiß nicht, ob man Recht hat, mich als ein erloschenes Licht zu betrachten, ich weiß nur, dass ich Nichts schreiben will, so lange meine Kopfnerven mir Schmerzen machen, ich fühle mehr als je den Gott in mir, und mehr als je die Verachtung gegen den großen Haufen; — aber früh oder spät muss ja die Flamme des Geistes im Menschen erlöschen; von längerer Dauer — vielleicht von ewiger Dauer — ist jene Flamme, die als Liebe (die Freundschaft ist ein Funken derselben) diesen morschen Leib durchströmt. Ja, Moser, wenn diese Flamme erlöschen wollte, dürftest du ängstlich werden. Noch hat's keine Gefahr; ich fühle ihren Brand . . . Lebe wohl, behalte mich lieb, und begnüge dich mit Dem, was ich bin und sein will, und grüble nicht darüber, was ich sein könnte." Wenn

Moſer, wie aus dieſen Bemerkungen hervor zu gehen ſcheint, ſich in ſeinen Briefen geäußert hatte, als hielte man in Berlin Heine's poetiſche Kraft für erloſchen, ſo beeilte ſich Letzterer, eine brillante Viſitenkarte ſeines Genius abzugeben, indem er noch vor ſeiner Ankunft in Berlin dreiunddreißig der ſchönſten, im Herbſte gedichteten Lieder aus dem Cyklus „Die Heimkehr" im „Geſellſchafter" vom 26.—31. März 1824 abdrucken ließ.

Zur ſelben Zeit trat er die Ferienreiſe an. Auf dem Harze verbrachte er eine ſchlechte Nacht, und ſein unmuthiger Ausruf (Bd. XIX, S. 162: „Nichts als Schneeberge, hol' der Teufel ſeinen geliebten Blocksberg!" ließ nicht ahnen, welch ein Bad geiſtiger Erfriſchung ihm ſechs Monate ſpäter die Fußwanderung durch dasſelbe Gebirge gewähren ſollte. Fern gen Süden ſah er den Kyffhäuſer liegen — „die Raben flattern noch um den Berg herum, und der alte Herr mit dem rothen Bart wird ſich noch einige Zeit gedulden müſſen," dachte er bei dem Anblick des ſagenumklungenen Felskegels,—und über Quedlinburg und Halberſtadt traf er am 1. April in Magdeburg ein, wohin ſein Freund Immermann ſeit Kurzem übergeſiedelt war. Er machte dort endlich die perſönliche Bekanntſchaft des Dichters, mit dem er ſeit anderthalb Jahren eine ſo lebhafte Korreſpondenz unterhalten, und in anregendſtem Geſpräch ward der literariſche Bruderbund beſiegelt, den ſie aus der Ferne mit einander geſchloſſen. Es war dies unſeres Wiſſens zugleich das erſte und das einzige Mal, daſs Heine perſönlich mit Immermann zuſammen traf. „Von Magdeburg wüſſte ich dir Nichts zu ſagen," ſchrieb er an Moſer, „als daſs es einen prächtigen Dom hat und in dieſem Augenblick zwei ſehr bedeutende Dichter mit ſeinen Mauern umſchließt. Der Eine iſt dein Freund H. Heine." In demſelben Billett bittet er Moſer, ihm in Berlin auf einige Wochen ein Zimmer zu miethen, „nicht zu theuer, aber auch nicht ſchlecht. Bei keinem Juden, wegen — —, und nirgends wo in der Nähe ein Schloſſer oder überhaupt ein klopfender Handwerker wohnt; auch ſiehe, daſs das Zimmer an kein anderes grenzt, worin laut geſprochen wird." Dieſe ängſtlichen Vorſchriften laſſen genügend erkennen, daſs Heine's Kopfübel — ſein Arzt in Göttingen war der Geheime Hofrath Dr. Marx — ihn immer noch ſtörend beläſtigte. Sein

Vetter Schiff erzählt eine ergötzliche Geschichte, die jener Besuch in Berlin zur Folge hatte. Ein eleganter Student, Namens Schlegel, der später eine Hofcharge bei einem deutschen Duodezfürsten bekleidete, traf eines Tages bei Schiff mit Heine zusammen, und Dieser klagte, wie gewöhnlich, über Kopfschmerz. Schlegel, welcher an demselben Uebel litt, hatte die Artigkeit, dem Dichter ein unfehlbares Recept anzubieten, das ihm selbst jederzeit Linderung verschaffte. Heine nahm das probate Heilmittel dankbar an, und versprach das Recept zurück zu geben, so bald er es habe kopieren lassen; in der Zerstreuung nahm er dasselbe aber nach Göttingen mit. Einige Tage nachher kam Schlegel mit hoch geschwollenem Gesichte, den Kopf mit einem Backentuche umwunden, zu Schiff gestürzt. „Ums Himmelswillen! wo ist Ihr Vetter? Ich muss sofort mein Recept haben." — „Beide in Göttingen!" lachte Schiff, den der possierliche Anblick des Patienten und der Gedanke an das Schicksal des Receptes, welches einem wirklich Leidenden durch einen Kranken in der Einbildung entführt worden sei, zu unwillkürlicher Heiterkeit hinriss. Denn Schiff, der sich bis in sein hohes Alter, trotz der maßlosesten Ausschweifungen, einer unverwüstlichen Gesundheit erfreute, glaubte mit Unrecht niemals an den Ernst der Heine'schen Kopfschmerzen, und war sehr geneigt, dieselben lediglich für einen Vorwand zu halten, durch Aufstützen des Kopfes oder kokettes Hinstreichen über die Stirn eine schön geformte Hand in vortheilhafter Beleuchtung zu zeigen. — Heine fand in Berlin noch die meisten seiner intimeren Freunde vor; Roberts hatten ihre Abreise aufgeschoben, mit Varnhagen stellte sich das alte herzliche Einvernehmen wieder her, Moser, Zunz, Gans und Lehmann tauschten in gewohnter Weise ihre Ideen in geistvollem Wechselgespräch mit ihm aus, seine im „Gesellschafter" abgedruckten neuen Gedichte hatten die größte Bewunderung erregt, in allen Kreisen der Residenz sah er sich aufs zuvorkommendste empfangen, neue Bekanntschaften, wie mit dem Schriftsteller Daniel Leßmann, der später so tragisch endete, wurden angeknüpft, und nach vierwöchentlichem Aufenthalt kehrte er geistig erfrischt, und auch körperlich in etwas besserem Wohlsein, nach Göttingen zurück.

Kaum dort angelangt, begann er jedoch sofort wieder zu klagen. „Ich bin in zweimal vierundzwanzig Stunden von Berlin hergereist," berichtete er (Bd. XIX., S. 162) an Moser; „Mittwoch um 6 Uhr hörte ich noch im Wagen den lieben Ton deiner Stimme, und Sonnabend um 6 Uhr klangen schon in mein Ohr die ennuyanten Laute Göttinger Philister und Studenten. Ich musste durch Magdeburg reisen, ohne Immermann gesprochen zu haben. Die Post hielt sich dort nur eine halbe Stunde auf; ich hätte dort mehrere Tage liegen bleiben müssen, wenn ich sie versäumte, und es drängte mich gar zu sehr, hier wieder ans Arbeiten zu kommen. So bin ich nun hier und lebe ganz isoliert und höre Pandekten, und sitze jetzt auf meiner Kneipe mit der Brust voll unverstandener Sehnsucht und dem Kopfe voll von noch unverstandenerem juristischen Wischiwaschi. Ich befinde mich ziemlich gut, der Kopf ist noch nicht ganz frei, aber wenigstens schmerzt er nicht." — Sehr bewegte ihn die unerwartete Nachricht von dem am 19. April 1824 in Missolunghi erfolgten Tode Lord Byron's. „Er war der einzige Mensch, mit dem ich mich verwandt fühlte," schrieb er (Ebd., S. 172) an Moser, „und wir mögen uns wohl in manchen Dingen geglichen haben. Ich las ihn selten seit einigen Jahren; man geht lieber um mit Menschen, deren Charakter von dem unsrigen verschieden ist." In den ersten Tagen seiner Rückkehr nach Göttingen wurde der artige Sonettenkranz an Friederike Robert (Bd. XVI., S. 249 [220] ff.) verfasst, den er ihr durch seinen Freund Moser zustellen ließ. „Ich hatte versprochen," bemerkt er dabei (Bd. XIX., S. 164), „der schönen Frau ein Gedicht zu machen, und für ein solches aufgegebenes Gelegenheitsgedicht, wo die Konvenienz (die Macht der Verhältnisse) den wirklichen Ernst theils heischte, theils verbot, dafür ist das Gedicht noch immer gut genug, und es wird der schönen Frau gefallen und sie erfreuen, und könnte dem Ueberbringer, wenn er nicht zu blöde wäre, ein zärtliches Trinkgeld eintragen. Etwas wenigstens wirst du bekommen, vielleicht ein extraordinäres Lächeln." Eben so geringen Werth legt Heine auf diese Gedichte in einem Schreiben an Ludwig Robert [111]): „Wenn Ihnen die Sonette an Ihre Frau nicht ganz und gar missfallen; so lassen Sie solche in den „Rheinblüthen" abdrucken,

mit der Chiffre H. unterzeichnet, und mit einer Ihnen beliebigen Ueberschrift. Wahrlich, für mich sind diese Sonette nicht gut genug, und ich darf auf keinen Fall meinen Namen drunter setzen. Ich habe mir jetzt überhaupt zum Grundsatz gemacht, nur Ausgezeichnetes zu unterzeichnen; und meine wahren Freunde werden Dieses sicher billigen." Demselben Briefe waren einige andere Gedichte für die „Rheinblüthen" beigefügt, die gleichfalls nur mit einer Chiffre unterzeichnet werden sollten. „Ein Hundsfott ist, wer mehr giebt, als er hat, und ein Narr ist, wer Alles mit seinem Namen giebt. Ich will Beides nicht sein. Ich verspreche Ihnen aber schriftlich, für den folgenden Jahrgang des Almanachs etwas recht gutes Großes zu liefern, und ich bin wohl der Mann, der es vermag. Der Abgang der Post ist zu nahe, als daſs ich heute Viel schreiben könnte, außerdem bin ich sehr verstimmt, ich muſs mich mit langweiligen, mühsamen Arbeiten abquälen, der Todesfall meines Vetters zu Missolunghi hat mich tief betrübt, das Wetter ist so schlecht, daſs ich fast glaube, es ist von Clauren, ich habe betäubende Anwandlungen von Pietismus, Tag und Nacht rappeln in meinem Zimmer die Mäuse; mein Kopfübel will nicht weichen, und in ganz Göttingen ist kein Gesicht, das mir gefällt."

Auch mit Johann Baptist Rousseau, der seit Anfang des Jahres in Köln eine „Zeitschrift für Poesie, Literatur, Kritik und Kunst" unter dem Titel Agrippina" begründet hatte, trat Heine von Göttingen aus wieder in Korrespondenz. Obschon ihm das hohle journalistische Treiben des Freundes und Dessen Hinneigung zu deutschthümelnd mittelalterlichen Tendenzen von Herzen zuwider war — Rousseau gab in den Jahren 1824 und 1825 in Köln und Aachen nicht weniger als drei verschiedene belletristische Journale heraus, die es sämmtlich nicht über einen halben Jahrgang brachten [112]), — sandte er ihm doch als bereitwillige Unterstützung manche poetische Beiträge ein, die freilich, getreu der oben ausgesprochenen Maxime, in Zukunft nur Vorzügliches unter seinen Namen veröffentlichen zu wollen, meistens bloß mit der Chiffre ****e unterzeichnet wurden. Einige derselben haben in dem Cyklus: „Die Heimkehr", andere erst in den „Neuen Gedichten" und im „Romancero" Aufnahme gefunden; manche jedoch sind

bei Lebzeiten des Verfassers nie wieder abgedruckt worden, obschon einzelne dieser Lieder wohl der Einreihung in eine der späteren Gedichtsammlungen werth gewesen wären [113]).

Ein anderer Beitrag desselben Poeten sollte der „Agrippina", die ohnedies nur ein sieches Dasein hinschleppte, zu jähem Ende verhelfen. Nachdem Heine am 1. August in Nr. 93 der genannten Zeitschrift das von ihm verfasste „Klagelied eines altdeutschen Jünglings" (Bd. XVI., S. 295 [260]) unter der Ueberschrift „Elegie" und mit der Bemerkung, dass es „ein noch nirgends abgedrucktes „Volkslied" sei, veröffentlicht hatte, schickte er seinem Freunde Rousseau ein, mit der Ueberschrift „Berlin" versehenes, humoristisches Soldatenlied ein, das aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts oder aus noch früherer Zeit herstammt, und das er im Hannövrischen hatte singen hören [114]). Kaum war dies, in Nr. 97 der „Agrippina" am 11. August 1824 mitgetheilte Lied in Berlin bekannt geworden, als der Befehl zur sofortigen Unterdrückung der Zeitschrift nach Köln erging. —

Was Heine's juristische Studien betrifft, so wurden die für das heran drohende Examen unerlässlichen Kollegien jetzt zwar pflichtschuldig besucht, aber zumeist nur als Nothsache und ohne inneres Interesse. „Ich lebe hier im alten Gleise," heißt es in einem Briefe an Moser (Bd. XIX., S. 166), „d. h. ich habe acht Tage in der Woche meine Kopfschmerzen, stehe des Morgens um halb fünf auf und überlege, was ich zuerst anfangen soll; unterdessen kommt langsam die neunte Stunde heran geschlichen, wo ich mit meiner Mappe nach dem göttlichen Meister eile — ja, der Kerl ist göttlich, er ist idealisch in seiner Hölzernheit, er ist der vollkommenste Gegensatz von allem Poetischen, und eben dadurch wird er wieder zur poetischen Figur; ja, wenn die Materie, die er vorträgt, ganz besonders trocken und ledern ist, so kommt er ordentlich in Begeisterung. In der That, ich bin mit Meister vollkommen zufrieden, und werde die Pandekten mit seiner und Gottes Hilfe loskriegen" [115]). Aber vergebens bemühte er sich, den in so geistlos todter Weise an sein Ohr schallenden Wust deutscher und römischer Gesetze zu bewältigen. Unmuthig klagte er dem Freunde (Ebd., S. 178 u. 182), dass er die Processe, die er zur Uebung jetzt führe, stets verliere: „Seit ich Jurist

bin, werde ich noch mehr geprellt, als ſonſt. Ich komme den ganzen Tag nicht vom Forum, ich höre von Nichts ſprechen als von Stillicidium, Teſtamenten, Emphyteuſis u. ſ. w., ich habe mich mit dem Jus wie ein Verzweifelnder abgequält, und doch mag Gott wiſſen, ob ich Was los habe. Wenn Meiſter das diesmalige Dekanat ausſchlägt, ſo bin ich ein verlorener Mann! Denn alsdann wird Hugo, der Freund meiner bitterſten Feinde, Dekan. Du muſſt wiſſen, ich habe mich hier auch ſchon hinlänglich verfeindet. Das liegt in der Natur der Sache." Je näher die Zeit des Examens kommt, deſto unruhiger und beſorgter wird Heine ob ſeiner juriſtiſchen Zukunft. Während er in Hugo's, Bauer's und Meiſter's Kollegien ſchmachtet, und die widerſpänſtig trockne Materie ihm durchaus nicht in den Kopf will, zweifelt er zuletzt an ſeinen Anlagen zur Jurisprudenz ſo gut wie zur Poeſie. Wenn ich ſage," ſchreibt er im Januar 1825 (Ebd., S. 190 ff.), „daſs ich kein Eſel und kein Genie bin, ſo will ich damit nicht renommieren. Wäre ich Erſteres, ſo wäre ich längſt befördert, z. B. zum Professor extraordinarius in Bonn. Und was das Genie betrifft — ach Gott, ich habe die Entdeckung gemacht: alle Leute in Deutſchland ſind Genies, und ich, juſt ich, bin der Einzige, der kein Genie iſt. Ich ſcherze nicht, es iſt Ernſt. Was die ordinärſten Menſchen zu faſſen vermögen, wird mir ſchwer. Ich bewundre, wie die Menſchen das Halbbegriffene, das aus dem Zuſammenhang des Wiſſens Geriſſene, im Kopf behalten und mit treuherziger Miene in ihren Büchern oder von ihren Kathedern herab wieder erzählen können. Wer Dieſes kann, Den halte ich für ein Genie. Indeſſen, wegen der Rarität wird jenen Menſchen, die es nicht können, der Name eines Genies beigelegt. Das iſt die große Ironie. Das iſt der letzte Grund meiner Genialität. Das iſt auch der letzte Grund, warum ich mich mit meiner Jurisprudenz zu Tode quäle, warum ich noch nicht damit fertig bin und erſt zu Oſtern fertig werde. Mit der Genialität in der Poeſie iſt es auch ſo eine ganz zweideutige Sache. Das Talent iſt mehr werth. Zu jeder Vollbringung gehört das Talent. Um ein poetiſches Genie zu ſein, muſs man erſt das Talent dazu haben. Das iſt der letzte Grund der Goethe'ſchen Größe. Das iſt der letzte Grund, warum ſo viele

Poeten zu Grund gehen, z. B. ich!" So breitete die verhaſſte Jurisprudenz allmählich ihre finſteren Schatten auch über Heine's dichteriſche Pläne, und erfüllte ihn mit ſelbſtquäleriſchem Miſstrauen in die eigene Kraft. Die begonnenen Entwürfe blieben liegen, und wurden zum Theil erſt nach Jahren in veränderter Geſtalt wieder aufgenommen.

Die Hauptarbeit, mit welcher ſich Heine im Sommer 1824 neben ſeinen juridiſchen Fachſtudien beſchäftigte, war ein Roman, „Der Rabbi von Bacharach", in welchem der Dichter, angeregt durch die Beſtrebungen des Berliner Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, die zweitauſendjährige Verfolgung und Unterdrückung des Judenthums mit aller Schmerzensgewalt der Poeſie verkörpern wollte. Den erſten Gedanken zu dieſem Werke ſcheint er bereits 1823 in Berlin gefaſſt zu haben; denn er ließ ſich, wie wir ſahen, die Geſchichte der Juden von Basnage ſofort durch Moſer nach Lüneburg ſenden, und am 25. Juni 1824 ſchrieb er dem Freunde (Bd. XIX., S. 167 ff.): „Ich treibe viel Chronikenſtudium, und ganz beſonders viel historia judaica. Letztere wegen der Berührung mit dem „Rabbi", und vielleicht auch wegen inneren Bedürfniſſes. Ganz eigene Gefühle bewegen mich, wenn ich jene traurige Annalen durchblättere; eine Fülle der Belehrung und des Schmerzes. Der Geiſt der jüdiſchen Geſchichte offenbart ſich mir immer mehr und mehr, und dieſe geiſtige Rüſtung wird mir gewiſs in der Folge ſehr zu Statten kommen. An meinem „Rabbi" habe ich erſt ein Drittel geſchrieben, und Gott weiß, ob ich ihn bald und gut vollende. Bei dieſer Gelegenheit merkte ich auch, daſs mir das Talent des Erzählens ganz fehlt; vielleicht thue ich mir auch Unrecht und es iſt bloß die Sprödigkeit des Stoffes. Die Paſchafeier iſt mir gelungen, ich bin dir für die Mittheilung der Agade Dank ſchuldig, und bitte dich, noch außerdem mir das Ceho Lachma Anja und die kleine Legende Maaſſe b' Rabbi Elieſer wörtlich überſetzt zukommen zu laſſen, auch die Pſalmſtelle im Nachtgebete: „Zehntauſend Gewaffnete ſtehn vor Salomon's Bette" mir wörtlich überſetzt zu ſchicken. Vielleicht gebe ich dem „Rabbi" einige Druckbogen Illustrations auf engliſche Weſe als Zugabe, und zwar originalen Ideenextrakt über Juden und ihre Geſchichte. Benjamin von Tudela [116]), der jetzt auf meinem Tiſch herum

reist, lässt dich herzlich grüßen. Er wünscht, dass ihn Zunz mal bearbeite und mit Uebersetzung herausgebe. Die Uebersetzung und Bearbeitung vom französischen Dr. Witte, die ich vor mir habe, ist unter aller Kritik schlecht, Nichts als Schulknabenwitz. Ueber die Frankfurter Juden war mir der Schudt [117]) sehr nützlich; ich habe beide Quartbände ganz durchgelesen und weiß nicht, ob ich mich mehr geärgert über das Rischeß, das über jedes Blatt ausgegossen, oder ob ich mich mehr amüsiert habe über die Rindviehhaftigkeit, womit das Rischeß vorgebracht wird. O wie haben wir Deutsche uns vervollkommnet! Es fehlen mir jetzt nur noch Notizen über die spanischen Juden im fünfzehnten Jahrhundert, und besonders über ihre Akademien in Spanien zu dieser Zeit; wo finde ich was? oder, besser gesagt, fünfzig Jahre vor ihrer Vertreibung. Interessant ist es, dass dasselbe Jahr, wo sie vertrieben worden, das neue Land der Glaubensfreiheit, nämlich Amerika, entdeckt worden." Während Moser sich der Hoffnung hingab, dass der „Rabbi" inzwischen fast vollendet sei, belehrte ihn ein Brief Heine's vom 25. Oktober desselben Jahres (Bd. XIX., S. 178 ff.), dass der Roman noch immer nicht über das erste Drittheil hinausgekommen: „Er wird aber sehr groß, wohl ein dicker Band, und mit unsäglicher Liebe trage ich das ganze Werk in der Brust. Ist es ja doch ganz aus der Liebe hervorgehend, nicht aus eitel Ruhmgier. Im Gegentheil, wenn ich der Stimme der äußeren Klugheit Gehör geben wollte, so würde ich es gar nicht schreiben. Ich sehe voraus, wie Viel ich dadurch verschütte und Feindseliges herbei rufe. Aber eben auch weil es aus der Liebe hervorgeht, wird es ein unsterbliches Buch werden, eine ewige Lampe im Dome Gottes, kein verprasselndes Theaterlicht. Ich habe viel Geschriebenes in diesem Buche wieder ausgelöscht, jetzt erst ist es mir gelungen, das Ganze zu fassen, und ich bitte nur Gott, mir gesunde Stunden zu geben, es ruhig nieder zu schreiben. Lächele nicht über dieses Gackern vor dem Eierlegen. Lächele auch nicht über mein langes Brüten; so ein gewöhnliches Gänseei (ich meine nicht Dr. Gans) ist schneller ausgebrütet, als das Taubenei des heiligen Geistes. Du hast vergessen, mir ein paar Notizen mitzutheilen, die ich in meinem letzten Briefe zum Behuf des „Rabbi" verlangte. Dem Dr. Zunz

lasse ich für seine Mittheilung über die spanischen Juden tausendmal danken. Obschon sie höchst dürftig ist, so hat Zunz mir doch mit einem einzigen scharfsinnigen Wink mehr genutzt, als einige vergeblich durchstöberte Quartbände, und er wird unbewusst auf den „Rabbi" influenziert haben. Ich wünsche, er hätte die Güte, mir anzuweisen, wo ich gute Notizen finde über die Familie der Abarbanels. — Im Basnage habe ich Wenig gefunden. Die schmerzliche Lektüre des Basnage ward Mitte des vorigen Monats endlich vollendet. Was ich speciell suchte, habe ich eigentlich nicht darin gefunden, aber viel Neues entdeckte ich, und viel' neue Ideen und Gefühle wurden dadurch in mir aufgeregt. Das Ganze des Buches ist großartig, und einen Theil des Eindrucks, den es auf mich gemacht, habe ich den 11. September in folgender Reflexion angedeutet:

**An Edom!**

Ein Jahrtausend schon und länger
Dulden wir uns brüderlich,
Du, du duldest, daſs ich athme,
Daſs du rasest, dulde ich.

Manchmal nur, in dunkeln Zeiten,
Ward dir wunderlich zu Muth,
Und die liebefrommen Tätzchen
Färbtest du mit meinem Blut!

Jetzt wird unsre Freundschaft fester,
Und noch täglich nimmt sie zu;
Denn ich selbst begann zu rasen,
Und ich werde fast wie du!

Aber wie ein Wort das andere giebt, so giebt auch ein Vers den andern, und ich will dir zwar unbedeutendere Verse mittheilen, die ich gestern Abend machte, als ich über die Weenderstraße trotz Regen und Wetter spazieren ging und an dich dachte, und an die Freude, wenn ich dir mal den „Rabbi" zuschicken kann, und ich dichtete schon die Verse, die ich auf den weißen Umschlag des Exemplars als Vorwort für dich schreiben würde,

— und da ich keine Geheimniſſe für dich habe, ſo will ich dir ſchon hier jene Verſe mittheilen:

Brich aus in lauten Klagen,
Du düſtres Martyrerlied,
Das ich ſo lang getragen
Im flammenſtillen Gemüth!

Es dringt in alle Ohren,
Und durch die Ohren ins Herz;
Ich habe gewaltig beſchworen
Den tauſendjährigen Schmerz.

Es weinen die Großen und Kleinen,
Sogar die kalten Herrn,
Die Frauen und Blumen weinen,
Es weinen am Himmel die Stern'!

Und alle die Thränen fließen
Nach Süden im ſtillen Verein,
Sie fließen und ergießen
Sich all' in den Jordan hinein."

Wir ſehen aus einem Briefe vom Januar 1825, daſs Heine ſeine Studien für den Roman immer weiter ausdehnte. „Ich leſe Viel," ſchreibt er (Ebd., S. 193); „immer noch Chroniken und Quellenſchriftſteller. Ich bin, ehe ich mich Deſſen verſah, in die Reformationsgeſchichte gerathen, und in dieſem Augenblick liegt der zweite Folioband von Von der Hardt's Hist. liter. reformationis auf meinem Tiſche; ich habe geſtern Abend darin die Reuchlin'ſche Schrift gegen das Verbrennen der hebräiſchen Bücher mit großem Intereſſe geleſen. Für dein Studium der Religionsgeſchichte kann ich Schröckh's Kirchengeſchichte mit Enthuſiasmus, wegen der gründlichen Zuſammenſtellung, dir empfehlen. Seit den Ferien hab' ich ſchon zwei Dutzend Bände davon verknopert. An die Fortſetzung meines armen „Rabbi" darf ich in dieſem Augenblick nicht gehen." Die nöthige Vorbereitung zum Examen hinderte allerdings den Dichter, ununterbrochen an dieſem Lieblingswerke zu arbeiten. Ein drei Wochen

vor seiner Doktor-Promotion geschriebener Brief zeigt uns jedoch dass er mittlerweile fortfuhr, die eifrigsten Studien für dasselbe zu machen und es mit ungeschwächter Liebe im Herzen zu tragen (Ebd., S. 214 ff.): „Der „Rabbi" schreitet nur langsam vorwärts, jede Zeile wird abgekämpft, doch drängt's mich unverdrossen weiter, indem ich das Bewusstsein in mir trage, dass nur ich dieses Buch schreiben kann, und dass das Schreiben desselben eine nützliche, gottgefällige Handlung ist. Doch ich breche hiervon ab, indem dieses Thema mich leicht dazu bringen kann, von der eigenen Seelengröße selbstbespiegelnd zu renommieren. Zunz hat mir zwar schon mal durch dich geschrieben, wo im fünfzehnten Jahrhundert die vornehmste Schule der spanischen Juden war, nämlich in Toledo, aber ich möchte wissen, ob Dieses auch vom Ende des fünfzehnten Jahrhunderts zu verstehen ist? Er nannte mir auch Sevilla und Granada, aber ich glaube im Basnage gelesen zu haben, dass sie früher schon mal aus Granada vertrieben worden. Auch, wie ich dir notiert, möchte ich über die Abarbanels Etwas erfahren, was ich nicht aus christlichen Quellen schöpfen kann. Bagl ist dürftig. Schudt hat ebenfalls Etwas zusammengerafft. Bartolocci hab' ich noch nicht gelesen. Wenig, unbegreiflich Wenig enthalten die spanischen Historiker von den Juden. Ueberhaupt ist hier ägyptische Finsternis. Ende dieses Jahres denke ich den „Rabbi" fertig zu haben. Es wird ein Buch sein, das von den Zunzen aller Jahrhunderte als Quelle genannt werden wird." Sofort nach der Promotion wurde der „Rabbi" wieder aufgenommen. „Grüße mir Zunz recht herzlich," heißt es in einem Briefe vom 22. Juli 1825 (Ebd., S. 227), sage ihm, dass ich ihm recht sehr danke für seine Notizen. In Granada haben 1492 wirklich Juden gewohnt, denn sie werden in der Kapitulation dieser Stadt ausdrücklich erwähnt. Ueber Abarbanel habe ich die Dissertation von Majus (vita Abarbanelis) über ihn aufgetrieben, alle christlichen Quellen zusammengestellt, aber sehr dürftig." Obschon Heine im Frühling und Sommer 1826 wiederholentlich die bestimmte Absicht aussprach, den „Rabbi" für den zweiten Theil der „Reisebilder zu vollenden (Ebd., S. 260 u. 279), scheint es doch, dass er auf Anrathen Moser's diesen Plan fallen ließ, um nicht durch ein leidenschaft-

liches Parteinehmen für die zu jener Zeit höchst unpopuläre Judensache seinem rasch aufgeblühten Dichterruhme zu schaden. Anfangs murrt er zwar über die „engherzige Mahnung" des Freundes, will von solchen praktischen Bedenken Nichts hören, und citiert mit trotzigem Stolze seinen eigenen Vers: „Und dich hat niemals rathend beschützt die Göttin der Klugheit, Pallas Athene!" — aber der „Rabbi" blieb unvollendet, und das fertige Bruchstück wurde erst 1840 im vierten Bande des „Salon" gedruckt.

Der uns erhaltene Torso rechtfertigt vollkommen das Selbstgefühl, mit welchem sich Heine in den angeführten Briefstellen über den bedeutenden Werth dieser Arbeit äußert. Kein anderes seiner Werke ist so großartig angelegt, und trotz der umfassenden Studien, welche der Dichter, wie wir eben erfuhren, in der Literatur des spanisch-jüdischen Mittelalters gemacht hatte, stört uns nirgends ein ostensibles Auskramen gelehrter Kenntnisse. Der kulturgeschichtliche Hintergrund des Bildes, welches die Erzählung vor uns aufrollt, ist mit den tiefsten und sattesten Farben gemalt, und das unheimliche Grausen, das der geschilderte Vorgang im Hause des Rabbi Abraham in uns erregt, wird echt künstlerisch gemildert durch das besänftigende Weben der Frühlingsnacht auf dem Rheinstrome und das kaleidoskopisch bunte Gewirr der Frankfurter Messe. Mit genialer Intuition erspart uns der Verfasser den leibhaftigen Anblick der Gräuelscenen bei der Judenermordung in Bacharach, während er uns den Eindruck derselben auf die handelnden Personen sympathisch mitempfinden lässt in der eisigen Verzerrung der Züge des Rabbi beim Anblick des Kinderleichnams unter dem Tische und in der Ohnmacht der schönen Sara, als sie ihren Gatten in der Synagoge aus dem Tone der Danksagung für ihre Rettung allmählich in das trübe Gemurmel des Todtengebetes für die erschlagenen Verwandten übergehen hört. Die vorgeführten Gestalten sind ungemein scharf und lebensvoll gezeichnet; der Ton der Erzählung ist ein anmuthig bewegter, und hält sich in glücklichster Weise frei von dem beliebten romantischen Unfug eingestreuter Reflexionen. Gerade in dieser Enthaltsamkeit verräth sich der wahre Künstler, der unmittelbar durch die Gewalt des Stoffes zu wirken sucht,

und nicht durch erklärendes Raisonnement, sondern durch die Handlung selber die Tendenz seiner Dichtung sich aussprechen lässt. Der Auftritt am Gitterthore des Frankfurter Judenquartiers im zweiten Kapitel (Bd. IV., S. 40—52) giebt ein vorzügliches Beispiel dieser objektiven Bewältigung des Stoffes. Nachdem der polternde Stadtsoldat, der ängstliche Nasenstern und der neugierige Lustigmacher sich uns mit ihren Eigenthümlichkeiten in einer ergötzlich dramatischen Scene bekannt gemacht haben, enträthselt der Dichter auf natürliche Art die Signatur dieser Gestalten in den seufzenden Worten, die der geflüchtete Rabbi zu seinem sanftmüthigen Weibe spricht: „Sieh, schöne Sara, wie schlecht geschützt ist Israel! Falsche Freunde hüten seine Thore von außen, und drinnen sind seine Hüter Narrheit und Furcht!“ Der uns vorliegende Anfang gestattet keine sichere Muthmaßung über den vom Verfasser beabsichtigten Gang der Erzählung. „Was ich hier gebe,“ schreibt Heine in einem späteren Briefe (Bd. XX., S. 274) an seinen Verleger, „ist nur die Exposition des Buches, das bei meiner Mutter verbrannt ist [118]) — vielleicht zu meinem Besten. Denn im Verfolg traten die ketzerischsten Ansichten hervor, die sowohl bei Juden wie Christen viel Zetergeschrei hervorgerufen hätten.“ So Viel läßt sich annehmen, daſs die im dritten Kapitel eingeführte Figur des Don Isaak Abarbanel dazu bestimmt war, dem treu am Judenthum festhaltenden Rabbi einen Konvertiten gegenüber zu stellen, der sich mit leichtfertigem Witz über das Gewissenlose eines aus Nützlichkeitsgründen unternommenen Glaubenswechsels zu täuschen sucht, und sich mit seinem genuſssüchtigen Streben in der neuen Religion eben so unbehaglich wie einst in der alten fühlt. Dem jüdischen Glauben hat er entsagt, aber die jüdische Küche lockt den frivolen Sausewind Tag für Tag in die Judengasse zurück. „Ich bin ein Heide,“ lästert er (Bd. IV., S. 75), „und eben so zuwider, wie die dürren, freudlosen Hebräer sind, mir die trüben, qualsüchtigen Nazarener. Unsere liebe Frau von Sidon, die heilige Astarte, mag es mir verzeihen, daſs ich vor der schmerzensreichen Mutter des Gekreuzigten niederknie und bete . . . Nur mein Knie und meine Zunge huldigt dem Tode, mein Herz blieb treu dem Leben!“ — Es ist wahrscheinlich, daſs Heine, den es

von jeher ärgerte, seine jüdische Abstammung ihm von Seiten einer bornierten Kritik zum beständigen Vorwurfe gemacht zu sehen, in späterer Zeit, nachdem er sich selbst hatte taufen lassen, die Lust zur Fortsetzung des „Rabbi“ um so mehr verlor, als die Befürchtung nahe lag, das ihm so äußerst fatale Thema seines eignen Uebertrittes zum Christenthum werde durch die Veröffentlichung jenes Romans aufs Neue in allen Tagesblättern zu unliebsamer Besprechung gelangen. In diesem Sinne mochte sein Freund Moser Recht haben, als er ihn mahnte, die Folgen einer solchen Publikation wohl zu überlegen. Heine gerieth durch seinen Religionswechsel mit Nothwendigkeit in eine schiefe Stellung zu seinen früheren Glaubensgenossen und zu dem dichterischen Werke, das ihre Interessen vertreten, ihre Leiden und ihren hartnäckigen Kampf gegen die christlichen Unterdrücker verherrlichen sollte. Was früher unzweifelhaft als eine That uneigennütziger Liebe erschienen wäre, konnte leicht eine sehr zweideutige Beleuchtung erhalten, nachdem der Vorkämpfer der Judensache wenigstens äußerlich die Glaubensuniform gewechselt hatte. Wir glauben daher nicht zu irren, wenn wir das schließliche Aufgeben der Vollendung eines mit so vielem Eifer begonnenen Werkes hauptsächlich diesem unseligen Schritte zuschreiben, der weder für Heine, noch für die kirchliche Gemeinschaft, in die er dem Namen nach eintrat, von dem geringsten Nutzen war.

Neben andern poetischen Plänen trug sich Heine in der Zeit seines Göttinger Aufenthalts auch mit dem Gedanken an eine „Faust“-Tragödie, von der in den Jahren 1825 und 1826 einzelne Scenen skizziert wurden [119]). Bei Uebersendung des ersten Bandes der „Reisebilder“ schrieb er an Varnhagen [120]): „Ihnen ist es nicht hinreichend, dass ich zeige, wie viel' Töne ich auf meiner Leier habe, sondern Sie wollen auch die Verbindung aller dieser Töne zu einem großen Koncert — und Das soll der „Faust“ werden, den ich für Sie schreibe. Denn wer hätte größeres Recht an meinen poetischen Erzeugnissen, als Derjenige, der all mein poetisches Dichten und Trachten geordnet und zum Besten geleitet hat!“ Statt der Ausführung dieser Tragödie, hat der Dichter den Stoff zwanzig Jahre später zur Unterlage eines phantastischen Tanzpoems benutzt, von dem seiner Zeit die

Rede ſein wird. — Außer einer Novelle, die er für die „Rheinblüthen“ begann, aber gleichfalls nicht vollendete [121]), ſchrieb Heine gelegentlich an ſeinen „Zeit-Memoiren“, deren er zuerſt 1823 in einem Briefe an Wohlwill erwähnt, und die er in einem Schreiben an Ludwig Robert eine Art „Wahrheit und Dichtung“ nennt, die erſt in ſehr ſpäteren Zeiten erſcheinen dürfe. „Vielleicht erleben Sie es noch,“ heißt es an einer anderen Stelle [122]), „meine Bekenntniſſe zu leſen, und zu ſehen, wie ich meine Zeit und meine Zeitgenoſſen betrachtet, und wie mein ganzes trübes, drangvolles Leben in das Uneigennützigſte, in die Idee, übergeht. Es liegt mir Viel, ſehr Viel an der Anerkennung der Maſſe, und doch giebt's Niemand, der wie ich den Volksbeifall verachtet und ſeine Perſönlichkeit vor den Aeußerungen desſelben verbirgt.“ — „Selbſt wenn ich heute ſtürbe,“ ſchreibt er (Bd. XX, S. 284) im Herbſt 1840 ſeinem Verleger, „ſo bleiben doch ſchon vier Bände Lebensbeſchreibung oder Memoiren von mir übrig, die mein Sinnen und Wollen vertreten und ſchon ihres hiſtoriſchen Stoffes wegen, der treuen Darſtellung der myſteriöſeſten Uebergangskriſe, auf die Nachwelt kommen.“ — Es ſind Dies ohne Zweifel dieſelben „Memoiren“, an welchen Heine mit oftmaliger Unterbrechung bis an ſein Lebensende ſchrieb, und welche er, nach einer Aeußerung gegen ſeinen Verleger im Frühling 1851, in einer Geldnoth ſeinem Bruder Guſtav verpfändet hatte. Herr Guſtav Heine beſtätigte mir im Juli 1861, daſs er wirklich im Beſitz dreier Bände der „Memoiren“ ſeines Bruders ſei, dieſelben aber vorerſt nicht veröffentlichen wolle, da noch lebende Perſonen durch einzelne Aeußerungen verletzt werden möchten. Wenn dieſe Angabe wahr iſt, ſo wird das intereſſante Manuſkript wohl noch lange der Welt entzogen bleiben und ſchwerlich jemals in unverſtümmelter Geſtalt an das Licht der Oeffentlichkeit gelangen.

Im Sommer 1824 wurde H. Heine durch Sartorius auch mit dem Profeſſor Eichhorn bekannt, der ihn zur Mitarbeiterſchaft an den „Göttinger gelehrten Anzeigen“ aufforderte, und ihn zunächſt um eine Beſprechung der von Franz Bopp aus dem „Mahabarata“ überſetzten „Reiſe Ardſchuna's zu Indra's Himmel“ erſuchte. Heine bat Moſer, der ſich beſonders eifrig dem Sanskritſtudium zugewandt, die Recenſion ſtatt ſeiner zu verfaſſen, da

er ſelbſt es um dieſe Zeit übernommen hatte, für einen vor dem Examen ſtehenden Freund eine Diſſertation anzufertigen. „Und dieſe Diſſertation," fügte er hinzu [123]), „muſs ich durchaus unternehmen, ſonſt kommt ein ſehr liebenswürdiger Menſch in die größte Miſère. Spaßhaft genug, mich quälen Andere, um für ſie zu ſchreiben, und ich quäle wieder dich, um für mich zu ſchreiben; ſo quälen die Menſchen Einer den Andern nach der bekannten Bell- und Lancaſter'ſchen Methode." Außerdem ſprach Heine (Bd. XIX, S. 194) die Abſicht aus, eine lateiniſche Abhandlung über die Todesſtrafe zu verfaſſen. „Verſteht ſich: dagegen. Beccaria iſt todt, und kann mich nicht mehr des Diebſtahls anklagen. Ich werde ſyſtematiſch auf den Gedankendiebſtahl ausgehen," ſcherzt er mit Anſpielung auf ſeine Bitte an Moſer, für ihn die Recenſion über das Bopp'ſche Buch zu ſchreiben.

Mit den Profeſſoren unterhielt Heine, außer mit Eichhorn und Sartorius, geringen Verkehr. Auch mit ſeinen Kommilitonen pflog er im Ganzen nur einen oberflächlichen Umgang, obſchon er als „alter Burſch" bei den meiſten Studentenhändeln hinzugezogen ward, und der Zerſtreuung halber manches Duell und manche fidele Suite nach den umliegenden Ortſchaften mitmachte. „Ich treibe mich viel herum in Studenten-Angelegenheiten," ſchrieb er im Sommer 1824 (Ebd., S. 175, 176 und 178). „Bei den meiſten Duellen hier bin ich Sekundant oder Zeuge oder Unparteiiſcher oder wenigſtens Zuſchauer. Es macht mir Spaß, weil ich nichts Beſſeres habe. Und im Grunde iſt es auch beſſer, als das ſeichte Gewäſche der jungen und alten Docenten unſerer Georgia Auguſta. Ich weiche dem Volk überall aus." Wiewohl die Univerſität Göttingen Betreffs ihrer Frequenz — (die nie wieder erreichte Zahl der Immatrikulierten ſtieg im Sommerſemeſter 1825 auf 1441) — damals auf ihrem Höhepunkte ſtand, und unter den Studierenden im Ganzen ein ernſteres wiſſenſchaftliches Streben als in den letztverfloſſenen Jahren herrſchte, bildeten doch Kommers und Duell immer noch die Grundpfeiler des akademiſchen Lebens. Nur muſſte die kampfluſtige Jugend, da zu jener Zeit der Senat mit beſonderer Strenge gegen das Duellweſen zu Felde zog, ihre Fehden extra

muros, oft in ansehnlicher Entfernung von der Stadt, ausfechten.

H. Heine, der sich bei seinem ersten Aufenthalte in Göttingen, wie früher in Bonn, zur Burschenschaft gehalten hatte, aber, nach Karl Goedeke's Andeutungen [124]), Anfangs Februar 1821 von dieser wegen Verletzung des Keuschheitsgelübdes ausgestoßen worden war, trat jetzt in einen engeren Verkehr mit der Landsmannschaft Westfalia, welcher sich damals die meisten der auf „rother Erde" geborenen Musensöhne anzuschließen pflegten. Zu seinen näheren Umgangsgenossen gehörten die Brüder Eduard und Karl Wedekind aus Osnabrück, von welchen der Letztere gegenwärtig als Amtsrichter a. D. in Hannover, der Erstere aber, nachdem er sich in ähnlicher Stellung durch sein freisinniges Auftreten (er nahm u. A. 1848 am Vorparlamente zu Frankfurt Theil) der hannövrischen Regierung missliebig gemacht hatte, seit seiner Pensionierung im Anfang der sechziger Jahre als Sachführer in Uslar lebt. Ferner verkehrte Heine mit dem Dr. Donndorf, welcher später nach Paris übersiedelte und dort einer seiner vertrauten Freunde blieb, — mit dem nachmaligen Obergerichtssekretär Dr. G. Knille, welcher nach langjährigem Aufenthalte in Göttingen seit Kurzem in Kassel wohnhaft ist, — und mit dem jetzt noch in Hannover als Amtsrichter fungierenden G. Siemens. Auch mit Lehzen, der 1848 ein hervorragendes Mitglied des von Stüve geleiteten liberalen Märzministeriums war, — mit dem auf der Universität äußerst flotten und lebenslustigen Niemann, der als Ober-Konsistorialrath später die extremste Richtung der kirchlichen Reaktion im Welfenlande vertrat, — und mit dem um einige Jahre jüngeren Karl Otto von Raumer, welcher als preußischer Kultusminister die berüchtigten Schulregulative einführte, fanden Berührungen statt. Letzterer war damals ein liebenswürdiger, schwärmerisch sentimentaler Jüngling. „Wir lasen einst mit einander," erzählt Maximilian Heine, „in einer Nacht zu Berlin den eben erschienenen ersten Theil der „Reisebilder", und weinten vor Enthusiasmus bei der Lektüre des Buches Le Grand." Dieser selbe Jugendfreund des Dichters erließ im Jahre 1851 das Verbot des „Romancero" und ertheilte den Befehl zur Vernichtung der konfiscierten Exemplare.

Dem Dichter gegenüber auf der Weender Straße wohnte der Student Adolf Peters aus Hamburg, welcher gegenwärtig als Professor der Mathematik und Naturwissenschaften an der Landesschule St. Afra zu Meißen wirkt, und durch seine lyrischen Gedichte („Gesänge der Liebe", „Natur und Gottheit", 2c.) einigen Ruf erworben hat. Die markloſe Sentimentalität seiner damaligen poetischen Versuche, die meistens an ein weibliches Ideal gerichtet waren, das er unter dem Namen Hulda besang, forderte unwillkürlich den Spott Heine's heraus. „Adolf, das ist dein bestes!" rief er jedes Mal mit ironischer Bewunderung, so oft der verzückte Sänger ihm mit süßlich lispelnder Stimme und schmachtenden Blicken eins seiner schwülstigen Gedichte vordeklamierte. Der Gehänselte rächte sich bald darauf für die erlittenen Neckereien durch eine fade Kritik der Heine'schen Dichtungen im „Gesellschafter", welche ein klägliches Lamento über den Mißbrauch des dem Dichter verliehenen Witzes erhob [125]).

Der Umgang Heine's mit all' diesen Kommilitonen beschränkte sich, wie schon die oben angeführte Briefstelle errathen läßt, meistens auf einen flüchtigen geselligen Verkehr und auf gemeinschaftliche Ausflüge zu Fuß, zu Roß oder zu Wagen nach Nörten, Dransfeld und Kassel, dessen gutes Theater eine große Anziehungskraft auf die akademische Jugend übte. Mit Knille, Siemens und einigen anderen Studenten unternahm Heine im Sommer 1824 eine solche „Spritzfahrt" nach Kassel, wie der Erstgenannte seiner Universitätsgenossen, dem wir auch manche der obigen Mittheilungen verdanken, uns berichtet. Hinten auf dem Wagen war ein kleiner Koffer angebunden, worin sich Heine's Manuskripte befanden, ohne welche er ungern eine Reise unternahm. Desgleichen pflegte er bei solchen Ausflügen zwei gefüllte Börsen einzustecken; die eine, sagte er, sei lediglich für Raubgesellen bestimmt, denen er solche nöthigenfalls mit den verbindlichsten Worten anbieten werde. Siemens führte eine geladene Pistole bei sich, welche schon in dem verrufenen Gronerholze zu allerlei Scherzen Veranlassung gab. Als die kleine Gesellschaft Abends in heiterster Stimmung von einem Besuche der Wilhelmshöhe nach Kassel in den „römischen Kaiser" zurückkam, setzte Knille in muthwilliger Laune Heine das Pistol

auf die Bruſt. Dieſer retirierte in ein Nebenzimmer, verlangte ängſtlich die Beſeitigung der Waffe, klagte Nachts über Unwohlſein, und wurde anderen Tages weidlich damit geneckt, daſs ſein Uebelbefinden nur eine Folge des ſcherzhaften Attentates geweſen ſei. Bei der Rückreiſe überfiel die ausgelaſſenen Burſche auf dem hinter Dransfeld gelegenen Galgenberge ein furchtbares Gewitter. Der Kutſcher ſprang vom Bocke, um die ſcheu gewordenen Pferde zu bändigen, die Inſaſſen des Wagens falteten angſtvoll die Hände und begannen andächtig zu beten; Heine aber ſtimmte die luſtigſten Lieder an und führte die unchriſtlichſten Reden, um ſich für die erlittenen Foppereien zu revanchiren. Wenn nun ſpäter der Dichter Abends in dem Ulrich'ſchen Garten erſchien, ſich zu den Weſtfalen ſetzte, und zu ſeiner Begrüßung Witze und Scherzworte hin und her flogen, daſs Heine Mühe hatte, ſich all des Muthwillens zu erwehren, pflegte Knille das erſte, beſte Meſſer zu ergreifen und dasſelbe wie eine Piſtole auf ihn anzulegen. „Knille, es blitzt!“ war dann, unter allgemeinem Jubel und Gelächter, ſeine ſtereotype Antwort.

Ein eben ſo drolliges Abenteuer paſſierte ihm ein andermal in Nörten, wohin er mit einigen Studenten zu einem Beſuche bei der Mutter Buſſenius hinausgefahren war. Kaum dort angelangt, wurde er von einem ſo heftigen nervöſen Kopfſchmerz befallen, daſs er ſich jammernd aufs Sofa warf und, da ſeine Kameraden fürs Erſte keine Luſt hatten, ſich von der Bowle zu trennen, allein heimzukehren beſchloß. Zu unwohl, um nach Studentenſitte die Zügel zu ergreifen, erkor er ſich den aus der „Harzreiſe“ bekannten „Kolibri,“ einen durchtriebenen Schlingel, zum Roſſelenker, und nahm hinter ihm, auf dem zweiten Stuhle des Einſpänners, Platz. Kaum hatte das Fuhrwerk ſich zwanzig Schritte vom Wirthshauſe entfernt, als von Göttingen her ein mit ſingenden Burſchen gefüllter Omnibus heran gerollt kam. Unter Kolibri's Schutz ſtehend mochte Heine nicht von anderen Studenten erblickt werden; raſch ſprang er daher zu ihm auf den Vorderſitz, entriſs ihm die Zügel, und — fuhr direkt in einen zu gleicher Zeit auftauchenden, hoch beladenen Frachtwagen hinein, der unter allgemeinem Halloh das in ihn feſt geklemmte Eingeſpann vor die Wirthshausthüre zurück brachte. Nun ging

der Lärm los! Der grobe Fuhrmann wetterte aus Leibeskräften fand aber an Kolibri seinen Meister. Kopfschmerz und alle Noth war verschwunden, und Heine blieb bis zum späten Abend bei den fidelen Gesellen.

Ueber seine äußere Erscheinung in damaliger Zeit bemerkt Knille: „Heine's Statur war kaum mittelgroß und schmächtig. Er hatte eine sanfte, überaus angenehme Stimme, mittelgroße, schalkhafte Augen voll Geist und Leben, die er im Eifer des Gespräches halb zu schließen pflegte, eine schöne, leicht gebogene und scharf geschnittene Nase, keine ungewöhnliche Stirn, hellblondes Haar und einen Mund, der in steter, zuckender Bewegung war und in dem länglichen, mageren, kränklich blassen Gesichte die Hauptrolle spielte. Seine Hände waren von der zartesten Form, gleichsam durchgeistigt, und alabaster-weiß. Sie erschienen namentlich in ihrer vollen Schönheit, wenn Heine in vertrautem Kreise gebeten wurde, das herrliche Rheinlied: „Wie der Mond sich leuchtend dränget" ꝛc. zu deklamieren. Er pflegte sich dann zu erheben und die feine weiße Hand weit vorzustrecken. Seine sonst unverwüstliche heitere Laune war schon damals wesentlich durch sein körperliches Befinden bedingt. In guten Stunden wirkte sie wahrhaft bezaubernd auf seine Umgebung. Der Dichter erschien stets in einem, bis an den Hals zugeknöpften braunen Oberrocke mit einer doppelten Reihe von Knöpfen, ein kleines, schwarzseidenes Tuch leicht um den Hals geschlungen, und im Sommer regelmäßig in Beinkleidern von Nanking, häufig auch in Schuhen und weißen Strümpfen an den normal gebildeten Füßen, die keineswegs, wie Laube bemerkt, an die „jüdische Race" erinnerten. Er trug endlich stets entweder einen gelben Strohhut oder eine grüne Mütze, die in einen viereckigen Beutel auslief, welcher damals bis auf den Schirm herabgezogen wurde."

Eduard Wedekind, der zu jener Zeit gelegentlich poetisierte und nicht lange nachher ein Trauerspiel „Abälard und Heloïse" veröffentlichte, erzählt in einem Aufsatze über H. Heine[28]), daß Letzterer, gleich seinen Freunden, sich sehr geringschätzig über den hypernaiven Ton der seit Kurzem beliebt gewordenen Märchendichtungen aussprach und dieselben für sehr wohlfeile Waare

hielt. Der Beweis ſollte ſogleich geliefert werden, und nachdem Einer einen langen und langweiligen Faden angeſponnen hatte und nicht recht damit zu Ende gelangen konnte, unterbrach ihn Heine: „Da waren drei Kinder, kleine Kinder, liebe Kinder, arme Kinder; hatten kein Brot; arme, liebe, kleine Kinder hatten kein Brot; wollten ſich welches ſuchen; laufen in den Wald, und ſehen ein ſchönes, großes Haus; liebe, kleine Kinder laufen auf das ſchöne, große Haus zu, und bitten um Brot; arme Kinder bitten um Brot. Da iſt die Thür verſchloſſen; wollen ſie klingeln; hängt die Klingel zu hoch! Arme Kinder, liebe Kinder, kleine Kinder, haben kein Brot, und die Klingel hängt zu hoch.“ — Es war ſchwer, ihn lange bei einem Thema zu feſſeln; am erſten gelang es auf Spaziergängen. So entwickelte er ſeinem Freunde Wedekind einmal ziemlich ausführlich ſeine Anſicht von der Fabel. Die meiſten Fabeldichter, bemerkte er bei dieſer Veranlaſſung, legten ihren dramatis personis einen ganz willkürlichen oder doch viel zu allgemeinen Charakter unter, während doch jedes Thier und ſelbſt jede Blume einen ganz beſtimmten Charakter habe. Da ſie eben bei einer Klatſchroſe ſtanden, frug Wedekind ihn, was deren Charakter ſei. Der Dichter betrachtete die Blume zwei Sekunden, und gab dann die treffende Antwort: „Aufgeputzte Armuth.“

Wie bei ſeinem erſten Aufenthalte in Göttingen, ſpeiſte Heine auch jetzt wieder bei dem Gaſtwirth Michaelis im „Engliſchen Hofe“ zu Mittag, und auch diesmal ſollte ihm in demſelben Lokal durch die Roheit eines Studenten eine Unannehmlichkeit widerfahren. Sehr wähleriſch im Eſſen, hielt er manchmal den Fleiſchteller lange in Händen, bis er ſich endlich ein ihm zuſagendes Stück Braten heraus geſucht. Solche Gourmandiſe ärgerte ſeine Tiſchnachbarn, und als er eines Tages wieder an dem Inhalt der Bratenſchüſſel herum experimentierte, geſchah es, daſs ein neben ihm ſitzender Student, dem in Erwartung des verzögerten Fleiſchgenuſſes der Geduldsfaden riſs, mit den Worten: „Ich will Ihnen zeigen, wie man Rindfleiſch ſpießt!“ nicht eben ſanft mit der Gabel in die frevelhafte Hand des Feinſchmeckers fuhr. So gern Heine Andere neckte, ſo ungern mochte er ſelbſt die Zielſcheibe eines malitiöſen Witzes abgeben:

er forderte seinen Beleidiger zum Duell, und ließ seit jenem Tage sich nicht mehr im „Englischen Hofe“ blicken [126]).

Weit größere Erquickung, als der Umgang mit Göttinger Professoren und Studenten, gewährte dem Dichter eine vierwöchentliche Fußwanderung durch den Harz und Thüringen, welche er im September 1824 unternahm. Angesichts der hehren Natur, von dunklen Tannen und freien Berglüften umrauscht, befreite sich seine Seele von allem kleinlichen Ungemach, das ihm drunten in der dumpfen Stadt so lange die Brust eingeengt, der Humor regte lebensluſtig die Schwingen, und das abderitische Treiben der Menschen erschien ihm auf seinem erhöhten Standpunkte nur noch wie der närrische Spuk eines winzigen Zwergengeschlechts. Heine bestrebte sich, den tröstenden und erfrischenden Eindruck dieser Reise fest zu halten, indem er seine Erinnerungen sofort bei der Rückkehr nach Göttingen aufzuzeichnen begann. Den ersten Bericht darüber finden wir in einem Briefe an Moser vom 25. Oktober 1824 (Bd. XIX, S. 183 ff.): „Sie war mir sehr heilsam, und ich fühle mich durch diese Reise sehr gestärkt. Ich habe zu Fuß, und meistens allein, den ganzen Harz durchwandert, über schöne Berge, durch schöne Wälder und Thäler bin ich gekommen und habe wieder mal frei geathmet. Ueber Eisleben, Halle, Jena, Weimar, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel bin ich wieder zurückgereist, ebenfalls immer zu Fuß. Ich habe viel Herrliches und Liebes erlebt, und wenn nicht die Jurisprudenz gespenstisch mit mir gewandert wäre, so hätte ich wohl die Welt sehr schön gefunden . . . Ich hätte dir Vieles von der Harzreise zu erzählen, aber ich habe schon angefangen, sie niederzuschreiben, und werde sie wohl diesen Winter für Gubitz schicken. Es sollen auch Verse drin vorkommen, die dir gefallen, schöne edle Gefühle und dergleichen Gemüthskehricht. Was soll man thun! Wahrhaftig, die Opposition gegen das abgedroschene Gebräuchliche ist ein undankbares Geschäft . . . Ich war in Weimar, es giebt dort sehr gutes Bier . . . Ergötzlich ist, wie ich auf dem Harz einen Theologen gefunden, der meine „Tragödien“ mit sich schleppte, um sie, während der schönen Reisemuße, zu seinem Vergnügen — zu widerlegen. Täglich passieren mir ähnliche Possen, die manchmal mich sehr flattieren, manchmal

auch sehr demüthigen. Auf der Reise und auch hier merkte ich, daſs meine kleinen Gedichte sich auf eine sonderbare Art verbreiten . . . Ich war in Weimar; es giebt dort auch guten Gänsebraten. Auch war ich in Halle, Jena, Erfurt, Gotha, Eisenach und Kassel. Groſse Touren, immer zu Fuſs, und bloſs mit meinem schlechten braunen abgeschabten Ueberrock. Das Bier in Weimar ist wirklich gut, mündlich mehr darüber. Ich hoffe, dich wohl nächstes Frühjahr wiederzusehen und zu umarmen und zu necken und vergnügt zu sein." Ohne Unterbrechung arbeitete Heine an der Aufzeichnung seiner „Harzreise" fort. Schon Ende November war dieselbe vollendet und wurde nach Hamburg an den Onkel Henry geschickt, „um Diesem und den Weibern ein Privatvergnügen damit zu machen". „Sie enthält viel Neues," lautet die halb spöttische Selbstkritik des Verfassers (Ebd., S. 188 u. 193 ff.), „besonders eine neue Sorte Verse, ist in einem lebendigen enthusiastischen Stil geschrieben, wird, wenn ich sie von Hamburg zurückerhalte, gedruckt werden, wird sehr gefallen, und ist im Grunde ein zusammengewürfeltes Lappenwerk." Ebenso wegwerfend bemerkt er dem Freunde im Sommer des folgenden Jahres (Ebd., S. 215): „Nochmals wiederhole ich dir, daſs du auf die Lektüre meiner „Harzreise" nicht begierig zu sein brauchst. Ich schrieb sie aus pekuniären und ähnlichen Gründen." Etwas günstiger äuſsert sich Heine über diese Arbeit, die eine so glänzende Aufnahme finden sollte, in einem Briefe an Ludwig Robert, dessen Frau von ihm einen Beitrag für die „Rheinblüthen" erbeten hatte. Er offerierte ihr die „Harzreise" mit den Worten[127]: „Das Hübscheste, was ich unterdessen schrieb, ist die Beschreibung einer Harzreise, die ich vorigen Herbst gemacht, eine Mischung von Naturschilderung, Witz, Poesie und Washington Irving'scher Beobachtung. Ich bin überzeugt, daſs Sie sie eben so gern lesen werden, wie ich sie ungern schicke; denn es wird nöthig sein, daſs ich in meinem Manuskript Manches ändre und auslasse. „Im folgenden Briefe heiſst es: „Ich habe mein Manuskript so viel als möglich für die „Rheinblüthen" zugestutzt. Vieles muſst' ich streichen, und zur Füllung mancher Lücke, besonders am Ende der groſsen Gedichte, fehlte mir die Muſse. Doch ist Dieses nicht

bemerkbar. Erſcheint die Perſifflage des Balletts etwas zu ſtark, ſo erlaube ich gern, die ganze Partie, die damit zuſammenhängt, ausfallen zu laſſen. Muſs aus ähnlichem politiſchen Nothwendigkeitsgrunde irgend eine andere Stelle meines Manuſkripts wegbleiben, ſo bitte ich die Lücke mit den üblichen Strichen zu füllen. Außerdem bitte ich aber die Redaktion der „Rheinblüthen", bei Leibe keine eigenmächtigen Veränderungen oder Auslaſſungen aus äſthetiſchen Gründen in meiner „Harzreiſe" zu geſtatten. Denn da dieſe im ſubjektivſten Stile geſchrieben iſt, mit meinem Namen in der Welt erſcheint, und mich alſo als Menſch und Dichter verantwortlich macht, ſo kann ich dabei eine fremde Willkürlichkeit nicht ſo gleichgültig anſehen wie bei namenloſen Gedichtchen, die zur Hälfte reduciert werden ... Die Verſe in meiner „Harzreiſe" ſind eine ganz neue Sorte und wunderſchön. Indeſſen, man kann ſich irren." — Nur mit Widerſtreben hatte Heine die „Harzreiſe" für die „Rheinblüthen" zur Verfügung geſtellt — „Das Almanachweſen," ſchrieb er an Moſer, „iſt mir im höchſten Grade zuwider; doch ich habe nicht das Talent, ſchönen Weibern Etwas abzuſchlagen." Um ſo verdrießlicher war es ihm, daſs der Almanach ſpäter gar nicht herauskam, und der Abdruck ſeines Manuſkriptes dadurch um ein volles Jahr verzögert ward. „Dies iſt mir recht fatal," klagte er in einem Briefe an Friederike Robert, „indem meine Einſendung, die „Harzreiſe", wegen ihres vielfältig die Gegenwart anſpielenden Inhalts, eigentlich als Novität gedruckt werden muſſte, wie ich denn auch nur ungern mich dazu entſchloſs, ſie in einem erſt zum Herbſte erſcheinenden Almanache abdrucken zu laſſen. Dazu kommt noch, ich ſchreibe ſo Weniges, was für die Gegenwart paſſt, daſs, wenn ich mal Etwas der Art ausgeheckt habe, manches Familien- und Publikums-Verhältnis mich bedrängt, den Abdruck nicht zu ajournieren." Nachdem der allzu gefällige Verfaſſer ſolchermaßen „um den Ruhm von 1825 geprellt war", erhielt er im December des Jahres endlich das Manuſkript der „Harzreiſe" zurück und ſandte es nun ſofort nach Berlin, wo es im „Geſellſchafter", Nr. 11—24, vom 20. Januar bis 11. Februar 1826 — freilich arg beſchnitten und miſshandelt — abgedruckt ward. — Eine ſcherzhafte Reklamation ſollte dieſer erſten Ver-

öffentlichung der „Harzreiſe“ folgen. Wer entſänne ſich nicht der Begegnung des Dichters mit dem reiſenden Schneidergeſellen, die Heine mit ſo köſtlichem Humor geſchildert hat? Plötzlich erſchien in der Beilage zum „Geſellſchafter“ vom 30. Auguſt jenes Jahres ein launiger Aufſatz, in welchem ein Herr Carl D...e in O. (Dörne in Oſterode) ſich als Reiſegeſellſchafter Heine's zu erkennen gab, und jede Verbindung mit der löblichen Schneiderzunft entſchieden zurückwies. Er hatte ſeiner Erklärung zufolge die Rolle des Handwerksburſchen nur übernommen, um den jungen Studenten, der ſich einen luſtigen Spaß mit ihm erlaubt, ſeinerſeits wieder ein bischen zu myſtificieren. In jovialſtem Tone und mit beſtem Danke für das Vergnügen, das ihm die Lektüre der „Harzreiſe“ gewährt, erzählt er das kleine Reiſeabenteuer: „Im Herbſt 1824 kehrte ich von einer Geſchäftsreiſe von Oſterode nach Klausthal zurück. Durch eine Flaſche Serons de Salvanette, die ich bei meinem alten Freunde St. getrunken, waren meine Lebensgeiſter dergeſtalt exaltiert, daſs man mich hätte für ausgelaſſen halten können. Etwa auf der Hälfte des Weges traf ich mit einem jungen Manne zuſammen, den ich genau beſchreibe, damit er ſich überzeugt, daſs ich ihn wirklich damals geſehen. Er war etwa 5 Fuß 6 Zoll groß, konnte 25 bis 27 Jahr' alt ſein, hatte blondes Haar, blaue Augen, eine einnehmende Geſichtsbildung, war ſchlank von Geſtalt, trug einen braunen Ueberrock, gelbe Pantalons, geſtreifte Weſte, ſchwarzes Halstuch, und hatte eine grüne Kappe auf dem Kopfe und einen Torniſter von grüner Wachsleinwand auf dem Rücken. Der Serons de Salvanette war lediglich Schuld daran, daſs ich den Reiſenden ſogleich nach der erſten Begrüßung anredete, und nach Namen, Stand und Woher und Wohin fragte. Der Fremde ſah mich mit einem ſardoniſchen Lächeln von der Seite an, nannte ſich Peregrinus und ſagte, er ſei ein Kosmopolit, der auf Koſten des türkiſchen Kaiſers reiſe, um Rekruten anzuwerben. „Haben Sie Luſt?“ fragte er mich. — „Bleibe im Lande und nähre dich redlich,“ erwiderte ich und dankte ſehr. Um indeſſen Gleiches mit Gleichem zu vergelten, gab ich mich für einen Schneidergeſellen aus, und erzählte dem türkiſchen Geſchäftsträger, daſs ich von Braunſchweig komme,

woſelbſt ein Gerücht ſich verbreitet, daſs der junge Landesherr auf einer Reiſe nach dem gelobten Lande von den Türken gefangen ſei, und ein ungeheures Löſegeld bezahlen ſolle. Herr Peregrinus verſprach, ſich dieſethalb bei dem Sultan zu verwenden, und erzählte mir von dem großen Einfluſſe, den er bei Sr. Hoheit habe. Unter dergleichen Geſprächen ſetzten wir unſere Reiſe fort, und um meine angefangene Rolle durchzuführen, ſang ich allerlei Volkslieder, und ließ es an Korruptionen des Textes nicht fehlen, bewegte mich auch überhaupt ganz im Geiſte eines reiſenden Handwerksburſchen. Die Redensarten, welche mir Herr Heine in den Mund legt, ſind wörtlich richtig, und gehörten mit zu meiner Rolle. Was die doppelte Poeſie anbetrifft, die ich einem Kameraden zu Kaſſel beimaß, und von welcher Herr Heine glaubt, daſs ich darunter doppelt gereimte Verſe oder Stanzen verſtanden, ſo muſs ich zur Steuer der Wahrheit bekennen, daſs ich nicht daran dachte, vielmehr nur ſagen wollte: „Der Kamerad iſt von Natur ein Dichter, und wenn er getrunken hat, ſieht er Alles doppelt und dichtet alſo mit doppelter Poeſie.“ Ich vertraute auch dem Gefährten, daſs ich ein hübſches Sümmchen bei mir trage, Mutterpfennige, es mir daher um ſo angenehmer ſei, einen mannhaften Geſellſchafter gefunden zu haben, auf den ich mich, falls wir von Räubern ſollten angefallen werden, verlaſſen könnte. Der Ungläubige verſicherte mich unbedenklich ſeines Schutzes. „Hier will es mit den Räubern nicht Viel ſagen,“ fuhr er fort, „aber Sie ſollten nach der Türkei kommen, da kann man faſt keinen Fuß vor den andern ſetzen, ohne auf große bewaffnete Räuberſcharen zu ſtoßen; jeder Reiſende führt daher in jenen Gegenden zu ſeinem Schutze Kanonen von ſchwerem Kaliber mit ſich, und kommt deſſenungeachtet oft kaum mit dem Leben davon.“ Ich bezeigte dem Geſchäftsträger Sr. Hoheit mein Erſtaunen, und lobte beiläufig die deutſche Polizei, deren Thätigkeit es gelungen, daſs ein armer Reiſender ganze Stunden Weges zurückzulegen im Stande ſei, ohne gerade von Räubern ausgeplündert zu werden. „Was wollten wir machen,“ fuhr ich fort, „wenn hinter jedem Buſch und aus jedem Graben mehrere gefährliche Kerle hervorſprängen und ſich von dem erſchrockenen Wanderer Alles ausbäten, wie der Bettler

in Gellert's Fabel?" — „Haben Sie Gellert geleſen?" fragte mich mein Begleiter. — „Ja," erwiderte ich; „ich habe in meiner Jugend Leſen und Schreiben gelernt, meine Lehrjahre bei dem Schneidermeiſter Sander in Halberſtadt im lichten Graben ausgeſtanden und ſeitdem bei mehreren Meiſtern in Kaſſel und Braunſchweig gearbeitet, um den eigentlichen Charakter der männlichen Kleidung wegzukriegen, welcher oft ſchwerer zu ſtudieren iſt, als des Mannes Charakter, der den Rock trägt." Hier ſah mich Herr Peregrinus wieder von der Seite an, wurde nach und nach einſilbiger, und verſtummte endlich gar. Er hatte überhaupt eine hofmänniſche Kälte an ſich, die mich immer in einiger Entfernung von ihm hielt, und um den Scherz zu enden, klagte ich über Müdigkeit, ließ mich auf einen Baumſtamm nieder und lud meinen Begleiter ein, ein Gleiches zu thun. Der aber antwortete, wie ich vermuthet hatte, es bleibe ihm für heute keine Zeit zur Ruhe übrig, lüftete ſeine Kappe und ging ſeines Weges, mich zum baldigen Nachkommen einladend."

Wir ſehen aus dieſer humoriſtiſchen Reiſe-Epiſode, daß H. Heine, wie in ſeinen Schriften, ſo auch im geſelligen Leben ſtets den Schelm im Nacken trug, und daſs ihm die launigen Einfälle ungeſucht, ohne lange Vorbereitung entquollen, wie es ihm denn auch unmöglich war, den kürzeſten Freundſchaftsbrief ohne Hineinflechtung einiger witzigen Bemerkungen abzufaſſen. — In ſeiner Denkſchrift auf Ludwig Börne (Bd. XII, S. 99 u. 100) erzählt er, daſs jene Fußwanderung durch Thüringen ihn auch nach der Wartburg führte, wo er mit andächtigen Gefühlen die Zelle ſah, in der einſt Doktor Luther gehauſt. „Ich beſuchte dort auch die Rüſtkammer," fügte er hinzu, „wo die alten Harniſche hängen, die alten Pickelhauben, Tartſchen, Hellebarden, Flamberge, die eiſerne Garderobe des Mittelalters. Ich wandelte nachſinnend im Saale herum mit einem Univerſitätsfreunde, einem jungen Herrn vom Adel, deſſen Vater damals einer der mächtigſten Viertelfürſten in unſerer Heimat war und das ganze zitternde Ländchen beherrſchte. Auch ſeine Vorfahren ſind mächtige Barone geweſen, und der junge Mann ſchwelgte in heraldiſchen Erinnerungen bei dem Anblick der Rüſtungen und Waffen, die, wie ein angehefteter Zettel meldete, irgend einem Ritter

seiner Sippschaft angehört hatten. Als er das lange Schwert des Ahnherrn von dem Haken herablangte und aus Neugier versuchte, ob er es wohl handhaben könnte, gestand er, dass es ihm doch etwas zu schwer sei, und er ließ entmuthigt den Arm sinken. Als ich Dieses sah, als ich sah, wie der Arm des Enkels zu schwach für das Schwert seiner Väter, da dachte ich heimlich in meinem Sinn: Deutschland könnte frei sein."

Der Brief, in welchem Heine seinem Freunde Moser die erste Nachricht von jener Reise giebt, erwähnt, wie wir sahen, in einer wunderlich versteckten und zugleich die Neugier herausfordernden Weise seines Besuches in Weimar. Bier und Gänsebraten der Musenstadt werden gelobt — von Goethe wird gar nicht gesprochen. Dennoch hatte der junge Dichter dem Nestor der deutschen Poeten seinen Besuch gemacht, und er gedenkt dieses Faktums auch in der „Romantischen Schule" (Bd. VI, S. 100 ff.), wo er die äußere Erscheinung Goethe's, — sein ruhig unbewegtes Auge, sein stolz erhobenes Haupt und den kalten Zug von Egoismus, der auf seinen Lippen thronte — mit dem Anblick des Vaters der Götter, des großen Jupiter, vergleicht: „Wahrlich, als ich ihn in Weimar besuchte und ihm gegenüber stand, blickte ich unwillkürlich zur Seite, ob ich nicht auch neben ihm den Adler sähe mit den Blitzen im Schnabel. Ich war nahe dran, ihn griechisch anzureden; da ich aber merkte, dass er Deutsch verstand, so erzählte ich ihm auf Deutsch, dass die Pflaumen auf dem Wege zwischen Jena und Weimar sehr gut schmeckten. Ich hatte in so manchen langen Winternächten darüber nachgedacht, wie viel Erhabenes und Tiefsinniges ich dem Goethe sagen würde, wenn ich ihn mal sähe. Und als ich ihn endlich sah, sagte ich ihm, dass die sächsischen Pflaumen sehr gut schmeckten. Und Goethe lächelte. Er lächelte mit denselben Lippen, womit er einst die schöne Leda, die Europa, die Danae, die Semele und so manche andere Prinzessinnen oder auch gewöhnliche Nymphen geküsst hatte." Auch der Bruder des Dichters erwähnt in seinen „Erinnerungen" dieses Besuches in Weimar: Goethe empfing Heine mit der ihm eigenen graciösen Herablassung. Die Unterhaltung, wenn auch nicht gerade über das Wetter, bewegte sich auf sehr gewöhnlichem Boden. Da richtete

plötzlich Goethe die Frage an Heine: „Womit beschäftigen Sie sich jetzt?“ Rasch antwortete der junge Dichter: „Mit einem Faust.“ Goethe, dessen zweiter Theil des „Faust“ damals noch nicht erschienen war, stutzte ein wenig, und frug dann in spitzigem Tone: „Haben Sie weiter keine Geschäfte in Weimar, Herr Heine?“ Dieser erwiderte schnell: „Mit meinem Fuße über die Schwelle Ew. Excellenz sind alle meine Geschäfte in Weimar beendet,“ und empfahl sich. Allerdings mag H. Heine, wie auch aus seinen oben mitgetheilten Worten hervorleuchtet, in der Unterhaltung mit Goethe ziemlich befangen gewesen sein, da ihm Dessen kühle, vorwiegend artistische Behandlung der großen Menschheitsfragen, gegen die er sich später so unumwunden aussprach[128]), schon damals einen erkältenden Eindruck verursachte. Es scheint jedoch, dass eine gewisse Pietät gegen den Großmeister der Dichtkunst ihn zur Zeit noch abhielt, seine Ansichten über dies Thema selbst dem vertrautesten Freunde unaufgefordert zu enthüllen; denn erst nach wiederholtem Drängen Moser's kommt Heine endlich in einem Briefe vom 1. Juli 1825 (Bd. XIX, S. 216 ff.) auf seinen Besuch in Weimar zurück: „Dass ich dir von Goethe Nichts geschrieben, und wie ich ihn in Weimar gesprochen, und wie er mir recht viel Freundliches und Herablassendes gesagt, daran hast du Nichts verloren. Er ist nur noch das Gebäude, worin einst Herrliches geblüht, und nur Das war's, was mich am meisten an ihm interessierte. Er hat ein wehmüthiges Gefühl in mir erregt, und er ist mir lieber geworden, seit ich ihn bemitleide. Im Grunde aber sind ich und Goethe zwei Naturen, die sich in ihrer Heterogenität abstoßen müssen. Er ist von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuss das Höchste, und der das Leben für und in der Idee wohl zuweilen fühlt und ahnt und in Gedichten ausspricht, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt hat. Ich hingegen bin von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die Idee, und immer gedrängt, in dieselbe mich zu versenken. Dagegen aber habe ich den Lebensgenuss begriffen und Gefallen daran gefunden, und nun ist in mir der große Kampf zwischen meiner klaren Vernünftigkeit, die den Lebensgenuss billigt und alle aufopfernde Begeisterung als etwas

Thörichtes ablehnt, und zwiſchen meiner ſchwärmeriſchen Neigung, die oft unverſehens aufſchießt, und mich gewaltſam ergreift, und mich vielleicht einſt wieder in ihr uraltes Reich hinab zieht, wenn es nicht beſſer iſt zu ſagen: hinauf zieht; denn es iſt doch noch die große Frage, ob der Schwärmer, der ſelbſt ſein Leben für die Idee hingiebt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während ſeines ganzen ſechsundſiebzigjährigen egoiſtiſch behaglichen Lebens.“ Das iſt freilich eine verwegene und anmaßliche Sprache im Munde eines fünfundzwanzigjährigen Jünglings, der den Werken eines Goethe erſt zwei Bändchen Gedichte und Tragödien gegenüber zu ſtellen hatte, in denen die opfermuthige Begeiſterung für die „Idee“ mindeſtens nicht das hervorragendſte Moment war! Nichtsdeſtoweniger lag dieſen Aeußerungen das richtige Gefühl eines tiefwurzelnden Gegenſatzes in den Naturen beider Dichter zu Grunde, der ſehr bald zu deutlichem Ausdruck kommen ſollte, und wir müſſen außerdem daran erinnern, daſs Heine, als er jene von ſo großem Selbſtgefühl zeugenden Worte ſchrieb, mit allem Enthuſiasmus am „Rabbi“ arbeitete, und die „Harzreiſe“ ſchon vollendet hatte. Er ſteuerte alſo mit vollen Segeln auf das ſtürmiſch bewegte Meer der Gegenwart hinaus, während Goethe, „das große Zeitablehnungsgenie“, wie ihn Heine in einem Briefe an Varnhagen nennt, ſich in beſchaulichem Quietismus mehr und mehr von der aufregenden Beſchäftigung mit den großen Menſchheitsfragen in oſteologiſche, botaniſche und phyſikaliſche Studien zurück zog. Es kann uns daher nicht wundern, daſs Letzterer ſich durch die unruhig prickelnde, leidenſchaftlich erregte, an allem altehrwürdig Beſtehenden rüttelnde Dichtweiſe Heine's wahrſcheinlich eben ſo ſehr abgeſtoßen fühlte, wie Dieſer durch die vornehme Kälte der Goethe'ſchen Kunſtbehaglichkeit. —

Im Frühjahr 1825 entſchloſs ſich H. Heine endlich auf das Drängen ſeines Oheims Salomon, der keine neuen Gelder herausrücken wollte, bevor ihm der Neffe die glücklich erfolgte Doktor-Promotion anzeigen würde, ſein juriſtiſches Examen zu machen. Eine Diſſertation war zu jener Zeit nicht erforderlich; ſie wurde meiſt nur von Solchen verfaſſt, die ſich als Privatdocenten zu habilitieren gedachten. Heine ſandte daher üblicher Maßen an

Professor Hugo, den Dekan der juristischen Fakultät, unterm 16. April nur eine sogenannte litera petitoria (Bd. XIX, S. 206 ff.), einen lateinisch geschriebenen Brief, worin er um Zulassung zum Promotions-Examen und gleichzeitig um Angabe der von ihm zu erklärenden Gesetze bat. Zur Erläuterung dieses Ansuchens sei bemerkt, dass jedem Kandidaten zwei Stellen aus den Rechtsquellen zur Interpretation aufgegeben werden, und zwar jetzt zu ausführlichen schriftlichen Arbeiten, deren Prüfung die Zulassung zum Examen bedingt. Früher jedoch las der Kandidat im Beginn des Examens selbst eine kurze Exposition dieser Stellen vor, die nicht zu den Akten gelegt wurde. Nur die betreffenden Gesetzesstellen sind in den Fakultätsakten bezeichnet, als Cap. 28 Extra. De jurejurando 2. 24., und Lex 18 Digestorum. De pignoribus (20. 1). Das Amt eines Prorektors — ständiger Rektor der Universität war der König von England und Hannover — bekleidete damals der kürzlich von Berlin nach Göttingen berufene Professor Johann Friedrich Ludwig Göschen; die engere Fakultät bildeten die Professoren Meister, Hugo, Bauer und Eichhorn, deren Vorlesungen Heine in letzter Zeit fleißig besucht hatte. Dass der gefürchtete Hugo als Dekan an der Spitze der Fakultät stand, trug nicht eben dazu bei, Heine's Selbstvertrauen auf die mühsam und widerwillig erworbenen juristischen Kenntnisse zu erhöhen. In dem Gefühl, daß es um diese Kenntnisse ziemlich schwach bestellt sei, schloss er denn auch seinen im herkömmlich schnörkelhaften Kurialstile verfassten Anmeldungsbrief mit den zaghaft bescheidenen Worten: „Obwohl ich in jenen sechs Jahren, in denen ich meinen Studien oblag, mich stets zum juridischen Fache hielt, war es doch nie meine Absicht, die Rechtskunde zum einstigen Broterwerb zu erwählen, vielmehr suchte ich Geist und Herz für die Humanitätsstudien wissenschaftlich auszubilden. Nichtsdestoweniger hatte ich mich in dieser Hinsicht keines sehr günstigen Erfolgs zu erfreuen, da ich manche sehr nützliche Disciplinen hintan setzte und mit zu großer Vorliebe die Philosophie, die Literatur des Morgenlandes, die deutsche des Mittelalters und die belletristische der neueren Völker studierte. In Göttingen befliss ich mich ausschließlich der Rechtswissenschaft, allein ein hartnäckiges Kopf-

leiden, das mich zwei Jahre lang bis heute gequält, war mir immer ein großes Hemmnis und trägt die Schuld, daſs meine Kenntniſſe nicht meinem Fleiß und Eifer entſprechen. Daher hoffe ich, hochwohlgeborner Herr Dekan und hochberühmte Mitglieder der hochpreislichen Fakultät, ſehr auf Ihre Nachſicht, deren ich mich künftig mit der größten Geiſtesanſtrengung nicht unwürdig zu erweiſen gelobe." Das Promotions-Examen, zu welchem ſich Heine in dieſem Briefe meldete, fand am 3. Mai 1825 ſtatt. Wie aus ſeinem Doktor-Diplom[129]) und den Dekanats-Akten hervorgeht, erlangte er im juriſtiſchen Examen nur den dritten Grad. Die Promotions-Theſen, welche er am 20. Juli in öffentlicher Disputation gegen ſeine Opponenten, den Privatdocenten der Philologie Dr. C. F. Culemann und den Stud. jur. Th. Geppert, vertheidigte, waren folgende:

1) Der Ehemann iſt Herr der Mitgift.
2) Der Gläubiger muſs eine Quittung ausſtellen.
3) Alle Rechtsverhandlungen ſind öffentlich zu führen.
4) Aus dem Eid erwächſt keine Verpflichtung.
5) Die confarreatio war bei den Römern die älteſte Art einer rechtlichen Eheverbindung.

Wir ſehen aus der dritten Theſis, daſs Heine auch bei Gelegenheit ſeiner Doktor-Promotion wieder für jene Oeffentlichkeit der Gerichte in die Schranken trat, deren Segen er in ſeiner rheiniſchen Heimat kennen gelernt und für die er bereits in den „Briefen aus Berlin" (vgl. S. 216 dieſes Bandes) als Publiciſt das Wort ergriffen hatte. Beſonders eifrig muſſte er die vierte und fünfte Theſis gegen die Einwendungen ſeiner Opponenten verfechten, und wir dürfen aus dem Stil ſeiner litera petitoria wie aus der Mittheilung eines Ohrenzeugen ſchließen, daſs Solches nicht in beſonders klaſſiſchem Latein geſchah. Ja, es ſoll zur Genugthuung des biederen Maſsmann, dem Hein ſo oft „ſeine Lateinloſigkeit, ſeine lateiniſche Impotenz, ſeine magna linguae romanae ignorantia" vorwarf, nicht verſchwiegen bleiben, daſs der junge Doktorand ſich im Eifer der Disputation an jenem Tage ſogar eines groben Grammatikalſchnitzers ſchuldig machte. Es paſſirte eihm nämlich, wie ſein Freund Knille, welcher der Promotion beiwohnte, uns berichtet, das Miſsgeſchick, zu ſagen:

„Legitur hoc in caput 7“, worauf alle Zuhörer unbarmherzig lachten. Mit ſolchen kleinen Verſtößen nimmt man's indeſſen bei Promotions-Disputationen nicht allzu genau, und ſo ließ ſelbſt der grimme Hugo ſich herbei, in den einleitenden Worten, welche er, wie gewöhnlich, der feierlichen Proklamation der Doktorwürde vorausſandte, dem Doktoranden zwar minder über ſeine juriſtiſchen, deſto mehr jedoch über ſeine poetiſchen Leiſtungen vielfache Elogen zu machen. Er verglich ihn mit Goethe, welcher auch früher und beſſer als Dichter, denn als Juriſt, ſich bewährt habe, und äußerte ſogar, die Verſe Heine's ſeien nach dem allgemeinen Urtheil den Goethe'ſchen an die Seite zu ſetzen. „Und Dieſes,“ berichtet Heine ſeinem Freunde Moſer (Bd. XIX, S. 225), „ſagte der große Hugo aus der Fülle ſeines Herzens, und privatim ſagte er noch viel Schönes denſelben Tag, als wir Beide mit einander ſpazieren fuhren und ich von ihm auf ein Abendeſſen geſetzt wurde. Ich finde alſo,“ fügt er ſcherzend hinzu, „daſs Gans Unrecht hat, wenn er in geringſchätzendem Tone von Hugo ſpricht. Hugo iſt einer der größten Männer unſeres Jahrhunderts.“ — Der eigentliche Doktorſchmaus wurde erſt am 31. Juli gefeiert, und zwar nicht in der damaligen Sommerwohnung Heine's bei der Rektorin Suchfort an der Herzbergſchen Chauſſee Nr. 8, ſondern in dem weiter abwärts belegenen Garten Nr. 11 des Forſtmannes G. Swoboda, welcher unmittelbar auf das Grundſtück des Bibliotheksſekretärs Dr. Müldener folgt. Vor dem beſcheidenen Hauſe ſtand damals unter einer dichtbewachſenen Laube wilden Weines und im Schatten zweier hohen Akazien ein runder ſteinerner Tiſch, und auf dieſem reihte ſich Flaſche an Flaſche des perlenden Weines, den Fritz Bettmann, der joviale Kronenwirth, geliefert. Ein wunderſchöner, lauer Sommerabend begünſtigte den ungebundenen Jubel der Gäſte, zu welchen Knille, Lehzen, Siemens und ein Paar andere Weſtfalen gehörten; der neugebackene Doktor machte den liebenswürdigſten Wirth, und ſprudelte über von Geiſt und Laune. Erſt als Mitternacht lange vorüber, die Flaſchen leer und die Köpfe ziemlich voll waren, verabſchiedeten ſich die Freunde mit herzlicher Umarmung auf Nimmerwiederſehen von dem Dichter, deſſen Koffer ſchon zur Abreiſe gepackt ſtand.

Zwiſchen die Zeit des Examens und den Tag ſeiner Doktor-Promotion fiel indeſs noch ein anderer, ungleich wichtigerer Akt in Heine's Leben: — der Akt ſeines nominellen Uebertrittes zur evangeliſchen Religion. Daſs ihn kein ſtarkes religiöſes Band an das Judenthum feſſelte, haben wir zur Genüge erfahren. Auch mit dem Kulturleben ſeiner Stammgenoſſen fühlte ſich Heine nur loſe verknüpft — „Der Taufzettel iſt das Entrée-billett zur europäiſchen Kultur", lautet ein witziges Impromptü ſeiner „Gedanken und Einfälle" (Bd. XXII, S. 197), und ſchon im Februar 1822 hatte er (Bd. XIX, S. 43) an Wohlwill geſchrieben: „Auch ich habe nicht die Kraft, einen Bart zu tragen und mir ‚Judenmauſchel' nachrufen zu laſſen und zu faſten ꝛc." Dennoch ſträubte ſich in ihm ein edles Gefühl gegen das Unwürdige eines Religionswechſels aus rein äußerlichen Gründen. Er berührte dies Thema zuerſt in einem Briefe an Moſer nach der Rückkehr von dem Beſuche in Hamburg im Sommer 1823. „Wie du denken kannſt," ſchrieb er (Ebd., S. 115 ff.) mit Rückſicht auf ſeine juriſtiſchen Pläne, „kommt hier die Taufe zur Sprache. Keiner von meiner Familie iſt dagegen, außer ich. Und dieſer ich iſt ſehr eigenſinniger Natur. Aus meiner Denkungsart kannſt du es dir wohl abſtrahieren, daſs mir die Taufe ein gleichgültiger Akt iſt, daſs ich ihn auch ſymboliſch nicht wichtig achte, und daſs ich mich der Verfechtung der Rechte meiner unglücklichen Stammesgenoſſen mehr weihen würde. Aber dennoch halte ich es unter meiner Würde und meine Ehre befleckend, wenn ich, um ein Amt in Preußen anzunehmen, mich taufen ließe. Im lieben Preußen!!! Ich weiß wirklich nicht, wie ich mir in meiner ſchlechten Lage helfen ſoll. Ich werde noch aus Aerger katholiſch und hänge mich auf. Wir leben in einer traurigen Zeit, Schurken werden zu den Beſten, und die Beſten müſſen Schurken werden. Ich verſtehe ſehr gut die Worte des Pſalmiſten: ‚Herr Gott, gieb mir mein täglich Brot, daſs ich deinen Namen nicht läſtre!' . . . Es iſt fatal, daſs bei mir der ganze Menſch durch das Budget regiert wird. Auf meine Grundſätze hat Geldmangel oder Ueberfluſs nicht den mindeſten Einfluſs, aber deſto mehr auf meine Handlungen. Ja, großer Moſer, der H. Heine iſt ſehr klein. Fahrlich, der

kleine Markus ist größer, als ich! Es ist Dies kein Scherz, sondern mein ernsthaftester, ingrimmigster Ernst. Ich kann dir Das nicht oft genug wiederholen, damit du mich nicht misst nach dem Maßstabe deiner eigenen großen Seele." — Es scheint, daſs Heine sich, wie Gans, eine Zeitlang mit der Illusion trug, als werde ihm die preußische Regierung den Eintritt in den Staatsdienst ohne vorherigen Uebertritt zum Christenthume gestatten, und daſs er solche Vergünstigung durch eine Eingabe an das Kultus-Ministerium zu erlangen hoffte. Hierauf bezieht sich nachfolgende Stelle eines Briefes an Moser vom Sommer 1824 (Ebd., S. 170): „Deine Mittheilungen über die Veränderungen im Ministerium des Kultus haben mich sehr interessiert; du kannst wohl denken, in welcher Hinsicht. Es ist Alles jetzt so verwirrt im preußischen Staat, daſs man nicht weiß, wer Koch oder Kellner ist. Ich möchte wohl wissen, an Wen ich mich mit Erfolg wenden könnte bei meinem Gesuch an das Ministerium. Ich habe schon in Berlin mit dir darüber gesprochen, die Zeit rückt heran, wo ich solche Vorsätze zur Ausübung bringen sollte, und ich kann's dir nicht genug empfehlen, diese Sache im Augenmerk zu behalten. Du weißt ja, ich selbst bin nicht im Stande, dergleichen Demarchen selbst zu machen und zu überdenken; meine Freunde sind immer meine natürlichen Vormünder. Ja, säßen Weiber am Staatsruder, so wäre ich Mann genug, bald ein gemachter Mann zu sein!" — Bei der ersten Nachricht, daſs die Bemühungen seines Freundes Gans, eine Professur ohne vorgängigen Religionswechsel zu erhalten, vergeblich gewesen, und er sich nun den Umständen fügen wolle, spricht Heine sich ziemlich milde über Dessen beabsichtigte Taufhandlung aus. Er bittet sogar Moser, Gans die Versicherung zu ertheilen, daſs er ihn jetzt nicht weniger als vormals liebe. „Ungern," fügt er hinzu (Ebd., S. 184), „vermisse ich in deinem Briefe Nachricht über den Verein. Hat derselbe schon Karten herumgeschickt pour prendre congé? oder wird er sich halten? wird Gott stark sein in den Schwachen, in Auerbach und Konsorten? wird ein Messias gewählt werden? Da Gans sich taufen lassen will, so wird er es wohl nicht werden können, und die Wahl eines Messias hält schwer. Die Wahl des Esels wäre schon weit leichter." Und

als Gans im folgenden Jahre die Reiſe nach Frankreich und England angetreten hatte, ſpöttelte Heine (Ebd., S. 231): „Ich ſehe mit Spannung ſeiner Rückkunft entgegen. Ich glaube wirklich, daſs Gans als Eli-Ganz zurückkehrt. Auch glaube ich, daſs, obgleich der erſte Theil des „Erbrechtes" mit vollem Recht, nach Zunziſcher Bibliothekseintheilung, als Quelle zur jüdiſchen Geſchichte betrachtet werden kann, dennoch der Theil des Erbrechtes, der nach Gans' Zurückkunft von Paris erſcheint, keine Quelle zur jüdiſchen Geſchichte ſein wird, eben ſo wenig wie die Werke Savigny's und anderer Gojim und Reſchoim. Kurz, Gans wird als Chriſt, im wäſſerigſten Sinne des Worts, von Paris zurückkehren."

Als Heine dieſe ironiſchen Auslaſſungen ſchrieb, war an ihm ſelber der Taufakt bereits vollzogen. Es verſteht ſich, daſs Solches in aller Stille und mit ſorglicher Vermeidung jedes öffentlichen Aufſehens geſchehen war. In dem kleinen preußiſchen Orte Heiligenſtadt einige Meilen von Göttingen entfernt, hatte ſich Harry Heine am 28. Juni 1825 in der Dienſtwohnung des Pfarrers zu St. Martini, des Superintendenten Magiſter Gottlob Chriſtian Grimm, durch Dieſen in die Gemeinſchaft der evangeliſchen Kirche aufnehmen laſſen und, mit Beibehaltung des Familiennamens, bei der Taufe die Vornamen Chriſtian Johann Heinrich empfangen. Als einziger Taufpathe fungierte der Superintendent zu Langenſalza, Dr. theol. Karl Friedrich Bonitz, welcher am folgenden Tage auch bei der Taufe von Zwillingskindern des Magiſters Grimm Gevatter ſtand, und vermuthlich zu dieſem Zwecke nach Heiligenſtadt gekommen war. Wegen ſeiner zufälligen Anweſenheit mag er von Heine, dem es ſicher erwünſcht war, die Kirche ſelbſt mit dem ganzen Odium der vorſchriftsmäßigen Formalitäten zu belaſten, erſucht worden ſein, ebenfalls an ihm Pathenſtelle zu vertreten [130]). Mit welchen Gefühlen der Proſelyt die ihm durch Familien- und Erwerbsrückſichten aufgenöthigte Taufhandlung hatte über ſich ergehen laſſen, ſagen uns die ergrimmten Worte, in denen er ſeinem Freunde Moſer die erſte verſchämte Andeutung von dem geſchehenen Schritte giebt [131]): „Ich empfehle dir Golowin's Reiſe nach Japan. Du erſiehſt daraus, daſs die Japaner das civili-

fierteſte, urbanſte Volk auf der Erde ſind. Ja, ich möchte ſagen, das chriſtlichſte Volk, wenn ich nicht zu meinem Erſtaunen geleſen, wie eben dieſem Volke Nichts ſo ſehr verhaſſt und zum Gräuel iſt, als eben das Chriſtenthum. Ich will ein Japaner werden. — Es iſt ihnen Nichts ſo verhaſſt wie das Kreuz. Ich will ein Japaner werden. — Vielleicht ſchicke ich dir heute noch ein Gedicht aus dem „Rabbi", worin ich leider wieder unterbrochen worden. Ich bitte dich ſehr, das Gedicht, ſowie auch was ich dir von meinen Privatverhältniſſen ſage, Niemanden mitzutheilen. Ein junger ſpaniſcher Jude, von Herzen ein Jude, der ſich aber aus Luxusübermuth taufen läſſt, korreſpondiert mit dem jungen Jehuda Abarbanel und ſchickt ihm jenes Gedicht, aus dem Mauriſchen überſetzt. Vielleicht ſcheut er es doch, eine nicht ſehr noble Handlung dem Freunde unumwunden zu ſchreiben, aber er ſchickt ihm jenes Gedicht. — Denk nicht darüber nach." — — Bitterer noch klingen die ſelbſtanklagenden Aeußerungen eines fünf Wochen ſpäter geſchriebenen Briefes (Bd. XIX, S. 241 u. 247): „Ich weiß nicht, was ich ſagen ſoll, Cohen verſichert mich, Gans predige das Chriſtenthum und ſuche die Kinder Iſrael zu bekehren. Thut er Dieſes aus Ueberzeugung, ſo iſt er ein Narr; thut er es aus Gleißnerei, ſo iſt er ein Lump. Ich werde zwar nicht aufhören ihn zu lieben; dennoch geſtehe ich, weit lieber wär's mir geweſen, wenn ich ſtatt obiger Nachricht erfahren hätte, Gans habe ſilberne Löffel geſtohlen. Daſs du, lieber Moſer, wie Gans denken ſollſt, kann ich nicht glauben, obſchon es Cohen verſichert und es ſogar von dir ſelber haben will. Es wäre mir ſehr leid, wenn mein eigenes Getauftſein dir in einem günſtigen Licht erſcheinen könnte. Ich verſichere dich: wenn die Geſetze das Stehlen ſilberner Löffel erlaubt hätten, ſo würde ich mich nicht getauft haben. — Vorigen Sonnabend war ich im Tempel, und habe die Freude gehabt, eigenohrig anzuhören, wie Dr. Salomon gegen die getauften Juden loszog, und beſonders ſtichelte: „wie ſie von der bloßen Hoffnung, eine Stelle (ipsissima verba) zu bekommen, ſich verlocken laſſen, dem Glauben ihrer Väter untreu zu werden". Ich verſichere dir, die Predigt war gut, und ich beabſichtige, den Mann dieſe Tage zu beſuchen. — Wenn ich Zeit hätte, würde ich der Doktorin Zunz einen

hübſchen jüdiſchen Brief ſchreiben. Ich werde jetzt ein rechter Chriſt; ich ſchmarotze nämlich bei den reichen Juden.“ Das im Nachlaſsbande enthaltene Gedicht „Einem Abtrünnigen“ bezieht ſich unzweifelhaft gleichfalls auf die Taufe von Eduard Gans, wenn nicht auf den eigenen Uebertritt:

O des heil'gen Jugendmuthes!
O wie ſchnell biſt du gebändigt!
Und du haſt dich, kühlern Blutes,
Mit den lieben Herrn verſtändigt!

Und du biſt zu Kreuz gekrochen,
Zu dem Kreuz, das du verachteſt,
Das du noch vor wenig' Wochen
In den Staub zu treten dachteſt!

O, Das thut das viele Leſen
Jener Schlegel, Haller, Burke —
Geſtern noch ein Held geweſen,
Iſt man heute ſchon ein Schurke.

Aufs ſchmerzlichſte variieren die Klagen vom Frühjahr 1826 (Bd. XIX, S. 265—268) dasſelbe Thema: „Das war eine gute Zeit, als der „Ratcliff“ und „Almanſor“ bei Dümmler erſchienen, und du, lieber Moſer, die ſchönen Stellen daraus bewunderteſt, und dich in deinen Mantel hülleſt und pathetiſch ſpracheſt, wie der Marquis Poſa. Es war damals Winter, und der Thermometer war bis auf Auerbach gefallen, und Dithmar fror trotz ſeiner Nankinghoſen — und doch iſt es mir, als ob es damals wärmer geweſen ſei, als heute den 23. April, heute wo die Hamburger ſchon mit Frühlingsgefühlen herumlaufen, mit Veilchenſträußern u. ſ. w. u. ſ. w. Es iſt damals viel wärmer geweſen. Wenn ich nicht irre, war Gans damals noch nicht getauft und ſchrieb lange Vereinsreden, und trug ſich mit dem Wahlſpruch: „Victrix causa Diis placuit, sed victa Catoni“. Ich erinnere mich, der Pſalm: „Wir ſaßen an den Flüſſen Babel's“ war damals deine Force, und du recitierteſt ihn ſo ſchön, ſo herrlich, ſo rührend, daſs ich jetzt noch weinen möchte, und nicht bloß über den Pſalm. Du hatteſt damals

auch einige ſehr gute Gedanken über Judenthum, chriſtliche Niederträchtigkeit der Proſelytenmacherei, Niederträchtigkeit der Juden, die durch die Taufe nicht nur die Abſicht haben, Schwierigkeiten fortzuräumen, ſondern durch die Taufe Etwas erlangen, Etwas erſchachern wollen, und dergleichen gute Gedanken mehr, die du gelegentlich mal aufſchreiben ſollteſt. Du biſt ja ſelbſtändig genug, als daſs du es wegen Gans nicht wagen dürfteſt, und was mich betrifft, ſo brauchſt du dich wegen meiner gar nicht zu genieren. Wie Solon ſagte, daſs man Niemanden vor ſeinem Tode glücklich nennen könne, ſo kann man auch ſagen, daſs Niemand vor ſeinem Tode ein braver Mann genannt werden ſollte. Ich bin froh, der alte Friedländer und Bendavid ſind alt, und werden bald ſterben, und Dieſe haben wir dann ſicher, und man kann unſerer Zeit nicht den Vorwurf machen, daſs ſie keinen einzigen Untadelhaften aufzeigen kann. Verzeih mir den Unmuth, er iſt zumeiſt gegen mich ſelbſt gerichtet. Ich ſtehe oft auf des Nachts und ſtelle mich vor den Spiegel und ſchimpfe mich aus. Vielleicht ſeh' ich des Freundes Seele jetzt für einen ſolchen Spiegel an . . . Grüß mir unſern „außerordentlichen" Freund, und ſag ihm, daſs ich ihn liebe. Und Dieſes iſt mein ſeelenvollſter Ernſt. Er iſt mir noch immer ein liebes Bild, obſchon kein Heiligenbild, noch viel weniger ein verehrliches, ein wunderthätiges. Ich denke oft an ihn, weil ich an mich ſelbſt nicht denken will. So dachte ich dieſe Nacht: mit welchem Geſicht würde wohl Gans vor Moſes treten, wenn Dieſer plötzlich auf Erden wieder erſchiene? Und Moſes iſt doch der größte Juriſt, der je gelebt hat, denn ſeine Geſetzgebung dauert noch bis auf heutigen Tag. Ich träumte auch, Gans und Mordachai Noah kamen in Stralau zuſammen, und Gans war, o Wunder! ſtumm wie ein Fiſch. Zunz ſtand ſarkaſtiſch lächelnd dabei und ſagte zu ſeiner Frau: „Siehſt du, Mäuschen?" Ich glaube, Lehmann hielt eine lange Rede, im vollen Tone, und geſpickt mit „Aufklärung", „Wechſel der Zeitverhältniſſe", „Fortſchritte des Weltgeiſtes", eine lange Rede, worüber ich nicht einſchlief, ſondern im Gegentheil, worüber ich erwachte." — „Wie tief begründet iſt doch der Mythus des ewigen Juden!" heißt es in einem anderen Briefe (Ebd., S. 278). „Im ſtillen

Waldthal erzählt die Mutter ihren Kindern das ſchaurige Märchen, die Kleinen drücken ſich ängſtlicher an den Herd, draußen iſt Nacht — das Poſthorn tönt — Schacherjuden fahren nach Leipzig zur Meſſe. — Wir, die wir die Helden des Märchens ſind, wir wiſſen es ſelbſt nicht. Den weißen Bart, deſſen Saum die Zeit wieder verjüngend geſchwärzt, kann kein Barbier abraſieren." — Im Herbſt 1825 erſchien in den „Wiener Jahrbüchern" die an einer früheren Stelle erwähnte Recenſion der Heine'ſchen „Tragödien" von Wilhelm Häring, worin die chriſtenthumsfeindliche Tendenz des „Almanſor" ziemlich deutlich auf die jüdiſche Abſtammung des Dichters zurück geführt wurde. Dies Hineinziehen konfeſſioneller Erörterungen muſſte für Heine um ſo peinlicher ſein, je mehr er zur Klarheit darüber gelangte, daſs er ſich durch den im Widerſpruch mit ſeiner innern Ueberzeugung unternommenen Religionswechſel in die zweideutigſte Lage gebracht. „Ich ſehe noch ſchlimmeren Ausfällen entgegen," ſchrieb er an Moſer (Ebd., S. 246, 257 u. 258). „Daſs man den Dichter herunter reißt, kann mich wenig rühren; daſs man aber auf meine Privatverhältniſſe ſo derbe anſpielt oder, beſſer geſagt, anprügelt, Das iſt mir ſehr verdrießlich. Ich habe chriſtliche Glücksritter in meiner eigenen Familie u. ſ. w. . . . Iſt es nicht närriſch? kaum bin ich getauft, ſo werde ich als Jude verſchrieen . . . Ich bin jetzt bei Chriſt und Jude verhaſſt. Ich bereue ſehr, daſs ich mich getauft hab'; ich ſeh' noch gar nicht ein, daſs es mir ſeitdem beſſer ergangen ſei — im Gegentheil, ich habe ſeitdem Nichts als Widerwärtigkeiten und Unglück."

In der That ſollte Heine, wie die Erfahrung ihn bald genug belehrte, durch ſeinen formellen Uebertritt zum chriſtlichen Glauben Nichts von Allem, was er gehofft hatte, erreichen: keine Staatsanſtellung und keine Unabhängigkeit von den Geldzuſchüſſen des reichen Oheims. Vor dem Kampfe noch war er abgefallen von der Idee, die ihn zu ihrem Streiter erkoren; die Taufe hatte ihn im innerſten Gewiſſen mit ſich ſelbſt entzweit, von Herzen wurde er niemals ein Chriſt, und bei ſeinen Feinden hieß er: der Jude.

# Zweites Buch.

# Erſtes Kapitel.

## Die „Reiſebilder".

Wenige Tage vor der Doktor-Promotion H. Heine's war ſein Oheim Salomon auf einer Geſchäftsreiſe nach Kaſſel durch Göttingen gekommen. Er hatte den Neffen ſogleich holen laſſen und ſich überaus freundlich gegen ihn bezeigt. Da jedoch einige Fremde zugegen waren, bot ſich keine Gelegenheit für den Dichter, mit dem Onkel über ſeine Privatverhältniſſe zu reden. Er theilte ihm daher ſchriftlich ſeinen Wunſch mit, vor der Ueberſiedelung nach Hamburg ein Seebad zu beſuchen, und Salomon Heine ſetzte ihn durch Ueberſendung eines liberalen Wechſels in den Stand, Anfangs Auguſt eine Erholungsreiſe nach der Inſel Norderney anzutreten. Durch den Gebrauch der erfriſchenden Seebäder und die friedliche Stille des Aufenthalts unter dem ſchlichten Schiffer- und Fiſchervolke kräftigte ſich ſeine angegriffene Geſundheit, und ſeit Langem fühlte er zum erſten Mal die nervöſen Kopfſchmerzen entweichen, welche ihn in den letzten Jahren ſo hartnäckig beläſtigt hatten. Mit den vielen ariſtokratiſchen Badegäſten, welche die Saiſon hergeführt, kam er wenig in Berührung; doch machte er in der Fürſtin von Solms-Lich eine angenehme Bekanntſchaft. Er hatte ſich mit der feingebildeten Dame ſchon mehrmals unterhalten, als Dieſe bei einem Ausdruck, den er gebrauchte, unwillkürlich ausrief: „Ei, Das iſt ja ganz wie von Varnhagen!" Auf Heine's verwunderte Frage, ob ſie den ihm ſo innig befreundeten Mann kenne, erzählte die

Fürſtin, daſs ihr Bruder, der General, in den Freiheitskriegen Varnhagen's Oberſt geweſen, und daſs ſie wiederholt mit Jenem zuſammen getroffen; auch hege ſie eine enthuſiaſtiſche Verehrung für ſeine geiſtvolle Gemahlin. In Folge dieſer neuen Anknüpfungspunkte geſtaltete ſich der Umgang mit der Fürſtin noch freundlicher, und ſie bewahrte dem Dichter ſtets ein wohlwollendes Andenken. Noch zwanzig Jahre ſpäter äußerte ſie bei einem Beſuche Varnhagen's [132]), ſie habe Heine ſehr gern gehabt, ſie halte ihn für innerlich edel und aufrichtig, ein ſolcher Geiſt könne nur das Beſte wollen, wenn er auch unleugbar ſeine nicht zu vertheidigenden Unarten habe.

Vor Allem war es jedoch der erhabene Anblick des Meeres, der ihn mit unnennbarem Entzücken erfüllte. Tagelang kreuzte er im kleinen Fiſcherboot um die einſame Inſel und ſah, rücklings auf dem Verdeck liegend, zu den vorüberſegelnden Wolken empor, während er dem Gemurmel der Wellen oder alten Schiffersſagen lauſchte, die er ſich von den Fährleuten erzählen ließ. Das Meer war ihm ein verwandtes Element, das er „liebte wie ſeine Seele", bei deſſen Grollen und Toſen ihm wohl ward, und mit deſſen wechſelnden Launen er ſich ſelber gerne verglich:

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Und manche ſchöne Perle
In ſeiner Tiefe ruht.

Kein deutſcher Dichter hat das Leben des Meeres gewaltiger beſungen, als Heine, der hier im Sommer 1825 den erſten Cyklus ſeiner Nordſeebilder koncipierte. Bei Mittheilung derſelben an Moſer bemerkte er (Bd. XIX, S. 245): „Tieck und Robert haben die Form dieſer Gedichte, wenn nicht geſchaffen, doch wenigſtens bekannter gemacht; aber ihr Inhalt gehört zu dem Eigenthümlichſten, was ich geſchrieben habe. Du ſiehſt, jeden Sommer entpuppe ich mich, und ein neuer Schmetterling flattert hervor. Ich bin alſo doch nicht auf eine bloß lyriſch-malitiöſe zweiſtrophige Manier beſchränkt." Es verdient hervorgehoben zu werden, daſs Heine der erſte unſerer Dichter war, welcher das

geheimnisvoll großartige Leben des Meeres als einen neuen Stoff für die deutsche Poesie eroberte. Bei einem Gespräch mit Adolf Stahr[133]) machte er hierüber interessante Aeußerungen. Er betonte, daß auch die Kunst für das große Publikum eines gewissen Charlatanismus bedürfe: „Man wirkt nur, indem man die Begriffe benutzt, die der Menge bekannt sind, und nicht seine eigenen extendierten Begriffe bei solchen dichterischen Schilderungen voraussetzt. Der Charlatanismus, den ich meine, besteht unter Anderm auch darin, daß man sich zu den Anschauungen und Vorstellungen der Menge herabläßt. Ich habe es dabei als Dichter des Meeres par excellence gerade am schwersten gehabt. Denn Wer kannte damals in Deutschland das Meer? Jetzt ist Das ein Anderes, jetzt, wo Eisenbahnen und Dampfschiffe den Verkehr erleichtert haben, kennt es Jeder. Aber damals schilderte man etwas der lesenden Menge völlig Unbekanntes, wenn man das Meer beschrieb, und Das ist immer mißlich. Ich mußte mich, weil ich es obendrein in Versen beschrieb, an das Banalste halten. Einmal war ich ein Paar Wochen ganz allein mit dem Schulmeister, nachdem schon alle anderen Badegäste fort waren, in Wangeroge. Endlich währte es mir doch zu lange. Mein Hauptgepäck hatte ich schon früher voraus geschickt, und nun wollte ich mit einem Male mit meinem Bündel fort an die oldenburgische Küste nach Hamburg. Es vergingen aber Tage und es kam kein Schiff, ich saß auf der Sanddüne wie fest gezaubert. Endlich kam ein Schiff und ich ließ mich hinauf bringen — ich meine, es geschah zu Wagen. Bald aber überfiel uns Windstille und wir konnten nicht ans Land. So blieben wir Angesichts der Küste liegen, bis ich's nicht mehr aushalten konnte und die Ebbe benutzte, und mit meinem Bündel auf dem Kopfe die ganze Strecke bis ans Land zu Fuße durchs Meer ging." Dann erzählte Heine noch Viel von den Sielen und Meerdeichen und von dem Wangeroger Schiffervolke. „Wenn ich das Alles damals hätte dichterisch behandeln wollen," schloß er seine Betrachtungen, „so hätte es Keiner verstanden, eben weil es zu jener Zeit unbekannte Dinge waren." Es kann daher nicht befremden, wenn Heine sich gegen Moser (Bd. XIX, S. 292) rühmte, daß er in diesen Gedichten „mit Lebensgefahr eine ganz

neue Bahn gebrochen", oder wenn er bei Veröffentlichung des ersten Bandes der „Reisebilder" an Simrock schrieb (Ebd., S. 272): „Ob das Publikum an den Nordseebildern Geschmack finden werde, ist sehr dubiös. Unsere gewöhnlichen Süßwasser-Leser kann schon allein das ungewohnt schaukelnde Metrum einigermaßen seekrank machen. Es geht doch Nichts über den alten ehrlichen Plattweg, das alte Gleise der alten Landstraße!" —

Von Ende September bis Ende Oktober war H. Heine wieder bei seinen Eltern in Lüneburg, woselbst auch sein Bruder Maximilian, der seit Ostern des Jahres als Studiosus medicinae die Berliner Universität bezogen hatte, die Ferienzeit verlebte. Die intelligenteren Kreise des Städtchens suchten eifrig die Bekanntschaft des Dichters, dessen Ruhm sich allmählich mehr und mehr zu verbreiten begann. Namentlich schloss Heinrich Heine ein dauerndes Freundschaftsbündnis mit dem Dr. juris Rudolf Christiani, einem Sohne des dortigen Generalsuperintendenten, den er schon bei seinem vorigen Aufenthalt im elterlichen Hause kennen gelernt. Der junge Christiani, welcher bei dem Lüneburger Magistrate das Amt eines Stadtsekretärs bekleidete, schwärmte für Goethe und Heine, schon als Göttinger Student hatte er Oehlenschläger's „Hugo von Rheinberg" übersetzt, und auch jetzt noch dilettierte er vielfach auf ästhetischem und poetischem Felde. Er war ein schlanker, eleganter Bursche von hübschen Gesichtszügen und einnehmenden Manieren, dessen Konterfei mit unvergleichlicher Wahrheit in den Versen gezeichnet ist:

Diesen liebenswürd'gen Jüngling
Kann man nicht genug verehren;
Oft traktiert er mich Austern
Und mit Rheinwein und Likören.

Zierlich sitzt ihm Rock und Höschen,
Doch noch zierlicher die Binde,
Und so kommt er jeden Morgen,
Fragt, ob ich mich wohl befinde;

Spricht von meinem weiten Ruhme,
Meiner Anmuth, meinen Witzen;
Eifrig und geschäftig ist er,
Mir zu dienen, mir zu nützen.

Und des Abends in Gesellschaft,
Mit begeistertem Gesichte,
Deklamiert er vor den Damen
Meine göttlichen Gedichte.

O, wie ist es hoch erfreulich,
Solchen Jüngling noch zu finden,
Jetzt in unsrer Zeit, wo täglich
Mehr und mehr die Bessern schwinden!

Nach der Julirevolution in die hannövrische Kammer gewählt, erwies sich Rudolf Christiani dort als einen tüchtigen und muthvollen Redner der liberalen Opposition; u. A. brachte er im Frühling 1837 einen Antrag auf Preßfreiheit ein. Heine nannte ihn deßhalb in einem Scherzgedichte (Bd. XVII, S. 234 [214]) den „Mirabeau der Lüneburger Haide", und stellte ihn einem Freunde [134]) mit den Worten vor: „Dies ist der Mann, der so ausgezeichnet redet und so miserabel schreibt." Bald darauf verheirathete sich Dr. Christiani mit einer Kousine des Dichters, die von Salomon Heine eine glänzende Mitgift empfing, und der Freund schrieb ihm einen heiteren Gratulationsbrief, welcher mit den Worten begann: „Wir können uns jetzt wie die Könige „mon Cousin" anreden." Von dem Onkel aber, dem Löwen der Familie, hieß es an einer anderen Stelle des Schreibens: „Fürchte dich nur nicht gleich, wenn er brüllt; er ist doch sonst edel und gut, am umgänglichsten aber in der Fütterungsstunde." — Dieser originelle Brief, erzählt Maximilian Heine in seinen Erinnerungen an den Bruder, hatte Abschriften gefunden, und sollte den Feinden und Widersachern des Dichters — zu welchen besonders Dr. Gabriel Riesser in Hamburg, sowie die Schwiegersöhne des Onkels, Halle und Oppenheimer, gehörten — zur Angriffswaffe dienen, als Onkel und Neffe einst wieder in momentanen Konflikt gerathen waren. Aber Salomon Heine nahm die Sache von der heitersten Seite, und unterschrieb einen in bester Laune abgefaßten Brief mit den Worten: „Dein dich liebender Onkel, vor der Fütterungsstunde". — Wie sehr Heinrich Heine, trotz oftmaliger Neckereien in Versen und Prosa, übrigens das Talent des Dr. Christiani schätzte, den er in einem Briefe an Friederike Robert vom Oktober 1825 „den gebildetsten Mann im ganzen

Hannövriſchen" nennt, geht wohl am beſten aus der Thatſache hervor, daſs er Denſelben in ſeinem Teſtamente zum Herausgeber ſeiner ſämmtlichen Werke beſtimmte; eine Aufgabe, deren ihn freilich der Tod überhob, bevor er nur den Anfang zu ihrer Löſung gemacht hatte. —

In den erſten Tagen des Novembermonats 1825 traf der Dr. juris Heinrich Heine endlich in Hamburg ein, um ſich dort als Advokat zu etablieren. Er ließ dieſen Plan jedoch ſofort wieder fallen — warum, darüber ſpricht er ſich in wunderlich zurückhaltender Weiſe aus. „Du ſiehſt Cohen ja dieſe Tage," ſchrieb er ſchon am 14. December an Moſer (Bd. XIX, S. 240), „und er kann dir erzählen, wie ich nach Hamburg gekommen, dort Advokat werden wollte, und es nicht wurde. Wahrſcheinlich kann Cohen dir die Urſache nicht angeben; ich aber auch nicht. Hab' ganz andere Dinge im Kopfe, oder, beſſer geſagt, im Herzen, und will mich nicht damit plagen, zu meinen Handlungen die Gründe aufzufinden." — „Meine äußeren Verhältniſſe ſind noch immer dieſelben," heißt es fünf Monate ſpäter in einem Briefe an Varnhagen [135]); „es hat mir noch immer nicht gelingen wollen, mich irgendwo einzuniſteln, und dieſes Talent, welches Inſekten und einige Doctores juris in hohem Grade beſitzen, fehlt mir ganz und gar. Meinen Plan, hier zu advocieren, habe ich deſshalb aufgeben müſſen — aber glauben Sie nur nicht, daſs ich ſo bald von hier weggehe; es gefällt mir hier ganz ausnehmend gut; es iſt hier der klaſſiſche Boden meiner Liebe, Alles ſieht mich an wie verzaubert, viel eingeſchlafenes Leben erwacht in meiner Bruſt, es frühlingt wieder in meinem Herzen, und wenn die alte Kopfkrankheit mich ganz verläſſt, ſo dürfen Sie noch recht viel' gute Bücher von mir erwarten." — Der wirkliche Grund, weſshalb Heine die beabſichtigte Advokaten-Karrière in Hamburg ſo raſch wieder verließ, war jedoch muthmaßlich kein anderer, als daſs ihm bei ſeinen vorwiegend poetiſchen Neigungen die Luſt und Energie mangelte, ſich in ein heterogenes, proſaiſch trockenes Gebiet hinein zu arbeiten und ſich in Studien zu vertiefen, die ihn von ſeinen literariſchen Beſchäftigungen abzögen. Es kam der üble Umſtand hinzu, daſs ſeine weiche, träumeriſche Natur ſich mit unmäßiger Gefühlsſchwelgerei den verbitternden

Eindrücken hingab, welche durch die Erinnerungen einer schmerzlichen Vergangenheit und durch beständige Zerwürfnisse mit seinen Verwandten reichlich genährt wurden. Ewige Geldnoth, ewige Vorwürfe des Onkels, gehässige Verleumdungen bei Demselben durch den eigenen Schwager und durch die übrige Sippschaft, Hetzereien und Klatschereien: „er sei ein Spieler, lebe müßig, müsse in schlechten Händen sein", um ihn baldmöglichst wieder von Hamburg zu entfernen; in Folge Dessen ein täglich sich steigerndes Misstrauen des Dichters gegen sich selbst und gegen seine ganze Umgebung — Das ist der unerquickliche Inhalt aller Briefe, die er als Stoßseufzer an seine Freunde gelangen ließ. Schon der erste Brief an Moser (Bd. XIX, S. 238 ff.) ist „Verdammtes Hamburg" datiert und beginnt mit den verzweifeltsten Klagen: „Theurer Moser! lieber, gebenedeiter Mensch! Du begehst großes Unrecht an mir. Ich will ja keine große Briefe, nur wenige Zeilen genügen mir, und auch diese erhalte ich nicht. Und nie war ich derselben mehr bedürftig, als eben jetzt, wo wieder der Bürgerkrieg in meiner Brust ausgebrochen ist, alle Gefühle sich empören — für mich, wider mich, wider die ganze Welt. Ich sage dir, es ist ein schlechter Spaß. — Lass Das gut sein. — Da sitz' ich nun auf der ABC-straße, müde vom zwecklosen Herumlaufen, Fühlen und Denken, und draußen Nacht und Nebel und höllischer Spektakel, und Groß und Klein läuft herum nach den Buden, um Weihnachtsgeschenke einzukaufen. Im Grunde ist es hübsch, dass die Hamburger schon ein halbes Jahr im Voraus daran denken, wie sie sich zu Weihnachten beschenken wollen. Auch du, lieber Moser, sollst dich über meine Knickrigkeit nicht beklagen können, und da ich just nicht bei Kasse bin und dir auch kein ganz ordinäres Spielzeug kaufen will, so will ich dir etwas ganz Apartes zum Weihnacht schenken, nämlich das Versprechen, dass ich mich vor der Hand noch nicht todtschießen will. Wenn du wüsstest, was jetzt in mir vorgeht, so würdest du einsehen, dass dieses Versprechen wirklich ein großes Geschenk ist, und du würdest nicht lachen, wie du es jetzt thust, sondern du würdest so ernsthaft aussehen, wie ich in diesem Augenblick aussehe. Vor Kurzem hab' ich den „Werther" gelesen. Das ist ein wahres Glück für

mich. Vor Kurzem hab' ich auch den „Kohlhaas" von Heinrich von Kleist gelesen, bin voller Bewunderung für den Verfasser, kann nicht genug bedauern, daſs er sich todtgeschossen, kann aber sehr gut begreifen, warum er es gethan." Moser's beschwichtigendes Zureden und seine wohlgemeinten Bemühungen, ein besseres Einvernehmen Heine's mit seinen Verwandten zu vermitteln, hatten nur den Erfolg, daſs der reizbare Jüngling auch gegen diesen seinen besten Freund zeitweilig verstimmt wurde. „Ich sehe," schrieb er ihm miſsmuthig (Ebd., S. 261), „du hast den Marquis Posa abgelegt und möchtest nun gern den Antonio präsentieren. Glaub mir, ich bin weder Tasso, noch verrückt, und wenn ich bis zum Furchtbarsten meine Entrüstung aussprach, so hab' ich dazu meine guten Gründe gehabt. Es liegt mir Nichts daran, wie man von mir denkt, man kann auch sprechen von mir, was man will; ganz anders ist es aber, wenn man dies Gedachte oder Gesprochene mir selbst, persönlich selbst, insinuiert. Das ist meine persönliche Ehre. Ich hab' mich auf der Universität zweimal geschlagen, weil man mich schief ansah, und einmal geschossen, weil man mir ein unziemliches Wort sagte. Das sind Angriffe auf die Persönlichkeit, ohne deren Integrität ich selbst jetzt nicht existieren möchte." Und nun folgen neue, krankhaft verdrieſsliche Mittheilungen über ehrenrührige Zuträgereien von Leuten, „die gefährlicher und schädlicher sind, als offenkundige Feinde, indem sie sich ein Air von Protektoren und Seelsorgern geben. Sie unterstützen ihr Geschwätz gern, wenn sie aufweisen können, von den intimsten Freunden aufgefordert zu sein, ‚Etwas für den Menschen zu thun'. Dieser Ausdruck allein kann mich toll machen. Ja, ich bin rasend. — Meine persönliche Ehre aufs tiefste gekränkt; — was mich aber am meisten kränkt, Das ist, daſs ich selbst daran Schuld bin durch ein zu offenes und kindisches Hingeben an Freunde oder Freunde der Freunde. Es soll nicht mehr geschehen, ich werde im Nothfall auch so absichtlich ernst aussehen wie ihr Andern."

Wie schon erwähnt, waren es besonders die Schwiegersöhne des Onkels, Dr. Adolf Halle und Christian Moritz Oppenheimer, die dem jungen Dichter in der Gunst des reichen Onkels zu schaden suchten, und nur zu oft für ihre Zuträgereien ein williges

Ohr fanden. Oppenheimer war vor seiner Verheirathung mit Friederike Heine lange in Geschäften seines Schwiegervaters in London gewesen, und spielte gern den Engländer, den Millionär, den feinen Gentleman, so wenig seine plumpen Manieren der eleganten Rolle entsprachen. Der Alte hatte Tage, wo er ihn sehr malitiös behandelte. Als Herr Oppenheimer einst im Hause Salomon Heine's mit einer kürzlich aus London zurückgekehrten deutschen Dame wiederholt eine englische Tisch-Konversation begann, wandte sich Letzterer plötzlich mit den Worten an die Dame: „Sehen Sie, gnädige Frau, meine Erziehung hat meinen armen Eltern blutwenig gekostet. Was aber, glauben Sie, kostet es mich, dass mein Schwiegersohn hier Englisch spricht? Einige hunderttausend Mark hat er mir in England — verhandelt, dafür aber auch Englisch gelernt." Wie Maximilian Heine berichtet [136]), wussten die Schwiegersöhne, trotz solcher gelegentlichen Zurechtweisungen, den Alten stets zu ihrem Vortheil zu leiten, und hatten für den Dichter und seine Geschwister nur eifersüchtige Blicke und Missgunst. Sie und ein Troß lungernder Hausschmarotzer, von denen die arglose Gutmüthigkeit des Millionärs sich missbrauchen ließ, waren es hauptsächlich, welche Onkel und Neffen so häufig gegen einander aufhetzten und Letzterem die bittersten Kränkungen bereiteten. Heinrich Heine beklagte sich noch in späteren Jahren mehr als einmal darüber, dass gerade die giftigsten Neider seines Ruhmes von Salomon Heine mit Vorliebe zu Gaste geladen und in vielfacher Weise unterstützt wurden. „Ich habe wahrhaftig," schrieb er einmal seinem Bruder Max [137]), „zu dem Ansehn, das ich in der Welt erlangt, der Beihilfe meiner Familie nicht bedurft; dass aber die Familie nie das Bedürfnis fühlte, dieses Ansehen, und sei es auch nur in den kleinsten Dingen, zu befördern, ist unbegreiflich. Ja, im Gegentheil, im Hause meines Oheims fanden diejenigen Menschen eine gute Aufnahme, die notorisch als Gegner meines Renommée bekannt waren ... In diesem Hause herrschte von jeher eine Aria cattiva, die meinen guten Leumund verpestete. Alles Gewürm, was an meinem guten Leumund zehren wollte, fand in diesem Hause immer die reichlichste Atzung."

Fast mehr noch, als von den Klatschereien der Verwandten,

hatte er von den Anfeindungen der Tempel-Juden zu leiden, die ihm nicht bloß seinen Religionswechsel verdachten, sondern ihm noch minder den Spott verzeihen konnten, mit welchem er sich hie und da über ihre Synagogenreform ausließ. Heine war in derselben Täuschung wie seine geistvollen Berliner Freunde befangen, er sah nicht ein, daſs die große Masse der Juden nur durch ein vorsichtiges Schonen ihrer ererbten Sitte und Religion auf dem Wege langsamer Entwicklung für den Kulturfortschritt zu gewinnen sei. Die Berliner Heißsporne, welche die Reform ihrer Glaubensgenossen von einem großen politischen Gedanken aus hatten durchführen wollen, stießen auf taube Ohren, und als ihr Werk gescheitert war, ließen sich aus Unmuth und Verzweiflung Viele, ja die Meisten von ihnen, taufen. Die Hamburger Synagogenverbesserer trugen sich nicht mit so hoch fliegenden Plänen, sondern beschränkten die von ihnen erstrebte Reform auf ein sehr bescheidenes Maß; eben deſshalb aber fanden sie thätige Unterstützung, und erreichten, getreulich ausharrend, ihr Ziel. Heine freilich warf ihnen ängstliche Halbheit und verstockte Engherzigkeit vor, weil ihm das starre Betonen des religiösen Momentes als ein Hemmnis des Eintretens der Juden in das moderne Kulturleben erschien, er bewitzelte und bekrittelte, was als Uebergangsstufe praktisch vollkommen berechtigt war, und gab dadurch selber den Anlaſs zu Reibereien der unerquicklichsten Art. Persifflierende Aeußerungen über den Hamburger Tempel und dessen Anhänger wurden dem Onkel Salomon ein Mal über das andere mit verschlimmernden Zusätzen hinterbracht, und statt gegen die Fälschungen und Verdrehungen seiner Worte zu protestieren, vermehrte Heinrich Heine das Aergernis, indem er mit trotziger Eitelkeit die ihm schuld gegebenen Auslassungen das nächste Mal vor dem Onkel in Gegenwart der Ohrenbläser wiederholte, oder wohl gar durch noch krassere Ausdrücke überbot [138]). Dadurch wurde natürlich Nichts gebessert, die Bezichtigung der Frivolität und Charakterlosigkeit verwundete um so schärfer, als die Taufe des Dichters eine nicht weg zu disputierende Handhabe zur Verdächtigung seiner Gesinnungen bot, und es bildete sich bei ihm ein mit den Jahren zunehmender Groll gegen Hamburg aus, der ihn nie wieder verlassen hat. „Ich sehe, Sie

fragen mich, wie ich hier lebe?" ſchrieb er Ende Mai 1826 einem Berliner Freunde. „O lieber Lehmann, nennen Sie es, wie Sie wollen, nur nicht leben!" — „Nach Hamburg werde ich nie in dieſem Leben zurückkehren," heißt es in einem Briefe an Varnhagen aus München vom Februar 1828; „es ſind mir Dinge von der äußerſten Bitterkeit dort paſſiert, ſie wären auch nicht zu ertragen geweſen, ohne den Umſtand, daſs nur ich ſie weiß." Und noch 1850 gerieth Heine in die unmuthigſte Stimmung, als bei einem Beſuche Adolf Stahr's die Rede auf ſeinen einſtmaligen Aufenthalt in Hamburg kam. „Sehen Sie," rief e aus, „was dies Hamburg mir für Leid angethan, wie profund unglücklich ich dort geweſen bin, Das denken Sie gar nicht aus. Man hat immer geglaubt, mein Onkel oder meine Familie hätten mir dort Leides angethan, Das war aber niemals der Fall. Sie waren im Grunde immer gut gegen mich, und alle Verdrießlichkeiten kamen mir durch Klätſchereien von dem andern Volke. Dieſe hochmüthige Splitterrichterei bei eigener balkendicker Verſtocktheit, dieſer Haß gegen alles Ungewöhnliche, dieſe angſtvolle Abneigung gegen Alles, was mehr iſt als ſie ſelber, dieſe heuchleriſche bürgerliche Sittlichkeit neben einer phantaſieloſen Liederlichkeit — wie gräſslich war mir das Alles! Berlin iſt ſehr langweilig, ſehr trocken und unwahr, aber Hamburg!! In Hamburg war es mein einzig Pläſir, daß ich mir beſſer vorkam, als alle Andern."

Um gerecht zu ſein, dürfen wir jedoch nicht verſchweigen, daſs H. Heine durch ſein Leben und Treiben nicht allein böswilligen Gegnern, ſondern auch wohlwollenden Fremden hinlänglichen Stoff zum Tadel und zu ernſten Beſorgniſſen gab. Mochte er die ihm ſo unwürdig erſcheinende Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims wirklich nicht länger ertragen, ſo ſtand das raſche Aufgeben der juriſtiſchen Laufbahn mit ſeinen früher ſo beſtimmt ausgeſprochenen Vorſätzen in grellem Widerſpruch, und wir ſahen vorhin, daſs er ſeine Handlungsweiſe ſelbſt vor den vertrauteſten Freunden nicht einmal zu rechtfertigen ſuchte. Er ließ freilich in den Briefen an Moſer (Bd. XIX., S. 229 u. 240) gelegentlich die Andeutung fallen, daſs er im Frühjahr an der Berliner Univerſität geſchichtliche und philoſophiſche Vor-

leſungen zu halten gedenke und zu dieſem Zwecke hiſtoriſche Studien treibe, aber er that keinen Schritt, um die hiezu vor Allem nöthige facultas legendi zu erlangen, und das Ganze ſcheint nur der Einfall einer müßigen Stunde geweſen zu ſein, der in Vergeſſenheit gerieth, bevor er noch in ernſtliche Erwägung genommen war. Die „Memoiren des Herrn von Schnabelewopski“ (Bd. IV., S. 97 ff.) und ein gewiſſes Kapitel des „Wintermärchens“ (Bd. XVII., S. 204 [193] ff.) erzählen uns zur Genüge, in welcher lockeren Geſellſchaft Heinrich Heine ſeine Tage und Nächte in Hamburg verlebte, wie er die Sylphiden des Apolloſaals bei Trompeten- und Paukenſchall durch die Reihen der Oginski-Polonaiſe ſtürmen ſah, oder ihnen vom Schweizerpavillon an der Alſter nachblickte, wenn ſie in ihren roſageſtreiften Roben vorüber wandelten auf dem Jungfernſtieg, — „Prieſterinnen der Venus, hanſeatiſche Veſtalen, Dianen, die auf die Jagd gingen, Najaden, Dryaden, Hamadryaden und ſonſtige Predigerstöchter.“ Bei ſo ausgelaſſenem Lebenswandel brauchte der gute Ruf des jungen Mannes nicht erſt unter das Guillotinenmaul der Madame Pieper oder das Gifthauch-Lächeln der Madame Schnieper zu gerathen, um bedenkliche Gefahr zu leiden. Obendrein lag, wie ein Genoſſe ſeiner Extravaganzen bemerkt, „in Heine's Weſen etwas Zugvogelartiges, das die guten Hamburger, obwohl eine Nation, welche Welthandel treibt, nicht eben lieben; ſie können nicht begreifen, daſs man in Hamburg iſſt, trinkt und ſchläft, aber eigentlich am Ganges zu Hauſe iſt, und die Sehnſucht nach der wirklichen Heimath nie zu beſchwichtigen vermag.“ O. L. B. Wolff, dem wir dieſe Aeußerung entlehnen [139]), fühlte ſich in ſeiner damaligen Lehrerthätigkeit eben ſo unbehaglich unter dem proſaiſchen Druck der Hamburger Verhältniſſe, wie Heine, deſſen Bekanntſchaft er ſchon im Sommer 1823 gemacht, und mit dem er jetzt häufig zuſammentraf. Gleichfalls von jüdiſcher Abſtammung, hatte er ſich, ähnlich wie Dieſer, aus rein äußerlichen Gründen taufen laſſen, ohne deßhalb ein gläubiger Chriſt geworden zu ſein. Mit oberflächlichen Kenntniſſen ausgerüſtet, aber in vielen Sprachen bewandert und mit einem erſtaunlichen Verſifikationstalente begabt, ließ er ſich um dieſe Zeit zuerſt als Stegreifdichter hören, und trat bald darauf jene

Rundreiſe durch Deutſchland an, welche ihn auch nach Weimar führte, wo er durch ſeine gewandten Improviſationen die Aufmerkſamkeit Goethe's erregte und auf Deſſen Verwendung eine Profeſſur in Jena erhielt.

Im Februar 1826 vertauſchte H. Heine ſein anfängliches Logis in der ABC-ſtraße mit einer Wohnung bei dem Tabacks- und Cigarrenhändler Jakob Heinrich Bernhard Kaſang am Dragonerſtall Nr. 42. Während der erſten Zeit ſeines Hamburger Aufenthalts verkehrte er meiſt nur in jüdiſchen Kreiſen, namentlich im Hauſe ſeiner Schweſter Charlotte und in den Familien ſeiner Oheime Henry und Salomon. Letzterer hatte, nach Verheirathung ſeiner drei älteſten Töchter, die verwaiſte Tochter ſeines verſtorbenen Bruders Meyer Heine zu ſich ins Haus genommen. Die kleine Mathilde war jetzt zu einer ſtattlichen Jungfrau heran geblüht, und der Dichter fand großes Gefallen an dem heiteren, aufgeweckten Mädchen, deſſen ungekünſtelte Liebenswürdigkeit ihr die Neigung aller Herzen erwarb. Bald aber begann ſie zu kränkeln, und noch ehe ſie das zwanzigſte Jahr vollendet, welkte ſie ins Grab. Heinrich Heine ſchrieb (Bd. XIX., S. 333), als er in Italien die Nachricht von dem frühen Tode ſeiner Kouſine empfing: „Tilly iſt jetzt ſo gut bei mir wie bei euch; überall folgte mir das liebliche Geſicht, beſonders am mittelländiſchen Meere. Ihr Tod hat mich beruhigt. Ich wollte nur, ich hätte Einiges von ihren Schriftzügen. Daſs wir die ſüßen Züge auf keinem Gemälde bewahren, iſt Jammerſchade. Ach! es hängt ſo manches überflüſſige Geſicht an der Wand.“

Außer mit ſeinen Verwandten, pflog der Dichter in Hamburg Anfangs einen lebhaften Verkehr mit einigen dort wohnhaften früheren Mitgliedern des Vereins für Kultur und Wiſſenſchaft der Juden, beſonders mit dem Lehrer an der iſraelitiſchen Freiſchule Immanuel Wohlwill, dem Papierhändler E. Michaelis und dem Zuckermakler Guſtav Gerſon Cohen. Als das Freundſchaftsverhältnis zu Letzterem, der als einer der eifrigſten Anhänger des Tempels bei Salomon Heine und den aufgeklärteren Iſraeliten in hohem Anſehen ſtand, ſowie zu der Mehrzahl ſeiner Verwandten durch Zwiſchenträgereien getrübt wurde, wandte der Dichter ſich mehr und mehr dem Umgange mit literariſch und

künſtleriſch gebildeten Männern zu. Unter Denen, welche ſeinem Talent die größte Anerkennung widerfahren ließen, nennen wir den kunſtſinnigen Syndikus Dr. Karl Sieveking; den Profeſſor Friedrich Gottlieb Zimmermann, deſſen „Dramaturgiſche Blätter“ auf dem von Leſſing gelegten Grunde rüſtig weiter bauten; den aus Königsberg gebürtigen Arzt und Schriftſteller Dr. D. A. Aſſing, deſſen poetiſche Gemahlin Roſa Maria, eine Landsmännin Heinrich Heine's und Schweſter Varnhagen's, in ihrem Salon alle hervorragenden Geiſter Hamburg's verſammelte; den Luſtſpieldichter Karl Töpfer; den harmlos jovialen Stadtpoeten K. G. Prätzel, und den beliebten Liederkomponiſten Albert Methfeſſel, der in jenen Jahren als Geſanglehrer in Hamburg verweilte, und von dort aus 1831 als Hofkapellmeiſter nach Braunſchweig berufen ward. Heine's Poeſien begannen ſchon damals die Aufmerkſamkeit begabter Komponiſten zu erregen; Joſeph Klein und Ferdinand Ries hatten zu manchen derſelben anſprechende Melodien geſetzt, und auch Methfeſſel drängte den jungen Dichter, der ihn beſonders hoch ſchätzte und vor zwei Jahren im „Geſellſchafter“ ein paar freundliche Worte über ihn geſchrieben hatte (Bd. XXII, S. 271 ff.), ihm ſeine neueſten Lieder zur Kompoſition anzuvertrauen. Den intimſten Verkehr aber pflog Heine mit Friedrich Merckel, einem feingebildeten, wohlhabenden und einer angeſehenen Patricierfamilie verſchwägerten jungen Kaufmanne, der ein ſcharfblickendes Urtheil in literariſchen Dingen beſaß, und ſich gelegentlich auch in kritiſchen Aufſätzen für Hamburger Zeitſchriften verſuchte. Heine verhehlte ihm keine ſeiner Thorheiten und Leichtfertigkeiten, ſelbſt flüchtige Liebesaffären, Spielverluſte, vorübergehende Häkeleien mit ſeinem Verleger theilte er ihm ausführlich mit. „Es macht mir Vergnügen,“ ſchreibt er an Merckel in einem vertraulichen Briefe vom Sommer 1826 [140]), „mich dir in all' meinen Schwächen zu zeigen. Wenn du bald noch nicht abgeſchreckt biſt, werde ich dich wohl für dieſes ganze Leben in Liebe und Freundſchaft behalten.“ In der That unterhielten die beiden Freunde ſechs bis ſieben Jahre lang eine regelmäßige Korreſpondenz, welche niemals durch den leiſeſten Miſsklang geſtört ward. — Gewöhnlich traf Heine Nachmittags oder Abends im Pavillon an der Alſter mit Merckel und Profeſſor Zimmermann zuſammen. Letzterer,

seit langen Jahren als Lehrer am Johanneum angestellt, hatte durch seinen wahrhaft klassischen Geschmack und sein ätzendes Urtheil auf Heine den imponierendsten Eindruck gemacht, und nahm bald die Stellung eines älteren Freundes und literarischen Mentors bei ihm ein. „Wie Wenige" — so erzählt Wienbarg [134]) — „wusste er die außerordentliche Begabung des Dichters zu schätzen, schmeichelte ihm aber auf keine Weise, und konnte wohl auch gelegentlich sarkastisch gegen ihn werden. An Zimmermann, als an das derzeitige kritische Orakel Hamburg's, hatte sich auch Salomon Heine mit der Frage gewandt: „Sagen Sie mir, Herr Professor, ist wirklich Was an meinem Neffen?" worauf Jener natürlich die befriedigendste Antwort ertheilte. Zimmermann gehörte zu den regelmäßigen Stammgästen des Pavillons, seinem schon damals etwas verdüsterten Gemüthe war solche Zerstreuung zur Nothwendigkeit geworden. Unglückliche Familienverhältnisse, Zerfallenheit mit sich und der Welt drückten seinem energischen Gesicht einen finstern, zuweilen fast grimmigen Stempel auf. In den kurzen Hamburger Krawalltagen vom Jahre 1830 flammte sein Auge auf, wenn er, im Pavillon sitzend, das Volksgetöse draußen vernahm. Man musste ihm Bericht erstatten, wie und wohin es ging; in das wüste, sinnlose Treiben legte er Gott weiß welche Konsequenzen. Zimmermann war sonst ein deutscher Patriot von echtem Schrot und Korn. Die Franzosen hatten ihn 1813 geächtet und einen Preis auf seinen Kopf gesetzt. Sein tiefes Leid oder das Uebel, an welchem der wackere Mann allmählich zusammenbrach, hielt ich für unterdrückte Thatkraft. Heine war anderer Meinung. Er schrieb Zimmermann's innere Verstimmung hauptsächlich dem Umstande zu, dass Derselbe zur Zeit seiner Jugendkraft nicht als Producent aufgetreten und über dem Schulmeistern und Recensieren alt geworden sei; jetzt nage ein ohnmächtiger, vielleicht nicht einmal gerechtfertigter Vorwurf wie ein Geier an seinem Herzen."

Bald nach seiner Ankunft in Hamburg — am 31. Januar 1826 — ließ Heine in Nr. 13 der von Professor L. Kruse redigierten Zeitschrift „Die Biene" eine Anzahl der im Herbst 1823 gedichteten „Heimkehr"-Lieder abdrucken, und um dieselbe Zeit erschien auch endlich die „Harzreise" im Berliner „Gesell-

ſchafter". Da Heine der juriſtiſchen Laufbahn entſagt hatte, um ſich ganz dem Schriftſtellerberufe zu widmen, muſſte ihm ernſtlich daran gelegen ſein, die Aufmerkſamkeit des Publikums durch bedeutende Schöpfungen wieder auf ſich hinzulenken. Dies war durch die eben erwähnten Veröffentlichungen zwar theilweiſe geſchehen, aber die „Harzreiſe" war bei dem Abdruck im „Geſellſchafter" von der Cenſurſchere ſo heillos verſtümmelt worden, daſs der Verfaſſer den ſehnlichſten Wunſch empfand, ſie baldmöglichſt in unverkürzter, zuſammenhängender Geſtalt aufs Neue erſcheinen zu laſſen. Er überarbeitete daher ſorgfältig ſein Manuſkript, fügte nach den Eingangsverſen die witzige Schilderung der Univerſität Göttingen, am Schluſſe die ſentimental humoriſtiſche Maitagsphantaſie hinzu, und bemühte ſich, durch das Aufſetzen zahlreicher kleiner Lichter ſeinem Reiſe-Kapriccio jene künſtleriſche Vollendung zu geben, die demſelben, trotz aller malitiöſen Pointen, einen ſo geheimnisvoll wirkenden Zauber verleiht. „Die gute Aufnahme meiner erſten Produktionen," ſchrieb er ſeinem Freunde Simrock (Bd. XIX., S. 252 ff.), „hat mich nicht, wie es leider zu geſchehen pflegt, in den ſüßen Glauben hinein gewiegt, ich ſei nun ein für alle Mal ein Genie, das Nichts zu thun braucht, als die liebe klare Poeſie geruhig aus ſich heraus fließen und von aller Welt bewundern zu laſſen. Keiner fühlt mehr als ich, wie mühſam es iſt, etwas Literariſches zu geben, das noch nicht da war, und wie ungenügend es jedem tieferen Geiſte ſein muſs, bloß zum Gefallen des müßigen Haufens zu ſchreiben. Bei ſolchem Streben kannſt du dir wohl vorſtellen, daſs ich manchen Erwartungen nicht entſprechen kann. So iſt unter Andern mein Freund Rouſſeau unwillig geworden, daſs ich ihn nicht in ſeinen poetiſchen Unternehmungen kräftig unterſtützt, und er hat mir ſogar vor einem halben Jahre förmlich die Kameradſchaft aufgekündigt, als ich mich unumwunden über die Hohlheit und Leerheit ſeines Zeitſchrifttreibens gegen ihn ausſprach. Aber der Teufel hole ſein zweckloſes Treiben. Mich wenigſtens will es bedünken, als ob es einem tüchtigen Geiſte minder unerquicklich wäre, etwas Schlechtes zu thun, als etwas Nichtiges. Lächle nicht, lieber Simrock, über den mürriſchen Ernſt, der mich anwandelt; auch dich wird er einſt erfaſſen, wenn du mancher Dinge

überdrüſſig biſt, die dich vielleicht jetzt noch amüſieren ... Ueber die erſten Ergüſſe der lieben Flegeljahre und der Flegeljahrenliebe ſind wir Beide ſchon hinaus, und wenn wir dennoch manchmal das Lyriſche hervortreten laſſen, ſo iſt es doch ganz und gar durchdrungen von einem geiſtigern Elemente, von der Ironie, die bei dir noch poetiſch freundlich gaukelt, bei mir hingegen ſchon ins Düſterbittere überſchnappt. Ich wünſche ſehr, daſs deine Ironie jenes heitere Kolorit behalte, aber ich glaube es nicht, und ich fürchte, auch aus deinen Gedichten werden mir einſt weniger Roſen und mehr Belladonnablüthen entgegen duften."

Heine beabſichtigte Anfangs, die Lieder der „Heimkehr", die „Harzreiſe", das Memoire über Polen und die erſte Abtheilung der „Nordſee" unter dem Titel „Wanderbuch, erſter Theil" zu veröffentlichen, und bot dem Verleger ſeiner „Tragödien", Ferdinand Dümmler, den Verlag des Werkes an. Dieſer wies jedoch die Offerte zurück, da ihm die Forderung von zwei Louisd'or für den Bogen zu exorbitant erſchien. Kurz darauf wurde Heine durch Profeſſor Zimmermann mit dem unternehmungsluſtigen Buchhändler Julius Campe bekannt, der ſich das Manuſkript vorleſen ließ, und ſofort das Verlagsrecht der erſten und aller künftigen Auflagen für die Pauſchalſumme von 50 Louisd'or erwarb. — Der langjährige Freund und Verleger Heine's hat Anſpruch darauf, daſs wir ſein Bild mit einigen Strichen ſkizzieren. Julius Campe, 1792 zu Deenſen im Braunſchweigiſchen geboren, der Sohn eines Advokaten und Neffe des berühmten Pädagogen und Schriftſtellers Joachim Heinrich Campe, kam in früher Jugend nach Hamburg, und trat zunächſt als Lehrling in die Hoffmann und Campe'ſche Buchhandlung ein, welche ſein älteſter Bruder, Auguſt, in Gemeinſchaft mit Deſſen Schwiegervater Hoffmann in Beſitz hatte. Nachdem er hier und in der von ſeinem zweiten Bruder, Friedrich, zu Nürnberg begründeten Buch- und Kunſthandlung ſeine Lehrjahre verbracht, fungierte er eine Zeitlang als Gehilfe in der Maurer'ſchen Buchhandlung zu Berlin. Von hier aus machte er den Feldzug von 1813 als freiwilliger Jäger im Lützow'ſchen Korps mit, und gehörte zu der kleinen Schar, welche am 26. Auguſt desſelben Jahres die Gruft Theodor Körner's bei Wöbbelin bereitete. Nach Beendigung

der Freiheitskriege verweilte er wieder kurze Zeit in Hamburg, und unternahm dann eine Reiſe durch Italien, von welcher er noch als Greis mit lebhaftem Intereſſe zu erzählen wuſſte. Die Kriegsabenteuer im Lützow'ſchen Freikorps und die vielfachen humoriſtiſchen Erlebniſſe ſeiner italiäniſchen Reiſe waren die einzigen romantiſchen Epiſoden, welche ſein ſtilles, thätiges Geſchäftsleben auf kurze Zeit unterbrachen. Von Italien kehrte er nach Hamburg zurück und wurde Theilhaber im Geſchäfte ſeines Bruders Auguſt, das nach dem Tode des Letztern im Jahre 1836 ganz in die Hände von Julius überging, welcher ſeit 1823 ſchon das Sortiment auf eigene Rechnung übernommen hatte, und mit demſelben bald den Verlag zahlreicher Schriften verband. Den Mangel an jeder tieferen wiſſenſchaftlichen Bildung erſetzte Julius Campe durch eine ungemein ſcharfe Beobachtungsgabe, durch einen ſelbſtändig denkenden Geiſt, der alles Neue auf dem Felde der Literatur und Politik vorurtheilsfrei entgegen nahm, und durch eine genaue Kenntnis aller Reſſourcen des buchhändleriſchen Geſchäftes, die er mit kühnſter Energie und durchtriebenſter Schlauheit zu benutzen verſtand. Er durfte ſich mit Recht in den meiſten Fällen auf die Sicherheit ſeines Urtheils über die Abſatzfähigkeit der ihm angebotenen Manuſkripte verlaſſen. Berühmte Namen und fremde Empfehlung imponierten ihm nicht; er ſuchte im Gegentheil mit Vorliebe, die Werke junger, noch unbekannter Schriftſteller zu verlegen, und empfand die aufrichtigſte Freude, ſo oft es ihm vergönnt war, ein neues, vielverheißendes Talent unter der Aegide ſeiner mächtigen Firma in das Kampfgetümmel der literariſchen Arena hinaus zu ſenden. „Wollen Sie wiſſen", ſagte er mir einige Jahre vor ſeinem am 14. November 1867 erfolgten Tode, „durch welches Mittel ich mir die Geiſtesfriſche und den regen Antheil an allen politiſchen und literariſchen Dingen bis auf den heutigen Tag bewahrt habe? Ich wollte nicht alt werden, ich wollte nicht hinter der Zeit zurück bleiben; darum freute es mich oft heimlich, wenn die Schriftſteller, welche ich in die Literatur eingeführt, mich ſpäter verließen, weil andere Firmen ihnen ein höheres Honorar in Ausſicht ſtellten. Nur die Pietät hätte mich vielleicht abgehalten, ihnen ſelbſt den Laufpaſs zu geben, denn ich dachte: ſie wandeln

heute oder morgen schon den Berg hinab, — und ich wollte, so lang meine Füße mich trügen, mit Denen fortschreiten, deren Bahn aufwärts geht. Die Jungen sind es allemal, denen die Zukunft gehört; indem ich mich ihnen anschloss, war ich sicher, immer dem Fortschritte treu zu bleiben. Sie werden Das egoistisch finden — nun ja, aber ich empfehle Ihnen das Mittel als probat," schloss der Alte mit selbstzufriedenem Schmunzeln. Diese Aeußerung charakterisiert den vielgewandten Ulyss des Buchhandels, der mit einer durch Nichts zu schreckenden Festigkeit und mit feinster Strategie seine klug ersonnenen Geschäftspläne verfolgte, behaglich den reichen Gewinn einsäckelnd, den seine Unternehmungen ihm eintrugen, aber auch heldenmüthig das Gefährlichste wagend, um den Freiheitsmanifesten der jungen Literatur Eingang in Palast und Hütte zu verschaffen. Dass der größte Theil seines Verlages mit Absicht im Dienste der Fortschrittsideen des Jahrhunderts stand, dass Julius Campe ein klares Bewusstsein von dem an- und aufregenden Inhalt der Schriften hatte, die aus seiner Officin hervorgingen, dass er mündlich wie schriftlich den geistvollsten Verkehr mit den Autoren seines Verlages pflog, und neben dem materiellen auch einen ideellen Antheil an ihren Erfolgen nahm, alles Dies machte seinen Buchladen zu einem Rendezvousplatze der bedeutendsten Geister, und der Einfluss, den sein erfahrener Rath und sein ehrlich derbes Urtheil auf die Entwickelung manches jungen Schriftstellers übten, ist nicht gering anzuschlagen. Selbst Heine, der sich in seinen Briefen so oft über Mangel an Rücksichtsnahme auf seine billigsten Wünsche beschwerte, und mit Campe in beständig wiederkehrenden Differenzen lebte, zollte der buchhändlerischen Einsicht und dem geistigen Scharfblick Desselben das höchste Lob, er sprach es nicht bloß in den bekannten Versen des „Wintermärchens" (Bd. XVII, S. 203 [191]), sondern auch gegen seine Freunde bei jeder Gelegenheit offen aus, einen wie großen Theil seiner Erfolge er dem klugen Eifer Campe's verdanke, und wir werden später sehen, dass die warnende Stimme des Letzteren ihn von mancher Uebereilung zurück hielt, ihn zur Aenderung manches unnütz provocierenden Ausdruckes bewog. „Campe schreibt einen ganz allerliebsten Briefstil," heißt es in einem

Briefe Heine's an Merckel (Bd. XIX, S. 290). „Er könnte sich wahrhaftig seine ‚Reisebilder' selbst schreiben; man darf's ihm nur nicht sagen, sonst werde ich überflüssig." In der That waren Campe's Briefe das Gegentheil geschäftlicher Gemeinplätze, und selbst in späteren Jahren mochte er niemals ein ihm angebotenes Manuskript zurück senden, ohne die Ablehnung durch ein ausführliches Eingehen auf den Werth und Charakter der betreffenden Produktion zu motivieren. Hin und wieder kam es vor, dass eitle Autoren ihm solche Bemerkungen über ihre Arbeit verübelten; die meisten aber werden ihm im Stillen für den Beweis geistiger Antheilnahme gedankt haben, den er durch seine freimüthigen Ausstellungen an den Tag legte. Besonders glücklich war Campe in der Erfindung prägnanter Buchtitel. Er war es, der Wienbarg's auf der Universität zu Kiel gehaltene Vorträge mit dem bezeichnenden Namen „Aesthetische Feldzüge" taufte und den Verfasser auf den Gedanken brachte, sein Buch „dem jungen Deutschland" zu widmen. Und wenn er einstmals seinen Freund Heine nicht eben angenehm überrascht hatte, als er Dessen Denkschrift über Börne unter dem zweideutig herausfordernden Titel: „Heinrich Heine über Ludwig Börne" in die Welt sandte, so nahm Jener um so freudiger Campe's Vorschlag an, seine letzte Gedichtsammlung, für die er selbst lange vergeblich einen charakteristischen Titel gesucht, „Romancero" zu nennen. — Einen anderen Punkt wollen wir hier gleichfalls im Vorbeigehn berühren. Ungern und selten entschloss sich Campe, ein hohes Honorar zu zahlen — auch Heine, der für jeden Band der „Reisebilder", wie für das „Buch der Lieder", ein für alle Mal 50 Louisd'or empfing, hat später, als sein Ruhm durch diese Werke fest gegründet war, bis zur Zeit seiner Erkrankung nur die Pauschalsumme von 1000 Mark Banko für jeden einzelnen Band seiner Schriften bezogen — doch ist füglich zu bedenken, dass Campe Jahr für Jahr die Erstlingswerke neuer, erst durch ihn in die Literatur eingeführter Schriftsteller verlegte, und dabei das Risiko ansehnlicher Verluste trug. In den meisten deutschen Staaten war sein ganzer Verlag von der Julirevolution bis zum Jahre 1848 verboten, und es bedurfte der raffiniertesten Manipulationen, um die Bücher dennoch unter die Leser zu bringen und Zahlung von

den Sortimentern zu erlangen, denen ein diskretionäres Vertrauen geschenkt werden musste — was hätten gerichtliche Klagen genützt, wo das Verkaufsobjekt in eingeschmuggelter, konfiscierlicher Waare bestand? Zudem mussten starke Auflagen gedruckt und die Exemplare von vornherein in bedeutender Anzahl überallhin verschickt werden; denn hatte ein Buch erst das Aufsehen des Publikums und der Polizeibehörden erregt, so hielt es oftmals schwer, Nachbestellungen zu effektuieren; die Ballen, welche unter der oberen und unteren Schicht harmloser Grammatiken oder unschuldiger Novellen das verpönte Werk eines jungdeutschen Schriftstellers bargen, wurden dann an der Grenze doppelt scharf revidiert, und gelangten häufig niemals an ihren Bestimmungsort. Ganze Auflagen solcher Bücher wurden zuweilen unter scheinlosem Titel bis ins Herz von Oesterreich hinunter geschafft; die Sortimentsbuchhändler nahmen sie in Empfang, rissen lächelnd das falsche Aushängeschild ab und klebten das richtige Titelblatt ein, das ihnen lange vorher auf anderem Wege zugekommen war. Auch glaube man nicht, dass alle Verlagsartikel einen klingenden Gewinn einbrachten; selbst die Werke der besseren Schriftsteller wurden oftmals in der ersten Zeit ihres Erscheinens nur schwach begehrt; so ist uns bekannt, dass Börne's gesammelte Schriften, die Campe schon 1829 herausgab, erst durch die „Briefe aus Paris" eine gesteigerte Nachfrage und einen lohnenden Absatz fanden. Und schon die ersten zwei Bände der „Briefe aus Paris" wurden in allen deutschen Bundesstaaten mit solcher Erbitterung von den Schergen der heiligen Hermandad verfolgt, dass Campe die späteren Theile unter dem irreführenden Titel: „Zur Länder- und Völkerkunde" und unter einer fingierten Pariser Firma veröffentlichen musste, wobei es gänzlich dem guten Willen und der Ehrenhaftigkeit seiner Geschäftskollegen anheim gestellt blieb, ob sie für das Empfangene Zahlung leisten oder die unmögliche Klage der auf dem Titel genannten, in Wirklichkeit nicht existierenden Firma „L. Brunet" abwarten wollten. So mag es immerhin wahr sein, dass, wie Heine einmal klagt, der große Absatz seiner Werke zuweilen die Aufgabe hatte, den Verlust anderer Unternehmungen zu decken, um so mehr als der alte Campe, ungleich manchen

seiner Kollegen, an dem ehrenwerthen Grundsatze festhielt, niemals ein Buch seines Verlages, mochte der Absatz noch so gering gewesen sein, im Preise herunter zu setzen und dadurch den Ruf oder Kredit des Verfassers zu schädigen. „Ich halte es für ungentil, den Schriftsteller dafür zu strafen, dass ich den Werth seines Buches zu hoch taxiert habe," pflegte er zu sagen, wenn die Rede auf solche Preisherabsetzungen kam; mit stoischer Gelassenheit trug er seine Verluste und verbrauchte die unverkäuflichen Ladenhüter schließlich als Emballage oder ließ sie in der Walkmühle einstampfen, ohne dem Autor, dessen Werk ihm pekuniären Nachtheil gebracht, deshalb ein verdrießliches Gesicht zu zeigen.

Heine und Börne, Immermann und Raupach, Gutzkow, Wienbarg, Lewald und Maltitz waren die hervorragendsten Schriftsteller, denen die Campe'sche Firma in den Jahren kurz vor und nach der Julirevolution wirksamen Eingang beim Publikum verschaffte. Auch die erste Auflage der „Spaziergänge eines Wiener Poeten", Dingelstedt's „Lieder eines kosmopolitischen Nachtwächters", Hoffmann's „Unpolitische Lieder", Hebbel's und Gottschall's Erstlingsdramen und lyrische Gedichte, Max Waldau's Zeitromane, die schönheitstrunkenen Poesien von Wilhelm Hertz, Vehse's Geschichte der deutschen Höfe und ein ganzer Landsturm von Broschüren, welcher die verrotteten Zustände Deutschlands, insbesondere Oesterreichs, scharf attakierte, erschienen später in demselben Verlage. Wir dürfen wohl die Frage aufwerfen, wie viele unter diesen Werken jemals den Weg in die Oeffentlichkeit gefunden und einen redenswerthen Einfluss auf die literarische und politische Entwicklung unserer Nation geübt hätten, wenn ihren Verfassern nicht in Julius Campe ein Verleger sicher gewesen wäre, der den Muth besaß, auch das Verwegenste zu drucken, und unerschöpflich an Auskunftsmitteln war, die verbotenen Geistesfrüchte den Späheraugen und den raubgierigen Händen der allgegenwärtigen Handlanger des Metternich'schen Bevormundungssystems zu entziehen? Es gehörte der ganze trotzig männliche Charakter und der kerngesunde Humor des echten Bürgers einer freien Reichsstadt dazu, unter der Last so vieler Sorgen allzeit ein ungebeugtes Haupt auf dem Kretschul-

trigen Nacken zu tragen. Aber „viel Feind — viel Ehr'!“ rief Campe mit Ulrich von Hutten aus, und wie ein alter Spartaner ſetzte er ſeinen Stolz darein, nothgedrungen immer auf Schleichwegen wandelnd, ſich ſo ſelten als möglich ertappen zu laſſen, der Wachſamkeit der Behörden durch vielfältig wechſelnde Manöver bald hier, bald dort einen Zopf zu drehen, und mit der Schlauheit des Fuchſes die brutale Gewalt zu überliſten. Großen Vortheil zog er aus der jahrelang von ihm befolgten Praxis, ſeine Verlagsartikel in Wandsbeck, auf holſteiniſchem Gebiete, drucken zu laſſen, und dadurch die unbequeme Aufſicht der Hamburger Preſspolizei zu eludieren. Trotzdem aber gab es auch in der engeren Heimat Schwierigkeiten mancherlei Art zu beſeitigen. Die hochweiſen Väter der alten Hanſeſtadt wurden recht miſslaunig geſtimmt, wenn der deutſche Bundestag oder befreundete Regierungen ſich beſchwerten, daſs einer der angeſehenſten Bürger Hamburg's Jahr für Jahr aufreizende Schriften ins Publikum ſende, die wider den herkömmlichen Schlendrian in Staat und Kirche ankämpften; aber alle Einſchüchterungsverſuche prallten an der ehernen Geſinnungstüchtigkeit Julius Campe's ab. Einmal ſollte er gezwungen werden, die Quelle einer für den Ruf eines gewiſſen Prinzen ſehr bedenklichen Erzählung, die ſich im dritten Bande von Vehſe's Geſchichte der kleineren deutſchen Höfe fand, anzugeben. Als er ſich Deſſen weigerte, wurde er in Arreſt geſchickt, und da eine achttägige Haft keinen Eindruck auf den Ehrenmann machte, ſchritt die Polizeibehörde zu dem unerhörten Mittel, durch fortwährend geſteigerte Geldſtrafen die verlangte Zeugenausſage erpreſſen zu wollen. Mit unerſchütterlicher Ruhe ließ Campe am 14. Januar 1856 die für den Nichtbezahlungsfall angedrohte Pfändung vollziehen; noch am ſelben Tage ward ihm die Quernacht für eine neue, um das Doppelte erhöhte Geldſtrafe angeſagt — aber der gewünſchte Zweck wurde nicht erreicht, die Fortſetzung des durch kein Geſetz zu rechtfertigenden modernen Tortur-Verfahrens unterblieb, und Campe erhielt in Folge der von ihm eingeleiteten Klage ſchließlich die abgepfändeten Gegenſtände zurück.

Eben ſolch ein Mann war der geeignete Verleger für Heinrich Heine, welcher ſeinerſeits ſehr gut erkannte, wie nöthig der

Verbreitung ſeiner Werke ein Buchhändler ſei, der mit unerſchrockenem Sinn einen verſchlagenen Geiſt und eine raſtloſe Betriebſamkeit verband. Er ließ ſich daher manche kleinliche Nergelei, manche abzwackende Verkürzung des erhofften Honorars gefallen, ohne den verlockenden Anerbietungen, die ihm in ſpäteren Jahren von anderen Firmen gemacht wurden, ein geneigtes Ohr zu leihen. Ein dankbarer Sinn, eine faſt rührende Anhänglichkeit an erprobte Freunde leuchten aus allen Briefen Heine's hervor, und werden ihm von Jedem nachgerühmt, der mit ihm in näherem Verkehre ſtand. So ungern er ſonſt über ſich ſcherzen ließ, durfte doch Campe ſich manchen Spaß mit ihm erlauben, den er jedem Anderen ſtark verdacht hätte. „Der Börne koſtet Ihnen zu Viel," ſagte Heine eines Tages im Campe'ſchen Buchladen, „und er will immer noch nicht ziehen." — „Aber Börne wird ziehen, wenn Sie lange vergeſſen ſind," gab Campe zurück. — „Schade nur," ſpottete Heine, „daſs ſo lange darauf gewartet werden muſs!" — „Uebermuth thut nicht gut," replicierte Campe. „Sie halten ſich jetzt für den Abgott des Publikums, und ſprechen: Du ſollſt nicht andere Götter haben neben mir. Aber Sie ſtehen in einem Tempel der Literatur, deſſen Prieſter ich bin. Ich nehme die Opfergaben in Empfang, deren Höhe am ſicherſten beweiſt, zu welchem Kourſe das Volk ſeine Götter taxiert. Und ich ſage Ihnen: das Volk verehrt neben dem Heinrich Heine noch viele andere Götter. Da ſind zum Exempel der Schiller und der Goethe, denen die klingenden Opfergaben heuer noch immer viel reichlicher fließen, als dem Opferſtocke, den ich für Heinrich Heine aufgeſtellt." Dieſe Unterhaltung giebt zugleich ein amüſantes Beiſpiel der bildlichen Redeweiſe, deren ſich Campe bei ſeinen Geſprächen mit Vorliebe und oft mit dem glücklichſten Mutterwitz bediente. —

Gegen Ende Mai 1826 erſchien der erſte Band der „Reiſebilder", und die Wirkung war eine blitzartig zündende. Heine ſelbſt hatte, nach ſeinen brieflichen Aeußerungen zu urtheilen, ziemlich beſcheidene Hoffnungen auf den Erfolg des Buches geſetzt. „Leider," ſchrieb er an Varnhagen [141]), „wird mein Ruhm durch das Erſcheinen des erſten Bandes der „Reiſebilder" nicht

ſonderlich gefördert werden. Aber was ſoll ich thun? ich muſſte Etwas herausgeben, und da dachte ich: wenn das Buch auch kein allgemeines Intereſſe anſpricht und kein großes Werk iſt, ſo iſt doch Alles, was drin iſt, auf keinen Fall ſchlecht zu nennen." — „Es iſt ſo Wenig darin," heißt es in einem Briefe an Lehmann, „und ich möchte jetzt ſo Viel geben — doch ich denke, Sie kennen mich genug, um ſich in Gedanken das Buch zu ergänzen. Vielleicht gefällt's Ihnen auch, daſs ich die „Harzreiſe", die im ledernen „Geſellſchafter" in ſo triſter Geſtalt erſchien, ehrlich durchgearbeitet, verbeſſert und erweitert, und mit Vor- und Nachwort verſehen habe. Ja, lieber Lehmann, die Zeiten ſind ſchlecht; ich muſs Etwas für meinen Ruhm ſorgen, indem ich jetzt ſo halb und halb davon leben muſs, und vorzüglich, weil der Lorber, der meine Stirn umkränzt, doch manchem Lump, der mich mit Koth bewerfen möchte, eine heilige Scheu einflößt." Und indem er Varnhagen, Robert und andere Freunde auffordert, in der Preſſe für ſein Buch zu wirken, fügt er abermals hinzu: „Auch hab' ich, wie geſagt, in Hinſicht des Buches kein gutes Gewiſſen, und bedarf dennoch des Ruhmes noch mehr als ſonſt. Ich bin in dieſer Hinſicht beſorgt, nicht ſowohl wegen der miſerablen Wirthſchaft in unſerer Literatur, wo man von dem Unbedeutenden ſo leicht im öffentlichen Urtheil überflügelt wird, ſondern auch, weil ich im zweiten Bande der „Reiſebilder" über ſolche Miſère rückſichtslos ſprechen werde, die Geißel etwas ſchwinge und es mit den öffentlichen Anführern auf immer verderben werde. So Etwas thut Noth, Wenige haben den Muth, Alles zu ſagen, ich habe keine zurückgehaltenen Aeußerungen mehr zu fürchten, und Sie ſollen Ihr liebes Wunder ſehen." Die letzterwähnte Bemerkung Heine's läſſt erkennen, daſs der Verfaſſer, trotz aller Zweifel in Betreff des literariſchen Erfolges, doch über die geiſtige Bedeutung der „Reiſebilder" insgeheim ein viel klareres Bewuſſtſein hatte, als die zeitgenöſſiſchen Beurtheiler ſeines Buches, die ſich meiſt nur in äſthetiſirenden Betrachtungen über die formelle Eigenthümlichkeit desſelben ergingen. Der anonyme Recenſent im „Geſellſchafter" — Heine ſchrieb den Aufſatz irrigerweiſe Varnhagen zu [142]), während Dr. Heinrich Hermann, als Schriftſteller Ernſt Woldemar genannt, der wirk-

liche Verfaſſer war — weiſt beſonders auf „die ganz eigenthümliche Miſchung von zarteſtem Gefühl und bitterſtem Hohne“ hin, „die einzige Verbindung von unbarmherzigem, ſcharf einbohrendem, ja giftigem Witz und von einſchmeichelnder Süßigkeit des Vortrags, lebhaftem und zugleich mildem Redefluſs, der durch Nichts gehemmt, durch Nichts getrieben ſcheint, und gleichmüthig über Alles, was ihm in die Quere kommt, leicht dahin wallt.“ Außerdem wird es als ein glänzender Vorzug Heine's betont, daſs er ſich mit gleicher Gewandtheit in beiden Formen, im Vers wie in der Proſa, bewege, daſs er Dichter auch in jenem engeren Wortſinne ſei, in welchem es die meiſten Humoriſten nicht ſind. — Eine weit achtungswerthere Beſprechung des erſten Bandes der „Reiſebilder“ lieferte Immermann in den Berliner „Jahrbüchern für wiſſenſchaftliche Kritik“ (Jahrg. 1827, S. 767 ff.). Er hob zunächſt hervor, daſs, ähnlich den früheren Dichtungen Heine's, auch in der vorliegenden Sammlung Alles, ſelbſt die poetiſche Beſchreibung der Harzreiſe, rein lyriſch ſei. „Das Naturgefühl des Dichters auszuſprechen, iſt Zweck der Darſtellung, die äußeren Gegenſtände, an welchen er ſich ausſpricht, ſind nur die Typen von des Dichters Innerem. Erwägen wir nun, in welcher Art ſich dieſer Lyriker bisher entfaltet hat, ſo zeigt ſich zuvörderſt in der Wahl des Gegenſtandes Etwas, was von den meiſten Erſcheinungen in dieſer Art der Poeſie abweicht. Der Inhalt ſeiner Lieder iſt kein fröhliches, ſanftes, er iſt ein düſteres, ſchreckliches Thema. Nicht um roſenbekränzte Becher ſchwärmt ſeine Phantaſie, ſie führt ihn nicht zu den Feſten glücklicher Menſchen, ſie feiert weder die erwartende, noch die beglückte Liebe, ſondern ſie klagt und zürnt über die Untreue der Geliebten, die, des Dichters Andacht verſchmähend, dem Unwürdigen ſich ergab. Das Götterbild iſt verſunken, dem Dichter ſchien alles Schöne und Herrliche in den Abgrund nachzuſtürzen. Dieſer heiße Liebeszorn und Schmerz durchzieht mit wenigen Ausnahmen die Gedichte Heine's; auch in den Naturgemälden, in den Nachbildungen alter Romanzen und Sagen, die hin und wieder vorkommen, läſſt er ſich in perſpektiviſcher Form erblicken, er iſt als der bisher klar gewordene Mittelpunkt von des Dichters Gefühl zu betrachten. Hier iſt alſo ein möglichſt kleiner Kreis

gezogen, und Dies müſſen wir zuvörderſt als unbewuſſte Weisheit des Dichters anerkennen. Der Lyriker kann nicht genug ſich beſchränken; je enger, deſto intenſiver iſt ſein Gefühl; je intenſiver dieſes, deſto näher liegt die Möglichkeit großer Erfolge. Deſshalb iſt es gerade vortheilhaft, wenn Heine einen anſcheinend ſo bald erſchöpften Gegenſtand immer und immer wieder vornimmt. Daran nur, wie der Lyriker das Thema zu modulieren und zu variieren verſteht, läſſt ſich der Dichter erkennen. Und hier muſs man den unſrigen wahrhaft bewundern. In dem kleinen Kreiſe offenbart ſich die größte Mannigfaltigkeit, von dem rührenden Ton leiſer Klage bis zu dem Schelten des verzehrenden Hohnes und des zerſchmetternden Grimmes bildet ſeine bewegliche Phantaſie alle Laute aus, von der nächſten Umgebung, ſeinem Kleide, ſeiner Stube, bis zu fernen Küſten und Gebirgen zieht ſie Alles in den Kreis ihres Vermögens; es iſt nicht zu Viel geſagt, wenn wir behaupten, daſs die Poeſie des Schmerzes kaum in vernehmlicheren Ausdrucksweiſen früher ſchon einmal gehört worden ſei. Sehr ſchön zeigt ſich auch die innere Beſchloſſenheit, ohne welche ein echter Dichter nicht beſtehen kann, welche freilich nur die Folge und die Aeußerung iſt von der wahren, tiefen Anregung des Poeten und ſeinem energiſchen Talente. Wir haben hier keine Moſaik ſich widerſprechender und gegenſeitig aufhebender Gefühle und Anſchauungen, ſondern es herrſcht innere Einheit, die Steigerungen ſind richtig, die Töne und Farben übereinſtimmend. Von Längen, von müßigen Ausſpinnungen, von leeren Wiederholungen weiß unſer Dichter ſo wenig, daſs ſeine Verbindungen eher an das Herbe grenzen, ſeine Schlüſſe faſt immer ſchlagend, mitunter ſelbſt zu epigrammatiſch ſind. Wortſpiele, Parallelismen ſtehen dem Dichter zu Gebote, wie ſich denn überhaupt ein treffender Witz neben dem bisher Gerühmten hervorthut. Die Sprache iſt unmittelbar, ſinnlich derb und friſch; ſie hat hauptſächlich den Gegnern herhalten müſſen; wer aber Einſicht in poetiſche Dinge hat, kann ſich nur darüber freuen, daſs dergleichen ungefälſchte Natur noch möglich iſt.“ Dies Lob beſchränkt Immermann jedoch im Verlauf ſeiner Abhandlung auf den Totaleindruck, welchen die Heine'ſche Poeſie hinterlaſſe, während ihm manches Einzelne tadelnswerth

erſcheint. Das Haupthindernis, weſshalb die poetiſche Geſtalt nicht immer ſich zeige, liegt nach Immermann's Anſicht darin, „daſs der Dichter oft nicht ruhig genug geweſen iſt, um dichten zu können. Jeder Gegenſtand, jedes Gefühl kann Stoff eines Poems werden, mag jener ſo geringfügig, dieſes ſo heftig ſein, als möglich. Allein der Dichter ſelbſt muſs nicht mehr vom Stoffe beherrſcht, nicht von der Leidenſchaft weggeführt werden, das beſondere Ereignis muſs mit ſeinen Leiden und Freuden nur noch durch die frei geſtaltende Phantaſie zuſammen hangen. Dadurch unterſcheidet ſich ja eben das Gedicht von dem dumpfen Schrei des Schmerzes und dem Rufe des Zornes und Hohnes, daſs jenes in ſeiner endlichen Begrenzung zum Symbole des Allgemeinen und Ewigen wird. Wer aber, wie Heine nicht ſelten thut, noch vom Gegenſtande befangen,

— um ſeine Angſt zu bannen,
Singen will ein lautes Lied,

Der unternimmt Unmögliches. Dem Vergänglichen, Zeitlichen — ſo wie es daliegt — iſt ein dauerndes Leben nicht zu ſichern, und in dem unnatürlichen Beſtreben kommt der Poet nur zum Schein und zur Manier. So wird Heine's Spott und Ironie, in den beſſern Sachen ſo kräftig und tief, dann kleinlich und ſkurril, die Darſtellung plump und übertrieben, er umkleidet dann das Nichtige mit glänzenden Flittern, die die innere Armuth doch nicht zu verhüllen vermögen.“ Ueber die „Harzreiſe“ und die „Nordſeebilder“ geht Immermann auffallend kurz hinweg, um mit einer allgemeinen Klage über den mangelnden Zuſammenhang des heutigen Dichters mit der Außenwelt zu ſchließen: „Betrachten wir frühere Perioden der Poeſie, die uns wichtig erſcheinen müſſen, ſo ſehen wir, daſs die Dichter ſich mehr unter gewiſſe äußere Schranken ſtellten, als jetzt. Dieſe Schranken zeigten ſich theils als erprobter Kunſtgriff — als Schule im eigentlichen Sinne — wie bei den Franzoſen, bei den Minneſängern, und (wiewohl in geringerem Grade) in der guten Weimariſchen Zeit, oder ſie kamen unter der Form der Protektion durch Große und Fürſten vor, wie beſonders bei den Engländern

und den ſüdlichen Nationen, oder endlich die Achtung vor dem Publikum, vor dem Volke, war die Schranke, die der Dichter reſpektieren muſſte. Ueberall war er an äußere Bedingungen geknüpft; mochte er anſcheinend noch ſo iſoliert ſtehen, dem Geiſte nach war er gezwungen, geſellig zu ſein, und deſshalb zeigen die Hervorbringungen aller jener Perioden einen gewiſſen feſten Charakter, eine innere Nothwendigkeit und, mit Einem Worte, einen Kunſtſtil. Denn das Geſetz der Geſelligkeit iſt Regel, Launen und Willkürlichkeiten werden nicht geduldet. Jetzt ſteht Dies ganz anders. Eine Schule haben wir nicht, man zieht es vor, nachzuäffen; einen Fürſten giebt es kaum, um deſſen Gunſt und Schutz der Dichter ſich bewerben darf, und dem er daher zu Danke ſingen müſſte. Die Neigungen der Großen ſind der Poeſie nicht zugewandt. Die heilige Scheu aber vor einem richtig fühlenden und urtheilenden Volke hat dieſes zum Theil ſelbſt verſcherzt, theils haben die Talente Das, was ihnen in dieſer Beziehung zu achten übrig blieb, als nicht der Rede werth, ſich weggeſprochen, es iſt Nichts ſeltner, als eine gewiſſe nationale Geſinnung. So ſteht nun der Dichter frei, aber in einem leeren Raume, und in ſeiner Einſamkeit darf er Alles unternehmen, freilich auch das Ungehörige. Aus der Freiheit entſpringt die Mannigfaltigkeit, aber auch die Willkür, die Einſamkeit kann faſt nichts Andres hervorbringen, als daſs der Dichter ſich in jedem ſeltſamen Gelüſte gehen läſſt. Zwiſchen der Welt und ihrem zwar beſchränkenden, aber auch wieder kräftigenden Einfluſſe und dem Poeten beſteht kein Rapport, und nach einem ganz natürlichen Geſetze muſs daher, wenn der Geiſt in dieſer Richtung fortgeht, die Poeſie bald aus dem Reiche der Erſcheinungen verſchwinden."

Wir ſehen, die Geſichtspunkte, welche Immermann in dieſer, mit einer ſo melancholiſchen Perſpektive endenden Beurtheilung der „Reiſebilder" aufſtellt, ſind ausſchließlich artiſtiſcher Natur. Er beſpricht einzig die Form des Kunſtwerks, und was er über dieſe bemerkt, iſt großentheils richtig und wahr; aber es iſt doch nicht die volle Wahrheit, weil die nothwendige Beziehung auf den Inhalt fehlt. So einſeitig iſt dieſe Kritik, daſs in ihr die Hauptſache nicht einmal berührt wird, daſs in der That kaum

die leiſeſte Andeutung den Leſer errathen läſſt, es handle ſich hier um die Produktion eines Humoriſten. Weil Immermann, noch ganz im Dunſtkreiſe der Romantik befangen, dieſen wichtigen Umſtand überſieht, ahnt er Nichts von dem kräftigen neuen Leben, das unter dem Zuſammenbrechen der alten Kunſtformen nach Geſtaltung ringt. Solches Verkennen der tieferen Bedeutung der „Reiſebilder" wird freilich um ſo entſchuldbarer, wenn wir uns erinnern, daſs auch Heine im Anfange ſeiner Laufbahn noch weſentlich auf dem Boden der Romantik ſtand. Eben ſo ſcharf wie die Brüder Schlegel, wie Tieck oder Novalis, empfand er die feindſelige Entzweiung im Leben der Gegenwart, — ein Gefühl, das ſchon in den düſteren Weltſchmerzklagen ſeiner Jugendlieder, bald mit verzweiflungsvoller Ironie, bald in elegiſch weichen Trauerakkorden, ſich ausſprach:

Das Herz iſt mir bedrückt, und ſehnlich
Gedenke ich der alten Zeit;
Die Welt war damals noch ſo wöhnlich,
Und ruhig lebten hin die Leut'.

Doch jetzt iſt Alles wie verſchoben,
Das iſt ein Drängen, eine Noth!
Geſtorben iſt der Herrgott oben,
Und unten iſt der Teufel todt.

Und Alles ſchaut ſo grämlich trübe
Und krausverwirrt und morſch und kalt;
Und wäre nicht das bischen Liebe,
So gäb' es nirgends einen Halt.

Dieſe Klage unterſcheidet ſich höchſtens durch ihre präciſere Faſſung von zahlreichen ähnlichen Lamentationen der Romantiker. Wie jene trübſeligen Lobredner der Vergangenheit, ſehnte Heine ſich aus der wüſten Gährung jener Tage mehr als einmal nach dem fernen Kindheitsalter unſeres Volkes als nach einer beſſeren Zeit zurück — allein bald erkannte er das Krankhafte ſolches phantaſtiſchen Sehnens, und ſtürzte ſich muthig in die Wellen der kalten, poeſieloſen, dumpf in ihren Feſſeln aufſtöhnenden Gegenwart.

Was ſein prüfender Blick dort gewahrte, war eine herzbeklemmende Schau, wenig geeignet, die innere Verſtimmung ſeiner Seele zu heilen. Wohin er die Augen wandte, begegnete ihm eine apathiſche Erſchlaffung, eine feige und hoffnungsloſe Reſignation. Jede knechtiſch gebeugte Stirn, jede heimlich geballte Fauſt verkündeten ein unſägliches Leid, aus welchem es ſcheinbar keine Rettung gab — und mit leidenſchafterregter Stimme rief der Dichter all' die ſtummen Klagen der Opfer einer greiſenhaft überlebten Staats- und Geſellſchaftsform laut in die Welt hinaus. Und mit welcher Berechtigung lehnte ſich dieſe wilde, byroniſch zerriſſene Verzweiflungspoeſie an die jammervolle Zeit! Zu dem Miſslingen aller mit ſo vielem Pomp angekündigten Beſtrebungen der Romantiker geſellte ſich der widrig rohe politiſche Druck. Ueberall die bitterſten Enttäuſchungen, im Leben wie in der Kunſt! Die Eide der Fürſten — jene heiligen Eide, geſchworen, während ganz Europa als waffenklirrender Zeuge auf dem Schlachtfelde ſtand — waren ſchnöde gebrochen, und Niemand wagte an ihre Erfüllung zu mahnen. Die jugendlichen Tollköpfe der Burſchenſchaft, welche von einem deutſchen Kaiſer geträumt, irrten verbannt in der Fremde umher, oder fanden hinter Schloſs und Riegel Zeit zu einem ſchrecklichen Erwachen. Wie in der Politik, herrſchte auch in der Literatur der Reſtaurationsperiode die fadeſte Mittelmäßigkeit; die Lyrik zirpte in „Almanachen" und „Taſchenbüchern" ihr hausbackenes Spatzenlied, auf der Bühne predigten Müllner und Konſorten die blinde Unterwerfung des Menſchen unter ein grauſam allmächtiges Schickſal, und Clauren's lüſterne Novellen inficierten das Publikum mit dem Peſtſtoffe einer hohlen Sinnlichkeit; der letzte Troſt der Völker, die Religion, ſchlug um in Görres'ſchen Jeſuitismus; kein Hoffnungsſchimmer in Vergangenheit und Gegenwart; kein Stern, der, wie einſt jener von Bethlehem, in die Zukunft wies . . . da wurde — und ſo muſſte es kommen — der Weltſchmerz die Seele unſerer Literatur.

Der Weltſchmerz war das aus der Unwahrheit und Ungerechtigkeit aller Lebensformen entſpringende Leid; er war das beſtimmte Gefühl, daſs ein Riſs durch das Weltall und Menſchenherz gehe, welcher ausgefüllt, eine blutende Wunde, die geſtillt

werden und verharſchen müſſe. In dieſem Sinne bemerkt auch Heine (Bd. II, S. 189): „Ach, theurer Leſer, wenn du über jene Zerriſſenheit klagen willſt, ſo beklage lieber, daſs die Welt ſelbſt mitten entzwei geriſſen iſt. Denn da das Herz des Dichters der Mittelpunkt der Welt iſt, ſo muſſte es wohl in jetziger Zeit jämmerlich zerriſſen werden. Wer von ſeinem Herzen rühmt, es ſei ganz geblieben, Der geſteht nur, daſs er ein proſaiſches, weit abgelegenes Winkelherz hat. Durch das meinige ging aber der große Weltriſs, und eben deſswegen weiß ich, daſs die großen Götter mich vor vielen Anderen hoch begnadigt und des Dichtermärtyrthums würdig geachtet haben. Einſt war die Welt ganz, im Alterthum und Mittelalter; trotz der äußeren Kämpfe gab's doch noch immer eine Welteinheit, und es gab ganze Dichter. Wir wollen dieſe Dichter ehren und uns an ihnen erfreuen; aber jede Nachahmung ihrer Ganzheit iſt eine Lüge, eine Lüge, die jedes geſunde Auge durchſchaut, und die dem Hohne dann nicht entgeht." Wir ſtehen hier vor einer Thatſache, die nicht ſcharf genug betont werden kann, wenn wir zu einem richtigen Verſtändnis der neueren Literatur gelangen wollen. Die Poeſie hatte als ihr Gebiet bisher vorzugsweiſe das Ueberſinnliche betrachtet; gleich unſerer Philoſophie, war auch unſere Dichtung metaphyſiſch und transcendental, ſo oft der Poet, ſich abkehrend vom ſubjektiv lyriſchen Gefühle, ſein Lied in das Allgemeine ſich hinabtauchen ließ. Selbſt Goethe hatte ſeinen Fauſt zuletzt in den chriſtlichen Himmel geflüchtet; allein dieſer Himmel wurde von ihm, dem großen Heiden, ſo wenig mehr geglaubt, wie die Menſchheit ſich länger auf ihn vertröſten ließ. Die Philoſophie hatte ihr Werk des Anzweifelns vollbracht; dem Zweifel folgte nun die Verzweiflung der Maſſen, denen auch der letzte Troſt für irdiſches Elend, die Hoffnung auf ein beſſeres Jenſeits, entriſſen war. Da ſtieg die Poeſie im vollen Glanz ihrer Göttlichkeit von ihrem himmliſchen Thron, aus den überſinnlichen Sphären, auf die Erde herab und gab ſich ihr zu eigen für ewig. Und das Erſte, was ihr dort entgegentrat, war ein wortloſer politiſcher und geſellſchaftlicher Jammer, ein aus tauſend und aber tauſend bleichen Geſichtern hohläugig hervorſtierender Schmerz. Was Wunder, daſs ſie dieſen auf die Saiten ihrer

Goldharfe spannte und so mächtig schwellende Akkorde griff, daſs wir Alle lautlos verstummten, und dem Gesange horchten, der unser tiefgeheimstes Weh mit so entsetzlicher Klarheit über die Erde erschallen ließ!

Die Erkenntnis, daſs der Weltschmerz die Seele unsrer Poesie geworden, und daſs all ihr Singen fortan ein todesmuthiges Streiten für die ungenannte „rechte Dame", die heiß ersehnte politische und sociale Freiheit, sei, bildete schon den versteckten Inhalt eines merkwürdigen Liedes in Heine's erster Gedichtsammlung:

Zu dem Wettgesange schreiten
Minnesänger jetzt herbei;
Ei, Das giebt ein seltsam Streiten
Ein gar seltsames Turnei!

Phantasie, die schäumend wilde,
Ist des Minnesängers Pferd,
Und die Kunst dient ihm zum Schilde,
Und das Wort das ist sein Schwert.

Hübsche Damen schauen munter
Vom beteppichten Balkon,
Doch die rechte ist nicht drunter
Mit der rechten Lorberkron'.

Andre Leute, wenn sie springen
In die Schranken, sind gesund;
Doch wir Minnesänger bringen
Dort schon mit die Todeswund'.

Und wem dort am besten dringet
Liederblut aus Herzensgrund,
Der ist Sieger, Der erringet
Bestes Lob aus schönstem Mund.

Wie diese Allegorie bezeugt, gab sich Heine von Anfang an keiner ernstlichen Täuschung über das Krankhafte einer Kunstrichtung hin, die mit einer Anklage gegen die Gesamtinstitu-

tionen der modernen Gesellschaft begann, alles Bestehende schlankweg negierte, und vorerst sich wenig darum kümmerte, welches Positive etwa an Dessen Stelle zu setzen sei. Der vielverrufene Weltschmerz war das Symptom einer Krankheit, deren Kontagium rasch unsere ganze Literatur ergriff; aber er war Nichts weniger, als die müßige Klage um ein ewig verlorenes Gut — er brachte vielmehr der Menschheit ihr geheimstes Leid zum Bewusstsein und sprach aus, was der Sklave einer stabil gewordenen, entwicklungslosen Gesellschaft sich kaum selbst zu bekennen gewagt hatte: — die Nothwendigkeit eines Abrechnens mit der Vergangenheit und einer Regeneration der politischen und socialen Verhältnisse auf gesünderer Basis. Indem die Klage zur Anklage, die Anklage zur stürmischen Forderung ward, erstarkte der Muth des Dichters, und bald erschien ihm die Zukunft nicht mehr unter dem finstern Bilde einer über die Welt hereinbrechenden nordischen „Götterdämmerung", sondern im Lichte eines heiter aufknospenden Frühlings der Menschheit. Mitten im Aufschrei seiner Schmerzen sang er ein begeistertes Schlachtlied, sang er die Auferstehung des Weltalls, sang er die Versöhnung zwischen Mensch und Menschen, zwischen Mensch und Natur. Heine zuerst — wie nach ihm fast alle Dichter der nächstfolgenden zwanzig Jahre — gelangte, indem er das Verdammungsurtheil über die alte Gesellschaft sprach, zu der unerschütterlichen Ueberzeugung, dass die Weltgeschichte bei einer ganz neuen Phase angelangt sei, und dass sich dem Schoße der Menschheit ein neues Ideal entringe, das nach blutig ernstem Kampfe auf der abgeräumten Baustelle der Vergangenheit den Tempel einer schöneren Zukunft errichten und eine Siegesfeier der Versöhnung begehen werde. Um dieser Zukunft den Weg zu bahnen, suchte er zunächst mit unermüdlicher Kampfeslust jedes antiquierte Vorurtheil zu zerstören, tabula rasa zu machen in den Räumen des Geistes und Herzens.

Die acht und achtzig Lieder der „Heimkehr", welche den ersten Band der „Reisebilder" eröffneten, bilden den Abschluss des Liebesromans, den Heine im „Lyrischen Intermezzo" so tief schmerzlich besungen. Wir haben den Bemerkungen Immermann's über diesen Cyklus nichts Erhebliches hinzuzufügen. Das

Herz des Dichters ist, wie das Festhalten des alten Themas beweist, von den Nachwehen jenes unglücklichen Liebestraums noch nicht vollständig genesen, aber es ringt mit männlicher Kraft nach Befreiung. Der Anfang freilich ist düster und trübe. Der Dichter weiß, daſs er in der Heimat seiner Liebe keinen Balsam für seine Wunde finden wird; aber eine unwiderstehliche Gewalt treibt ihn dahin zurück. Er singt, um seinen Schmerz zu übertäuben, er beschwört die lieben Bilder der Vergangenheit herauf, aber jede dieser Visionen, ob sie auch Anfangs in sanftestem Lichte empor taucht, endet in Sturm oder Finsternis. Die Erinnerung der Vergangenheit breitet ein Bahrtuch über die lieblichsten Scenen. An den Ufern des ruhig dahin fließenden Rheines funkeln die Berge im Abendsonnenschein; aber ihn fesselt nur die Lorelei, die tückische Jungfrau, deren Zauberlieder den Schiffer bethören und verderben. Am lachenden Maimorgen achtet er nicht auf die schöne Frühlingslandschaft, er sieht einen Soldaten mit seiner Flinte spielen, und inmitten all des Duftes und Glanzes und Lerchengesanges steigt ein unheimlicher Todeswunsch in ihm auf. Der Wald hat für ihn nur klagende Töne; die Försterhütte bietet ihm nur traurige Bilder. Dann wiegen die Wellen der Nordsee sein Liebesweh, und es erwacht noch einmal wild und verzweiflungsvoll in der alten Stadt, welche die Geliebte nicht mehr bewohnt. Aber unmerklich tritt die befreiende, schöpfungslustige Dichterphantasie an die Stelle der dämonischen Leidenschaft, die Selbstironie überwindet die sentimentale Trauer, der Zor nweicht dem Mitleid, die einsame Thräne, die im Auge zurück blieb, zerfließt, wie die Liebe selber zerflossen ist, und wenn manche der alten Leidensklänge auch in den jüngsten Gesängen noch vernehmlich hindurch tönen, so ruft der Poet den ungeduldigen Freunden die zuversichtliche Mahnung zu:

Wartet nur, es wird verhallen
Dieses Echo meiner Schmerzen,
Und ein neuer Liederfrühling
Sprießt aus dem geheilten Herzen.

Die Perspektive erweitert sich allmählich, der Dichter gelangt wieder zu einer fröhlich unbefangenen Betrachtung der Welt, die

befreite Seele hebt ihre Schmetterlingsflügel und flattert in losem Liebesgetändel von einer Blume zur andern, und wenn sie nach kurzem Genusse befriedigungslos weiter fliegt, so hat sie doch die finster auf ihr lastende Schwermuth abgeschüttelt, sie hat sich in ein unabänderliches Schicksal gefügt, vor ihr liegt ein neues Leben —

Und wie Viel ist dir geblieben!
Und wie schön ist noch die Welt!
Und, mein Herz, was dir gefällt,
Alles, Alles darfst du lieben!

Aber obschon der Cyklus „Die Heimkehr" eine Anzahl der trefflichsten Lieder enthält, schlug Heine doch hier im Wesentlichen keine neuen Töne an; in der zweiten Hälfte dieser Gedichte tritt vielmehr eine gewisse Ermüdung zu Tage, die sich unter leichtfertigen Späßen zu verbergen sucht, deren Antithesenspiel nicht selten schon in eine stereotype Manier ausartet. Was dem ersten Bande der „Reisebilder" einen so glänzenden Erfolg verschaffte, waren daher nicht so sehr die Heimkehrlieder, als vielmehr die „Harzreise", — eine durchaus originelle humoristische Dichtung, welche unter der Form einer Reisebeschreibung die wichtigsten Interessen der Gegenwart mit herausfordernder Kühnheit besprach, und von den Philistern am Throne bis zu den Philistern der Krambude hinab eine Unruhe bei allen Lesern hervorrief, wie Dergleichen seit Schiller's „Räubern" im heiligen römischen Reiche deutscher Nation kaum wieder erlebt worden. Die „Harzreise" war in erster Linie gegen das Philisterthum gerichtet; aber der studentische Uebermuth, welcher vor der todten Gelehrsamkeit der Göttinger „Universitäts-Pagoden" so geringen Respekt beweist, äußert sich eben so despektierlich über das sporenklirrende, rauf- und saufluftig renommierende oder in mondsüchtiger Sentimentalität einherstelzende Zopfwesen der Studentenschaft. Mit nie dagewesener Frische persifflirt der Dichter die erbärmliche Kleinlichkeit und Engherzigkeit eines zur inhaltslosen Formel erstarrten Lebens, aus dem er mit spöttischem Knix in die Berge flieht. Allein überallhin folgt ihm wie ein gespenstischer Schatten die Erinnerung an die graue Universitätsstadt mit ihren kindisch ge-

wordenen Alten und ihrer altklugen Jugend. Wenn die freiheits- und schönheitsdurstige Seele den Pandektenstaub abgeschüttelt in den grünen Tannenwäldern oder sich reingebadet hat in den Schaumwellen des felsab stürzenden Wasserfalls, so führt ein beängstigender Traum sie alsbald wieder in die kaum verlassenen Hörsäle der Georgia Augusta zurück, Göttinger Professoren definieren, disputieren und distingieren in tollem Wetteifer, oder singen eine juristische Oper mit erbrechtlichem Text, während Privatdocenten ein antejustinianeisches Ballett tanzen; oder der verstorbene Berliner Vernunftdoktor Saul Ascher steigt im transcendentalgrauen Leibrock aus dem Grabe und demonstriert, auf sein spanisches Röhrchen gestützt, dem erschrockenen Träumer die Absurdität aller Gespensterfurcht. Die erhabene Großartigkeit und Poesie der Natur wird entzaubert durch die prosaische Albernheit der Menschen, die dem einsamen Wandrer begegnen. Da trifft er im Wirthshause zu Goslar einen alten müden Fremden, der die ganze Welt durchpilgerte und jetzt nach dreißigjähriger Abwesenheit in seine Vaterstadt Quedlinburg heimkehrt, weil seine Familie dort ihr Erbbegräbnis hat. Oder ein wohlgenährter Spießbürger mit glänzend wampigem, dummklugem Gesichte, „der aussah, als habe er die Viehseuche erfunden", drängt sich ihm als Wegweiser auf, und raubt ihm seine festtägliche Stimmung durch nüchtern langweilige Betrachtungen über die Zweckmäßigkeit und Nützlichkeit in der Natur. Selbst der majestätische Sonnenuntergang wird von gelehrten Citaten, schlechten Studentenwitzen und platten Alltagsbemerkungen kommentiert; im Brockenhause beginnt nach der Abendmahlzeit ein wüstes Treiben, Göttinger, Hallenser und Greifswalder Studenten ergehen sich bei Bier und Wein in den herkömmlichen Universitätsgesprächen über Duelle, Liebschaften, Professoren und burschenschaftlich-patriotische Narreteien, bis endlich Alles in wirrer Betrunkenheit durcheinander taumelt, flucht, lärmt, oder sich mit zärtlicher Rührung in die Arme sinkt. Und in diesem farbenbunten Kapriccio, das beständig die Situation und die Stimmung wechselt, herrscht dennoch die geschlossenste Einheit; mag der Poet in der Hütte des alten Bergmanns die reizende Harz-Idylle erleben, oder mit dem Hirtenknaben am Fuße des Brockens

echt königlich tafeln, oder die berauſchten oſſianiſchen Jünglinge im Kleiderſchrank eine gelblederne Hoſe als den Mond anſchwärmen laſſen: nirgends fehlt die deutlich erkennbare Beziehung auf den geiſtigen Zwieſpalt, auf die Lächerlichkeit und Thorheit des Menſchengeſchlechts; nur daſs jenes Gefühl der Weltdisharmonie, welche überall — (ſchon im Eingangsliede) — mit der lachenden Naturfreude kontraſtiert, ſich gegen das Ende der „Harzreiſe“ noch wehmüthiger an das Herz des Dichters gekettet hat, ſo daſs er nach all dem Spotte zuletzt ſchier in Weinen ausbricht.

Theodor Mundt charakteriſiert in ſeinen Vorleſungen über die Literaturgeſchichte der Gegenwart recht prägnant die tiefere Bedeutung dieſes Buches, das ſo außerordentlich wirkte, weil Jedermann das Unbehagliche und Zerklüftete ſeiner eigenen Stimmung in poetiſcher Spiegelung darin wiederfand: „Der erſte Band der ‚Reiſebilder‘ erſchien im Jahre 1826, zu einer Zeit, in welcher ſich die in Geiſt und Form, in Inneres und Aeußeres geſchiedene und auseinander gefallene Lebensſtimmung der Reſtaurationsepoche gewiſſermaßen im Extrem ihrer Thatloſigkeit geltend machte. Auf der einen Seite entfaltete ſich durch Hegel die Wiſſenſchaft der Idee, eine unſichtbare Kirche des Gedankens, welche in hoher Abgeſchiedenheit von allen hiſtoriſchen und nationalen Bedürfniſſen das Evangelium des abſoluten Begriffs verkündigte, das nicht nur für alles Staatsleben und alle Nationalbewegung entſchädigen wollte, ſondern dieſes ſelbſt in höchſter Potenz zu ſein behauptete, da nach der aufgeſtellten Identität von Denken und Sein das Denken des Staatslebens auch ſchon ein ſeiendes Staatsleben allerdings hätte gewähren müſſen. Dieſer idealen Richtung der Zeit gegenüber machte ſich aber auf der andern Seite das Unhiſtoriſche und Geſchichtsloſe unſerer Zuſtände nur um ſo mehr geltend, und rächte ſich bitter durch ein Verſinken in alle möglichen Trivialitäten des Tages, in eine Götzendienerei von tauſend Armſeligkeiten der Geſellſchaft, denen man unfreiwillig anheim fiel, weil das entleerte öffentliche Daſein gar keinen Haltungspunkt darbot. Der witzige Saphir und die Sängerin Sontag waren eine Zeitlang die Helden dieſer Tagesſtimmung. In Heine aber

erstand ein Dichter, dem die Trostlosigkeit der bürgerlichen und gesellschaftlichen Zustände schon wie unbewusst in seinen Nerven lag, und den die allgemeine Zerrissenheit in eine humoristische Extase versetzte, worin er lachende und grinsende Verse mit heimlich zuckenden Schmerzen machte. Kam es in einer thatenlosen und trivialen Zeit darauf an, einen Standpunkt des Geistes über dieser Zeit zu gewinnen, so hatte in Heine der Humorist auf seine Weise Dasselbe gethan, was der Philosoph in der Abschließung seines absoluten Systemes. Der Letztere wollte bloß Das als Wirklichkeit gelten lassen, was zugleich ein Gedachtes und dann ausschließlich sein Gedachtes, d. h. nach der Methode und im Zusammenhang seines Systems Begriffenes war. Der Erstere negierte ebenfalls die vorhandene schlechte Wirklichkeit, als humoristisches Individuum, das sein Recht dazu nicht aus der Nothwendigkeit des Gedankens, sondern aus sich selbst entnimmt, ein Selbst, in dem die Kraft des Humors gleich der reagierenden Lebenskraft in einer Krankheit wirkt. Dieser Humor erklimmt nun alle aus der Sündfluth irgend hervor ragenden Höhen des Daseins und schaut lustig auf das Verderben herab, dem er selbst verfallen ist, über dem ihn aber seine Vogelnatur empor hält. Und über allem Diesem lag in Heine's ‚Reisebildern' der Zauber der kecken Jugend, des ungeniert darein tappenden Studentenlebens, auf der einen Seite blumenhaft frisch, auf der anderen angekränkelt von der greisenhaften Selbstreflektierung der Zeit, und in dieser Mischung der Kontraste so ergötzlich und bedeutsam. Es war ein raffinierter Nachtigallengesang, den Heine anstimmte, aber es war doch immer ein Nachtigallengesang in jener Zeit, und man musste eine Art von Trost in einem Sänger erblicken, der eine so burleske Philosophie in kleinen Stachelversen verbreitete. Konnte diese Poesie noch nicht ganz als die wahre und rechte Art des Dichtens erscheinen, so musste man sie doch für den Uebergang zu der rechten Poesie der Zeit halten, und annehmen, Heine werde einmal all' diese genialen Einzelheiten und Ausspritzungen seiner Natur zu einem großen Schöpfungsakt sammeln und aus seinen Unarten eine Art machen, die plastische Gestaltung in das Schaffen der Zeit brächte. Denn Plastik, Gestalt, Fleisch und Blut musste

als das tägliche Brot erſcheinen, das für eine neu werdende deutſche Poeſie zu erflehen ſei. Heine war freilich noch nicht über den Standpunkt der lyriſchen und humoriſtiſchen Reflexion hinaus gekommen, ein Standpunkt, der unzuverläſſig war und allen möglichen Willkürlichkeiten freien Spielraum ließ. Die Atmoſphäre des erſten ‚Reiſebilder‘-Bandes war und blieb aber unwiderſtehlich. Dieſe träumeriſche, müßiggängeriſche, narkotiſch ſtechende, die Zukunft aus der Gegenwart herausprickelnde Manier erſchien in Heine als ahnungsvoller Frühlingsbote des nachmaligen Juli-Liberalismus.“ —

Den Beſchluſs des erſten Bandes der „Reiſebilder“ machte die erſte Abtheilung der „Nordſee“. Der anonyme Recenſent im „Geſellſchafter“ nannte dieſe reimloſen, in erhabenem Rhythmus einherſchreitenden Gedichte „koloſſale Epigramme“, — ein Name, der als ſehr bezeichnend von Heine ſofort adoptiert ward, den man aber doch höchſtens gelten laſſen kann, wenn man das Weſen des Epigramms nicht mit Leſſing in die kurz pointierte Antitheſe von Erwartung und Aufſchluſs ſetzt, ſondern die freiere Behandlung desſelben in der ſpätrömiſchen Literatur zum Maßſtabe nimmt. Goethe hatte ſich jener ſchwungvollen Rhythmen in ſeinem „Prometheus“, im „Geſang der Geiſter über den Waſſern“, in der „Harzreiſe im Winter“ und ähnlichen dithyrambiſchen Ergüſſen bedient, die alle mehr oder minder den hymnenartigen Charakter bewahrten. Die Romantiker, welche mit ihrer beliebten Ironie ſo gern die vorgefundene Form zerſchlugen, bemächtigten ſich der ſcheinbar ſo bequemen Dichtungsart zu ganz heterogenen Zwecken: Tieck wählte ſie, unpaſſend genug, zur kunſtloſen Aufzeichnung rein lyriſcher Wandergefühle und italiäniſcher Reiſeerinnerungen, Ludwig Robert gar zur Ablagerung philoſophiſcher Lebensmaximen und äſthetiſierender Reflexionen. Ein romantiſches Gelüſte offenbart ſich freilich auch in der Weiſe, wie Heine in den „Nordſeebildern“ einen befremdlich neuen Inhalt in die alten Formen goſs. Aber ihm glückte, was den beiden Ebengenannten miſslungen war: durch künſtleriſch angemeſſene Behandlung die elaſtiſche Form für die Aufnahme des veränderten Inhalts wirkſam zu erweitern. Mit Recht bemerkt Gottſchall [143]), daſs ſelbſt in denjenigen Gedichten, wo das Gran-

dioſe plötzlich in das Groteske umſchlägt, die zerſetzende Pointe den künſtleriſchen Rahmen ſelten zerbricht, ſondern daſs Stil und Ton meiſt den Charakter der Ode hinlänglich bewahren. „Andererſeits finden ſich unter den „Nordſeebildern" Gedichte von einheitlichem Schwunge, deren Guſs ungetrübt iſt von allen Blaſen der Ironie; ſo die Stücke: „Erklärung", „Sturm", „Morgengruß", „Gewitter" und das wunderbar ſchöne Gedicht „Der Phönix", eine Ode der Liebe, gegen welche Klopſtock's alcäiſche Strophen an Fanny und ähnliche Ergüſſe an Meta, trotz der zu Hilfe gerufenen Seraphim, doch ſehr ſchwunglos erſcheinen. Heine's Anwartſchaft auf einen Platz unter unſern erſten Odendichtern iſt unbeſtreitbar, wenn man nur die genannten Dichtungen ins Auge faſſt. Ja, es iſt mehr Odenſchwung in dieſen, nur nach rhythmiſchem Gefühl gedichteten unſkandierbaren Streckverſen, als in Platen's gekünſtelten Metren." — Wie meiſterhaft Heine es verſtand, das faltenreiche rhythmiſche Gewand jedesmal genau der Situation und der wechſelnden Stimmung anzupaſſen, ſehen wir aus dem bedeutungsvollen Vorwalten des daktyliſchen, anapäſtiſchen, jambiſchen oder trochäiſchen Verscharakters in ſtetem Einklange mit der auf und ab fluthenden Bewegung des unruhigen Oceans und der ebenſo unruhigen menſchlichen Leidenſchaft. Die innige Wechſelbeziehung zwiſchen der wunderbaren Meeresſtaffage und den wilden Träumen der Dichterſeele erhöht den ſeltſamen Reiz der „Nordſeebilder". Von eigenthümlicher Wirkung iſt ferner das humoriſtiſche Hereinziehen der altgriechiſchen Mythologie in die nordiſch-düſtere Landſchaft und in die modernſten Lebensverhältniſſe. Statt der Delphine und Nixen heben ſich, wie auf den Bildern von Rubens und Paul Veroneſe, plötzlich klaſſiſche Tritonen und Okeaniden aus dem Wellenſchaume hervor; der Dichter tritt als ein verkleideter homeriſcher Gott in die ärmliche Fiſcherhütte, und ſpielt den Apoll in der Theerjacke, der, ſtatt die Herden des Admet zu weiden, Heringe in der Nordſee fiſcht; oder er zeigt uns mit ſpöttiſchem Lachen den abgewelkten alten Meergott Poſeidon, wie er in der Jacke von gelbem Flanell und mit der weißen Nachtmütze dem Meere enttaucht. Es iſt ein an den Brüſten der Hegel'ſchen Philoſophie genährter Titanenſtolz, der

mit vornehmem Mitleid auf die olympiſchen Götter herabſieht, und in ihrem Untergange vorahnend die Endlichkeit jeder neuen Götterdynaſtie erblickt. Nirgends tritt dies übermüthige Spiel mit den religiöſen Vorſtellungen der Völker greller zu Tage, als in dem Schlußgedichte der erſten Abtheilung der „Nordſee", wo der Poet im edelſten Dithyrambenſtile das Bild Chriſti, des Heilands der Welt, entwirft, der die Hände ſegnend ausſtreckt über Land und Meer, und Frieden und Verſöhnung in alle Herzen hinunter ſtrahlt. Welcher bibelgläubige Chriſt hätte dieſe herrliche Phantaſie nicht mit frömmſter Andacht geleſen, um hinterdrein vor der Ruchloſigkeit zu erſchrecken, mit welcher Heine den Eindruck des Gedichtes durch die angehängte Perſifflage ſelbſtmörderiſch zerſtört? Die Tendenz ſtand ihm höher, als die Kunſt; es war ihm wichtiger, den Gegenſatz der modernen Chriſtusreligion zu jener edel reinſten, nur in der Idealwelt der Poeſie möglichen Auffaſſung des Chriſtenthumes hervorzuheben, als ſich der Gefahr auszuſetzen, für einen Champion der herrſchenden Staatsreligion zu gelten. Dieſelbe ängſtliche Beſorgnis, den frömmelnden Kreuzrittern der Reſtauration beigezählt zu werden, veranlaſſte den Dichter, beim Abdruck der „Wallfahrt nach Kevlaar" ſich in einer proſaiſchen Nachbemerkung (Bd. XV, S. 282) dagegen zu verwahren, als habe er durch ſeine Verſe eine Vorliebe für die katholiſche Religion ausdrücken wollen. Solche Erklärungen des Autors über die Tendenz ſeines Kunſtwerks — mögen ſie in Verſen oder in Proſa abgegeben werden — ſind ſtets vom Uebel, und Heine that wohl daran, ſie in das „Buch der Lieder" nicht mit aufzunehmen. War doch ohnehin in den „Nordſeebildern" ſelber genug der Polemik wider die „neuen, herrſchenden, triſten Götter" enthalten, um die Erinnerung an die Encyklopädiſten des vorigen Jahrhunderts wach zu rufen und den Vergleich Heine's mit Voltaire ziemlich nahe zu legen. In der That wurde dieſer Vergleich ziemlich früh gezogen, und in Berlin kurſierte ſchon im Sommer 1826 das nachſtehende malitiöſe Epigramm von Ernſt Woldemar auf den Verfaſſer der „Reiſebilder" [144]):

### Ein neues Qui pro quo.

Vergebens ist, ihr Weisen, eur Bemühn,
Der Meinung Wechselstrom zu wehren!
Die Stadt, der jüngst Voltaire ein Affe schien,
Hält jetzt den Affen für Voltairen.

Aber wenn Heine sich auch später einmal in einem Briefe an St. René Taillandier (Bd. XXI, S. 461) eine deutsche Nachtigall nennt, die sich ihr Nest in der Perücke des Herrn de Voltaire gebaut, so herrscht doch zwischen dem satirischen Lachen dieser Beiden ein großer Unterschied. Voltaire ging einem Zeitalter der Philosophie voraus, und spottete über Dinge, die bisher noch von Wenigen ernstlich bedacht worden waren. Heine folgte einem philosophischen Zeitalter nach; alle Fragen der Religion und Gesellschaft hatten die gründlichste Diskussion erfahren, und man konnte bei redlichem Willen über dieselben im Klaren sein. Wer in der alten Gefühls- und Denkweise verharrte, nachdem die französische Revolution, Napoleon und die Freiheitskriege, Kant, Fichte, Schelling und Hegel den politischen, socialen und geistigen Boden der Menschheit umgepflügt und für die Aufnahme der neuen Saat bereitet hatten, Der war träge und feig und verdiente fast nichts Anderes, als Spott; ja, er musste sich ob seiner bewegungslosen Apathie schier selber verachten. Voltaire's sarkastisches Gelächter hatte Etwas von dem erbarmungslos grinsenden Hohne des Henkers, der dem Delinquenten, welcher sich im letzten Becher Weins berauscht, unter dem Mantel das Richtbeil zeigt, mit dem er in der Morgenfrühe geköpft werden soll. Heine's graciöses Lächeln war der Humor, jener Herold einer neuen Zeit, der „die lachende Thräne" im Wappen führt und sein Opfer mit Blumen bekränzt, bevor er es zum Richtplatze geleitet, aber nicht um ihm dort das Haupt abzuschlagen, sondern um auf öffentlichem Markte allem Volke zu zeigen, wie hinter der prahlerischen Maske des gefürchteten Feindes ein bleiches Skelett, eine verweste, mit buntem Flittertand umhangene Leiche sitzt. Gerade zu Zeiten, wo eine veraltete Weltanschauung im Absterben begriffen ist, das neue, bessere Evangelium aber noch

nicht völlig den Sieg errungen hat, tritt der Humor in sein unbestreitbares Recht. In einer solchen Uebergangsepoche erscheint dem Einen lächerlich und absurd, was dem Andern noch werth und heilig ist. Der riesige Koloss der Vergangenheit schrumpft zum ohnmächtigen Zwerg zusammen und fordert mit Greinen und Winseln, dass man ihm noch als dem furchtbaren Goliath huldige, der uns ehemals durch sein Poltern in Respekt erhielt; dagegen wandelt der Riese der Zukunft, welcher einst Scepter und Krone tragen soll, vielleicht noch als Hirtenknabe umher und prüft zaghaft in der Schleuder den Stein, mit dem er Jenem das Hirn zerschmettern wird. Alles ist schief verzerrt, wunderlich fahl oder grell beleuchtet, hier sprengt der neue Most in gährender Ueberkraft den alten Schlauch, dort heißt es, wenn man sich am lieben altgewohnten Tranke berauschen möchte: „Zum Teufel ist der Spiritus!“ In solcher Zeit rettet der wahre Poet sich naturgemäß auf die sonnige Höhe des Humors, dass tief unter ihm wimmle

das närrische Menschengeschlecht;
Sie schreien und wüthen und schelten,
Und haben Alle Recht.

Sie klingeln mit ihren Kappen
Und zanken ohne Grund;
Mit ihren Kolben schlagen
Sie sich die Köpfe wund.

So erscheint dem Dichter die ringsumher kämpfende Welt entweder (Bd. XV, S. 266 [181]) als Narrenhaus, oder als ein großes Lazareth,

— „Und Fratzenbilder nur und sieche Schatten
Seh' ich auf dieser Erde, und ich weiß nicht:
Ist sie ein Tollhaus oder Krankenhaus?“ —

je nachdem der Humor seine lustige oder ernsthafte Seite heraus kehrt, je nachdem er sich auf den Fittichen der Hoffnung über das vergängliche Leid von heute empor schwingt, oder in mitleidigem Erbarmen zu den fieberhaft aufgeregten Zeitgenossen

heran tritt, um ein Wort der Theilnahme und des Troſtes an ſie zu richten. — Es iſt, wie wir ſchon bei Beſprechung der in Bonn entſtandenen „Fresko-Sonette“ erwähnten, das eigenthümliche Kennzeichen des Humors, daſs in ſeinen Schöpfungen der neue Inhalt gewöhnlich die alte Form überragt, deren er ſich nothgedrungen noch bedient. Inſofern lockert und verhöhnt er die ewigen Geſetze der Kunſt; denn nur in weihevollſten Momenten glückt es der zukunfttrunkenen Seele, inmitten des Kampfgetümmels der Gegenwart ſogleich die neue, künſtleriſch vollendete Form, den durch keine tendenziöſe Beimiſchung verfälſchten, unmittelbar poetiſchen Ausdruck für die neue Weltanſchauung zu finden. In ſolcher Bedrängnis wählt der Humor mit Vorliebe die an ſich und zu anderer Zeit wenig berechtigte Miſchgattung der poetiſchen Proſa, die ihm geſtattet, mit faſt unbegrenzter Freiheit die Stimmung und Behandlungsweiſe, ſeiner vorhin angedeuteten Doppelnatur entſprechend, zu wechſeln, aus dem ſentimentalen in den ſcherzenden Ton, aus dieſem wieder in jenen zu verfallen.

Gerade in dieſer Beziehung iſt das eigenartige Weſen des Heine'ſchen Genius aufs unbilligſte verkannt worden. Der wirkliche Grund ſolcher Verkennung liegt tiefer, als es von den meiſten ſeiner Beurtheiler empfunden wird. Er liegt in dem nicht genug zu beachtenden Umſtand, daſs Heine, überall von dem Wunſche beſeelt, den modernen Ideen künſtleriſchen Ausdruck zu geben, zwar in ſeinen vorzüglichſten Produktionen die angeſtrebte Harmonie zwiſchen Inhalt und Form erreichte, daſs es ihm aber in eben ſo vielen Fällen nicht gelang, für die Geſtaltung der neuen Ideale die entſprechenden neuen Kunſtmittel zu finden, und daſs er ſich häufiger noch genöthigt ſah, einen Theil der Idee den artiſtiſchen Anſprüchen der Form zu opfern. Dieſer innere Kampf des neuen, erweiterten Gedankeninhalts mit der alten, geſchloſſenen Form wird durch das glänzende Spiel des Humors dem Auge des Uneingeweihten in die Geheimniſſe der Kunſt wohl für den Moment verdeckt; in Wirklichkeit aber iſt der Humor ein Nothbehelf, ein Surrogat, zu welchem der echte Dichter nur greifen wird, wenn die ſpröde Natur ſeines Stoffes ihn daran verzweifeln läſſt, für die Geſtaltung desſelben

den rein poetiſchen Ausdruck zu finden. Aus dieſer Urſache erklärt es ſich, daſs Heine nach zwei ganz entgegengeſetzten Seiten hin miſsverſtanden ward. Die enthuſiaſtiſchen Vertreter des modernen Gedankens, die Vorkämpfer der neuen politiſchen, religiöſen und geſellſchaftlichen Ideale, machten ihm den Vorwurf, daſs er mit Dem, was ihnen das tiefſte Herz bewege, ein bloß artiſtiſches Spiel treibe, wenn er ihren radikalen Tendenzen mit der natürlichen Scheu des Künſtlers vor jeder farbloſen Abſtraktion aus dem Wege ging, und die ſtrengen Kunſtkritiker der alten Schule konnten es ihm andererſeits nicht verzeihen, daſs ſein Humor die herkömmlichen Kunſtformen zerſprengte, weil der junge Moſt ſich eben durchaus nicht mehr in die alten Schläuche füllen ließ. Während Erſtere beſtändig den Ernſt ſeiner „Geſinnung“ bemäkelten, gingen Letztere ſo weit, ihn einer rohen Vernachläſſigung der künſtleriſchen Form zu bezichtigen und von „ſalopper Bänkelſängerei“ ſeiner Lieder zu reden, als habe es keines Aufwands von Mühe und Fleiß bedurft, um ihnen jene vollendete Geſtalt zu geben, die unſere höchſte Bewunderung erregt.

Zahlreiche Aeußerungen Heine's laſſen nicht den mindeſten Zweifel daran, daſs er ſich der tiefen Bedeutung des Humors vollkommen bewuſſt war, und denſelben ſehr wohl von dem oberflächlich an der Außenſeite der Dinge hinſpielenden Witze unterſchied. Saphir's Wortwitzeleien und ähnliche Kunſtſtückchen des Verſtandes, denen die Baſis einer großartigen Weltanſchauung fehlte, waren ihm höchſt zuwider. „Witz in ſeiner Iſolierung,“ ſchrieb er (Bd. XIX, S. 218) an Moſer, der ihm von Saphir's Erfolgen in Berlin erzählt hatte, „iſt gar Nichts werth. Nur dann iſt mir der Witz erträglich, wenn er auf einem ernſten Grunde ruht. Darum trifft ſo gewaltig der Witz Börne's, Jean Paul's und des Narren im „Lear“. Der gewöhnliche Witz iſt bloß ein Nieſen des Verſtandes, ein Jagdhund, der dem eigenen Schatten nachläuft, ein rothjäckiger Affe, der ſich zwiſchen zwei Spiegeln begafft, ein Baſtard, den der Wahnſinn mit der Vernunft im Vorbeirennen auf offener Straße gezeugt — nein! ich würde mich noch bitterer ausdrücken, wenn ich mich nicht erinnerte, daſs wir Beide ſelbſt uns zu Zeiten herablaſſen, einen Witz zu reißen.“ Sehr feinſinnig ſpricht ſich Heine in einem

Briefe an Friederike Robert über das Weſen des Humors in den ariſtophaniſchen Luſtſpielen aus. Er tadelt es, daſs Schlegel in ſeinen dramaturgiſchen Vorleſungen die „Vögel“ für Nichts weiter als für einen luſtigen barocken Spaß erklärt habe, und fügt belehrend hinzu: „Es liegt aber ein tiefer, ernſter Sinn in dieſem Gedichte, und während es die exoteriſchen Kächenäer (d. h. die athenienſiſchen Maulaufſperrer) durch phantaſtiſche Geſtalten und Späße und Witze und Anſpielungen, z. B. auf das ehemalige Legationsweſen, köſtlich ergötzt, erblickt der Eſoteriſche (d. h. Ich) in dieſem Gedichte eine ungeheure Weltanſchauung; ich ſehe darin den göttertrotzenden Wahnſinn der Menſchen, eine echte Tragödie, um ſo tragiſcher, da jener Wahnſinn am Ende ſiegt und glücklich beharrt in dem Wahne, daſs ſeine Luftſtadt wirklich exiſtiere, und daſs er die Götter bezwungen und Alles erlangt habe, ſelbſt den Beſitz der allgewaltig herrlichen Baſileia.“ In demſelben Sinne verlangt Heine — freilich noch halb vom einſeitig romantiſchen Standpunkte aus, — daſs die humoriſtiſche Ironie, wie im Luſtſpiel, ſo auch in der Tragödie ein Hauptelement bilde[145]): „Das Ungeheuerſte, das Entſetzlichſte, das Schaudervollſte, wenn es nicht unpoetiſch werden ſoll, kann man nur in dem buntſcheckigen Gewande des Lächerlichen darſtellen, gleichſam verſöhnend — darum hat auch Shakſpeare das Gräßlichſte im „Lear“ durch den Narren ſagen laſſen, darum hat auch Goethe zu dem furchtbarſten Stoffe, zum „Fauſt“, die Puppenſpielform gewählt, darum hat auch der noch größere Poet, unſer Herrgott, allen Schreckensſcenen dieſes Lebens eine gute Doſis Spaßhaftigkeit beigemiſcht.“ — „Eben je wichtiger ein Gegenſtand iſt, deſto luſtiger muſs man ihn behandeln,“ heißt es an einer ähnlich lautenden Stelle in den „Engliſchen Fragmenten“[146]); „das blutige Gemetzel der Schlachten, das ſchaurige Sichelwetzen des Todes wäre nicht zu ertragen, erklänge nicht dabei die betäubende türkiſche Muſik mit ihren freudigen Pauken und Trompeten.“ ... „Seitdem es nicht mehr Sitte iſt, einen Degen an der Seite zu tragen, iſt es durchaus nöthig, daſs man Witz im Kopfe habe. Jener Angriffswitz, den ihr Satire nennt, hat ſeinen guten Nutzen in dieſer ſchlechten, nichtsnutzigen Zeit. Keine Religion iſt mehr im Stande, die Lüſte

der kleinen Erdenherrscher zu zügeln, sie verhöhnen euch ungestraft, und ihre Rosse zertreten eure Saaten, eure Töchter hungern und verkaufen ihre Blüthen dem schmutzigen Parvenü, alle Rosen dieser Welt werden die Beute eines windigen Geschlechtes von Stockjobbern und bevorrechteten Lakaien, und vor dem Uebermuthe des Reichthums schützt euch Nichts — als der Tod und die Satire." . . . „Heuchlerische Duckmäuser, die unter der Last ihrer geheimen Sünden niedergebeugt einher schleichen, wagen es, ein Zeitalter zu lästern, das vielleicht das heiligste ist von allen seinen Vorgängern und Nachfolgern, ein Zeitalter, das sich opfert für die Sünden der Vergangenheit und für das Glück der Zukunft, ein Messias unter den Jahrhunderten, der die blutige Dornenkrone und die schwere Kreuzeslast kaum ertrüge, wenn er nicht dann und wann ein heiteres Vaudeville trällerte und Späße risse über die neuern Pharisäer und Saducäer. Die kolossalen Schmerzen wären nicht zu ertragen ohne solche Witzreißerei und Persifflage! Der Ernst tritt um so gewaltiger hervor, wenn der Spaß ihn angekündigt." Dieser tiefere welthistorische Sinn des Heine'schen Humors, seine mit dem trüben Ernst des Gegenstandes versöhnende und den Geist zugleich aus den Bleifesseln stumpfer Apathie empor rüttelnde Wirkung ist das Hauptverdienst der „Reisebilder". Jenes übermüthige Gelächter, jener unbarmherzig dreiste Spott über die Thorheiten und Sünden der Zeit riss den Leser unwiderstehlich mit fort, und befreite das Gemüth von dem Alpdruck des auf ihm lastenden mittelalterlichen Nachtmahrs, dessen gespenstische Herrschaft in der langen trüben Restaurationsperiode alles Leben zu ersticken gedroht hatte. Zum ersten Mal athmete die beklommene Seele wieder auf, und fragte sich erstaunt, ob denn Das, was hier mit so überlegenem Muthwillen verhöhnt wurde, wirklich so heilig und unerschütterlich sei, wirklich ein Recht ewigen Bestehens in sich trage — und die Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Aber wer so rücksichtslos vor aller Welt die verhüllten Zeitnöthen entblößte, und inmitten des lärmenden Festbankettes der in alle Staats- und Gesellschaftsverhältnisse eingedrungenen Romantik auf die schwärenden Wunden der Menschheit wies, übernahm ein gefahrvolles Amt. Ja, er musste, wenn er sich die Möglichkeit

des Redens und Gehörtwerdens nicht von vornherein abschneiden wollte, fast mit Nothwendigkeit die bunte Hanswurstjacke anziehen und die Rolle des Narren im „Lear" spielen, um unter der humoristischen Vermummung Wahrheiten sagen zu dürfen, die ernsthaft ausgesprochen kein Censor hätte durchschlüpfen, keine Regierung ungeahndet hätte verbreiten lassen. Und auch so war die Maskenfreiheit, deren Schutz ihm zu Hilfe kam, sehr bedingter Natur. Schon der erste Band der „Reisebilder" wurde nicht in Göttingen allein, sondern auch in manchen anderen Städten und Stätchen des deutschen Reiches verboten, und es fehlte nicht an Anfeindungen jeglicher Art in der servilen Presse damaliger Zeit. Der gesinnungslose Saphir, welcher in jenen Tagen doch selbst zu den Oppositionslustigen gehörte, und in seiner „Schnellpost" zum Gaudium der Berliner ergötzliche Scharmützel mit den Censur- und Polizeibehörden ausfocht, sah eben so neidisch, wie der giftige Müllner, auf den wachsenden Ruhm des jungen Kollegen, und zauste mit frecher Hand an seinem wohlverdienten Dichterkranze, während Müllner in den „Kourierbildern" seines „Mitternachtsblattes" das Publikum durch ungehörige Nachahmung der Schreibweise Heine's hinters Licht führte und Letzteren dadurch in den ärgerlichen Verdacht brachte, der Verfasser einer Reihe ihm ganz fremder klatschhafter Ausfälle gegen Hamburger Persönlichkeiten zu sein [147]), mit denen er ohnehin, wie mit dem „schwarzen, noch ungehenkten Makler", schon auf hinlänglich gespanntem Fuße stand. In dem „schwarzen Ungehenkten mit dem spitzbübischen Manufakturwaaren-Gesicht (Bd. I., S. 120) hatte ein übelberüchtigter Hamburger Jude, Namens Joseph Friedländer, sein eignes Porträt zu erkennen geglaubt, und dem Verfasser der „Reisebilder" grimmige Rache geschworen. Er fiel Heine, der nie mit ihm eine Differenz gehabt, noch überhaupt je ein Wort mit ihm gesprochen, bald nachher auf öffentlicher Straße an, packte ihn am Rockschoß, und erhob die Faust wider ihn; doch drängte das Volksgewühl des Burstah die Streitenden aus einander, bevor es zu weiteren Thätlichkeiten gekommen war, und Heine verklagte den Friedensstörer bei der Polizei. Dort leugnete Derselbe mit dreister Stirn das versuchte Attentat, und behauptete sogar, von Heine geschlagen worden zu sein, der in voller Be-

ſtürzung zu Campe eilte, und Dieſem ſein Miſsgeſchick klagte. Der ſchlaue Freund ſagte lächelnd: „Gratulieren Sie ſich zu der plumpen Lüge, und widerſprechen Sie bei Leibe nicht der köſtlichen Fiktion. Es iſt beſſer für Ihren Ruf, daſs der Lump durch ſeine Ausſage ſchwarz auf weiß für eine von Ihnen erhaltene Züchtigung quittiert, als wenn er ſich auf dem ganzen Steinweg und an der Börſe das Air gäbe, den Verfaſſer der ‚Reiſebilder‘ geohrfeigt zu haben.“ Heine ſah zu ſpät die Zweckmäßigkeit dieſes vernünftigen Rathſchlages ein; er hatte bereits auf dem Stadthauſe vor Senator Abendroth gegen die freche, den Sachverhalt umkehrende Ausſage proteſtiert, und ſchwebte, wie ſeine Briefe an Merckel beweiſen, Monate lang in beſtändiger Angſt vor einer Wiederholung ſolcher brutalen Angriffe. Seine reizbare Phantaſie ſteigerte oftmals ſeine Vorſtellung von der Bosheit ſeiner wirklichen oder vermeintlichen Feinde ins Ungeheuerliche, und die Furcht vor eingebildeten Verfolgern bereitete ihm manche ſchlafloſe Nacht. Ein ergötzlicher Vorfall dieſer Art bot den Anhalt zu wiederholten Neckereien in der Korreſpondenz Heine's mit ſeinem Verleger. Während ſeines Aufenthaltes in Hamburg im Sommer 1826 traf Heine, wie gewöhnlich, eines Abends im Alſterpavillon mit Campe und Merckel zuſammen. Nach einer lebhaften Unterhaltung geleiteten die Freunde den Dichter bis an ſein Logis auf dem Dragonerſtall, und ſchlenderten dann noch eine Weile in den Straßen umher. Campe, der ſich entſann, daſs Heine gern Kuchen aß, kaufte in einer Jahrmarktsbude des Gänſemarkts ein Packet Pfeffernüſſe, und kehrte mit Merckel nach der Wohnung des Dichters zurück, der noch wach ſein muſſte, da ſeine Zimmerfenſter erhellt waren. Kaum aber begannen die Beiden auf der Straße laut ſeinen Namen zu rufen, ſo wurde das Licht ausgelöſcht. Campe ſchellte jetzt an der Hausthür und gab die Kuchen für Heine an das Dienſtmädchen ab, mit dem ſchelmiſchen Zuſatze: „Von Profeſſor Hugo in Göttingen!“ — „Nun, wie haben Ihnen die Pfefferkuchen geſchmeckt?“ frug Campe, als Heine nach einigen Tagen zu ihm in den Laden kam. „Was!“ rief Heine, indem er ſich ärgerlich vor die Stirn ſchlug, „Sie haben mir die Kuchen geſchickt? Und ich Thor habe ſie ins Kaminfeuer geworfen! Da ſie mir im Namen Hugo's über-

bracht wurden und ich auf der Straße meinen Namen hatte ſchreien hören, ſo glaubte ich, meine Göttinger Feinde, denen ich in der „Harzreiſe“ ſo übel mitgeſpielt, wollten Rache an mir üben und hätten — wer weiß! — den Teig der Pfeffernüſſe vielleicht mit Rattengift gewürzt.“ Wienbarg, der gleich uns dieſe Anekdote nach Campe's Erzählung mittheilt [134]), ſcherzt mit Grund über den mittelaltrigen Beigeſchmack ſolches grotesken Argwohns: „Allerdings hatte der Dichter die Univerſität Göttingen arg verhöhnt, aber es lagen doch mehre Jahrhunderte zwiſchen ihm und Till Eulenſpiegel, der nach Demüthigung des Rektors, der Doktoren und Magiſter der Prager Univerſität ſich eiligſt davon machte, aus Furcht, ſie möchten ihm Etwas zu trinken geben.“ Die Geneigtheit, in jedem kleinen Schabernack, der ihm geſpielt wurde, ſofort eine planmäßig ins Werk geſetzte Intrige ſeiner literariſchen Feinde zu wittern, hatte wohl zum Theil ihren Grund in der übertrieben hohen Meinung, die Heine von der revolutionären Bedeutung ſeiner Schriften und von dem Martyrium hegte, das er durch die herausfordernde Kühnheit ſeiner Worte auf ſein Haupt lüde. So wähnte er ſich nachmals in München überall von den Jeſuiten, in Paris von den Republikanern verfolgt, und ſeit der Affäre mit Salomon Straus ſchob er Dieſem und der Börne'ſchen Klicke jeden Zeitungsangriff in die Schuhe, durch welchen er ſeinen Ruf benachtheiligt ſah. Auch ſchon während ſeines Hamburger Aufenthalts paſſierte ihm, wie uns Wienbarg berichtet, durch jene geſpenſterſeheriſche Angſt vor perſönlicher Verfolgung noch ein anderer poſſierlicher Irrthum: „Heine's Gang war eher langſam, als ſchnell. Sein Fürſichſein, ſeine vornehme oder ſchüchterne Noli me tangere-Natur bekundete ſich in allen Bewegungen; auf der Straße hielt er die Arme am Leibe, als wollte er ſich vor jeder zufälligen Berührung in Acht nehmen. Dennoch widerfuhr es ihm einſt, als er in Geſellſchaft einer Dame über den Wall ging, von einem ſchnurrbärtigen, in eine Polonika gekleideten Herrn angerannt zu werden; ſtatt Entſchuldigung ſuchte Dieſer auf brutale Weiſe Streit mit ihm. Heine, der gleich wieder argwöhnte, ſeine Feinde hätten ihm den Strolch über den Hals geſchickt, überreichte ihm ſtolz ſeine Karte, und bat ſich die ſeine aus. Es war indeß nicht ſo

ritterlich gemeint. Auf der Polizei fand sich, daſs der Mensch ein fremder Abenteurer war, und Derselbe mussſte andern Tages plötzlich das Hamburger Gebiet verlassen.“ —

Anderthalb Monate nach dem Erscheinen des ersten Bandes der „Reisebilder“ finden wir Heine wieder auf dem Wege nach Norderney. Die Herstellung seiner immer noch leidenden Gesundheit, Ekel an dem engherzigen Hamburger Treiben und eine geistige Unruhe, ein allgemeiner Mißmuth, dessen letzte Gründe vielleicht eben so sehr in der Zeitstimmung wie in dem eigenen Gemüth lagen, machten dem Dichter einen momentanen Wechsel seines Aufenthaltsortes wünschenswerth. Um die Mitte des Julimonats langte er in Cuxhaven an, wo ihn konträrer Wind und eine schöne, geistreiche Frau, Jeannette Jacobson, verehelichte Goldschmidt, acht Tage lang festhielten. In einer wilden, stürmischen Nacht, und in nicht minder erregter Stimmung, setzte er endlich seine Reise fort. „Das Schiff lag hoch auf der Rhede,“ schrieb er an Merckel (Bd. XIX, S. 281), „und die Jolle, worin ich abfuhr, um es zu erreichen, wurde dreimal von den unklugen Wellen in den Hafen zurück geschlagen. Das kleine Fahrzeug bäumte sich wie ein Pferd, und Wenig fehlte, daſs nicht eine Menge ungeschriebener Seebilder nebst ihrem Verfasser zu Grunde gingen. Dennoch — möge mir der Herr der Atomen die Sünde verzeihen — war mir in dem Augenblicke sehr wohl zu Muthe. Ich hatte Nichts zu verlieren!“ — In Norderney besserte sich allmählich seine Gesundheit, die frische Seeluft und der Anblick des Meeres übten ihre besänftigende Wirkung auf das verstimmte Herz, und wenn Heine sich im Ganzen diesmal in dem abgelegenen Badeort nicht so erheitert wie im vorigen Jahr fühlte, so entstanden doch mehrere neue „Seebilder“, und einige Scenen zum „Faust“ wurden skizziert. Außer den Gesängen Homer's, deren rechtes Verständnis ihm erst aufgegangen war, seit er die meerdurchrauschten Blätter der Odyssee, auf weißer Düne sitzend, am Strande der Nordsee gelesen, fesselte ihn besonders die Lektüre der Erzählungen Heinrich's von Kleist, in dessen Werken er die künstlerische Aufgabe, die er sich selbst in seiner ersten Dichtungsperiode gestellt hatte, auf bewundernswerthe Weise gelöst fand. „Kleist ist ganz Roman-

tiker," lautete sein briefliches Urtheil (Ebd., S. 288) über den von ihm so hoch gepriesenen Schriftsteller, „er will nur das Romantische geben, und giebt Dieses durch lauter plastische Gestalten."

Anfangs versuchte Heine auch in Norderney, wie er schon in Cuxhaven gethan, sein Glück am grünen Tische der Spielbank. Er fand „eine Süßigkeit eigener Art in dieser unbestimmten Lebensart, wo Alles vom Zufall abhängt"; bald aber meldete er seinem Freunde Merckel: „Seit vorgestern spiele ich nicht mehr. Nicht weil das Geld ganz all wäre, ich habe noch einiges — sondern weil mich das Spiel zu langweilen begann. Auch ärgerte mich das ewige Verlieren, und ich gab Jemanden mein Ehrenwort, nicht mehr zu spielen." — Zu der Zahl der Badegäste hatte, wie gewöhnlich, der hannövrische Adel das Hauptkontingent gestellt. Besonders viele fürstliche Personen waren anwesend. Auch die Fürstin Solms-Lich hatte sich wieder eingefunden; sie schien aber dem Dichter, der seit ihrer letzten Begegnung den ersten Band der „Reisebilder" herausgegeben hatte, nicht mehr so gewogen wie früher zu sein, und bedrohte ihn oft mit warnend erhobenem Zeigefinger, ohne ihm sagen zu wollen, was der schelmische Gestus zu bedeuten habe. Sehr entzückt war Heine von der Liebenswürdigkeit einer schönen Cellenserin, die er schon bei seinem ersten Besuche in Norderney kennen gelernt, und mit der manches Stündchen in loser Neckerei verplaudert ward. Obschon er in seinen Briefen versicherte, dass er sehr isoliert lebe und nicht einmal schönen Weibern die Kour mache, widersprach doch der Inhalt eben dieser Briefe (Ebd., S. 283—288) solcher Behauptung. Eine launenhafte Veränderlichkeit der Stimmung schien ihn ganz und gar zu beherrschen, und er gab sich keine Mühe, vor sich selbst oder vor seinen Freunden konsequent zu erscheinen, während er sich den wechselnden Eindrücken seines, dem Meere gleich, durch jeden Windhauch bewegten Gemüthes hingab. Heute schrieb er an Merckel: „Ich habe am Meeresstrande das süßeste, mystisch lieblichste Ereignis erlebt, das jemals einen Poeten begeistern konnte. Der Mond schien mir zeigen zu wollen, dass in dieser Welt noch Herrlichkeiten für mich vorhanden. Wir sprachen kein Wort — es war nur ein langer, tiefer Blick, der Mond machte die Musik

dazu. — Im Vorbeigehn faſſte ich ihre Hand, und ich fühlte den geheimen Druck derſelben — meine Seele zitterte und glühte. — Ich hab' nachher geweint. Was hilft's! Wenn ich auch kühn genug bin, das Glück raſch zu erfaſſen, ſo kann ich es doch nicht lange feſthalten. Ich fürchte, es könnte plötzlich Tag werden — nur das Dunkel giebt mir Muth. — Ein ſchönes Auge, es wird noch lang' in meiner Bruſt leben, und dann verbleichen und in Nichts zerrinnen — wie ich ſelbſt. — Der Mond iſt an Schweigen gewöhnt, das Meer plappert zwar beſtändig, aber man kann ſeine Worte ſelten verſtehen, und du, der Dritte, der jetzt das Geheimnis weiß, wirſt reinen Mund halten, und ſo bleibt es verborgen in der eigenen Nacht." Knüpfte nun aber der Freund an dies Herzensabenteuer die Hoffnung, daſs es den Poeten nachhaltig begeiſtern und ihn der finſtern Schwermuth entreißen werde, ſo ward ihm alsbald die Antwort zu Theil: „Das lichte Ereignis am Strande iſt nicht ſo bedeutend, wie du glaubſt und wie meine leicht erregbare Stimmung es anſchlug; es war ein Stern, der durch die Nacht herab ſchoſs in grauſamer Schnelligkeit und keine Spur zurückläſſt — denn ich bin triſt und niedergedrückt wie zuvor. Aber es war doch ein Stern!" — In der letzten Zeit ſeines Aufenthaltes auf Norderney verkehrte Heine viel mit dem Fürſten Koslowski, der als ruſſiſcher Geſandter am badiſchen Hofe in den Jahren 1816—18 Varnhagen's Kollege in Karlsruhe geweſen, faſt ſämmtliche europäiſche Länder aus eigener Anſchauung kennen gelernt, und ſich trotz ſeiner diplomatiſchen Stellung ein unbefangen ſelbſtändiges Urtheil in politiſchen Dingen bewahrt hatte. In ſpäterer Zeit ſpielte der geiſtvolle Mann eine hervorragende Rolle am ruſſiſchen Hofe, wo er durch ſeine originelle Vortragsart mit ungezwungenem Freimuth Dinge ſagen durfte, die kein Anderer auszuſprechen gewagt hätte, und meiſtens zu gutem Zweck und Erfolg. Cuſtine verdankte ihm einen großen Theil ſeiner Mittheilungen über Rußland, und auch Heine erhielt durch ihn die erſte glaubwürdige Kunde von den damals noch wenig bekannten politiſchen und ſocialen Zuſtänden des großen Oſtreiches. Die intereſſanten Erzählungen des Fürſten aus dem Londoner und Pariſer Leben weckten dem Dichter, wie er ſeinem Freunde Merckel

geſtand, die Luſt nach „high life“, und gaben ihm die erſte Anregung zu ſeiner Reiſe nach England. — Heine beabſichtigte Anfangs, von Norderney einen Abſtecher nach Oſtfriesland und Holland zu machen, aber der Ausbruch eines typhöſen Fiebers in jenen Gegenden ſchreckte ihn von der Ausführung ſeines Vorhabens ab, und nach zweimonatlichem Aufenthalt im Seebade trat er die Rückreiſe über Bremen an, wo er im „Lindenhofe“ den Fürſten Koslowski noch einmal wiederſah, und wo ein Beſuch in dem faſt gleichzeitig durch Wilhelm Hauff's „Phantaſien“ verherrlichten Rathskeller ihm den Stoff zu einem der glücklichſten humoriſtiſchen Gedichte (Bd. XV, S. 352 [257] ff.) lieferte, die ſeiner Feder entfloſſen ſind.

Am 23. September traf Heine wieder bei ſeinen Eltern in Lüneburg ein, die ihr Logis im Wahlſtab'ſchen Hauſe ſeit Johanni mit einer kleineren Wohnung am Marktplatze vertauſcht hatten. Er zeigte ſich unentſchloſſener, denn je, in Betreff ſeiner Pläne für die Zukunft. Der Aufenthalt in Hamburg war ihm gründlich verleidet, auch Berlin gewährte ihm keine lockende Ausſicht, und ſchon aus Norderney hatte er an Moſer geſchrieben (Bd. XIX., S. 277): „Es iſt ganz beſtimmt, daſs es mich ſehnlichſt drängt, dem deutſchen Vaterlande Valet zu ſagen. Minder die Luſt des Wanderns, als die Qual perſönlicher Verhältniſſe, z. B. der nie abzuwaſchende Jude, treibt mich von hinnen.“ Varnhagen's Rathſchläge weckten ihm aufs neue den Plan einer Ueberſiedelung nach Paris, wo er Menſchen und Welt zu ſehen und die Materialien für ein Buch von europäiſcher Bedeutung zu ſammeln hoffte. „Ich denke etwas Beſſeres zu liefern, als die Morgan,“ äußerte er in einem Briefe an Merckel (Ebd., S. 301); „die Aufgabe iſt, nur ſolche Intereſſen zu berühren, die allgemein europäiſch ſind.“ Die geiſtvollen Reiſewerke der Lady Morgan, „France“ und „Italy“ — das letztgenannte Buch hatte ſelbſt Byron's ungetheilte Bewunderung erregt — ſcheinen, neben Sterne's „Sentimental Journey“ und Frau von Staël's „De l'Allemagne“, auf den Verfaſſer der „Reiſebilder“ einen nachhaltigen Einfluſs geübt zu haben, welcher ſich u. A. in den „Engliſchen Fragmenten“ und in den ſpäteren Berichten über die politiſchen und Kultur-Zuſtände Frankreichs erkennen läſſt.

Einſtweilen ſcheute ſich Heine, aus Furcht, auf ernſtlichen Widerſtand zu ſtoßen, ſeiner Familie und ferner ſtehenden Bekannten Mittheilungen über jenen Reiſeplan zu machen, den, außer Varnhagen, Moſer und Merckel, nur noch Immermann unter dem Siegel der Verſchwiegenheit erfuhr. In Lüneburg lebte der Dichter, wie bei ſeinem früheren Aufenthalte, in ſtiller Zurückgezogenheit, und verkehrte, außer mit ſeinem Bruder Maximilian, der in den Michaelisferien auf einige Wochen nach Hauſe kam, faſt ausſchließlich mit Rudolf Chriſtiani. Manchmal auch ſchlenderte er an freundlichen Herbſttagen nach dem nahegelegenen Wienebüttel hinaus, wo er in der Familie des dortigen Predigers, eines Schwagers von Merckel, anregende Unterhaltung fand.

Die in Norderney empfangenen Eindrücke wurden inzwiſchen für den zweiten Band der „Reiſebilder" con amore verarbeitet. Schon Anfangs Oktober war der zweite Cyklus der „Seebilder" nahezu vollendet, und die dritte Abtheilung der „Nordſee" nebſt dem Buche „Le Grand" rüſtig in Angriff genommen. „Im Grunde iſt es auch gleichgültig, was ich beſchreibe," ſagt Heine in einem Briefe an Merckel (Ebd., S. 289): „Alles iſt ja Gottes Welt und der Beachtung werth; und was ich aus den Dingen nicht heraus ſehe, Das ſehe ich hinein. Wenn es ſich nur mit meiner Geſundheit etwas mehr beſſert, ſo wird der zweite Reiſebilder-Theil das wunderbarſte und intereſſanteſte Buch, das in dieſer Zeit erſcheinen mag." — „Die Reiſebilder ſind vor der Hand der Platz, wo ich dem Publikum vorbringe, was ich will," lautet eine ähnliche Bemerkung in einem Schreiben an Immermann (Ebd., S. 300). Ja, noch mehr, Heine ſchien die „Reiſebilder" zu einem Tummelplatz zeitgemäßer Ideen nicht für ſich ſelbſt allein, ſondern auch für ſeine Freunde erweitern zu wollen, — vielleicht nicht ganz ohne den Nebengedanken, ſich dadurch zugleich Bundesgenoſſen vor der Oeffentlichkeit zu erwerben. Wie an Immermann, richtete er auch an Varnhagen und Moſer die Aufforderung, ihm Beiträge für ſein Buch einzuſenden. Dem Letzteren ſchrieb er (Ebd., S. 292): „Dieſer zweite Theil ſoll ein außerordentliches Buch werden und großen Lärm machen. Ich muß etwas Gewaltiges geben. Die zweite Abtheilung der

„Nordſee", die den Band eröffnen wird, iſt weit originaler und kühner, als die erſte, und wird dir gewiſs gefallen. Auch den rein freien Humor habe ich in einem ſelbſtbiographiſchen Fragmente verſucht. Bisher hab' ich nur Witz, Ironie, Laune gezeigt, noch nie den reinen, urbehaglichen Humor. Auch ſoll der zweite Band eine Reihe Nordſee-Reiſebriefe enthalten, worin ich ‚von allen Dingen und von noch einigen' ſpreche. Willſt du mir nicht einige neue Ideen dazu ſchenken? Ich kann da Alles brauchen. Fragmentariſche Ausſprüche über den Zuſtand der Wiſſenſchaften in Berlin oder Deutſchland oder Europa — wer könnte die leichter hinſkizzieren als du? und wer könnte ſie beſſer verweben als ich? Hegel, Sanskrit, Dr. Gans, Symbolik, Geſchichte — welche reiche Themata! Du wirſt es nie bequemer bekommen; und ich ſeh' voraus, du wirſt nie ein ganzes Buch ſchreiben, und keins, was gleich die ganze Welt lieſt. Es iſt nicht ſo ſehr die Luſt, mich mit deinen Federn zu putzen, ſondern mehr der liebevolle Zug, dich geiſtig in mein geiſtiges Weſen aufzunehmen, dich, den gleichgeſinnteſten meiner Freunde. Willſt du aber über jene Themata etwas Abgeſchloſſenes ſchreiben, z. B. einen ganzen wichtigen Brief, ſo will ich ihn — verſteht ſich, ohne dich zu nennen, als fremde Mittheilung aufnehmen. Du kannſt ja ſehr populär ſchreiben, wenn du nur willſt." Die Aufforderung an Varnhagen [148]) lautet noch bedenklicher: „Dieſes Alles ſchreib' ich Ihnen aus der ganz beſondern Abſicht, damit Sie ſehen, wie es mir ein Leichtes iſt, im zweiten Theil der Reiſebilder Alles einzuweben, was ich will. Haben Sie daher in dieſer Hinſicht einen beſondern Wunſch, wünſchen Sie eine beſtimmte Sache ausgeſprochen, oder irgend einen unſerer Intimen gegeißelt zu ſehen, ſo ſagen Sie es mir, oder, was noch beſſer iſt, ſchreiben Sie ſelber in meinem Stil die Lappen, die ich in meinem Buche einflicken ſoll, und Sie können ſich auf meine heiligſte Diskretion verlaſſen. Ich darf jetzt Alles ſagen, und es kümmert mich wenig, ob ich mir ein Dutzend Feinde mehr oder weniger aufſacke. Wollen Sie in meine Reiſebilder ganze Stücke, die zeitgemäß, hinein geben, oder wollen Sie mir bloß die Proſkriptionsliſte ſchicken — ich ſtehe ganz zu Ihrem Befehl." Wenn jedoch Varnhagen, wie aus ſeiner Anmerkung

zu dieſer Briefſtelle hervorgeht, das Anerbieten Heine's dahin deutete, als habe ſich Derſelbe bereit erklärt, jeden beliebigen Gegner des Freundes auf Kommando literariſch zu züchtigen, ſo bringt ſolche wörtliche Auslegung doch den humoriſtiſchen Charakter des Briefſchreibers allzu wenig in Rechnung. Uebrigens entſprach nur Immermann durch Einſendung einiger Xenien, die buntſcheckig und loſe genug den Nordſeebriefen angehängt wurden, dem ſonderbaren Vorſchlage, deſſen Ausführung ſicherlich zum Schaden des Buches den letzten Schein einer künſtleriſchen Einheit der Form muthwillig zerſtört hätte.

Gegen Ende des Jahres war der zweite Band der „Reiſebilder" im Manuſkripte vollendet, und Heine begann unter ſorgſamer Nachfeile ſeine Arbeit für den Druck ins Reine zu bringen. „Du wirſt ſehen," ſchrieb er an Merckel in ſeinem letzten Briefe aus Lüneburg (Bd. XIX, S. 301): „le petit bon homme vit encore. Das Buch wird viel Lärm machen, nicht durch Privatſkandal, ſondern durch die großen Weltintereſſen, die es ausſpricht. Napoleon und die franzöſiſche Revolution ſtehen darin in Lebensgröße. Sag Niemanden ein Wort davon; kaum wag' ich es, Campen mit dem Inhalt des Buches zu früh vertraut zu machen. Es muſs verſchickt ſein, ehe man dort eine Silbe davon weiß." In der That hatte Heine, wie der Erfolg lehrte, guten Grund, die Aufmerkſamkeit der Behörden nicht zu früh auf ſein Buch hinzulenken. — Am 15. Januar 1827 traf er, um den Druck perſönlich zu überwachen, wieder in Hamburg ein. Merckel hatte ihm eine ſtille Wohnung unweit der Langhoff'ſchen Buchdruckerei ausgeſucht, und zum Dank für die kritiſche Beihülfe, welche er dem Freunde durch manchen ſcharfſinnigen Verbeſſerungsvorſchlag geleiſtet, wurden ihm die „Nordſeebilder" gewidmet. Die Vorleſungen über Goethe, welche Profeſſor Zimmermann im Winter 1826—27 vor einem gemiſchten Publikum hielt, und welche Heine zum Theil noch mit anhörte, gaben ihm Anlaſs, ſich in den Briefen aus Norderney, die vor Ablieferung des Manuſkriptes vielfach umgearbeitet und ergänzt wurden, auf geiſtvolle Art über die landläufige Goethekritik auszuſprechen. — Auch ſeinen Vetter Schiff fand er nach Hamburg zurück gekehrt, und begegnete ihm bald auf der Straße.

Schiff erſtaunte über die vortheilhafte Veränderung, die in den letzten Jahren mit dem Dichter vorgegangen. „Er war nicht mehr der in ſich ſelbſt Zurückgezogene, ſein Benehmen war offener und freier. Er war ein Lebemann geworden, und mehr als Das: ein vornehm miſsmuthiger Gentleman.“ [149]) Als Schiff ihm Komplimente über ſein gutes Ausſehn machte, erwiderte Heine: „Wundre dich nur. Ich bin ein Anderer geworden und ſchwinge jetzt die Harlekinspeitſche.“ Schiff erhielt die Aushängebogen des zweiten Bandes der „Reiſebilder“, und Heine bat ihn um ſein Urtheil. „Nun, was ſagſt du?“ frug er mit ſelbſtgefälliger Miene, als der Vetter ſich einige Tage nachher bei ihm einſtellte. — „„Dasſelbe, was du ſchon äußerteſt. Allein die Harlekinspeitſche iſt keine Dichterfeder.““ — „Als ob ich nicht gewohnt wäre, von dir negiert zu werden!“ lachte Heine. „Glücklicherweiſe kann ich mich darüber tröſten.“ — „„Allerdings, die Majorität des Publikums iſt für dich. Es folgt wohl daraus, daſs auch ich es ſein muſs.““ — „Der Erfolg hat Recht!“ — „„Das gilt für Frankreich, nicht für Deutſchland, und zwei Auguren, die ſich begegnen, lachen einander aus.““ — „Was ſagſt du zu dem Buche Le Grand?“ — „„Du haſt nicht wohlgethan, deine muſikaliſche Unwiſſenheit öffentlich kund zu geben.““ — „Unverſchämteſter der Sterblichen, was meinſt du damit?“ — „„Daſs du ein feines Ohr für Rhythmus und Wohllaut der Verſe haſt, müſſen deine Todfeinde dir laſſen, den langen Schaller aus Danzig mit eingerechnet. Auch deine Proſa iſt, wie Maler ſagen, ein geleckter Stil, der in der niederländiſchen Schule zuweilen vorkommt. Dagegen hat die florentiner Schule ihr Sgraffito, — zwei Kunſtextreme, die ſich niemals berühren können. Dein großer Kaiſer iſt über alle Maßen bewundernswerth, aber nicht Jeder kann ihn lieben und verehren — zumal der Hamburger nicht, dem Davouſt's Schreckensregiment zu gut in der Erinnerung lebt. Dennoch ſage ich, ein Hamburger: Napoleon, koloſſal in ſeinen Thaten wie in ſeinen Fehlern, ſollte nicht durch den geleckten, ſeltenen niederländiſchen Stil gefeiert werden, ſondern eher durch den hohen florentiniſchen Stil oder deſſen Sgraffito. Aber ich will nicht pedantiſch ſein. Laſſen wir Das und reden wir von deinem Le Grand. Mir ſcheint, du kennſt keinen Unterſchied zwiſchen einer Militärtrommel

und einem großen Orchester. Du läſſt die Siege Napoleon's von einem kaiſerlichen Tambour austrommeln, und ſtellſt dich aufs Gerüſt, um den Ruhm des Welteroberers auszumarktſchreien. Frag den übertriebenen Orcheſtrierer, den königlich preußiſchen Generalmuſikdirektor Spontini, was Der dazu ſagt. Ich ſage, Das iſt keine Poeſie, ſondern Charlatanerie.““ — „Pah! giebt es eine Poeſie ohne Charlatanerie?“ frug Heine, der ſehr ernſthaft geworden war. — „„Nur keine phantaſieloſe Charlatanerie. Ein Tambour, der aus heiler Haut ſtirbt, und einen Wirbel dazu ſchlägt, iſt ein Unding. Was haſt du Meiſter in der Plaſtik dabei gedacht? Was ſah dein Auge, hörte dein Ohr dabei? Du haſt ſicherlich nie eine Trommel gerührt. Aber du weißt doch vielleicht, daſs die gedämpfte Trommel die militäriſche Todtenglocke iſt. Ein braver Tambour, der ſich ſterben fühlt, mag dieſe letzte ſoldatiſche Ehre ſich ſelbſt anthun, ja, er mag ſeine letzte Kraft aufbieten, um mit einem tapferen Nachſchlag zu enden. Ein Wirbel aber, diminuendo bis zum piano pianiſſimo, iſt ein unmögliches Tambour-Schwanenlied; denn beim Wirbel müſſen die Ellenbogen fix gerührt werden; das Piano iſt ſchwieriger als das Forte, und die abnehmende Lebenskraft kann es nicht hervor bringen. Geſetzt aber, ſie könnte es, ſo wäre ein ſolches Dahinſcheiden lächerlich. Das wirſt du zugeben, wenn du mit Phantaſie gehörig an Aug' und Ohr appellierſt.““ — „Hör, Burſche!“ rief Heine mit ſcharfer Betonung, „Das ſagſt du mir, aber keinem Andern!“ — „„Weſshalb ſollte ich dem Publikum ſeinen Spaß verderben?““ lachte Schiff. „„Da ich obendrein weiß, daſs es nutzlos für den Einzelnen iſt, ſich der abſoluten Majorität als Lehrmeiſter aufzudrängen . . .““ Bevor der Satz beendigt wurde, trat Campe ein. Er machte Schiff aufmerkſam auf den pelzgefütterten Schlafrock des Dichters, und ſagte mit komiſcher Gravität: „Ich bin ein perſiſcher Schah, der Ehrenpelze vertheilt.“ — „„Jetzt glaub' ich an die 5000 Exemplare der Reiſebilder,““ verſetzte Schiff, „„da Campe ſeinen Autor warm hält.““ — Heine aber ſagte: „Hier ſtelle ich Ihnen einen jungen Schriftſteller vor, der eines ſoliden Verlegers bedarf. Nehmen Sie ſich ſeiner an. Mein Freund Schiff iſt mir beſonders intereſſant, weil er ſich Nichts aus mir macht. Sie

glauben nicht, wie wohl es thut, wenn man, wie ich, mit Lob überschüttet wird, auch einmal Jemanden zu finden, der uns mit dreister Hand die Achillesferse zeigt, an der wir verwundbar sind." — Trotz des freundlich scherzenden Tones, in welchem Autor und Verleger mit einander verkehrten, hatte sich doch beim Drucke des neuen Werkes eine verstimmende Differenz zwischen ihnen erhoben. Heine, der auf eine splendide äußere Ausstattung seiner Bücher großes Gewicht legte, fand das von Campe bestellte Papier nicht weiß und nicht elegant genug, und bestand hartnäckig auf Anschaffung einer besseren Qualität. Um seinen Willen durchzusetzen, musste er sich eine Honorarverkürzung von 30 Louisd'or gefallen lassen, und nur die Bereitwilligkeit, mit welcher ihm Campe sofort eine noch größere Summe auf künftig zu liefernde Arbeiten vorschoss, ließ ihn den Aerger über jenen, für seine Börse so empfindlichen Ausfall verschmerzen.

Das Erscheinen des zweiten Bandes der „Reisebilder" verzögerte sich bis Mitte April, und mehr als ein voller Monat verging, bevor einzelne Zeitungen zur Besprechung des kühnen Buches den Muth fanden, das sich inzwischen schon einen zahlreichen Leserkreis erworben hatte. „Aufsehen, viel Aufsehen macht Ihr Buch," schrieb Varnhagen aus Berlin dem Verfasser (Bd. XIX, S. 307), „und Dümmler und Konsorten nennen es nach ihrem Buchladenmaß ein gutes, aber die Leser verstutzen, sie wissen nicht, ob sie ihr Vergnügen nicht heimlich halten und öffentlich ableugnen sollen; selbst die Freunde thun erschrecklich tugendhaft als ordnungsliebende Gelehrte und Bürger — kurz, aus serviler Angst wird Alles getadelt." Auch scheint nicht Varnhagen — den Heine unter der Chiffer „W." vermuthete, — sondern Dr. Hermann (Ernst Woldemar) wieder der Erste gewesen zu sein, welcher im „Gesellschafter" (Nr. 82, vom 23. Mai 1827) für das neue Werk des Dichters öffentlich in die Schranken trat. „Was zuerst auffällt," heißt es in der kurzen, aber treffenden Charakteristik, „ist die Ueberdreistigkeit, mit der das Buch alles Persönliche des Lebens nach Belieben hervor zieht, das Persönliche des Dichters selbst, seiner Umgebung in Freunden und Feinden, in Oertlichkeiten ganzer Städte und Länder; diese Dreistigkeit steigt bis zum Wagnis, ist in Deutschland kaum jemals in dieser Art

vergekommen, und um ihr ein Gleichnis aufzufinden, müſſte man faſt an die berühmten Junius-Briefe in England erinnern, mit dem Unterſchiede, den die politiſche Richtung und der engliſche Maßſtab für dieſe letztern bedingt. Aber neben und mit dieſer Dreiſtigkeit und Ungebühr entfaltet ſich eine Innigkeit, Kraft und Zartheit der Empfindung, eine Schärfe und Größe der Anſchauung, eine Fülle und Macht der Phantaſie, welche auch der erklärteſte Feind nicht wegzuleugnen vermag. In dieſem zweiten Theile ſeines Buches hat der Verfaſſer zugleich einen ganz neuen Schwung genommen. Seine poetiſche Welt, anhebend von der Betrachtung ſeiner individuellen Zuſtände, breitet ſich mehr und mehr aus, ſie ergreift Allgemeineres, wird endlich univerſell, und Dies nicht nur in den Stoffen, die nothwendig ſo erſcheinen müſſen, ſondern auch in denjenigen, welche ſich recht gut in einer gewiſſen Beſonderheit behandeln laſſen und faſt immer nur ſo behandelt werden, in Allem nämlich, was die Gefühlsſtimmung überhaupt und alles Geſellſchaftsverhältnis im Allgemeinen betrifft. Es iſt, als ob nach einem großen Sturme, der den Ocean aufgewühlt, die Sonne mit ihren glänzenden Strahlen die Küſten beleuchtete, wo die Trümmer der jüngſten Schiffbrüche umher liegen, Koſtbares mit Unwerthem vermiſcht, des Dichters ehemaliger Beſitz und die Güter eines geiſtigen Gemeinweſens, dem er ſelber angehört, Alles unter einander. Das Talent unſeres Dichters iſt wirklich ein beleuchtendes, die Gegenſtände, mögen ſie noch ſo dunkel liegen, weiß er mit ſeinen Strahlen plötzlich zu treffen und ſie, wenigſtens im Fluge, wenigſtens von einer Seite, hell glänzen zu laſſen. Der Lebensgehalt europäiſcher Menſchen, wie er ſich als Wunſch, als Seufzer, als Verfehltes, Unerreichtes, als Genuſs und Beſitz, als Treiben und Richtung aller Art darſtellt, iſt hier in gediegenen Auszügen ans Licht gebracht. Die Ironie, die Satire, die Grauſamkeit und Roheit, mit welchen jener Lebensgehalt behandelt wird, ſind ſelbſt ein Theil desſelben, ſo gut wie die Süßigkeit, die Feinheit und Anmuth, welche ſich dazwiſchen durchwinden; und ſo haben jene Härten, die man dem Dichter ſo gern wegwünſcht, in ihm dennoch zuletzt eine größere Nothwendigkeit, als man ihnen Anfangs zugeſteht.“ „Wollte man,“ lautet der Schluſs dieſer bezeichnenden Kritik, „aus dem

Buche einige Proben mittheilen, so müsste man sich bald in Verlegenheit befinden, denn fast jedes Blatt bietet die außerordentlichsten Züge, deren gedrängte Fülle gerade den Charakter des Buches ausmacht; dasselbe ist gleichsam eine Sammlung von Einfällen, deren jeder, wie in einem Pandämonium, sich auf den kleinsten Raum zu beschränken sucht, um dem Nachbar, der sich aber eben so wenig breit macht, Raum zu lassen. Mögen die Kritiker des Tages immerhin vorzugsweise die skurrile Außenseite beschreien und anklagen; dem sinnigen Leser kann nicht verborgen bleiben, welch heller, echter Geisteseinblick, welch starke, schmerzliche Gefühlsgluth, mit einem Worte, welch edle und tiefe Menschlichkeit hier in Wahrheit zu Grunde liegt." — Kläglich genug umgingen freilich die meisten übrigen Recensionen den bedeutungsvollen innern Gehalt des Buches, und beschränkten sich meist auf pedantische Bemerkungen über die gegen den herkömmlichen ästhetischen Kanon rebellierende Form. Selbst Willibald Alexis entblödete sich nicht, in dem von ihm und Dr. Friedrich Förster redigierten „Berliner Konversations-Blatte" (Nr. 93, vom 11. Mai 1827), das seinen Lesern kurz zuvor drei der herrlichsten Nordseebilder aus dem Manuskript mitgetheilt hatte, die nichtssagenden Phrasen, mit denen er das Werk des Freundes ankündigte, durch das naive Geständnis zu entschuldigen: „Das Buch zu recensieren, ist eine misliche Aufgabe, für die sich vor der Hand bei uns kein Paladin gefunden." Nicht viel eingehender, wennschon im wohlwollendsten Sinne verfasst, war die kurze empfehlende Anzeige Professor Zimmermann's im Hamburger „Unparteiischen Korrespondenten" vom 26. Mai 1827, welche dem „Buche Le Grand" eine Vollendung in Inhalt und Form zusprach, die den Verfasser in die Reihe der ersten humoristischen Schriftsteller Deutschlands versetze. Auch Ludwig Robert zog es vor, im Tübinger „Literaturblatte" (Nr. 48, vom 15. Juni 1827), dessen Leitung Wolfgang Menzel seit dem vorigen Jahr übernommen hatte, statt einer beurtheilenden Kritik über das „zwar außer-, aber eben dadurch unordentliche Buch", ein die humoristische Form desselben karrikierendes Kapriccio in Briefform zu schreiben, dessen Pointe, bei aller Anerkennung vieler vortrefflicher Stellen, auf einen schulmeisterlichen Tadel der „blauen Regel-

loſigkeit" hinauslief, die das eminente Talent des Verfaſſers hindere, ein „regelrechtes Kunſtgebilde" zu geben. Außer der oben erwähnten Beſprechung im „Geſellſchafter", fanden wir nur noch in den Brockhauſiſchen „Blättern für literariſche Unterhaltung" vom 17. und 18. Januar 1828 eine mit verſtändigem Ernſt auf die Fehler und Vorzüge des Dichters hinweiſende Recenſion. Dieſelbe rügt vom Standpunkte der Aeſthetik mit Recht die Neigung Heine's, das Schöne ironiſch zu behandeln, das Erhabene oftmals abſichtlich mit der ſchroffſten Trivialität zu paaren, und den dithyrambiſchen Schwung durch Wendungen zu unterbrechen, die nur der ſcherzhaften Idylle oder Satire angemeſſen ſind. Sie nennt ſolches Verfahren eine künſtleriſche Frechheit und bringt dem Dichter für dieſe Sünden die Anfangsworte der Horaziſchen Epiſtel über die Dichtkunſt in Erinnerung. Frei von allem kleinlich nergelnden Schematismus, wird dagegen eingeräumt: „Ein Anderes iſt es, wenn die epigrammatiſche Wendung eine Spitze bildet, oder ſich, wie bei Shakſpeare, die komiſche Larve in ſchroffer, aber doch künſtleriſch umgebildeter Wirklichkeit neben der tragiſchen zeigt; da iſt Sinn und Bedeutung, oft die tiefſte, zu erkennen; und auch unſerm Dichter fehlt es nicht an Anlage dazu . . Wer mag bezweifeln, daſs es großentheils nur in ſeinem Willen liegt, wenn er nicht überall Derſelbe iſt? Großentheils, ſagen wir mit Bedacht; denn wenn wir von dieſem aphoriſtiſchen Buch abgehen und uns anderer Werke des Verfaſſers, insbeſondere ſeiner Tragödie „Ratcliff", erinnern, ſo tritt es ziemlich evident hervor, daſs ihm Nichts ſchwerer wird, als ein Ganzes zu geſtalten, oder beſſer, die Kunſtwerke aus der Vergangenheit für die Zukunft anzulegen, während die Gegenwart dabei nur das Zufällige wird. Dagegen zeigt er auf der andern Seite das größte Talent, die Gegenwart zu feſſeln und ihrer äußeren Geſtalt das Mögliche abzugewinnen. Vorbereiten und auflöſen iſt nicht ſeine Sache, aber das Bild des Augenblicks feſthalten und mit brennenden Farben vor die Seele ſtellen, Das verſteht er als Meiſter. In jedem Kunſtwerk aber, ſelbſt in dem kleinſten an Umfang, ſoll ein denkender Sinn des Dichters mehr oder weniger ſichtbar ſein; wir wollen in dem Gedicht einen Hauptgedanken, eine Hauptanſchauung verſinnlicht

ſehen, es muſs, um es praktiſch auszudrücken, einen Inhalt haben, wodurch es einen Namen, eine Ueberſchrift bekommt. Daſs dazu allemal, ſelbſt in einem aphoriſtiſchen Gedichte, eine Wendung, eine Spitze, ein Abſchluſs nöthig iſt, fühlt unſer Dichter ſehr deutlich. Oftmals aber hat er bloß (wiewohl faſt immer ſchön) phantaſiert und findet kein beſtimmtes Ziel; dann wird er ironiſch gegen ſich ſelbſt und endigt mit einem diſſonierenden Griff in die Leier, weil ihm die nothwendige Auflöſung nicht zu Gebot ſteht, oder eigentlich keine ſolche möglich iſt. Wenn wir daher auch oben zugaben, es liege großentheils in dem Willen des Dichters, wenn er nicht immer ſo treffliche Gedichte liefere, als er könne, ſo iſt doch die Frage, ob er alle die hier gegebenen Gedichte wirklich zu in ſich vollendeten hätte ſchaffen können; ob er, wenn er es verſchmähen will, uns nur mit ſchönen Einzelheiten zu beſchenken, im Stande ſei, ſo Viel zu producieren, als er bisher gethan? Vielleicht glaubt er aber, das Weſen des humoriſtiſchen Dichters geſtatte ihm, ſich um das Ganze eines Werks eben nicht zu kümmern; aber Dies wäre ein großer Irrthum. Die größten Dichter ſind ihm hier als Beiſpiele entgegen. Shakſpeare braucht man nur zu nennen; Sterne erhält ſeine Totalität durch eine Einheit der Welt- und Lebensanſchauung, die ſich durch alle die bunten Formen ſeiner Schriften bekundet (bei dem Verfaſſer ſcheint gerade hier eine große Ungewiſsheit vorzuwalten), und Jean Paul zeigt außer dieſer noch den größten Fleiß in der Anlage im Großen und der Ausbildung in den einzelnen Theilen ſeiner Kunſtwerke.“ Den in Proſa geſchriebenen Abſchnitten wird nachgerühmt: „Lebendige Darſtellung, eine wunderbare Verſchmelzung des Romantiſchen mit dem Wirklichen (z. B. in der Geſchichte von der kleinen Veronika), eine edle Verehrung des Großen, leider aber oft durch Spott und Irrthum getrübt, geiſtvolle Einfälle, Funken des Witzes, dabei oft Gedanken, die, wenn ſie auch nicht tief zu nennen ſind, doch wenigſtens aus dem Innern der Seele ſtammen, kurz, Reichthum an einzelnen Vortrefflichkeiten, wie ſie ſelten ein Buch beſitzt. Mit Kraft, wenngleich mit einer jugendlichen Schonungsloſigkeit, greift der Verfaſſer das Gemeine und Schlechte, insbeſondere die Philiſter unſerer Zeit, an. Daſs ſein Buch deſshalb

an manchen Orten verboten worden, gereicht ihm wohl nur zur Ehre.“ Der anonyme Recenſent ſchließt mit einer warnenden Prophezeiung, deren letzte trübe Hälfte ſich in der Folge nur allzu ſchlimm bewahrheitet hat: „Wenn der Verfaſſer, was wir ſchwer glauben, ſich entſchließen kann, nicht bloß unſere, ſondrn eine mißbilligende Meinung überhaupt, sine ira et studio zu prüfen und zu beherzigen, und Muth und Kraft beſitzt, den ſchwerſten Kampf, den mit ſich ſelbſt, zu beginnen, und wenn er in dieſem Kampfe den Sieg über ſich erſtreitet, ſo ſind wir überzeugt, daſs Das, was er in ſcherzender Weiſe als ernſtlich gemeint über ſeinen eigenen Nachruhm ſagt (Bd. I, S. 226), ſich dereinſt erfüllen kann, wiewohl es ihm noch viele Mühe koſten wird. Bleibt er aber bei Dem, was er begonnen, ſo wird er zwar eine Zeitlang Aufſehen erregen, aber, wie ſo viele Erſcheinungen dieſer Zeit, die mit blendendem Glanz auftraten und das Publikum eine Zeitlang gewiſſermaßen in überraſchter Gefangenſchaft hielten, bald ſpurlos verſchwinden und (eine ſtrenge Nemeſis!) viel tiefer in der Meinung ſinken, als er ſich darin erhoben hat. Denn wem man zu Viel gegeben, Dem nimmt man auch leicht zu Viel: abgeſehen davon, daſs Nichts ſchwerer iſt, als einem großen Rufe Genüge leiſten, beſonders, wenn er plötzlich, wie durch einen glücklichen Wurf, gewonnen iſt.“

Ohne Zweifel ſind die künſtleriſchen Bedenken, welche ſeitdem ſo häufig gegen die jeder ſtrengen Einheit ermangelnde humoriſtiſche Form der Heine'ſchen Werke erhoben wurden, durchaus berechtigt. Nur ſollte man nicht vergeſſen, daſs derſelbe Tadel faſt ausnahmslos eben ſo wohl die Werke aller übrigen humoriſtiſchen Schriftſteller trifft, weil eben der Humor, um uns des Goethe'ſchen Ausſpruchs zu bedienen, ſeinem Weſen nach „zuletzt alle Kunſt zerſtört“. In den Shakſpeare'ſchen Dramen iſt der Humor zwar ein hervorragendes, aber doch nur ein Element neben vielen anderen, eben ſo bedeutenden, ja, zum Theil wichtigeren Ingredienzen; es würde alſo unbillig ſein, Heine's poetiſche Proſa, welcher der Humor das werthbeſtimmende Gepräge verleiht, mit den dramatiſch geſchloſſenen Kunſtſchöpfungen des brittiſchen Dichters in Vergleich zu bringen. Hinter Sterne's „Sentimentaler Reiſe“ und „Triſtram Shandy“ oder Jean

Paul's formlosen Romanen aber bleibt sie gewiss nicht zurück. Wenn der Recensent der „Blätter für literarische Unterhaltung" in den Heine'schen „Reisebildern" jene „Einheit der Welt- und Lebensanschauung" vermisst, die sich in den Schriften Sterne's und Jean Paul's bekunde, so mag die Ursache darin liegen, dass ihm, wie den meisten Lesern, Heine's Betrachtungsweise der politischen, gesellschaftlichen und literarischen Verhältnisse zu neu war, um ihre geistige Totalität sofort erkennen zu lassen. Und allerdings trat, wie Das bei den literarischen Produktionen einer Uebergangsepoche der Fall zu sein pflegt, auf den ersten Blick mehr die oppositionslustige Schärfe des Angriffs, als der geheime Grund eines so heftigen Kampfes hervor. Heutzutage ist es schon leichter, den innern Zusammenhang zu überblicken, welcher die nach allen Seiten gerichteten, scheinbar so lose mit einander verknüpften Ausfälle, wie die von verschiedenen Punkten anrückenden Kolonnen einer gut geleiteten Feldschlacht, mit einander verband. Wenn Heine im ersten Bande der „Reisebilder" seine Kampagne gegen die Weltanschauung der Vergangenheit gleichsam als Plänkler durch ein wohlgezieltes Tirailleurfeuer eröffnet hatte, rückt er ihr im zweiten und den folgenden Bänden schon mit Bajonett und Kanonen auf den Leib, und bringt sie endlich gar so weit, dass sie in ihrer Verzweiflung sich selbst zum Ergötzen des Siegers verspotten muss. Die zweite und dritte Abtheilung der „Nordsee", das Buch „Le Grand", die „Bäder von Lucca", die „Stadt Lucca" und die „Englischen Fragmente" sind konsequente Resultate der in der „Harzreise", wie in einem fernen Wetterleuchten, phosphorescierenden Gedanken. Das Gewitter ist nahe herangerückt, und entlädt sich über unsern Häuptern, die Blitze zucken herab, jeder Schlag zündet, und das vernichtende Feuer ergreift mählich die ganze hinsterbende alte Welt. Von Schonung ist nicht die Rede; wer sich aus dem Schiffbruch überlebter, inhaltslos gewordener Gefühle nicht an das blinkende Gestade der Zukunft retten will, mag zu Grunde gehen; die „Reisebilder" sind gleichsam eine lebendige Illustration der Goethe'schen Verse:

Komm her, wir ſetzen uns zu Tiſch;
Wen ſollte ſolche Narrheit rühren?
Die Welt geht auseinander wie ein fauler Fiſch —
Wir wollen ſie nicht balſamieren!

Trotz Alledem hat Heine auch im zweiten Bande der „Reiſebilder" den Boden der Romantik noch nicht völlig verlaſſen. Oftmals inmitten des heißeſten Kampfes beſchleicht ihn plötzlich eine traumhafte Sehnſucht nach den „Blumen der Brenta" oder „ſeinem Vaterlande, dem heiligen Ganges", nach der kleinen todten Veronika oder der Elfenkönigin, die ihm lächelnd im Vorüberreiten nickt. Auch täuſchte Heine ſich ſo wenig über dieſe Sehnſucht nach dem einheitlichen Fabellande der Phantaſie, daſs er vielmehr noch in ſeinen letzten „Geſtändniſſen" (Bd. XIV, S. 213) offen bekennt: „Trotz meiner exterminatoriſchen Feldzüge gegen die Romantik, blieb ich doch immer ſelbſt ein Romantiker . . . Mit mir iſt die alte lyriſche Schule der Deutſchen geſchloſſen, während zugleich die neue Schule, die moderne deutſche Lyrik, von mir eröffnet ward." Wichtiger jedoch, als jene von Zeit zu Zeit in Heine's Schriften ſtets wieder auftauchenden Traumgelüſte der Romantik, iſt ſein ſchärfer und ſchärfer markiertes Verhältnis zur Außenwelt, durch das er ſich weſentlich von allen Schriftſtellern der romantiſchen Periode unterſchied. Letztere hatten, wie an einer früheren Stelle erörtert ward, in genuſsſüchtig toller Ueberhebung des Subjekts die ganze objektive Welt zu negieren verſucht und ſich in eine Idealwelt der Phantaſie geflüchtet, die in die leere Luft hinein gebaut war und wie eine Seifenblaſe zerplatzen muſſte, ſobald der Hauch des nüchternen Verſtandes ſie anblies. Wir ſahen, daſs die Romantik, aus ihrem phantaſtiſchen Taumel erwacht, ſchließlich zu dem direkten Extrem ihres Ausgangspunktes, zur bedingungsloſen Anerkennung der zuerſt von ihr gänzlich in Frage geſtellten Wirklichkeit, hingetrieben ward, und in der Angſt vor jedem ruheſtörenden Fortſchritt die ehernſte Stabilität auf ihre Fahnen ſchrieb. In dieſem Endſtadium ihrer Entwicklung trug ſie dem Humor und der Satire den köſtlichſten Stoff entgegen, und Heine zögerte nicht, ſich desſelben mit aller Energie ſeines Talents zu bemächtigen. Indem er die Romantik mit

ihren eignen Waffen bekämpfte und vernichtete, betrat er zugleich instinktiv eine neue Bahn in dem Fortschrittsprocesse der Menschheit. Die Dichter unsrer klassischen Periode hatten den Inhalt des modernen Lebens auf den Kulturgehalt und die Kunstgesetze der hellenischen Vorzeit zurück stimmen, die Freiheit des Subjekts unter den Zwang einer künstlich geschaffenen objektiven Welt beugen wollen, eines Allgemeinen, das nicht naturgemäß dem nationalen und geschichtlichen Boden der Gegenwart entblüht war. Die Romantiker hatten bei ihrer Revolte gegen den Neuhellenismus die Loslösung des Subjekts von allen Banden der Wirklichkeit proklamiert, und der objektiven Außenwelt, als einer für sie gar nicht vorhandenen Scheinmacht, zu Gunsten der selbstherrlichen Phantasie jede Berechtigung abgesprochen, um mit ihrem hoch fliegenden Idealismus zuletzt in die Schlammpfützen der gemeinsten Realität, in das Joch der erbärmlichsten politischen und kirchlichen Reaktion herabzufallen. Sollten die idealen Freiheitsrechte des Subjekts, welche sich im feindlichen Gegensatze zur bestehenden Wirklichkeit vergeblich zu behaupten gesucht hatten, jetzt nicht durch eine Wiederherstellung der mittelalterlichen Autoritätsherrschaft in Staat und Kirche unrettbar verloren gehn, so musste vor Allem das Band mit der realen Welt wieder angeknüpft, es musste eine Reform der bestehenden Verhältnisse ins Werk gesetzt, und die Verwirklichung der bisher in der Luft schwebenden Freiheitsideale musste auf dem Boden der aus lethargischem Schlummer geweckten Menschheit erstrebt werden. Europa musste das Erbe der französischen Revolution antreten und den Kampf gegen die Feudalhierarchie der Vergangenheit wieder aufnehmen, welcher durch den Sturz Napoleon's und die Restauration des Absolutismus nur vertagt, nicht aber zum entscheidenden Abschlusse gebracht worden war. Dass Heine diese Nothwendigkeit begriff, und sich die Konsequenzen der übernommenen Aufgabe immer klarer vergegenwärtigte, tritt in jedem neuen Bande der „Reisebilder" deutlicher hervor. Das individuelle Leid, die subjektive Gefühlsschwelgerei löst sich mehr und mehr in ein Allgemeines, in die Theilnahme an den großen Interessen der Menschheit auf, die Liebeslieder werden zu Schlachtgesängen, die Sehnsucht nach der blauen Blume der Romantik verwandelt sich in die erwartungs-

volle Hoffnung auf einen Auferſtehungsmorgen der Völker. Der Bonaparte-Kultus und die Lobreden auf die franzöſiſche Revolution haben daher, abgeſehen von den früheſten Jugendreminiscenzen des Dichters, in denen ihm der Kaiſer naturgemäß als ein Meſſias ſeiner jüdiſchen Stammgenoſſen erſchien, eine tiefere Bedeutung, als man ihnen gewöhnlich beimiſſt, und Heine bedient ſich in ſeiner Polemik wider die Champions der Vergangenheit abſichtlich der Terminologie von 1789. Wenn er in den „Reiſebildern“ mit der Leidenſchaftlichkeit eines Jakobiners gegen „Ariſtokratie“ und „Pfaffenthum“ eiferte, ſo waren dieſe Worte verſtändlich für Jedermann und bezeichneten den Feind, den es in jenen Tagen hauptſächlich zu bekämpfen galt, mit prägnanter Beſtimmtheit. Je kleinlicher und geſtaltungsohnmächtiger die den Freiheitskriegen nachfolgende Reſtaurationsepoche war, deſto größer und ideenvoller mußten dem Dichter die ihr voraufgegangenen welterſchütternden Kämpfe erſcheinen. Nirgends ſpiegelt ſich daher in den „Reiſebildern“ die Schlaffheit des öffentlichen Lebens effektvoller und draſtiſcher, als wo ſie mit der jüngſt verfloſſenen gewaltigen Zeitbewegung zuſammentrifft. Hier fährt Napoleon wie ein flammendes Meteor in die ſchale, hinſiechende Welt; ſie erbebt unter ſeinen Tritten; der Kaiſer reitet langſam auf dem weißen Röſslein vorbei, und — — „den andern Tag war die Welt wieder ganz in Ordnung, und es war wieder Schule nach wie vor, und es wurde wieder auswendig gelernt nach wie vor — die römiſchen Könige, die Jahreszahlen, die nomina auf im, die verba irregularia, Griechiſch, Hebräiſch, Geographie, deutſche Sprache, Kopfrechnen — Gott! der Kopf ſchwindelt mir noch davon . . . Nach dem Abgang der Helden kommen die Clowns und Grazioſos mit ihren Narrenkolben und Pritſchen, nach den blutigen Revolutionsſcenen und Kaiſeraktionen kommen wieder herangewatſchelt die dicken Bourbonen mit ihren alten abgeſtandenen Späßchen und zart legitimen Bonmots, und graziöſe hüpft herbei die alte Nobleſſe mit ihrem verhungerten Lächeln, und hinterdrein wallen die frommen Kapuzen mit Lichtern, Kreuzen und Kirchenfahnen“ (Bd. I, S. 235 u. 267). —

„Es war eine niedergedrückte, arretierte Zeit in Deutſchland,“ ſagt Heine bei einer ſpätern Gelegenheit (Bd. II, S. 422),

„als ich den zweiten Band der „Reisebilder“ schrieb und während des Schreibens drucken ließ. Ehe er aber erschien, verlautete schon Etwas davon im Publikum; es hieß, mein Buch wolle den eingeschüchterten Freiheitsmuth wieder aufmuntern, und man treffe schon Maßregeln, es ebenfalls zu unterdrücken.“ Allerdings ließen die Verfolgungsmaßregeln nicht lange auf sich warten; Hannover ging mit einem Verbote des Buches voran, Preußen, Oesterreich, Mecklenburg und die meisten kleineren deutschen Staaten folgten dem gegebenen Beispiel. Aber die Aechtung wirkte als Reklame, die fieberhafte Neugier des Publikums wuchs mit der Schwierigkeit, sich in den Besitz der verfehmten Geisteswaare zu setzen, und Moser hatte Recht mit seiner witzigen Aeußerung (Ebd., S. 35): „Die Regierungen hätten das Buch gar nicht zu verbieten brauchen, es wäre dennoch gelesen worden.“ Die enthusiastische Aufnahme der scharfen Worte, die Heine gegen Adel und Klerisei, gegen den heuchlerischen Tugendpöbel der Restaurationsepoche gerichtet, die Kühnheit, mit welcher er einer verlogenen Gesellschaft die christlich fromme Maske vom greisenhaft welken Antlitz riss und ihr den Spiegel ihrer eigenen Nichtswürdigkeit vorhielt, hatten den Dichter wie mit einem Zauberschlage zum Volkstribunen, zum Herold der öffentlichen Meinung gemacht, und er sah sich plötzlich zu einem Amte erkoren, das ihm, statt der Lorberkrone des Poeten, die dornenvolle Laufbahn des publicistischen Freiheitskämpfers in Aussicht stellte. Heine stand am Scheidewege seines Ruhmes, er sollte zwischen Poesie und Politik die verhängnisvolle Wahl treffen, die, wenn er sich fest entschieden hatte, ihm in einer Uebergangsperiode aller Wahrscheinlichkeit nach das eine oder das andere jener Gebiete für die Zukunft verschloss. Eine Zeitlang schwankte er unschlüssig hin und her. Gleich nach Ausgabe des Buches schrieb er seinem Freunde Merckel die halb spöttischen, halb ernsthaften Zeilen (Bd. XIX, S. 306): „Wie wird es mir noch gehn in dieser Welt! Ich werde es trotz meiner bessern Einsicht nimmermehr lassen können, dumme Streiche zu machen, d. h. freisinnig zu sprechen. Ich bin begierig, zu erfahren, ob keine Regierung mir mein Buch übel genommen. Am Ende will man doch ruhig am Herde in der Heimat sitzen, und ruhig den Deutschen Anzeiger

oder die Halliſche Literaturzeitung leſen und ein deutſches Butterbrot eſſen.“ Sechs Wochen ſpäter jedoch ſtoßen wir ſchon in einem Briefe an Moſer (Ebd., S. 309) auf die energiſche Verſicherung: „Ich habe durch dieſes Buch einen ungeheuern Anhang und Popularität in Deutſchland gewonnen; wenn ich geſund werde, kann ich jetzt Viel thun; ich habe jetzt eine weit ſchallende Stimme. Du ſollſt ſie noch oft hören, donnernd gegen Gedankenſchergen und Unterdrücker heiligſter Rechte. Ich werde eine ganz extraordinäre Profeſſur erlangen in der Univerſitas hoher Geiſter.“ Hüten wir uns aber, die Bedeutung dieſes mit faſt theatraliſchem Pomp vorgetragenen Gelöbniſſes zu überſchätzen. Heine hatte für den Moment freilich ſeine Entſcheidung getroffen; die Aufgabe, zum Führer der liberalen Partei, zum Propheten der politiſchen und religiöſen Freiheit berufen zu ſein, erſchien ihm als ein herrliches Ziel, und er acceptierte mit Eifer die ihm dargebotene Rolle — er acceptierte ſie zur Hälfte ſogar aus redlicher Ueberzeugung, zur andern Hälfte aber aus eitlem Ruhmgelüſt. So oft er ſich von der reinen Begeiſterung für die Idee empor tragen ließ und die kleinlichen Intereſſen ſeiner Perſönlichkeit über der großen Sache des Fortſchritts vergaß, erſcholl ſein Wort mächtig durch die deutſchen Lande und weckte ſich in tauſend Herzen einen freudigen Wiederhall. Nicht ſelten auch gingen ihm in ſolchen höheren Stunden ganz neue Töne und Weiſen auf, in denen er für den erweiterten Inhalt des modernen Lebens mit glücklichem Griffe ſogleich den poetiſch vollkommenen Ausdruck fand. Weil er ſich aber nicht mit uneigennütziger Liebe völlig der Idee zu eigen gab, und eben ſo oft mit derſelben nach Weiſe der Romantiker nur ein willkürliches Spiel trieb, erlahmte zuletzt ſeine Kraft, und es gelang ihm weder, ſich als Volkstribun und politiſcher Chorführer auf der Höhe der Zeit zu behaupten, noch als Dichter den ganzen Kulturgehalt der modernen Weltanſchauung in einem großen, abgerundeten Kunſtwerke plaſtiſch zu geſtalten. Publiciſt und Poet tauſchten beſtändig ihre Rollen; aber weil Erſterer ſich allzu oft mit dem koketten Flitter poetiſcher Phraſen drapierte und auf öffentlichem Forum dem graciöſen Faltenwurf ſeiner Toga mehr Gewicht als dem Sieg der von ihm verfochtenen Sache beimaß,

erſchien er bereits nach wenigen Jahren der aufhorchenden Menge wie ein Schauſpieler, und ſie verlor den Glauben an die Tiefe und Redlichkeit ſeiner Ueberzeugung. Nicht minder litten andererſeits ſeine dichteriſchen Schöpfungen unter der übernommenen Doppelrolle: in die erhabenſten Klänge der Poeſie miſchte ſich zur Unzeit die publiciſtiſche Tagespolemik ein, und zerſtörte die reine Wirkung der Kunſt. So rächte ſich bitter der Wahn Heine's, in einer bewegten Uebergangsepoche, auf der Grenzſcheide zweier Weltanſchauungen, mit der Idee ungeſtraft ein artiſtiſches Spiel treiben zu können. Nur der Künſtler, der ſich mit aufopferndem Selbſtvergeſſen ganz in ſie verſenkt und in ſtrengem, keuſchem Dienſte ihr ein volles Menſchenleben weiht, darf hoffen, nicht wie Ixion eine Wolke zu umarmen, ſondern in ihr auch die Muſe zu finden, mit welcher ihm unſterbliche Kinder zu zeugen vergönnt iſt.

# Zweites Kapitel.

## London.

An demſelben Tage, an welchem in Hamburg der zweite Band der „Reiſebilder“ ausgegeben wurde, trat Heinrich Heine eine mehrmonatliche Reiſe nach England an. Hauptzweck dabei war, wie er an Moſer ſchrieb (Bd. XIX, S. 312), Hamburg, den verhaſſten und doch ſtets wieder ihn anlockenden Schauplatz trüber Erinnerungen, auf längere Zeit — wo möglich, auf Nimmerwiederkehr — zu verlaſſen. „Es war nicht die Angſt,“ ſagt er in einem Briefe an Varnhagen [150]), „die mich wegtrieb, ſondern das Klugheitsgeſetz, das Jedem rathet, Nichts zu riſkieren, wo gar Nichts zu gewinnen iſt. Hätte ich Ausſicht gehabt, in Berlin angeſtellt zu werden, ſo wäre ich, unbekümmert um den Inhalt meines Buches, direkt dorthin gereiſt. Ich denke, da unſer Miniſterium geſcheit iſt, habe ich jetzt mehr als je die Ausſicht, angeſtellt zu werden, und werde wohl am Ende wieder zu Ihnen nach Berlin zurück kehren. Ich habe von den Schickſalen meines Buches noch kein Wort erfahren. Ich weiß ſie vorher. Ich kenne meine Deutſchen. Sie werden erſchrecken, überlegen und Nichts thun. Ich zweifle ſogar, daſs das Buch verboten wird. Es war aber nothwendig, daſs es geſchrieben wurde. In dieſer ſeichten, ſervilen Zeit muſſte Etwas geſchehen. Ich habe das Meinige gethan und beſchäme jene hartherzigen Freunde, die einſt ſo Viel thun wollten und jetzt ſchweigen. Wenn ſie zuſammen ſind und in Reih' und Glied ſtehen, ſind die feigſten Rekruten

recht muthvoll; aber den wahren Muth zeigt Derjenige, der allein steht. — Ich sehe auch vorher, daſs die Guten des Landes mein Buch hinlänglich herunter reißen werden, und ich kann es den Freunden nicht verdenken, wenn sie über das gefährliche Buch schweigen. Ich weiß sehr gut, man muſs staatsfrei gestellt sein, wenn man über meinen Le Grand sich äußern will." — Was Heine aber zunächst gerade nach England führte, war ohne Zweifel der Wunsch, freiere politische Zustände und ein sich in parlamentarischen Formen bewegendes großartiges Staatsleben aus eigener Anschauung kennen zu lernen. Je ernsthafter er sich der publicistischen Laufbahn zuzuwenden begann, um so nöthiger musste es ihm erscheinen, sich mit den wichtigen Fragen des Zeitalters vertraut zu machen, die in den Debatten des Unterhauses und in den großen, unter dem Schutze der Preſsfreiheit sich aussprechenden englischen Journalen eine fast ungehinderte Erörterung fanden.

Die kurze Glanzperiode des Canning'schen Ministeriums war so eben als Morgenroth einer besseren Zukunft für England angebrochen, als Heine gegen Ende April 1827 in London eintraf. Der große Redner und Staatsmann, der, in Pitt's Schule herangewachsen, dreißig Jahre lang als einer der mächtigsten Helfershelfer der konservativen Torypartei Frankreich und die Errungenschaften der französischen Revolution mit unversöhnlichem Hasse bekämpft hatte, George Canning, der bürgerliche Minister, war am Abend seines vielbewegten Lebens durch unbefangene Würdigung der Weltereignisse zu der Einsicht gelangt, daſs nachgerade selbst Englands Macht und Einfluſs durch die aristokratischen und absolutistischen Umtriebe der kontinentalen Regierungen aufs gefährlichste bedroht werde. Schon war auf Veranlassung der Allianzmächte ein französisches Heer in Spanien eingefallen, und hatte dort unter Vernichtung der Cortes das absolute Königthum wieder hergestellt. Die lichtscheue Kabinettspolitik der heiligen Allianz maßte sich immer frecher das Entscheidungsrecht in allen öffentlichen Angelegenheiten der Völker an — da enthüllte Canning in seiner glorreichen Rede vom 12. December 1826 vor den Augen Europas die ränkevollen Intrigen des Restaurationssystems, und warf der volksfeindlichen Aristokratie den Fehdehandschuh ins Gesicht. Als Lord Liverpool bald darauf — im

Februar 1827, — von einem Schlaganfalle betroffen, den Staatsgeschäften entsagen musste, vertauschte Canning das Portefeuille der auswärtigen Angelegenheiten mit der Oberleitung des Kabinettes, und nahm als Premierminister von England mit beispielloser Kühnheit den Kampf für die bedrohten Interessen der Völker auf. Wohl befehdete ihn die aristokratische Torypartei mit ingrimmigster Wuth, wohl traten der Herzog von Wellington und seine hochkonservativen Genossen aus dem Ministerium und stellten sich an die Spitze der Opposition gegen die Fortschrittspolitik ihres bisherigen Kollegen — aber Canning ließ sich durch die Fluth gehässigster Drohungen und Verleumdungen, die wider ihn entfesselt wurde, nicht einschüchtern. Er harrte getreulich wie ein Held in der Schlacht auf seinem Posten aus, bis sein müder Leib unter den tödlichen Streichen der Gegner, die auch die erbärmlichsten Mittel nicht scheuten, zusammenbrach, und er nahm die Genugthuung mit in sein frühes Grab, dass er die Geschicke seines Vaterlandes in eine neue, segensvolle Bahn gelenkt hatte. Die brittische Politik hielt sich von nun an frei von jeder solidarischen Gemeinschaft mit der fluchwürdigen Schergenpolitik der heiligen Allianz. Wie Canning schon früher die Selbständigkeit der südamerikanischen Kolonien, die sich vom spanischen Mutterlande losgerissen, anerkannt, den Negersklavenhandel an den afrikanischen Küsten für Seeraub erklärt, und gegen die französische Intervention in Spanien zum mindesten energisch protestiert hatte, so schützte er jetzt Portugal wirksam gegen eine ähnliche Invasion, und brachte am 6. Juli 1827 den Vertrag mit Russland und Frankreich zu Stande, welcher die Befreiung Griechenlands vom Türkenjoche gegenüber den Metternich'schen Kabalen durchsetzen half. Wie in den auswärtigen Angelegenheiten, erwies sich Canning auch in den innern Fragen des Landes als ehrlichen Freund des politischen und socialen Fortschritts. Er bahnte durch Einbringung liberaler Gesetzvorschläge die allmähliche Beseitigung des Prohibitivsystems, vor Allem die Aufhebung der für die ärmeren Klassen so drückenden Korngesetze, an, und wenn die seit 1824 wiederholt von ihm beantragte Emancipation der Katholiken für jetzt an dem zähen Widerstande der Tories scheiterte, so war die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit dieser

Konceſſion an den fünften Theil der Bevölkerung Großbritaniens doch ſo mächtig in die Gemüther eingedrungen, daſs alsbald nach ſeinem Tode dieſelbe hochmüthige Ariſtokratenpartei, welche ſich am heftigſten der Maßregel widerſetzt hatte, ſie zur Ausführung bringen und dadurch den Weg für eine gründliche Reform des Parlaments bereiten muſſte.

Daſs wir den Hauptgrund der engliſchen Reiſe des Dichters oben richtig andeuteten, Das beſtätigen uns die Aeußerungen, mit welchen er bei einer ſpäteren Gelegenheit (Bd. VIII, S. 123 ff.) auf dieſen Beſuch in London zurück kommt: „Es war damals eine dunkle Zeit in Deutſchland, Nichts als Eulen, Cenſuredikte, Kerkerduft, Entſagungsromane, Wachtparaden, Frömmelei und Blödſinn; als nun der Lichtſchein der Canning'ſchen Worte zu uns herüber leuchtete, jauchzten die wenigen Herzen, die noch Hoffnung fühlten, und was den Schreiber dieſer Blätter betrifft, er küſſte Abſchied von ſeinen Lieben und Liebſten, und ſtieg zu Schiff, und fuhr gen London, um den Canning zu ſehen und zu hören. Da ſaß ich nun ganze Tage auf der Galerie der St. Stephanskapelle, und lebte in ſeinem Anblicke, und trank die Worte ſeines Mundes, und mein Herz war berauſcht. Er war mittlerer Geſtalt, ein ſchöner Mann, edel geformtes, klares Geſicht, ſehr hohe Stirne, etwas Glatze, wohlwollend gewölbte Lippen, ſanfte, überzeugende Augen, heftig genug in ſeinen Bewegungen, wenn er zuweilen auf den blechernen Kaſten ſchlug, der vor ihm auf dem Aktentiſche lag, aber in der Leidenſchaft immer anſtandvoll, würdig, gentleman-like ... Er war einer der größten Redner ſeiner Zeit. Nur warf man ihm vor, daſs er zu geblümt, zu geſchmückt ſpreche. Aber dieſen Vorwurf verdiente er gewiſs nur in ſeiner frühern Periode, als er noch in abhängiger Stellung keine eigne Meinung ausſprechen durfte, und er daher ſtatt Deſſen nur oratoriſche Blumen, geiſtige Arabesken und brillante Witze geben konnte. Seine Rede war damals kein Schwert, ſondern nur die Scheide desſelben, und zwar eine ſehr koſtbare Scheide, woran das getriebene Goldblumenwerk und die eingelegten Edelſteine aufs reichſte blitzten. Aus dieſer Scheide zog er ſpäterhin die gerade ſchmuckloſe Stahlklinge hervor, und Das funkelte noch herrlicher, und war doch ſcharf

und ſchneidig genug. Noch ſehe ich die greinenden Geſichter, die ihm gegenüber ſaßen, beſonders den lächerlichen Sir Thomas Lethbridge, der ihn mit großem Pathos fragte, ob er auch ſchon die Mitglieder ſeines Miniſteriums gewählt habe? — worauf George Canning ſich ruhig erhob, als wolle er eine lange Rede halten, und, mit parodiertem Pathos Yes ſagend, ſich gleich wieder nieder ſetzte, ſo daſs das ganze Haus von Gelächter erdröhnte. Es war damals ein wunderlicher Anblick, faſt die ganze frühere Oppoſition ſaß hinter dem Miniſter, namentlich der wackere Ruſſell, der unermüdliche Brougham, der gelehrte Mackintoſh, Cam Hobhouſe mit ſeinem verſtürmt wüſten Geſichte, der edle ſpitznäſige Robert Wilſon, und gar Francis Burdett, die begeiſtert lange, donquixotliche Geſtalt, deſſen liebes Herz ein unverwelklicher Blumengarten liberaler Gedanken iſt, und deſſen magere Kniee damals, wie Cobbett ſagte, den Rücken Canning's berührten. Dieſe Zeit wird mir ewig im Gedächtnis blühen, und nimmermehr vergeſſe ich die Stunde, als ich George Canning über die Rechte der Völker ſprechen hörte, und jene Befreiungsworte vernahm, die wie heilige Donner über die ganze Erde rollten, und in der Hütte des Mexikaners wie des Hindu ein tröſtendes Echo zurück ließen. That is my thunder! konnte Canning damals ſagen. Seine ſchöne, volle, tiefſinnige Stimme drang wehmüthig kraftvoll aus der kranken Bruſt, und es waren klare, entſchleierte, todbekräftigte Scheideworte eines Sterbenden. Einige Tage vorher war ſeine Mutter geſtorben, und die Trauerkleidung, die er deſshalb trug, erhöhte die Feierlichkeit ſeiner Erſcheinung. Ich ſehe ihn noch in ſeinem ſchwarzen Oberrocke und mit ſeinen ſchwarzen Handſchuhen. Dieſe betrachtete er manchmal, während er ſprach, und wenn er dabei beſonders nachſinnend ausſah, dann dachte ich: Jetzt denkt er vielleicht an ſeine todte Mutter und an ihr langes Elend und an das Elend des übrigen armen Volkes, das im reichen England verhungert, und dieſe Handſchuhe ſind Deſſen Garantie, daſs Canning weiß, wie ihm zu Muthe iſt, und ihm helfen will. In der Heftigkeit der Rede riſs er einmal einen jener Handſchuhe von der Hand, und ich glaubte ſchon, er wollte ihn der ganzen hohen Ariſtokratie von England vor die Füße werfen, als den ſchwarzen Fehdehandſchuh der beleidigten Menſchheit."

Heine erlebte während seines Aufenthaltes in London als aufmerksamer Zuhörer einen großen Theil jener leidenschaftlich bewegten Parlamentsdebatten, bei welchen, außer den Genannten, die Lords Holland und Lansdowne, Spring Rice und andere hervorragende Führer der Whigpartei im Unterhause die freisinnige Politik Canning's kräftig unterstützten, während im toristisch verrotteten Oberhause keine einzige Stimme sich zur Vertheidigung des vielgeschmähten, durch die Natternstiche der Aristokratenbrut in den Tod gehetzten Volkskämpfers erhob. Für die tiefere Bedeutung dieser Kämpfe bewies Heine in seinen damaligen Schilderungen des politischen Parteiwesens in England einen richtigen Blick, und manche seiner Urtheile über Verhältnisse und Personen tragen fast einen prophetischen Anstrich. Das Charakterbild, welches er (Bd. III, S. 93) von der gemeinen Natur des ewig unzufriedenen Radikalen, des scheltsüchtigen alten Cobbett, entwirft, den er mit einem knurrenden Kettenhunde vergleicht, dessen Gebell zuletzt allen Werth verliert, weil er dem Freunde seines Herrn so gut wie dem Dieb nach den Waden schnappt, ist eben so bezeichnend wie der malitiöse Steckbrief, den er dem Vollblutsaristokraten, dem Herzog von Wellington, auf das fürstliche Wams heftet[151]): „Der Mann hat das Unglück, überall Glück zu haben, wo die größten Männer der Welt Unglück hatten, und Das empört uns und macht ihn verhasst. Wir sehen in ihm nur den Sieg der Dummheit über das Genie — Arthur Wellington triumphiert, wo Napoleon Bonaparte untergeht! Jetzt, bei der Emancipation der Katholiken, lässt Fortuna ihn wieder siegen, und zwar in einem Kampfe, worin George Canning zu Grunde ging. Ohne solches Unglück des Glücks würde Wellington vielleicht für einen großen Mann passieren, man würde ihn nicht hassen, nicht genau messen, wenigstens nicht mit dem heroischen Maßstabe, womit man einen Napoleon und einen Canning misst, und man würde nicht entdeckt haben, wie klein er ist als Mensch. In der That, was bleibt übrig, wenn man einem Wellington die Feldmarschallsuniform des Ruhmes auszieht? Ein Korporalstock, der die ausgerechneten Ministerialinstruktionen, wie es von einem Stück Holz zu erwarten steht, recht ruhig und genau ausführt, ein eckig geschnitzter Hampel-

mann, der ſich ganz nach dem Schnürchen bewegt, woran die Ariſtokratie zieht, ein hölzerner Völkervampyr mit hölzernem Blick (wooden look, wie Byron ſagt), und ich möchte hinzuſetzen: mit hölzernem Herzen ... Erliegen müſſen die Freunde Canning's, die ich die guten Geiſter Englands nenne, weil ihre Gegner deſſen Teufel ſind; Dieſe, den dummen Teufel Wellington an ihrer Spitze, erheben jetzt ihr Siegesgeſchrei. Und, o! ſie werden jetzt wieder nach wie vor alle Früchte des Volksfleißes in ihren eigenen Säckel hinein verwalten, ſie werden als regierende Kornjuden die Preiſe ihres Getreides in die Höhe treiben, John Bull wird vor Hunger mager werden, er wird endlich für einen Biſſen Brot ſich leibeigen ſelbſt den hohen Herren verkaufen, ſie werden ihn vor den Pflug ſpannen und peitſchen, und er wird nicht einmal brummen dürfen, denn auf der einen Seite droht ihm der Herzog von Wellington mit dem Schwerte, und auf der andern Seite ſchlägt ihn der Erzbiſchof von Canterbury mit der Bibel auf den Kopf — und es wird Ruhe im Lande ſein." — Neben dem engherzigen Uebermuthe der Ariſtokratie, — der „bekannten oder, beſſer geſagt, unbekannten Fuchsjäger", die „unter dem Wohl Englands nichts Anderes als die Sicherheit ihrer eigenen Herrſchaft verſtehen", und zu deren Brandmarkung Heine mit boshaftem Behagen die ſchärfſten Invektiven des Cobbett'ſchen Journals überſetzte, — verdroſſen ihn beſonders die religiöſe Beſchränktheit und der puritaniſche Zuſchnitt des engliſchen Lebens, welche ſelbſt den Parlamentsdebatten häufig einen läſtigen Zwang auferlegten (Bd. III, S. 115): „Wenn man mit dem dümmſten Engländer über Politik ſpricht, ſo wird er doch immer etwas Vernünftiges zu ſagen wiſſen. Sobald man aber das Geſpräch auf Religion lenkt, wird der geſcheiteſte Engländer Nichts als Dummheiten zu Tage fördern. Daher entſteht wohl jene Verwirrung der Begriffe, jene Miſchung von Weisheit und Unſinn, ſobald im Parlamente die Emancipation der Katholiken zur Sprache kommt, eine Streitfrage, worin Politik und Religion kollidieren." Deſto mehr imponierte dem jungen Deutſchen, in deſſen Heimat das öffentliche politiſche Leben kaum noch im erſten Erwachen war, die anregende Lebendigkeit der parlamentariſchen Verhandlungen, aus denen er zu Nutz und Frommen ſeiner Landsleute

manche illuſtrierende Redeprobe mittheilt. „Das engliſche Parlament," ſagte er bei ſolcher Gelegenheit, mit treffendem Seitenhieb auf die unfreien heimiſchen Verhältniſſe (Ebd., S. 121), „bietet ein heiteres Schauſpiel des unbefangenſten Witzes und der witzigſten Unbefangenheit; bei den ernſthafteſten Debatten, wo das Leben von Tauſenden und das Heil ganzer Länder auf dem Spiel ſteht, kommt doch keiner der Redner auf den Einfall, ein deutſch-ſteifes Landſtändegeſicht zu ſchneiden oder franzöſiſch-pathetiſch zu deklamieren, und wie ihr Leib, ſo gebärdet ſich alsdann auch ihr Geiſt ganz zwanglos, Scherz, Selbſtperſifflage, Sarkasmen, Gemüth und Weisheit, Malice und Güte, Logik und Verſe ſprudeln hervor im blühendſten Farbenſpiel, ſo daſs die Annalen des Parlaments uns noch nach Jahren die geiſtreichſte Unterhaltung gewähren. Wie ſehr kontraſtieren dagegen die öden, ausgeſtopften, löſchpapiernen Reden unſerer ſüddeutſchen Kammern, deren Langweiligkeit auch der geduldigſte Zeitungsleſer nicht zu überwinden vermag, ja deren Duft ſchon einen lebendigen Leſer verſcheuchen kann, ſo daſs wir glauben müſſen, jene Langweiligkeit ſei geheime Abſicht, um das große Publikum von der Lektüre jener Verhandlungen abzuſchrecken, und ſie dadurch trotz ihrer Oeffentlichkeit dennoch im Grunde ganz geheim zu halten." — Sehr witzig vergleicht Heine (Ebd., S. 94) das Gebahren der jeweiligen Oppoſitionspartei im engliſchen Parlamente mit dem trugvollen Manöver einer neuen Oppoſitionskutſche, die, um alle ſchon vorhandenen Konkurrenz-Linien aus dem Felde zu ſchlagen, ihre Fahrgäſte ſpottwohlfeil befördert, aber ſofort die Preiſe erhöht, wenn die alten Fuhrgelegenheiten verdrängt worden ſind. Es verſteht ſich daher, daſs Heine den Bezeichnungen „Whigs" und „Tories" nur eine untergeordnete Bedeutung beilegt, und ſie vielmehr nur als Koterienamen gelten läſſt: „Sie bezeichnen Menſchen, die bei gewiſſen Streitfragen zuſammen halten, deren Vorfahren und Freunde ſchon bei ſolchen Anläſſen zuſammen hielten. Von Principien iſt gar nicht die Rede, man iſt nicht einig über gewiſſe Ideen, ſondern über gewiſſe Maßregeln in der Staatsverwaltung, über Abſchaffung oder Beibehaltung gewiſſer Misbräuche, über gewiſſe Bills, gewiſſe erbliche Questions — gleich-

viel aus welchem Geſichtspunkte, meiſtens aus Gewohnheit. Die Engländer laſſen ſich nicht durch die Parteinamen irre machen. Wenn ſie von Whigs ſprechen, ſo haben ſie nicht dabei einen beſtimmten Begriff, wie wir z. B. wenn wir von Liberalen ſprechen, wo wir uns gleich Menſchen vorſtellen, die über gewiſſe Freiheitsrechte herzinnig einverſtanden ſind — ſondern ſie denken ſich eine äußere Verbindung von Leuten, deren Jeder, nach ſeiner Denkweiſe beurtheilt, gleichſam eine Partei für ſich bilden würde, und die nur, wie ſchon oben erwähnt iſt, durch äußere Anläſſe, durch zufällige Intereſſen, durch Freundſchafts- und Feindſchaftsverhältniſſe gegen die Tories ankämpfen. Hierbei dürfen wir uns ebenfalls keinen Kampf gegen Ariſtokraten in unſerem Sinne denken, da dieſe Tories in ihren Gefühlen nicht ariſtokratiſcher ſind als die Whigs, und oft ſogar nicht ariſtokratiſcher als der Bürgerſtand ſelbſt, der die Ariſtokratie für ebenſo unwandelbar hält wie Sonne, Mond und Sterne, der die Vorrechte des Adels und des Klerus nicht bloß als ſtaatsnützlich, ſondern als eine Naturnothwendigkeit anſieht, und vielleicht ſelbſt für dieſe Vorrechte mit weit mehr Eifer kämpfen würde als die Ariſtokratie ſelbſt, eben weil er feſter daran glaubt als dieſe, die zumeiſt den Glauben an ſich ſelbſt verloren. In dieſer Hinſicht liegt über dem Geiſt der Engländer noch immer die Nacht des Mittelalters; die heilige Idee von der bürgerlichen Gleichheit aller Menſchen hat ſie noch nicht erleuchtet, und manchen bürgerlichen Staatsmann in England, der toriſch geſinnt iſt, dürfen wir deßhalb bei Leibe nicht ſervil nennen und zu jenen wohlbekannten ſervilen Hunden zählen, die frei ſein könnten, und dennoch in ihr altes Hundeloch zurückgekrochen ſind und jetzt die Sonne der Freiheit anbellen.“ Im Gegenſatz zu dieſem Koteriegezänk der herkömmlichen Parteien, betrachtete Heine die ſchlechte und ungerechte Art der Volksrepräſentation als einen viel ernſterer Kämpfe würdigen Makel des engliſchen Staatslebens, und die in jenen Tagen ſeit Kurzem lebhafter zur Sprache gebrachte Parlamentsreform erſchien ihm als die Kernfrage der nächſten Zukunft.

Aber nicht die brittiſche Politik allein intereſſierte ihn, ſondern faſt mehr noch die Beobachtung des Volkslebens und des

geſellſchaftlichen Treibens der vornehmen Welt. Heine hatte ſich eine Wohnung im Mittelpunkte der Stadt, in Nr. 32 der vom „Strand“ nach der Themſe führenden Craven-Street, unweit der Waterloobrücke, ausgeſucht. Von dort aus ſchlenderte er in der erſten Zeit allmorgens in behaglichem Flanieren durch die menſchengefüllten Straßen, um die bunt vorüber ſchwirrenden Eindrücke der fremdartigen Rieſenſtadt und ihrer Bewohner ruhig in ſich aufzunehmen, bis ſie ſich ihm allmählich zu einem feſten Bilde geſtalteten. Anfangs wagt er kein ſicheres Urtheil zu fällen, er konſtatiert nur das Betäubende des ungewohnten Anblicks (Bd. XIX, S. 305): „Schon genug geſehen und gehört, aber noch keine einzige klare Anſchauung. London hat all meine Erwartung übertroffen in Hinſicht ſeiner Großartigkeit, aber ich habe mich ſelbſt verloren. Nichts als Nebel, Kohlendampf, Porter und Canning. Es iſt hier ſo fürchterlich feucht und unbehaglich, und kein Menſch verſteht Einen, kein Menſch verſteht Deutſch.“ Inzwiſchen benutzte er ſeinen Aufenthalt, um alle Sehenswürdigkeiten London's gründlich in Augenſchein zu nehmen. Der Kreditbrief an Rothſchild, den Onkel Salomon ihm „der Repräſentation halber“ mitgegeben, lieferte ihm ausreichende Mittel, ſeine Schauluſt zu befriedigen und Vergnügungen aller Art nachzugehn, unter welchen der Verkehr mit ſchönen Weibern, neben häufigem Beſuch der Londoner Theater, die Hauptrolle ſpielt. Obſchon Heine während ſeines dreimonatlichen Aufenthaltes in London 1400 Thlr. verbrauchte, zahlte er doch von dem Erlös jenes Kreditbriefes gleichzeitig nicht bloß ſeine alten Schulden an Moſer und die Univerſitätsfreunde in Berlin und Göttingen zurück (Ebd., S. 310 ff.), ſondern ſchickte auch vorſorglich 800 Thaler an Varnhagen, der ihm die Summe bis zu näherer Verfügung aufheben ſollte. „Ich habe mancherlei Schulden in dieſem irdiſchen Jammerthal,“ ſchrieb er mit kavaliersmäßiger Nonchalance dem bewährten Freunde, „und bis jetzt keine fixe Einnahme. Die Verfolgungen, die ich erleide, ſind bedenklich, und es iſt nöthig, daſs ich zu jeder Zeit mit Reiſegeld verſehen ſei. Was ich bei mir habe, pflege ich gewöhnlich zu verſchleudern; und ſo wäre es gut, denk' ich, wenn Sie mir immer einen kleinen Zehrpfennig aufbewahrten.“ [152])

So ſehr ihm aber das engliſche Leben äußerlich imponierte,

ſo wenig vermochte Heine demſelben innerlich Geſchmack abzugewinnen. „Schickt einen Philoſophen nach London; bei Leibe keinen Poeten!“ ruft er in ſeinen Reiſeerinnerungen (Bd. III, S. 15) aus. „Dieſer bare Ernſt aller Dinge, dieſe koloſſale Einförmigkeit, dieſe maſchinenhafte Bewegung, dieſe Verdrießlichkeit der Freude ſelbſt, dieſes übertriebene London erdrückt die Phantaſie und zerreißt das Herz.“ Die vielgeſchäftige, unruhige Haſt, das Stoßen und Drängen auf den toſenden Straßen, der grelle Kontraſt zwiſchen höhnendem Reichthum und hungernder, zerlumpter Armuth machten ihn ſchaudern und flößten ihm einen tiefen Widerwillen gegen England ein, der ſich ſpäter oft mit ungerechter Einſeitigkeit in ſeinen Schriften kundgab. Es ſchien ihm (Ebd., S. 18), „als ſei ganz London eine Bereſinabrücke, wo Jeder in wahnſinniger Angſt, um ſein bischen Leben zu friſten, ſich durchdrängen will, wo der kecke Reiter den armen Fußgänger nieder ſtampft, wo Derjenige, der zu Boden fällt, auf immer verloren iſt, wo die beſten Kameraden fühllos, Einer über die Leiche des Andern, dahin eilen, und Tauſende, die, ſterbensmatt und blutend, ſich vergebens an den Planken der Brücke feſtklammern wollten, in die kalte Eisgrube des Todes hinab ſtürzen.“ Im Ganzen fand er England und das engliſche Treiben genau wie er es im „Ratcliff“ geſchildert, und geſtand einem Freunde[153]) bei ſeiner Rückkehr, daſs er dieſen Stoff auch jetzt, nachdem er den Schauplatz desſelben aus eigener Anſchauung kennen gelernt, im Weſentlichen nicht mit beſſern Lokalfarben zu behandeln wüſſte. „Wie der Mathematiker,“ fügte er hinzu, „aus einem Theile des Kreiſes dieſen ſofort ganz herzuſtellen vermag, ſo kann auch der Dichter aus wenigen Zügen das ganze Bild konſtruieren.“ Die vorgefaſſte Meinung und die Abneigung des Poeten gegen die eckig proſaiſche Außenſeite des engliſchen Lebens influierten jedoch über Gebühr auf ſein Urtheil, und er verfiel bei ſeinen Spöttereien nur zu häufig ſelbſt in den von ihm (Bd. III, S. 33) ſo ſtreng gerügten Fehler „jener geiſtigen Maſkeradenluſt, wo wir Menſchen und Denkweiſe unſerer Heimat in fremde Länder hinein tragen, ſtatt bei unbefangener Beobachtung wahrzunehmen, daſs dort die Menſchen mit Sitten und Koſtüm gleichſam verwachſen ſind, daſs die Geſichter zu den

Gedanken und die Kleider zu den Bedürfnissen passen, ja dass Pflanzen, Thiere, Menschen und Land ein zusammen stimmendes Ganze bilden." Anfangs bemühte Heine sich allerdings, seine subjektive Aversion zu überwinden, und die Reiseberichte, welche er in den „Englischen Fragmenten" gab, zeugten im Ganzen noch von dem Streben, den politischen und gesellschaftlichen Eigenthümlichkeiten der fremden Nationalität gerecht zu werden, dem Leser ein richtiges Verständnis derselben zu vermitteln. Viele der mitgetheilten Aufsätze — die Charakteristik John Bull's, die Abhandlung über die Staatsschuld, das Bild Lord Brougham's als Parlamentsredner, die türkischen und jüdischen Parallelgeschichten bei den Debatten über die Emancipation der Katholiken — waren direkt aus englischen Journalen entnommen, und das starke Nationalbewusstsein der Engländer wurde als Schlüssel zur Erklärung mancher anscheinender Widersprüche lebhaft betont (Ebd., S. 32): „Trotz der entgegengesetzten Geistes- und Lebensrichtungen, findet man doch wieder im englischen Volke eine Einheit der Gesinnung, die eben darin besteht, dass es sich als ein Volk fühlt; die neueren Stutzköpfe und Kavaliere mögen sich immerhin wechselseitig hassen und verachten, dennoch hören sie nicht auf, Engländer zu sein; als Solche sind sie einig und zusammengehörig, wie Pflanzen, die aus demselben Boden hervorgeblüht und mit diesem Boden wunderbar verwebt sind. Daher die geheime Uebereinstimmung des ganzen Lebens und Webens in England, das uns beim ersten Anblick nur ein Schauplatz der Verwirrung und Widersprüche dünken will. Ueberreichthum und Misère, Orthodoxie und Unglauben, Freiheit und Knechtschaft, Grausamkeit und Milde, Ehrlichkeit und Gaunerei, diese Gegensätze in ihren tollsten Extremen, darüber der graue Nebelhimmel, von allen Seiten summende Maschinen, Zahlen, Gaslichter, Schornsteine, Zeitungen, Porterkrüge, geschlossene Mäuler, alles Dieses hängt so zusammen, dass wir uns Keins ohne das Andere denken können, und was vereinzelt unser Erstaunen oder Lachen erregen würde, erscheint uns als ganz gewöhnlich und ernsthaft in seiner Vereinigung."

Nur kurze Zeit aber vermochte Heine dies halbwegs unparteiliche Resultat seines Besuches in England festzuhalten, unz

Land und Volk mussten später bei jeder Gelegenheit bitter entgelten, dass die Form ihrer äußern Erscheinung dem künstlerischen Schönheitssinne des deutschen Poeten so wenig Genüge gethan. Als Letzterer vollends die heitere Beweglichkeit des französischen Lebens kennen und genießen lernte, verschoben sich ihm die Erinnerungen seiner Londoner Reise zu einem grotesken Zerrbilde, das nur noch dem ausgelassensten Humor zum Spielball oder den Ausbrüchen missmüthiger Laune zum Blitzableiter dient. „England," sagt er in einer seiner Pariser Korrespondenzen für die „Allgemeine Zeitung" (Bd. VIII, S. 106), — „England müsste man eigentlich im Stile eines Handbuchs der höhern Mechanik beschreiben, ungefähr wie ein sausendes, brausendes, stockendes, stampfendes und verdrießlich schnurrendes Maschinenwesen, wo die blank gescheuerten Utilitätsräder sich um alt verrostete historische Jahrzahlen drehen . . . Ich denke mir das egoistische England nicht als einen fetten, wohlhabenden Bierwanst, wie man ihn auf Karikaturen sieht, sondern, nach der Beschreibung eines Satirikers, in der Gestalt eines langen, magern, knöchernen Hagestolzes, der sich einen abgerissenen Knopf an die Hosen wieder annäht, und zwar mit einem Zwirnfaden, an dessen Ende als Knäul die Weltkugel hängt — er schneidet aber ruhig den Faden ab, wo er ihn nicht mehr braucht, und lässt ruhig die ganze Welt in den Abgrund fallen." — „Es sind nun acht Jahre," erzählt Heine in den „Florentinischen Nächten" (Bd. IV, S. 239), „dass ich nach London reiste, um die Sprache und das Volk dort kennen zu lernen. Hol' der Teufel das Volk mitsammt seiner Sprache! Da nehmen sie ein Dutzend einsilbiger Worte ins Maul, kauen sie, knatschen sie, spucken sie wieder aus, und Das nennen sie Sprechen. Zum Glück sind sie ihrer Natur nach ziemlich schweigsam, und obgleich sie uns immer mit aufgesperrtem Maule ansehen, so verschonen sie uns jedoch mit langen Konversationen. Aber wehe uns, wenn wir einem Sohne Albions in die Hände fallen, der die große Tour gemacht und auf dem Kontinente Französisch gelernt hat. Dieser will dann die Gelegenheit benutzen, die erlangten Sprachkenntnisse zu üben, und überschüttet uns mit Fragen über alle möglichen Gegenstände, und kaum hat man die eine Frage beantwortet, so kommt er mit

einer neuen herangezogen, entweder über Alter oder Heimat oder Dauer unſeres Aufenthalts, und mit dieſem unaufhörlichen Inquirieren glaubt er uns aufs allerbeſte zu unterhalten. Einer meiner Freunde in Paris hatte vielleicht Recht, als er behauptete, daſs die Engländer ihre franzöſiſche Konverſation auf dem Bureau des passeports erlernen. Am nützlichſten iſt ihre Unterhaltung bei Tiſche, wenn ſie ihre koloſſalen Roaſtbeefe tranchieren und mit den ernſthafteſten Mienen uns abfragen, welch ein Stück wir verlangen, ob ſtark oder ſchwach gebraten, ob aus der Mitte oder aus der braunen Rinde, ob fett oder mager. Dieſe Roaſtbeefe und ihre Hammelbraten ſind aber auch Alles, was ſie Gutes haben. Der Himmel bewahre jeden Chriſtenmenſchen vor ihren Saucen, die aus $^1/_3$ Mehl und $^2/_3$ Butter, oder je nachdem die Miſchung eine Abwechſelung bezweckt, aus $^1/_3$ Butter und $^2/_3$ Mehl beſtehen. Der Himmel bewahre auch Jeden vor ihren naiven Gemüſen, die ſie in Waſſer abgekocht, ganz wie Gott ſie erſchaffen hat, auf den Tiſch bringen. Entſetzlicher noch als die Küche der Engländer ſind ihre Toaſte und ihre obligaten Standreden, wenn das Tiſchtuch aufgehoben wird und die Damen ſich von der Tafel wegbegeben, und ſtatt ihrer eben ſo viele Bouteillen Portwein aufgetragen werden — denn durch letztere glauben ſie die Abweſenheit des ſchönen Geſchlechtes aufs beſte zu erſetzen. Ich ſage: des ſchönen Geſchlechtes, denn die Engländerinnen verdienen dieſen Namen. Es ſind ſchöne, weiße, ſchlanke Leiber. Nur der allzu breite Raum zwiſchen der Naſe und dem Munde, der bei ihnen eben ſo häufig wie bei den engliſchen Männern gefunden wird, hat mir oft in England die ſchönſten Geſichter verleidet. Dieſe Abweichung von dem Typus des Schönen wirkt auf mich noch fataler, wenn ich die Engländer hier in Italien ſehe, wo ihre kärglich gemeſſenen Naſen und die breite Fleiſchfläche, die ſich darunter bis zum Maule erſtreckt, einen deſto ſchrofferen Kontraſt bildet mit den Geſichtern der Italiäner, deren Züge mehr von antiker Regelmäßigkeit ſind, und deren Naſen, entweder römiſch gebogen oder griechiſch geſenkt, nicht ſelten ins allzu Längliche ausarten. Sehr richtig iſt die Bemerkung eines deutſchen Reiſenden, daſs die Engländer, wenn ſie hier unter den Italiänern wandeln, Alle wie Statuen

ausſehen, denen man die Naſenſpitze abgeſchlagen hat. Ja, wenn man den Engländern in einem fremden Lande begegnet, kann man durch den Kontraſt ihre Mängel erſt recht grell hervortreten ſehen. Es ſind die Götter der Langeweile, die in blank lackierten Wagen mit Extrapoſt durch alle Länder jagen, und überall eine graue Staubwolke von Traurigkeit hinter ſich laſſen. Dazu kommt ihre Neugier ohne Intereſſe, ihre geputzte Plumpheit, ihre freche Blödigkeit, ihr eckiger Egoismus, und ihre öde Freude an allen melancholiſchen Gegenſtänden. Schon ſeit drei Wochen ſieht man hier auf der Piazza del Gran Duca alle Tage einen Engländer, welcher ſtundenlang mit offenem Maule jenem Charlatane zuſchaut, der dort, zu Pferde ſitzend, den Leuten die Zähne ausreißt. Dieſes Schauſpiel ſoll den edlen Sohn Albions vielleicht ſchadlos halten für die Exekutionen, die er in ſeinem theuren Vaterlande verſäumt. Denn nächſt Boxen und Hahnenkampf giebt es für einen Britten keinen köſtlicheren Anblick, als die Agonie eines armen Teufels, der ein Schaf geſtohlen oder eine Handſchrift nachgeahmt hat, und vor der Façade von Old-Baylie eine Stunde lang mit einem Strick um den Hals ausgeſtellt wird, ehe man ihn in die Ewigkeit ſchleudert. Es iſt keine Uebertreibung, wenn ich ſage, daſs Schafdiebſtahl und Fälſchung in jenem häſslich grauſamen Lande gleich den abſcheulichſten Verbrechen, gleich Vatermord und Blutſchande, beſtraft werden. Ich ſelber, den ein triſter Zufall vorbeiführte, ich ſah in London einen Menſchen hängen, weil er ein Schaf geſtohlen, und ſeitdem verlor ich alle Freude an Hammelbraten; das Fett erinnert mich immer an die weiße Mütze des armen Sünders. Neben ihm ward ein Irländer gehenkt, der die Handſchrift eines reichen Bankiers nachgeahmt; noch immer ſehe ich die naive Todesangſt des armen Paddy, welcher vor den Aſſiſen nicht begreifen konnte, daſs man ihn einer nachgeahmten Handſchrift wegen ſo hart beſtrafe, ihn, der doch jedem Menſchenkind erlaube, ſeine eigene Handſchrift nachzuahmen. Und dieſes Volk ſpricht beſtändig von Chriſtenthum, und verſäumt des Sonntags keine Kirche, und überſchwemmt die ganze Welt mit Bibeln. — Ich will geſtehen: wenn mir in England Nichts munden wollte, ſo lag auch wohl zum Theil der Grund in mir ſelber. Ich hatte

einen guten Vorrath von Misslaune mit hinüber gebracht aus der Heimat, und ich ſuchte Erheiterung bei einem Volke, das ſelber nur im Strudel der politiſchen und merkantiliſchen Thätigkeit ſeine Langeweile zu tödten weiß. Die Vollkommenheit der Maſchinen, die hier überall angewendet werden, und ſo viele menſchliche Verrichtungen übernommen, hatte ebenfalls für mich etwas Unheimliches; dieſes künſtliche Getriebe von Rädern, Stangen, Cylindern und tauſenderlei kleinen Häkchen, Stiftchen und Zähnchen, die ſich faſt leidenſchaftlich bewegen, erfüllte mich mit Grauen. Das Beſtimmte, das Genaue, das Ausgemeſſene und die Pünktlichkeit im Leben der Engländer beängſtigte mich nicht minder; denn gleich wie die Maſchinen in England uns wie Menſchen vorkommen, ſo erſcheinen uns dort die Menſchen wie Maſchinen. Ja, Holz, Eiſen und Meſſing ſcheinen dort ganz den Geiſt des Menſchen uſurpiert zu haben und vor Geiſtesfülle faſt wahnſinnig geworden zu ſein, während der entgeiſtete Menſch als ein hohles Geſpenſt ganz maſchinenmäßig ſeine Gewohnheitsgeſchäfte verrichtet, zur beſtimmten Minute Beefſtäke friſſt, Parlamentsreden hält, ſeine Nägel bürſtet, in die Stage-Coach ſteigt oder ſich aufhängt." — Boshafter noch ſind die galligen Worte, mit denen Heine ſeine Beſprechung der Shakſpeare'ſchen Frauenbilder einleitet (Bd. III, S. 159 ff.): „Ich kenne einen guten Hamburger Chriſten, der ſich nie darüber zufrieden geben konnte, daſs unſer Herr und Heiland von Geburt ein Jude war. Wie es dieſem vortrefflichen Sohne Hammonia's mit Jeſus Chriſtus geht, ſo geht es mir mit William Shakſpeare. Es wird mir flau zu Muthe, wenn ich bedenke, daſs er am Ende doch ein Engländer iſt, und dem widerwärtigſten Volke angehört, das Gott in ſeinem Zorne erſchaffen hat. Welch ein widerwärtiges Volk, welch ein unerquickliches Land! Wie ſteifleinen, wie hausbacken, wie ſelbſtſüchtig, wie engliſch! Ein Land, welches längſt der Ocean verſchluckt hätte, wenn er nicht befürchtete, daſs es ihm Uebelkeiten im Magen verurſachen möchte . . . Ein Volk, ein graues gähnendes Ungeheuer, deſſen Athem Nichts als Stickluft und tödliche Langeweile, und das ſich gewiſs mit einem koloſſalen Schiffstau am Ende ſelbſt aufhängt . . . . Und in einem ſolchen Lande, und unter einem

ſolchen Volke hat William Shakſpeare das Licht der Welt erblickt. Gleichſam eine geiſtige Sonne ward er für jenes Land, welches der wirklichen Sonne faſt während zwölf Monate im Jahre entbehrt, für jene Inſel der Verdammnis, jenes Botanybay ohne ſüdliches Klima, jenes ſteinkohlenqualmige, maſchinenſchnurrende, kirchengängeriſche und ſchlecht beſoffene England! Die gütige Natur enterbt nie gänzlich ihre Geſchöpfe, und indem ſie den Engländern Alles, was ſchön und lieblich iſt, verſagte, und ihnen weder Stimme zum Geſang noch Sinne zum Genuſs verliehen, und ſie vielleicht nur mit ledernen Porterſchläuchen ſtatt mit menſchlichen Seelen begabt hat, ertheilte ſie ihnen zum Erſatz ein groß Stück bürgerlicher Freiheit, das Talent, ſich häuslich bequem einzurichten, und den William Shakſpeare."

An Letzteren wurde Heine bei ſeinem Durchſtreifen der Weltſtadt aller Orten erinnert, und er überzeugte ſich, daſs Shakſpeare's Dramen dort zu Lande nicht bloß dem Gebildeten, ſondern faſt Jedem im Volke bekannt ſind (Bd. III, S. 167): „Sogar der dicke Beefeater, der mit ſeinem rothen Rock und rothen Geſicht im Tower als Wegweiſer dient, und dir hinter dem Mittelthor das Verlies zeigt, wo Richard ſeine Neffen, die jungen Prinzen, ermorden laſſen, verweiſt dich an Shakſpeare, welcher die näheren Umſtände dieſer grauſamen Geſchichte beſchrieben habe. Auch der Küſter, der dich in der Weſtminſterabtei herum führt, ſpricht immer von Shakſpeare, in deſſen Tragödien jene todten Könige und Königinnen, die hier in ſteinernem Konterfei auf ihren Sarkophagen ausgeſtreckt liegen und für einen Shilling ſechs Pence gezeigt werden, eine ſo wilde oder klägliche Rolle ſpielen. Ich müſſte den ganzen Guide of London abſchreiben, wenn ich die Orte anführen wollte, wo mir dort Shakſpeare in Erinnerung gebracht wurde. Am bedeutungsvollſten geſchah Dieſes im Parlamente, nicht ſowohl deſshalb, weil das Lokal desſelben jenes Weſtminſter-Hall iſt, wovon in den Shakſpeare'ſchen Dramen ſo oft die Rede, ſondern weil, während ich den dortigen Debatten beiwohnte, einigemal von Shakſpeare ſelber geſprochen wurde, und zwar wurden ſeine Verſe nicht ihrer poetiſchen, ſondern ihrer hiſtoriſchen Bedeutung wegen citiert. Zu meiner Verwunderung merkte ich, daſs Shakſpeare in England nicht bloß als Dichter

gefeiert, ſondern auch als Geſchichtſchreiber von den höchſten Staatsbehörden, von dem Parlamente, anerkannt wird." —

Mitte Juni machte Heine einen vierzehntägigen Ausflug nach dem faſhionablen Seebade Ramsgate an der Themſemündung, und kehrte von dort wieder auf kurze Zeit nach London zurück, das er am 8. Auguſt, dem Todestage Canning's, verließ, um ſich über Holland zum dritten Male nach Norderney zu verfügen. „Ich werde Nichts über England herausgeben; kein Buchhändler bezahlt mir die Koſten," hatte er aus London an Merckel geſchrieben (Bd. XIX, S. 308). Trotz der mannigfachen geiſtigen Ausbeute, die ihm ſeine Reiſe gewährt hatte, wiederholte er jetzt, mit Anſpielung auf Walter Scott's „Leben Napoleon's", das hauptſächlich zur Deckung der Gläubiger des ſchottiſchen Barden verfaſſt worden war, dieſelbe Verſicherung (Ebd., S. 314): „England hat mich in finanzieller Hinſicht zu Grunde gerichtet. Dennoch will ich es nicht wie Walter Scott machen, und ein ſchlechtes Buch, aber lukratives, ſchreiben. Ich bin der Ritter vom heiligen Geiſt." — Hatte er ſich vor der Reiſe nach England, die faſt einer Flucht ähnlich ſah, etwas furchtſam erwieſen, ſo erſchien nach den ſcharfen Worten, die er im zweiten Bande der „Reiſebilder" über den hannövriſchen Adel geſprochen, ſein jetziger Beſuch auf Norderney ihm ſelber und ſeinen Freunden faſt wie eine tollkühne Provokation. „Nun, dazu gehörte Muth!" riefen ihm einige alte Bekannte entgegen, als ſie ihn ankommen ſahen. So ungehalten aber die ariſtokratiſchen Badegäſte über ihn ſein mochten und ſo fern ſie ſich von ihm hielten, hatte er doch keinerlei ernſtliche Anfechtungen zu erleiden. Nach zweiwöchentlichem Verweilen begab er ſich von dem diesmal ſehr überfüllten, ziemlich geräuſchvollen Bade nach der weiter oſtwärts gelegenen Inſel Wangeroge, deren einſamer Strand faſt ſchon von allen Kurgäſten verlaſſen war. Nachdem er hier in ſtiller Zurückgezogenheit ſeine von der Sommerreiſe ſtark angegriffenen Nerven gekräftigt, kehrte er gegen Ende September nach Hamburg zurück.

Digitized by Google

# Drittes Kapitel.

## Das „Buch der Lieder".

Bereits aus Lüneburg hatte Heine im verfloſſenen Winter an Merckel geſchrieben (Bd. XIX, S. 302 ff.): „Einige Freunde dringen darauf, daſs ich eine auserleſene Gedichteſammlung, chronologiſch geordnet und ſtreng gewählt, herausgeben ſoll, und glauben, daſs ſie eben ſo populär wie die Bürger'ſche, Goethe'ſche, Uhland'ſche u. ſ. w. werden wird. Varnhagen giebt mir in dieſer Hinſicht manche Regeln. Ich würde einen Theil meiner erſten Gedichte aufnehmen, ich darf es rechtlich thun, da mir Maurer keinen Pfennig Honorar gegeben hat; ich nehme faſt das ganze ‚Intermezzo' — Das könnte Dümmler mir nicht verargen — und dann die ſpäteren Gedichte, wenn Campe, von dem ich keinen Schilling Honorar verlangen würde, das Buch verlegen wollte, und nicht fürchtet, daſs die „Reiſebilder" dadurch beeinträchtigt werden. Wie geſagt, ich wollte für dieſes Buch keinen Schilling verlangen, die Wohlfeilheit und die andern Erforderniſſe des Populärwerdens wären meine einzigen Rückſichten, es wär' meine Freude, Maurern und Dümmlern zu zeigen, daſs ich mir doch zu helfen weiß, und dieſes Buch würde mein Hauptbuch ſein und ein pſychologiſches Bild von mir geben, — die trüb-ernſten Jugendgedichte, das ‚Intermezzo' mit der ‚Heimkehr' verbunden, rein blühende Gedichte, z. B. die aus der ‚Harzreiſe', und einige neue, und zum Schluſs die ſämmtlichen koloſſalen Epigramme. Hör doch mal aus Campe heraus, ob ihm ſolch

ein Plan nicht missfällt und ob er solchem Buch — es wär' keine gewöhnliche Gedichtesammlung — Absatz verspricht."

Campe war Anfangs dem Plane wenig geneigt, er hatte zeitlebens geringes Gefallen an dem Verlag von Gedichten, über deren Werth er zudem meistens ein sehr unsicheres Urtheil besaß, und im vorliegenden Falle schien es ihm obendrein recht bedenklich, durch Einzeldruck der in den „Reisebildern" enthaltenen Gedichte gewissermaßen mit einem andern Artikel seines Verlages selbst in Konkurrenz zu treten. Nach vielem Zureden entschloß er sich endlich, gegen Zusicherung sämmtlicher künftiger Auflagen des „Buches der Lieder", über ein Darlehen von 50 Louisd'or, das der Dichter im Frühjahr bei ihm gemacht hatte, zu quittieren, und der Druck begann, sobald Heine wieder in Hamburg eintraf.

Schon in der Mitte des Oktobermonats wurde das Buch versandt. „Es ist Nichts als eine tugendhafte Ausgabe meiner Gedichte," schrieb Heine, durch Campe's geringfügige Erwartungen entmuthigt, den Freunden in Berlin bei Zustellung der für sie bestimmten Exemplare [154]). „Es ist wunderschön ausgerüstet, und wird wie ein harmloses Kauffahrteischiff, unter dem Schutze des zweiten Reisebilderbandes, ruhig ins Meer der Vergessenheit hinab segeln." Der Erfolg sollte jedoch diese schlimme Prophezeiung glänzend widerlegen. Zehn Jahre vergingen freilich, bevor die erste, in 5000 Exemplaren gedruckte Ausgabe vergriffen war, dann aber folgte eine neue Auflage der andern, und der Dichter, welcher den kostbaren Liederhort für ein so winziges Sümmchen auf immer aus der Hand gegeben, hatte so Unrecht nicht, wenn er später mit satirischem Lächeln das stattliche Haus seines Verlegers in der Schauenburger Straße zu Hamburg ein prachtvolles Monument nannte, das ihm in dankbarer Erinnerung an die vielen und großen Auflagen des „Buches der Lieder" errichtet sei [155]).

Obwohl die Sammlung kein einziges Gedicht enthielt, das nicht schon in früheren Publikationen Heine's mitgetheilt worden war — ein Umstand, über den seine Gegner es an boshaften Glossen nicht fehlen ließen [156]) — so war doch die Wirkung des Ganzen eine wesentlich andere und tiefere, als der Eindruck der in verschiedenen Büchern und Tagesblättern zerstreuten Lieder.

Die lyrische Thätigkeit des Dichters und ihr eigenthümlicher Charakter stellten sich jetzt dem Leser in einem Gesammtbilde dar, in welchem das Einzelne durch seine Beziehung zu allen übrigen Theilen erst die rechte Beleuchtung gewann. Unter den Wenigen, welche das „Buch der Lieder" damals einer eingehenden Besprechung würdigten, erkannte ein Berliner Recensent sofort diese literarhistorische Bedeutung der Heine'schen Gedichtsammlung. „Nicht nur darf uns erfreuen," schrieb der mehrfach genannte Dr. Heinrich Hermann (Ernst Woldemar) im „Gesellschafter" Nr. 186, vom 21. November 1827, „jetzt bequem beisammen zu haben, was nun doch einmal innig zusammen gehört, sondern wir finden auch unsern Besitz in sich selbst vergrößert, schon durch die bloße Vereinigung; denn der Strauß ist noch etwas mehr, als die Blumen alle, aus denen er besteht. Wie jedes Lied einzeln nur für sich spricht, so spricht es in einer Folge aufgereiht zugleich seinen Theil eines höheren Ganzen aus. Augenblicke, Stunden, Tage der Empfindung werden so zu einer Herzensgeschichte, die in den mannigfachsten Scenen ihren fast dramatischen Verlauf hat; die Einheit des Gefühls, welche diesen Liedern zum Grunde liegt, lässt sich nicht leugnen, sie ist die reine, ursprüngliche Quelle, aus der jede Ausdrucksweise hier fließt; die Nachahmung von Kunstformen, das Begehren, Etwas zu scheinen, waren hier keine Antriebe. Die Ursprünglichkeit und Selbständigkeit dieser lyrischen Ergüsse zeigt sich schon dadurch offenbar, dass es vor Heine in unsrer Literatur Nichts dieser Art gegeben, und seit seinem Auftreten schon mehrere Nachahmungen seiner Weise, doch mit geringem Glück, versucht worden."

Ein Irrthum wäre es jedoch, zu glauben, dass die Mehrzahl der zeitgenössischen Kritiker diese günstige Ansicht über den Werth des Heine'schen Liederbuches getheilt hätte. Das Talent des Dichters wurde freilich anerkannt, aber der Gebrauch seiner Gaben erregte vielfältiges Bedenken. Die Schulpedanten, welche nach ihren klassischen Traditionen das Gesetz der quantitierenden Metrik auch für die deutsche Poesie festhalten wollten, vermochten in den melodischen Hebungen und Senkungen der volksliedartigen Reime nur eine stillose Flüchtigkeit der Versifikation, in den majestätisch wogenden Rhythmen der „Nordseebilder" gar nur

eine willkürlich in Verszeilen abgetheilte Prosa zu erkennen[157]). „Uebrigens sind diese ‚Lieder‘ von H. Heine recht hübsche Lieder,“ schrieb der eitle Dr. Nikolaus Bärmann[158]), der sich zu jener Zeit in der seiltänzerisch gekünstelten Nachahmung aller erdenklichen ausländischen Muster gefiel, „wenn man die Reimzeilen dieses anderweitig genialen Autors für deutsche Verse will gelten lassen. Was Apel's ‚Metrik‘ und Voss's ‚Zeitmessung‘ dazu sagen — — ei nun! es kann ja Jeder diese Herren selbst fragen.“ Aehnlich lautete die nach Kathederstaub und Lampenöl duftende Censur, welche Müllner mit gewohnter Anmaßung dem „Buche der Lieder“ im „Mitternachtsblatt“ Nr. 104, vom 1. Juli 1828, auf den Weg gab: „Der Inhalt zeugt für ein dichterisches Talent, welches (wie nicht immer der Fall ist) dem Sänger eigenthümlich zugehört, aber, wenn wir uns eines schulmännischen Ausdrucks bedienen dürfen, noch nicht gelernt hat, hartes Holz zu bohren. Ein Genius ist da, aber er ist noch nicht, wie Schiller ihn will: er entbrennt nicht, thatenvoll dem Stoffe sich zu vermählen, er spannt nicht den Nerv des Fleißes an, um beharrlich ringend dem Gedanken das Element zu unterwerfen. Hinwerfen auf das Papier, was er leicht aufgefasst hat, leicht und angenehm hinwerfen, was er ohne Anstrengung der dichterischen Kraft gestaltet hat, Das ist die Thätigkeit, die er liebt. In Gottes Namen! Da die Poeten geboren werden, so müssen sie auch Kinder sein, sie müssen spielen dürfen, bis die Kraft zur Arbeit reif geworden ist. Um so besser werden sie dann im Stande sein, der Arbeit den Schein des Spieles zu geben, und Das ist ja das Geheimnis der schönen Kunst.“

Von allen Vorwürfen, die gegen Heine erhoben werden konnten, war der Tadel, dass er es mit der künstlerischen Form zu nachlässig und leicht nehme, sicher der ungerechteste. Es ging den Herren Müllner, Bärmann und Konsorten, wie es manchem dilettantischen Betrachter einer Gemäldeausstellung zu gehen pflegt, der bewundernd vor mittelmäßigen Bildern stehen bleibt und sie für Meisterwerke hält, weil die Spuren einer mühevollen Technik an den aufgewandten Kunstfleiß erinnern, während eine Rafael'sche Madonna in dem kunstsinnigen Beschauer freilich andere Empfindungen als das staunende Behagen an den überwundenen Schwie-

rigkeiten der Ausführung erweckt! Für den eingeweihten Kenner der Poesie lag es wohl außer Zweifel, daſs die leichtbeſchwingten Weiſen der Heine'ſchen Lieder, gegen welche faſt das Beſte unter dem Früheren ſchwerfällig erſchien, keineswegs in flüchtiger, anſtrengungsloſer Haſt aufs Papier geworfen waren. Ein Schriftſteller, der, wie Heine, der ſtiliſtiſchen Vollendung des Ausdrucks ſo hohen Werth beilegte, daſs er ſelbſt von jedem einigermaßen wichtigen Privatbriefe ein Koncept entwarf, muſſte ſicherlich auf die Ausarbeitung ſeiner poetiſchen Werke eine geſteigerte Sorgfalt verwenden. In der That braucht man nur eins oder das andere jener anmuthigen Lieder, die ſo tändelnden Spiels von der Sängerlippe gefloſſen zu ſein ſcheinen, im Manuſkript anzuſehen, um zu erkennen, wie emſig Heine an Form und Gedanken feilte. „Wie gern überredete man ſich nicht," bemerkt Auguſt Lewald [159]), der 1840 in der Zeitſchrift „Europa" das Fakſimile der Handſchrift einiger dieſer Lieder mittheilte, „daſs Dichter ſie hinhauchte, daſs der üppige Erguſs aus der Fülle ſeiner Seele immer auch gleich die Geſtalt gewinne, die uns erfreuen und entzücken kann. Wer aber die Manuſkripte betrachtet, wird anderer Meinung werden. Dieſe reizende Leichtigkeit, dieſer rhythmiſche Wohlklang, dieſe ſcheinbare Nachläſſigkeit, es iſt Alles Frucht des ſorglichſten Nachdenkens; die ſchärfſte Kritik, das feinſte Ohr wachen über dieſen Hervorbringungen und geben ihnen ihre liebliche Vollendung." — Ein paar Beiſpiele mögen uns in die geiſtige Werkſtatt des Dichters einführen und uns zeigen, wie prüfend jedes Wort und jede Wendung überlegt wurde, bis endlich der bezeichnendſte Ausdruck des Gedankens, die rhythmiſch einſchmeichelndſte Versmelodie gefunden war. Sämmtliche Strophen ſind dem „Neuen Frühling" entnommen.

Es hebt die Waſſerlilje
Ihr Köpfchen aus dem Fluſs,
Da wirft der Mond aus dem Himmel
Viel lichten Liebeskuſs.

Verſchämt ſenkt ſie das Köpfchen
Wieder herab zu den Welln —
Da ſieht ſie zu ihren Füßen
Den zitternd blaſſen Geſelln.

So lautet die erſte Faſſung des bekannten Liedes. Aber nachdem der dritte Vers der erſten Strophe zweimal geändert worden war:

Da wirft der Mond aus der Höhe

und

Da wirft der Mond herunter,

genügte ſchließlich die ganze Strophe erſt in nachſtehender Form dem feinſinnigen Ohre des Dichters:

Die ſchlanke Waſſerlilje
Schaut träumend empor aus dem See,
Da grüßt der Mond herunter
Mit lichtem Liebesweh.

In der zweiten Strophe wurde das „herab" mit einem korrekten „hinab" vertauſcht, und der „zitternd blaſſe" Geſell ſah ſich, nachdem er noch die Wandlung eines „zärtlich blaſſen Geſelln" durchlaufen war, einfacher und geſchmackvoller in einen „armen blaſſen Geſelln" verkehrt.

Ein anderes Lied! Wie ſteif klingt folgende Strophe in der erſten Verſion:

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Ausweichen dir — — o zürne nicht!
Dein Antlitz, das ſo heiter blühend,
Paſſt nicht zu meinem Angeſicht.

oder ſelbſt noch in der zweiten:

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Dich ſtets vermeiden — zürne nicht!
Dein Antlitz iſt ſo ſchön, ſo blühend,
Paſſt nicht zu meinem Angeſicht.

Nur wenige Worte ſind verändert — aber dennoch, Wer fühlte nicht das bedeutungsvolle Gewicht der genialen Verbeſſerungen in der nächſten und letzten Faſſung:

Weil ich dich liebe, muſs ich fliehend
Dein Antlitz meiden — zürne nicht!
Wie paſſt dein Antlitz, ſchön und blühend,
Zu meinem traurigen Geſicht!

Wir beſchließen dieſe Beiſpiele, welche ſich ins Unendliche vermehren ließen, mit Anführung der Varianten des wehmüthigen Frühlingsliedes:

Gekommen iſt der Maie,
Die Blumen und Bäume blühn.

Da hieß es gleich in der zweiten Zeile, unplaſtiſcher und allgemeiner:

Die liebe Erd' iſt grün.

Die mittlere Strophe begann:

Die luſtigen Vöglein ſingen,

während die ſpätere Verſion:

Die Nachtigallen ſingen

wieder ein konkreteres Bild giebt. Die letzte Strophe lautete anfänglich:

Ich denk' an meine Schöne,
Ich denk', ich weiß nicht was;
Es rinnt gar manche Thräne
Hinunter in das Gras.

Dann ſchrieb Heine:

Ich ſitze mit meinem Kummer
Im hohen grünen Gras.
Da kommt ein ſanfter Schlummer,
Ich träum', ich weiß nicht was.

Erſt bei der dritten Verbeſſerung fand der Dichter einen ungleich edleren Abſchluſs des Liedes:

Doch ich kann nicht ſpringen und ſingen,
Ich liege krank im Gras;
Ich hör' ein ſüßes Klingen,
Und träum', ich weiß nicht was.

Auch an dieſer Faſſung aber wurde noch gefeilt, bis endlich die Strophe, wie folgt, zum Abdrucke kam:

Ich kann nicht ſingen und ſpringen,
Ich liege krank im Gras;
Ich höre fernes Klingen,
Mir träumt, ich weiß nicht was.

Das Studium der zahlreichen Varianten der Heine'ſchen Lieder dürfte unſern Poeten und Kunſtkritikern beſonders deſshalb zu empfehlen ſein, weil faſt ausnahmslos jede Aenderung eine weſentliche, in ihrem Motive leicht ſich erklärende Verbeſſerung

war. Wir wollen beiläufig bemerken, daſs Heine jene Arbeit eines ſorgſamen Feilens in der Regel zu derſelben Stunde vollzog, in welcher er die betreffenden Gedichte ſchuf, nicht aber ſpäter, wenn ſie ihm fremd geworden, daran krittelte und klaubte. „Ich ſelbſt bin wirklich immer ſehr gewiſſenhaft im Arbeiten geweſen," äußerte er im Oktober 1850 gegen Adolf Stahr, „ich habe gearbeitet, ordentlich gearbeitet an meinen Verſen . . . Ich laſſe mir jetzt Knebel's Briefwechſel vorleſen. Da hat mich eine Stelle als ſehr komiſch frappiert. Es iſt ein Brief Ramler's, worin der Gute angiebt, wie er es beim Dichten macht, wie er ſich erſt den Gedanken ſchriftlich exponiert, gleichſam ſceniert, und dann das Alles gehörig in Verſe und Reime bringt. Es iſt mir ſehr komiſch vorgekommen, dieſe poetiſche Receptierkunſt unſerer Väter. Und doch haben die Leute ein großes Verdienſt gehabt: ſie haben ihre Verſe ordentlich gearbeitet, ſie haben ein Studium aus ihrer Arbeit und aus dem Verſe gemacht. Die Romantiker hingegen, bei denen Alles aus der Urkraft urſprünglich wachſen ſollte, nun! bei Denen haben wir ja geſehen, was da gewachſen iſt." —

Da wir die einzelnen Abtheilungen des „Buches der Lieder" ſchon beim Entſtehen derſelben ziemlich ausführlich beſprachen, heben wir nur noch eine in mancher Hinſicht beachtenswerthe Kritik hervor, die ſich in Nr. 52 des Tübinger „Literatur-Blattes" vom 27. Juni 1828 findet, und — mit der Chiffre G. S. unterzeichnet — wahrſcheinlich von Guſtav Schwab herrührt. Es iſt die erſte zeitgenöſſiſche Kritik, welche vorherrſchend den humoriſtiſchen Charakter der Heine'ſchen Poeſie betont, obſchon das Weſen dieſes Humors auch hier Nichts weniger als richtig begriffen wird. Wir laſſen die Eingangsbetrachtungen unverkürzt folgen: „Der Schmerz der Poeſie über das alltägliche und konventionelle Leben äußert ſich entweder empfindſam oder humoriſtiſch. Den empfindſamen Schmerz hatte ſich bisher die Lyrik vorbehalten, und den Humor der höheren Komödie und dem Roman überlaſſen; nur einzelne Anklänge desſelben vernahm man ſeit Goethe in den Liedern des letzten halben Jahrhunderts; am natürlichſten und mildeſten ſprach er ſich in Uhland's lyriſchen Poeſien aus. Herr Heine aber iſt der Erſte, in deſſen Liederdichtungen jene weltverhöhnende Stimmung eines zerriſſenen Gemüthes Grundton

geworden ist, und zwar so, daſs sein Humor nicht etwa auf eine geheime Versöhnung hindeutet, sondern den Kontrast zwischen Poesie und Leben fast immer ohne Milderung recht grell und mit kalter Bitterkeit zur Anschauung bringt, und sich in ‚vergifteten‘ Liedern gefällt. So originell und vielleicht durch das Lebensschicksal des Dichters bedingt ein solches Bestreben erscheint, so wehethuend muſs es in die Länge werden, wenn immer nur der unselige Sieg des Lebens über die Poesie, und die unerbittliche Vernichtung des Idealen durch das Zufällige und Irdische dargestellt wird; und so leicht kann der immer in derselben Richtung wiederkehrende Witz und Hohn in eine ermüdende Manier ausarten. Zweierlei Mittel hat der Dichter gegen diese doppelte Gefahr; entweder das tiefe Gefühl, durch das jener Spott selbst mannigfaltig modificiert, durch das er zugleich, ohne es selbst zu wollen, rührend und weich wird; oder eine reiche Phantasie, die in beiden Gegensätzen eine unendliche Bilderwelt eröffnet, und dem Geiste auf diesem Wege ersetzt, was auf einem andern dem Gemüthe genommen wird. Das letztere Mittel steht Herrn Heine in vollem Maße zu Gebot, und wenn uns jener hartnäckige und einseitige Hohn, der sich häufig von allen tröstenden Gefühlen abkehrt, zuweilen eher Zweifel gegen seine Poesie, als Belege für dieselbe an die Hand giebt, so erhebt uns die Fülle und Eigenthümlichkeit seiner Phantasie wieder über diese Zweifel, und läſst uns einen wahren, ja einen ausgezeichneten Dichtergeist in ihm erkennen.“ „Jene Dissonanz,“ heißt es weiter unter Anführung zahlreicher Belege, „wird in den Liedern des Dichters eben mit Hilfe seiner Phantasie aufs mannigfaltigste dargestellt. Am effektvollsten löst sie sich in Grausen und Entsetzen auf. Bald stoßen wir auf Lieder, in denen der Liebende, durch die Braut beseligt, vor dem Altare steht, aber der Böse ist's, der sie traut; bald wird eine Jungfrau von einem fiedelnden Todtengerippe mit Walzermelodien zum Ball auf den Kirchhof gelockt; bald verdirbt eine Predigersfamilie auf dem Lande, der der Vater gestorben ist, in der Langenweile und Armuth. Oft zeigt sich die Dissonanz in der kalten Verzweiflung, und selten nur endet der Lebensmiſsmuth in einen mildern Schmerz, in eine milde Ironie oder in edeln Ernst. In seinem Elemente aber ist der Verfasser, wo

Digitized by Google

ſich die Verzweiflung in ein wild bewegtes Sinnenleben ſtürzt. Kaum hörbar mehr iſt jedoch die Diſſonanz in den Liedern aus der ‚Harzreiſe‘, in denen der Dichter einmal, ohne die Fratzen des Alltagslebens herbei zu zerren, der idylliſchen Wonne einer reinen, ſchöpferiſchen Phantaſie ſich ergiebt.“ Aehnliches wird manchen Gedichten der „Nordſee“ nachgerühmt, und die wohlmeinenden Schlusworte lauten: „Nur noch ein Wort an den Dichter über ſeine ganze beliebte Manier, die Elendigkeit des Alltagslebens immer, wo möglich, mit deſſen eigenſten Modeausdrücken darzuſtellen, und uns zur Vollendung des poetiſchen Kontraſtes den rechten Extrakt aus allem Quarke ſeiner Zufälligkeiten und willkürlichen Abgeſchmacktheiten zu geben. Dieſe Manier kann für den Augenblick großen Eindruck machen, und den vollkommenen Effekt des Lächerlichen hervorbringen: in hundert Jahren, nachdem zehn andere Hanswurſtsleben über die Bühne der Zeit gegangen ſein werden, wird dieſe Manier abgeſtanden, unverſtändlich, gelehrt erſcheinen, oder ſie wird, wie nachgedunkelte Farben eines Gemäldes, Eindrücke an unrechter Stelle hervorbringen. Und etwas Andres, was auf den wahren, niemals eiteln Dichter ſehr demüthigend wirkt, fängt Herr Heine bereits an zu erfahren. Nicht nur ein Narr macht ihrer zehn, ſondern in Deutſchland macht auch ein Dichter zehn Poeten, um ſo gewiſſer, je mehr er Manier hat. Und ſo muſs denn auch ſchon Herr Heine ſeine ganze Manier in einem dicken Bande von Gedichten, den wir nicht näher bezeichnen wollen [160]), recht täuſchend nachgemacht finden. Alle ſeine ſchönen, handgreiflichen Diſſonanzen: ſeine Ma foi's, ſeine blauen Huſaren, ſeine äſthetiſchen Theetiſche, ſeine Madame's und Aimable's und Miserable's und Passable's, Alles findet er dort recht täuſchend nachfabriciert. Doch tröſte er ſich, ſeine Dichterphantaſie, die in vielen ſeiner Lieder über die Manier geſiegt und dieſelbe oft ganz verdrängt hat, dieſe wird weder altern, noch nachgeahmt werden; nicht jene Manier, die vielleicht Mancher für das Originellſte an ſeiner Poeſie hält, ſondern dieſe Phantaſie wird ihm einen Platz unter unſern bleibenden, unter unſern originellen Dichtern aufbewahren.“

Wir ſagten vorhin, daſs auch dieſe ernſte, trotz des ein-

gestreuten Tadels sich von jeder absichtlichen Gehässigkeit frei haltende Kritik das Wesen des Heine'schen Humors nicht erkläre. Sie beruht im Gegentheil auf demselben Missverständnisse, das — freilich nicht ohne Mitschuld des Dichters — bis auf den heutigen Tag sich in den meisten Beurtheilungen seiner Werke wiederholt. Es ist völlig wahr, dass der Humor Heine's den Gegensatz zwischen Poesie und Leben, zwischen Ideal und Wirklichkeit fast immer mit greller Dissonanz zur Anschauung bringt, aber es ist irrig, zu glauben, dass sein Spott deßhalb gegen das Ideal selber gerichtet sei. Des bloßen Witzes wird man auf die Dauer satt, und der Reiz der Negation schwindet mit dem Anlass dazu. Nicht hierin liegt also der Zauber, den Heine's Gedichte üben, sondern, wie Karl Eitner in einem ungedruckten Buche bemerkt, „in dem Blicke, den uns der Dichter in die Kluft thun lässt, welche die Geister der Gegenwart von der Reinheit und Ganzheit des Lebens und seines Ideales trennt. Und das schneidende Hohnlachen dabei ist nicht so sehr das der bloßen Schadenfreude, als vielmehr des verzerrten Stoicismus, der uns den eigenen Schmerz verheimlichen will." Man erinnere sich nur recht lebhaft der Zeit, in welche das erste Auftreten des Dichters fiel. Die poetische Scheinwelt, welche die Romantiker mit dem Zauberstabe der Phantasie in die leere Luft gezeichnet hatten, war gleich einer Fata Morgana eben so schnell wieder verblasst, wie sie empor geflammt. Es rächt sich eben immer, wenn die Kunst ihre Ideale der Vergangenheit entnimmt und sich hochmüthig über die Bedürfnisse der Gegenwart hinwegsetzt. „Das Ideal," sagt Ernst Gnad in einem trefflichen, seither nur in den Spalten eines östreichischen Lokalblatts abgedruckten Aufsatze über den Charakter der Heine'schen Dichtung [161]), „findet sein Symbol an dem Epheu und braucht den Stamm der Wirklichkeit, um sich blühend empor zu ranken; von diesem getrennt, schleicht es matt am Boden hin, und wird gar bald von dem irdischen Fuß in den Staub getreten. Der wirre Märchenspuk, die bunte Sagenwelt, welche die Romantik wieder hervor zauberte, sie passten wohl für die kindlich naive Anschauung des Mittelalters mit ihrem Wunderglauben, aber der skeptische Geist des Jahrhunderts belächelte sie, wenn er sich auch für kurze Zeit an ihnen, w[illegible] w[illegible]

bunten Spielen, ergötzte. Die zarten, bebenden Klänge der romantiſchen Lyrik, dieſe Liederchen mit ihren blauen Veilchenaugen, mit ihrem Sinnen und Minnen, ſie widerſtrebten den unruhigen, fieberhaft erregten Gemüthern, die nach großen welthiſtoriſchen Begebenheiten lechzten. Die Romantiker ſangen von der entſchwundenen Größe des Reiches zur Zeit, da Deutſchland unter dem Druck der Franzoſenherrſchaft darniederlag und ohnmächtig an ſeinen Ketten riſs; ſie erfüllten die Welt mit Liedern voll religiöſer Schwärmerei zur Zeit, da die Philoſophie des Zweifels ſchonungslos an den Tempeln des Glaubens rüttelte; ſie ſtellten mit gläubigem Pathos Adel und Ritterthum den Zeitgenoſſen als Ideal hin, während die franzöſiſche Revolution die Idee der Gleichberechtigung der Menſchen mit blutigen Zügen in die Welt geſchrieben. Kurz, was ſie als Ideal aufwarfen, hatte das Zeitalter entweder überwunden, oder doch alle Begeiſterung dafür verloren. Die ewige Ritterthümelei, der beſtändige Singſang von Harniſchen und Burgfrauen, von ehrſamen Zunftmeiſtern und kecken Knappen, dies Wehmuthsgewimmer, dies Sinnen und Träumen, der religiöſe Somnambulismus dieſer Dichtkunſt miſsbehagte am Ende der Zeit, und man wandte ſich unwillig ab von den glänzenden Idealen einer Vergangenheit, die ſo grell von der flachen und troſtloſen Wirklichkeit abſtand. So hatten die romantiſchen Dichter gerade das Gegentheil von Dem erreicht, was ſie Anfangs bezweckten. Anſtatt die Poeſie wieder mit dem Leben auszuſöhnen, riſſen ſie die Kluft zwiſchen beiden noch tiefer, anſtatt die Menſchheit durch die Dichtkunſt aus der traurigen Gegenwart empor zu heben, mehrten ſie nur die verzehrende Sehnſucht nach den Heiligthümern, welche die Welt eingebüßt hatte. Sie ſelbſt aber fühlten nicht die tiefe Ironie, die in den Scheingeſtalten ihrer Dichtungen lag, ſondern gläubig und mit voller Liebe hingen ſie an ihren Idealen, und kümmerten ſich wenig darum, ob die Menſchheit dieſelben belächelte oder ihren Verluſt ſchmerzlich betrauerte. Aber es tritt nun eine andere Art der Dichtkunſt auf, die das vergebliche Bemühen aufgiebt, die dunklen Schatten des Lebens mit glänzenden Farben zu übermalen, die, weit entfernt, die Poeſie mit der Wirklichkeit zu vereinen, nur den ſchroffen Gegenſatz beider mit ſcharfen Zügen

hervorhebt. Dieſe, wie Julian Schmidt betont, ihrem innerſten Weſen nach peſſimiſtiſche Dichtung ſieht nur das Leben und ſeine Schmerzen, beleuchtet nur die Kehrſeite des Daſeins. Mit frevelnder Kraft wirft ſich dieſe Dichtung auf Alles, was dem Menſchen bisher hoch und heilig ſchien, und tritt es mit Füßen, wie ein zorniges Kind die Blumen zerſtampft, die es nicht zum Kranze zu binden vermag. Traurig, und im vergeblichen Ringen, die brennenden Ideale in den Geſtalten des Lebens zu verwirklichen, ſenkt die Poeſie die Fackel, und in ihrem düſtern Lichte erſcheint die Welt als eine unermeßliche Wüſte, wo nur Das vorhanden iſt, was nicht ſein ſoll. Die blauäugige Muſe der Romantik lockte Anfangs auch Heine in das alte Wunderland der Sagen und Märchen zurück; wie Engelskinder ſchwebten die vergeſſenen Bilder der Sehnſucht zu ihm herab und küſſten den Spott von ſeinen Lippen. In dem Gedichte: „Die Nixen“ (Bd. XVI., S. 286 [253]) ruht ein Ritter im Mondſchein am Strande, von bunten Träumen befangen; aus der Meerestiefe entſteigen die ſchönen Nixen und reihen ſich um ihn herum. Die Einen ſpielen mit ſeinem Harniſch, Andere nehmen neugierig das funkelnde Schwert von ſeiner Seite und laſſen es im Mondenſchein blitzen, wieder Andere küſſen ihn ſehnſüchtig auf Lipp' und Wange. Und der Ritter ſchließt die Augen und ſtellt ſich ſchlafend. Heine iſt ſelbſt dieſer ſchlafende Ritter, auch zu ihm kommen die vergeſſenen Nixen aus der Wunder- und Feenwelt, küſſen die Falten des Denkens von der zweifelnden Stirn, und nehmen ihm weg das ſcharf geſchliffene Schwert des Hohns. Der Schläfer weiß, daſs er träumt, daſs er nur die Augen zu öffnen braucht, und Nixen und Wunder ſind entſchwunden, aber der Traum iſt zu ſüß, um ihn ſo ſchnell zu zerſtören. Und ſo irrt Heine oft und gern mit verbundenen Augen durch den Zaubergarten der Romantik. Aber plötzlich reißt er die Binde ab, und durch die blumigen Räume ſchallt ein langes, gellendes, titaniſches Gelächter. Und dann fliehen die zauberhaft ſchönen Nymphen voll Entſetzen hinweg, vor Schreck erblaſſen die glühenden Roſen, und den Nachtigallen erſtirbt das ſüße Lied in der Kehle. Und Dies iſt das Heine'ſche Lachen, Dies ſeine vielberühmte, vielberufene, oftmals miſsverſtandene Ironie, um die es in der That ſeltſam beſtellt iſt.

Wenn uns Jemand, der nie geliebt hat, von der Liebe abräth, und uns von ihren Täuſchungen predigt, ſo können wir mit Achſelzucken antworten und vorübergehn; aber wir werden betroffen ſtehn bleiben vor Dem, welcher mit kaltem Hohne zertrümmert, was er unendlich geliebt hat und woran er noch immer mit voller Seele hängt; denn jene zarten und innigen Lieder, worin Heine's ganze Seele liegt, ſind meiſtens in jenem romantiſchen Stile gedichtet, den er ſo beißend verſpottet. Sie behandeln alle noch jene hergebrachten Stoffe von Nachtigall, Frühling, Liebe, Mondſchein ꝛc., und der Dichter iſt beſcheiden genug, einzugeſtehen:

Wenn der Frühling kommt mit dem Sonnenſchein,
Dann knoſpen und blühen die Blümlein auf;
Wenn der Mond beginnt ſeinen Strahlenlauf,
Dann ſchwimmen die Sternlein hinterdrein;
Wenn der Sänger zwei ſüße Aeuglein ſieht,
Dann quellen ihm Lieder aus tiefem Gemüth.
Doch Lieder und Sterne und Blümelein
Und Aeuglein und Mondglanz und Sonnenſchein,
Wie ſehr das Zeug auch gefällt,
So macht's doch noch lang' keine Welt.

Neu aber und von mächtiger Wirkung war die Satire, womit Heine dieſe zarten Liederblüthen vergiftete; neu war der kalte Spott, den er mit dieſen Empfindungen trieb, neu war der cyniſche Schluſs, den er auf ſeine innigſten Träume folgen ließ, wodurch, wie Karl Barthel bemerkt [162]), ſeine Gedichte oft ausſehen wie Engelsköpfe, die in Fratzen auslaufen. Und gerade in dieſer Ironie liegt ein Hauptgrund, weſshalb die Heine'ſchen Gedichte ſich einen ſo großen Leſerkreis erwarben. Man verſteht ſie jedoch gewöhnlich falſch, man ſieht in Heine's Lachen ein bloßes Mephiſtogelüſte, das ſich im Zerſtören aller Ideale gefällt, man glaubt gemeiniglich, daſs Heine die ſchönſten und tiefſten Gefühle abſichtlich hervorzaubere, um an ihnen nur ſeinen beißenden Witz zu üben. Und die große Menge von flachen, poeſieloſen Alltagsſeelen, ſie jubeln dem Dichter am meiſten zu und freuen ſich, wenn er die ihnen läſtigen Ideale mit Füßen tritt. Sie ſind es, gegen welche der Dichter jenes ätzende Epigramm richtet:

Selten habt ihr mich verſtanden,
Selten auch verſtand ich euch;
Nur wenn wir im Koth uns fanden,
So verſtanden wir uns gleich.

Und gewiſs, wer in der Heine'ſchen Ironie nur ein ſelbſtzufriedenes Lächeln ſieht, und das Seelenweh des Dichters über den Verluſt aller poetiſchen Ideale nicht herausfühlt, Der hat das innerſte Weſen der Heine'ſchen Dichtung nie begriffen. Befremdend iſt nun allerdings dieſes frivole Spiel, welches der Dichter mit der Poeſie treibt, dieſe Verhöhnung der Dichtung in ihrem eigenen Reiche, dieſer ewige Selbſtmord des Schönen. Und es wird noch befremdender, wenn wir die großen Dichter der Vergangenheit daneben halten, oder von den poſſierlichen Sprüngen der Heine'ſchen Muſe den Blick wenden zu Goethe's und Schiller's herrlicher Menſchlichkeit. Wie begegnet uns da die Achtung vor dem Menſchen und ſeiner edlern Seite, wie heilig und ernſt iſt das Streben in ihren Schöpfungen, wie innig der Glaube und die Hingebung an Alles, was ſie als Ideal erkannten! Hohen Prieſtern gleich ſaßen ſie vor dem heiligen Tempel der Kunſt und bewahrten die ſtolzen Götterbilder, die ſie geſchaffen, vor jeder Entweihung. Aber bei Heine ſcheint es, als ſpotte er des Menſchen und ſeiner heiligſten Seite, als ſpiele er mit ſeinen eigenen Gaben ſchöner Menſchlichkeit, als läſtere er die Poeſie durch die Poeſie, als fühle er ſich nur heimiſch im Spott und in der Verachtung. Nichts ragt hervor in Religion, in Kunſt, in Wiſſenſchaft und Leben, dem ſeine leichtfertige Muſe nicht die Schellenkappe ihres vernichtenden Witzes aufſetzte. Aber wenn man auch nicht leugnen kann, daſs Heine ſeinem Spotte manchmal allzufrei die Zügel ſchießen läſſt, und in der Verhöhnung des Falſchen auch viel Wahres und Ewiges mit zu Boden wirft, ſo darf man doch nicht vergeſſen, daſs es einer ſolchen zerſetzenden Ironie bedurfte, um unſere Dichtung und unſer geiſtiges Leben vor der Verflachung zu retten, in welche die Verirrungen der Romantiker beide gebracht hatten. Es galt, den Blick wieder frei zu machen von den Luftſchlöſſern und Wahngebilden, durch welche uns die Ausſicht in die geſunde Natur verſperrt worden war; wir muſſten es lernen, die falſchen Ideale zu belächeln,

um die wahren zu erkennen. Daſs eine Dichtung, welche dieſen Zweck verfolgt, nur ſkeptiſch, nur zerſtörend ſein kann, daſs ihr eigentlicher Charakter die Ironie ſein muſs, liegt auf der Hand. Darum hat die Heine'ſche Dichtung für jene Zeit ihre vollkommene Berechtigung, und Viſcher bezeichnet ſie treffend als die Auflöſung, als den Verweſungsproceſs der deutſchen Romantik. Aber es iſt durchaus unrichtig, aus dieſer Ironie den Schluſs zu ziehen, als fühlte Heine ſelbſt nichts Edles in ſich, als gäbe es für ihn nichts Heiliges, nichts Ideales, weil er Das belächelte, was ſeinen Zeitgenoſſen als Solches erſchien, und woran er noch oft in ſeinen Träumen mit ſehnſüchtiger Liebe hängt. Was er belächelt, iſt nicht die Idealität ſelbſt, ſondern nur die falſchen Ideale; was ſeine Ironie zerſtört, iſt nicht die echte, ewig ſchaffende Poeſie, ſondern nur die ſchwindſüchtige, innerlich kranke Romantik. Eine neue Zeit dämmert vor ſeinem Blick empor; was ihre Schritte hemmt, wirft er ſchonungslos bei Seite, und wenn er dabei oft ſeine Zeitgenoſſen in ihren heiligſten Empfindungen verletzt, ſo darf man nicht vergeſſen, daſs er eben ſo wenig ſich ſelber verſchont. Wer kennt nicht das Gedicht „Seegeſpenſt" aus dem Cyklus „Die Nordſee"? Aus welch tiefer Empfindung quillt nicht dies wunderſame Bild einer verſunkenen mittelalterlichen Stadt, mit dem wimmelnden Marktplatz und dem treppenhohen Rathhaus mit den ſteinernen Kaiſerbildern; wie taucht nicht vor unſerer Phantaſie die verſchwundene Zeit auf, dieſe feſtlich geſchmückten Menſchen, dieſe ſeidenrauſchenden Jungfrauen mit den Blumengeſichtern, die bunten Geſellen in ſpaniſcher Tracht, die alten Dome des Mittelalters mit ihrem Glockengeläute und rauſchenden Orgelton. Und mitten durch das wimmelnde Menſchengetriebe drängt's den Dichter mit wieder erwachter Sehnſucht zu einem alten ſtillen Hauſe; da ſitzt eine vergeſſene Liebe, ein blaſſes trauerndes Mädchen; und der Dichter will mit ausgebreiteten Armen vom Bord des Schiffes hinabſtürzen an ihr Herz — aber „Doktor, ſind Sie des Teufels?" ruft der Kapitän, weg iſt Traum und Poeſie, und die nackte Proſa des Lebens ſteht gähnend vor uns. Kopfſchüttelnd fragen wir: Treibt der Dichter Spott mit uns und mit ſeinen eigenen Empfindungen? Wozu dieſer Aufwand von Phantaſie und Gemüths-

tiefe um eines Witzes willen? Iſt Das nicht Verrath an der Poeſie? Iſt Das nicht Verhöhnung der edelſten Gabe der Menſchheit? Gemach, ihr vorſchnellen Tadler! Das Gefühl, woraus jenes Gedicht entſpringt, die Sehnſucht nach dem ſchmerzlich verlorenen Liebestraum ſeines Herzens, iſt wahr und aus tiefſter Seele kommend; aber neben dem Dichter ſteht der Kapitän, die nackte Handelsproſa des Lebens, und hält ihn beim Fuße. Was begreift Der von der tiefen Sehnſucht, welche den Dichter nach der zauberiſchen Meerestiefe hinunter zieht? er ſieht nur die Gefahr, in welcher der excentriſche Paſſagier ſchwebt, und die Tollheit ſeines wunderlichen Treibens. Und Heine reißt ſich gewaltſam los von ſeinen liebſten Erinnerungen, und während ſein Auge noch ſehnſüchtig auf ihnen haftet, quillt ihm vom Munde der alte zerſtörende Spott [163]). Und ſo iſt ſeine Seele in ewigem Widerſtreit zwiſchen der idealen Gluth ſeiner Empfindung und der ſchneidenden Kälte ſeines zerſetzenden Verſtandes. Jene zieht ihn machtvoll zurück nach den lieblichen Bildern der Romantik, dieſer reißt ihn hinweg zur flachen Wirklichkeit; jene weiſt ihn in die einſame Stille des Herzens, dieſer auf die Gegenwart und ihre Bedürfniſſe; jene lullt ihn mit ſüßen Tönen in ſehnſüchtige Träume von vergangener Zeit, dieſer drängt ihn zur Welt, zur Menſchheit, zur That. Und dieſen für Heine ſo bezeichnenden innern Streit zweier widerſtrebender Welten müſſen wir uns ſtets vor Augen halten, wollen wir über ſeine Dichtungsweiſe kein ſchiefes Urtheil fällen und erklären, was ſonſt unerklärlich bliebe: wie oft die in einigen Gedichten ausgeſprochenen ſchönſten Gefühle durch andere Gedichte, die daneben ſtehen, gradezu Lügen geſtraft werden. Beide Gegenſätze wurzeln in Heine's Seele, ſein Spott iſt in den meiſten Fällen ſo wahr wie ſeine Rührung, ſeine Sehnſucht ſo tief gefühlt wie ſeine Ironie. Denn mit der Bemerkung, daſs es dem Dichter mit ſeinen Empfindungen niemals Ernſt, mit dem Vorwurf, daſs ſeine Poeſie eine Poeſie der Lüge ſei, iſt für das Verſtändnis der Heine'ſchen Dichtung Wenig gewonnen; auch widerſpricht dieſe Annahme dem innerſten Weſen einer Dichterſeele — kein echter Dichter, am wenigſten ein lyriſcher, treibt vorſätzlich Spott mit ſeinen tiefſten Empfindungen. Wir müſſen immer feſthalten, daſs in Heine's

Poeſie zwei Perioden gekennzeichnet ſind, die Periode der in ſich zerfallenden Romantik, und die Anfänge einer neuen Poeſie der Zukunft. Die Richtſchnur für dieſe neue Dichtkunſt feſtzuſtellen, für die erblaſſten Ideale der Vergangenheit neue große Ideale der Zukunft zu ſchaffen, dazu war Heine's Talent zu wenig großartig angelegt, und die Zeit, in der er lebte, zu wenig geeignet, einem ſolchen Streben ſicheren Halt zu bieten; andrerſeits war Heine ſelbſt noch zu tief in den Traditionen der romantiſchen Dichtung befangen, von welchen er ſich, wenn auch oft gewaltſam, loszureißen ſucht, und aus dieſem Drange erklärt ſich der ewige Widerſtreit in ſeinen Dichtungen. Wenn man alſo von Heine ſagen kann, er glaube und liebe nur, um ſeinen Glauben und ſeine Liebe zu zerſtören, ſo gilt Dies nur in den Fällen, wo er Glauben und Liebe als krankhaft erkennt. Dann wird, wie auch Julian Schmidt einräumt[164]), „ſein Witz eine Schutzwaffe, um übermächtige Empfindungen und Ideen von ſich abzuwehren"; niemals vielleicht iſt die Empfindung des Heiligen ſo lebhaft in ihm, als wenn er alle Kobolde der Unterwelt heraufbeſchwört, es zu zerſtören, niemals vielleicht iſt ſein Gefühl tiefer und inniger, als wenn er es durch bitteren Spott von ſich abzuwehren ſucht:

O, dieſer Mund iſt viel zu ſtolz,
Er kann nur küſſen und ſcherzen,
Er ſpräche vielleicht ein höhniſches Wort,
Während ich ſterbe vor Schmerzen.

Was Heine in der Schrift über die Romantiſche Schule (Bd. VI, S. 231) von dem Dichter Sterne ſagt, Das kann man füglich auf ihn ſelbſt anwenden: „Er war das Schoßkind der bleichen tragiſchen Muſe. Einſt, in einem Anfall von grauſamer Zärtlichkeit, küſſte Dieſe ihm das junge Herz ſo gewaltig, ſo liebeſtark, ſo inbrünſtig ſaugend, daſs das Herz zu bluten begann und plötzlich alle Schmerzen dieſer Welt verſtand und von unendlichem Mitleid erfüllt wurde. Armes junges Dichterherz! Aber die jüngere Tochter Mnemoſyne's, die roſige Göttin des Scherzes, hüpfte ſchnell hinzu und nahm den leidenden Knaben in ihre Arme, und ſuchte ihn zu erheitern mit Lachen und

Singen, und gab ihm als Spielzeug die komiſche Larve und die närriſchen Glöckchen und küſſte begütigend ſeine Lippen, und küſſte ihm darauf all' ihren Leichtſinn, all ihre trotzige Luſt, all ihre witzige Neckerei. Und ſeitdem geriethen ſein Herz und ſeine Lippen in einen ſonderbaren Widerſpruch; wenn ſein Herz manchmal ganz tragiſch bewegt iſt, und er ſeine tiefſten blutenden Herzensgefühle ausſprechen will, dann, zu ſeiner eignen Verwunderung, flattern von ſeinen Lippen die lachend ergötzlichſten Worte."

Dies ſeltſame Gemiſch einer von Schmerz durchdrungenen Komik, dies Lächeln unter Thränen iſt in der That die beſondere Eigenthümlichkeit der Heine'ſchen, wie jeder humoriſtiſchen Dichtung. Keiner unter den neueren Aeſthetikern hat ſich treffender hierüber ausgeſprochen, als Adolf Zeiſing in ſeinen „Aeſthetiſchen Forſchungen" (S. 449 ff.). Vor Allem gehört hieher, was er über jene Modifikation des Humoriſtiſchen bemerkt, die von ihm als das „Düſter-Humoriſtiſche" oder das „Sentimental-melancholiſch-Bizarre" bezeichnet wird: „Der Proceſs des düſtern Humors beginnt ſogleich mit einer tragiſchen Weltanſchauung. Er erkennt, daſs die Welt inmitten ihrer Größe, Schönheit und Herrlichkeit dennoch voller Thorheiten und Widerſprüche iſt, daſs Alles, was in ihr zu grünen und zu blühen ſcheint, ſchon den Wurm des Todes in ſich trägt, weil Alles, was entſteht, werth iſt, daſs es zu Grunde geht; daſs auch der Menſch, der ſich den Herrn der Schöpfung nennt, Nichts iſt, als der Spielball einer unwiderſtehlich abſoluten Gewalt, der ſich Objekt und Subjekt gleich unbedingt unterwerfen müſſen. Bis hieher iſt die Empfindung eine rein tragiſche; es iſt der Grundgedanke, der ſich durch alle Tragödien hindurchzieht. Aber der Humor bleibt nicht dabei ſtehen. Er ſchließt weiter: Nun denn, wenn die Welt ein ſo jammervolles, zerbrechliches, werthloſes Ding iſt, dann iſt ſie auch nicht werth, darüber eine Thräne zu vergießen, ja nicht einmal werth, ſie zu haſſen oder zu verachten. Das einzig Vernünftige iſt, ſie als Das zu nehmen, was ſie iſt, d. i. für ein Nichts, für den abſoluten Widerſpruch, und über den kann man nur lachen. Hiemit ſchlägt der tragiſche Schmerz zur komiſchen Luſt um, doch auch dieſe vermag ſich nicht zu behaupten. Der Humoriſt fühlt, daſs er mit der Welt auch ſich ſelbſt vernichtet,

ſein Lachen ſchallt ihm aus dem leeren Schattenbilde, in das ſie ſich für ihn verwandelt, hohl und geſpenſtiſch entgegen, er erkennt, daſs ſie ihm doch mehr geweſen, als er glaubte, daſs er nur in ihr und mit ihr exiſtieren kann. Er will ſich ihr daher wieder hingeben, wirft ſich ihr mit doppelter Liebe, Sehnſucht und Inbrunſt an die Bruſt; aber kaum iſt er zu ihr zurückgekehrt, kaum beginnt er damit, ſich ihre Schönheit und Vollkommenheit zu vergegenwärtigen, ſo ſchaut ſie ihm ſchon wieder mit demſelben trüben Angeſicht als ein Inbegriff von Leiden, Schmerzen und Qualen entgegen, und er ſieht ſich wieder von derſelben unwiderſtehlichen Gewalt in die tragiſche Weltanſchauung hineingeriſſen.“ Mit Recht indeſſen bemerkt Zeiſing, daſs der Humor in den Heine'ſchen Liedern gewöhnlich einen Gang vom Düſtern zum Heitern nimmt: „Er deckt erſt mit der Miene des Weltſchmerzes die Widerſprüche und Wehen des Lebens auf, und macht zuletzt einen Witz darüber.

Mein Herz, mein Herz iſt traurig,
Doch luſtig leuchtet der Mai . . .

So beginnt er, den Widerſpruch zwiſchen der lachenden Außenwelt und der düſtern Innenwelt bloßlegend; und wenn er im Folgenden ſich Mühe giebt, die Schönheit der Außenwelt in ſich aufzunehmen, ſo bringt er es doch nicht weiter, als zu einer trockenen Aufzählung der einzelnen Gegenſtände, die in ihrem bunten Durcheinander von Landhäuſern und Gärten und Menſchen und Ochſen und Wieſen und Wald erſt recht zeigen, wie unerſprießlich und innerlich nichtig die Welt iſt, wenn es an einem friſchen, empfänglichen Herzen, einem das Einzelne zuſammenfaſſenden Subjekte fehlt. Durch das ganze Gedicht bis zum Ende zieht ſich alſo die düſtere tragiſche Weltanſchauung, daſs Herz und Welt, Subjekt und Objekt, gleich traurig ſind, wenn ſie mit einander in Widerſpruch ſtehen, wenn ſie ſich nicht zu einem Höheren, Abſoluten vereinigen. Dieſer Gedanke treibt ihn bis zum Wunſche, in dieſer Nichtigkeit auch vom Schein-Etwas befreit zu werden; — in demſelben Moment aber, wo dieſer Wunſch auftaucht, empfindet er in ſich wieder eine Ueberlegenheit über die Welt und ſich ſelbſt, er fühlt, daſs er nicht

wünſchen könnte, vernichtet zu werden, wenn er nicht Mehr als ein Nichts wäre, er wird ſich ſeiner Poſitivität, der Unwahrheit ſeines Wunſches bewuſſt, und ſo verwandelt ſich für ihn das Schluſsmoment des tragiſchen Gedankenganges in den komiſchen Paſſus:

Am alten grauen Thurme
Ein Schilderhäuschen ſteht;
Ein rothgeröckter Burſche
Dort auf und nieder geht.

Er ſpielt mit ſeiner Flinte,
Die funkelt im Sonnenroth,
Er präſentiert und ſchultert —
Ich wollt', er ſchöſſe mich todt!

deſſen Komik ſich freilich mit der Tragik ſo eng verſchmilzt, daſs ſich die einzelnen Ingredienzien nicht mehr unterſcheiden laſſen, wodurch eben das Komiſche aufhört, ein bloß Komiſches zu ſein, und zum Humoriſtiſchen wird."

Wir werden nach Alledieſem kaum mehr fragen, weſshalb Heine ſeine Ideale nicht in einer Gegenwart zu finden vermochte, die ihm und den beſten ſeiner Zeitgenoſſen in ſo troſtloſem Lichte erſchien. Die brennende Sehnſucht nach einer Wiederherſtellung des verlorenen Einklangs zwiſchen Poeſie und Leben iſt, wie bei den Romantikern, ſo auch bei Heine der Grundton aller ſeiner Lieder, der bald in klagenden Mollaccorden unſre Seele zu ſympathiſcher Trauer ſtimmt, bald in ſchrillen Diſſonanzen uns die Widerſprüche zwiſchen Ideal und Wirklichkeit aufs ſchärfſte empfinden läſſt. Aber ob der Dichter aus den „Unbehagniſſen und Ekelthümern der heutigen Weltordnung" in die geträumte Herrlichkeit des romantiſchen Wunderlandes oder in den „leuchtenden Menſchenfrühling von Hellas" flüchte, oder Troſt ſuche in der ahnungsvollen Viſion einer Zukunft, wo die leiderlöſten Menſchen wie ſchöne Götter durch den heſperiſchen Garten des Lebens wandeln: ſeine Lieder ſind, wie es in den Eingangsſtrophen zur „Heimkehr" heißt, doch eben nur ein ermuthigender Aufſchrei, durch welchen das beklommene Gemüth ſich in der

finſteren Zeit von ſeiner Angſt zu befreien ſucht. Und ein Fortſchritt gegen die frühere romantiſche Periode lag ſicherlich in dieſer Heine'ſchen Poeſie, die, von der Gegenwart unbefriedigt, dennoch ſtets von ihr ausgeht und ſtets zu ihr zurückkehrt, wenn ſie auch das Ideal der Schönheit und edlen Menſchlichkeit nicht in ihr verwirklicht ſieht, und durch die Widerſprüche des Lebens jeden Augenblick in ihrem begeiſterten Aufſchwunge gehemmt wird. Denn, wie Ernſt Gnad ſeinen vorhin erwähnten Aufſatz ſchließt, „Heine war im Grunde genommen empfänglich und begeiſtert für alles Große und Schöne, und wer das Gegentheil behauptet, kennt ihn nur von ſeinen Schwächen. Wenn wir aber Deſſen ungeachtet in ihm ſo Viel des Gemeinen und Schmutzigen finden, wenn ſein herrliches Talent auf halbem Wege ſtehen blieb, ſo fällt Dies zum großen Theil ſeinem Zeitalter zur Laſt, in deſſen Stickluft das Feuer der Liebe, das ſein Herz durchglühte, keine Nahrung fand. Denn wo das Leben Großes und Edles bietet, da ſtrömt es auch vom Dichtermund. Die Poeſie iſt immer ein Spiegel der Zeit, und die Griechen nannten darum ihre Dichter Propheten. Wenn unfertige Dichterlinge uns in allen Tonarten von ihren eingebildeten Leiden und von ihrem Weltſchmerz vorjammern, ſo können wir getroſt darüber lächeln; aber wenn unſre begabteſten Talente in Einen Weheruf einſtimmen über die poeſieloſe Gegenwart, ſo dürfen wir nicht gleichgültig daran vorüber gehen, ſondern müſſen uns die ernſte Frage ſtellen, was der menſchlichen Geſellſchaft noth thut, um ſich zu läutern und zu veredeln. Nur dann, wenn unſere Dichter nicht mehr aus längſt entſchwundenen Zeiten ihre Ideale ſuchen, ſondern dieſe wie friſche Blumen aus dem grünen Boden des Lebens ſelbſt empor ſprießen werden, dann erſt können wir eine neue große Zeit der Dichtkunſt erwarten, in welcher der ſchroffe Gegenſatz zwiſchen Ideal und Wirklichkeit zur Verſöhnung kommt."

# Viertes Kapitel.

## In München.

Wir wiſſen, daſs Heine bei ſeiner Abreiſe nach England geringe Luſt hatte, nach Deutſchland, insbeſondere nach Hamburg, zurück zu kehren. Beſtimmte Pläne für die Zukunft hatte er jedoch ſo wenig damals, wie zur Zeit ſeines Aufenthaltes in Hamburg und Lüneburg, gefaſſt. Er lebte einſtweilen in den Tag hinein, und richtete höchſtens gelegentlich an dieſen oder jenen Freund eine vage Andeutung, was er demnächſt zu thun oder wo er den Winter zu verleben gedenke. Seit Eduard Gans eine Profeſſur in Berlin erhalten, klammerte auch Heine ſich immer noch an die unbeſtimmte Hoffnung einer Staatsanſtellung in Preußen, und in ſeinem erſten Briefe aus London legte er, wie wir ſahen, Varnhagen dieſen Wunſch ſofort wieder ans Herz. Gleichzeitig jedoch ſchrieb er dem Freunde: „Wenn Sie in Korreſpondenz mit Cotta ſind, ſo fragen Sie ihn doch, ob er mich für ſein ‚Morgenblatt‘ hier oder in Paris beſchäftigen will. Aber Dieſes müſſten Sie bald thun. Verſteht ſich von ſelbſt, daſs er etwas ſtark honorieren müſſte, wenn ich etwa für ihn länger in England bleiben ſollte.“ Varnhagen befolgte ungeſäumt dieſen Wink. Der zweite Band der „Reiſebilder“ hatte, wo möglich, noch größeres Aufſehen als der erſte erregt, Heine's Anweſenheit in London war in engliſchen und deutſchen Tagesblättern unter anderen wichtigen politiſchen Nachrichten angezeigt worden, und der alte Baron Cotta, der hochgebildete Freund

und Verleger unſrer Dichterheroen der klaſſiſchen Zeit, verkannte nicht den Gewinn, der ihm aus der Verbindung mit einem ſo vielverheißenden jungen Schriftſteller erwachſen könne. Er forderte daher Letzteren nicht allein zur Einſendung von Aufſätzen für das „Morgenblatt“ auf, die er glänzend zu honorieren verſprach, ſondern ließ nebenher durchblicken, daſs er Heine's Thätigkeit auch an andere publiciſtiſche Unternehmungen ſeines Verlages zu feſſeln, namentlich ihn für die beabſichtigte zeitgemäße Umgeſtaltung der früher von Poſſelt und Murhard geleiteten „Allgemeinen politiſchen Annalen“ zu intereſſieren wünſche.

Die Ausſicht auf ein beſtimmtes journaliſtiſches Engagement ſcheint den Dichter Anfangs mehr in Erſtaunen und Verlegenheit geſetzt, als ihm ſonderliche Befriedigung gewährt zu haben. Unſchlüſſig hin und her ſchwankend, rühmt er ſeinem Freunde Merckel (Bd. XIX, S. 308) zwar den „offnen ſüddeutſchen Brief“ und das freundliche Entgegenkommen Cotta's, fügt aber ſogleich bedenklich und abwehrend hinzu: „Es iſt mir nichts Neues, daſs mir von dorther viel Anlockendes zukam. Ach, ich bin gefeſſelt an Norddeutſchland. Ein ſchöner Gedanke, Liberalenhäuptling in Baiern zu werden! Aber ach, ich bin krank, ruiniert und gefeſſelt.“ Einige Zeilen weiter heißt es: „Geſtern dachte ich, ob ich nicht einige Aufſätze über England fürs ‚Morgenblatt‘ ſchreiben ſoll. Aber Das iſt auch nicht der Mühe werth. Ich muſs mich darin politiſch zähmen, und die Sachen verlören ihr Intereſſe, wenn ich ſie als Buch wieder abdruckte.“ Am Schluſſe des Briefes beſinnt ſich Heine abermals eines Andern: „Cotta werde ich ſeiner Zeit zu benutzen wiſſen. Ich will einige Aufſätze fürs ‚Morgenblatt‘ ſchreiben, aber Nichts über England.“ Obſchon auch dies Verſprechen unerfüllt blieb, und Heine die Antwort auf Cotta's Propoſitionen monatelang hinausſchob, erhielt er doch von Dieſem und von Dr. Friedrich Ludwig Lindner inzwiſchen den erneuten Antrag, die Redaktion der „Politiſchen Annalen“ gemeinſchaftlich mit Letzterem zu übernehmen. „Auch an Lindner hab' ich noch nicht geſchrieben,“ berichtet Heine am 20. Auguſt 1827 von Norderney aus an Merckel (Ebd., S. 314); „es ſoll aber nächſtens geſchehen. Cotta hat mir ſehr liberale Vorſchläge gemacht. Indeſſen, ich gehe

auf Nichts ein, und will ihm auch nicht früher antworten, bis ich mich in Hamburg mit dir darüber besprochen."

Mitte Oktobers entschloss Heine sich endlich, den ihm von Cotta gestellten Anträgen zu folgen — nicht so sehr weil ihn die seiner harrende Aufgabe der Leitung einer renommierten politischen Zeitschrift zu erhöhter Anspannung seiner geistigen Kräfte gereizt hätte, sondern vielmehr weil er der finanziellen Abhängigkeit von den Launen des reichen Oheims eben so müde wie des Hamburger Lebens war, und in München Ruhe und Erholung zu finden hoffte. Die kurze Zeit seines diesmaligen Aufenthaltes in Hamburg hatte ihm zudem unerwartete Gemüthsaufregungen gebracht. Wie A. W. von Schlegel und Professor Zimmermann, die ihrer Bewunderung — Ersterer in einer besonderen Broschüre, Letzterer in seinen „Neuen dramaturgischen Blättern" — öffentlichen Ausdruck gegeben, hatte auch Heine durch das naturwahre Spiel der schönen Therese Peche, die er in drei ihrer vorzüglichsten Rollen, als Julie, als Cordelia und als Estrella im „Stern von Sevilla", auftreten sah, sich mächtig ergriffen gefühlt, und der günstige Eindruck ihrer Erscheinung auf der Bühne war durch persönliches Bekanntwerden mit der anmuthigen Künstlerin noch verstärkt worden. Sogleich aber beeilten sich klatschhafte Zungen, den flüchtigen Verkehr des Dichters mit der jungen Schauspielerin zu einer ernstlichen „Liebschaft" zu stempeln. Heine erwähnt dieses Geredes beiläufig in einem Briefe an Varnhagen [165]): „Es heißt in Hamburg, ich sei in die Schauspielerin Peche verliebt, sterbensverliebt. Zwei Leute wissen, dass es nicht der Fall sein kann — ich und Frau von Varnhagen." So ganz ohne aufkeimendes, gewaltsam ersticktes Herzensinteresse scheint der Umgang Heine's mit Therese Peche jedoch nicht geblieben zu sein; denn am 7. November schrieb er von Kassel aus seinem Freunde Merckel: „Du begreifst wohl, warum ich dich vor meiner Abreise nicht nochmals aufsuchte. Nächst dem leidigen Abschiednehmen fürchtete ich deine Ueberredung zum Dortbleiben. Der Stern von Sevilla hätte mein Unstern werden können." Der Eifer, mit welchem Heine sich des künstlerischen Rufes der einundzwanzigjährigen Schauspielerin ihren Widersachern gegenüber annahm, zog ihm auch später noch

manche Ungelegenheit zu. In einem Briefe an Merckel beſchwert er ſich, daſs der Freund ihn bei ſeinen Hamburger Bekannten und bei der jungen Dame ſelber durch das aus der Luft gegriffene Verſprechen blamiere, als ob er für ihren Ruhm journaliſtiſch einzutreten geſonnen ſei; die herabwürdigende Weiſe, in welcher ihres Spiels bald darauf in einer Hamburger Korreſpondenz des „Morgenblattes" gedacht wurde, bewog ihn jedoch in der That, bei Gelegenheit einer Recenſion der erſten Aufführung des Michael Beer'ſchen „Struenſee" im ſelben Blatte den Namen der Demoiſelle Peche den glänzendſten Sternen am Theaterhimmel jener Zeit anzureihen (Bd. XIII, S. 263).

Am 19. Oktober 1827 — kurz bevor Heine Hamburg verließ, und juſt zu derſelben Zeit, als dort das Gerücht ſeines intimen Verhältniſſes zu der ſchönen Bühnenkünſtlerin den neueſten Geſprächsſtoff der männlichen und weiblichen Klatſchbaſen abgab — ſollte der Dichter die unvergeſſene, in zahlloſen Liedern beſungene Jugendgeliebte zum erſten Male ſeit ihrer Verheirathung wiederſehn. In wie bittere Stimmung ihn dieſe Begegnung verſetzte, ſagen uns die Worte, mit denen er das Ereignis an Varnhagen berichtet. „Ich bin im Begriff," ſchreibt er, „dieſen Morgen eine Frau zu beſuchen, die ich in elf Jahren nicht geſehen habe, und der man nachſagt, ich ſei einſt verliebt in ſie geweſen. Sie heißt Madame Friedländer aus Königsberg, ſo zu ſagen eine Kouſine von mir. Den Gatten ihrer Wahl hab' ich ſchon geſtern geſehen, zum Vorgeſchmack. Die gute Frau hat ſich ſehr geeilt, und iſt geſtern juſt an dem Tage angelangt, wo auch die neue Ausgabe meiner ‚Jungen Leiden' von Hoffmann und Campe ausgegeben worden iſt. — Die Welt iſt dumm und fade und unerquicklich, und riecht nach vertrockneten Veilchen. — Ich aber bin Herausgeber der Politiſchen Annalen; außerdem bin ich feſt überzeugt, daſs die Eſel, wenn ſie unter ſich ſind und ſich ausſchimpfen wollen, ſo ſchimpfen ſie ſich ‚Menſch'. — Aergert dich dein Auge, ſo reiß es aus, ärgert dich deine Hand, ſo haue ſie ab, ärgert dich deine Zunge, ſo ſchneide ſie ab, und ärgert dich deine Vernunft, ſo werde katholiſch. — Im neuen Bedlam in London habe ich einen wahnſinnigen Politiker geſprochen, der mir geheimnisvoll vertraut

hat, der liebe Gott ſei eigentlich ein ruſſiſcher Spion. Der Kerl ſoll Mitarbeiter werden bei meinen politiſchen Annalen.“ Obgleich es uns, außer dieſem melancholiſchen Briefe, an weiteren Zeugniſſen über die Begegnung Heine's mit ſeiner Jugendgeliebten gebricht, dürfen wir eben aus dieſem Mangel wohl ſchließen, daſs die kaum vernarbte Herzenswunde durch das unerwartete Wiederſehen nicht aufs Neue mit alter Heftigkeit zu bluten begann. Zeit und Vernunft hatten ihre beſchwichtigende Macht geübt, der Schmerz hatte ſich ausgeweint, und männlicher Stolz ſchloſs fortan der weichlichen Klage die Lippen. —

Auf der Durchreiſe nach München verweilte Heine vier Tage im Hauſe ſeiner Eltern zu Lüneburg. In Göttingen beſuchte er ſeinen alten Lehrer, den Hofrath Sartorius, und traf am 1. November in Kaſſel ein, wo er ſich in ſchlechteſter Laune eine Woche lang aufhielt. „Es iſt ein niederträchtig Wetter,“ ſchloſs er einen von dort aus an Merckel gerichteten Brief, „und ich hab' ehrlich die ſchönſte Jahrzeit verſtreichen laſſen. Herbſtnebel, dürre Bäume, frierende Geſichter, naſſe Wege und ein liebemüder Menſch, der ſich zufällig nennt H. Heine.“ In Kaſſel machte er die Bekanntſchaft der Brüder Grimm. Jakob und Wilhelm waren auf der dortigen Bibliothek angeſtellt; der jüngſte Bruder, Ludwig, hatte ſchon einen großen Ruf durch ſeine mit der Radiernadel gefertigten Zeichnungen erlangt, und bewog Heine, ihm zu ſitzen. Das fein ausgeführte Porträt iſt ein Meiſterſtück der Radierkunſt, obſchon die Züge reichlich idealiſiert ſind und einen beſtimmteren Charakter tragen, als er ſich jemals in Heine's Geſicht ausprägte. Es iſt dies das einzige vollſtändig en profil gezeichnete Bild des Dichters; die Naſe erſcheint ſtärker — faſt jüdiſch — gebogen, die Stirn fällt ſchräger zurück, als auf irgend einem andern Porträt. Das ſonſt immer glatt anliegende Haar iſt in Locken à la Byron gekräuſelt; auch der nachläſſig auf die Hand geſtützte Kopf, das weiche, rundliche Kinn und der mißmüthige Blick des viel zu großen, himmelwärts gerichteten Auges erinnern an den brittiſchen Lord, mit welchem ſich Heine damals nicht ungern vergleichen ließ. Als Unterſchrift trägt das Bild, entſprechend der weltſchmerzlichen Haltung der ganzen Figur, die Anfangszeilen des auf der Reiſe gedichteten Liedes:

Verdroſſnen Sinn im kalten Herzen hegend,
Schau' ich verdrießlich in die kalte Welt [167]).

In Frankfurt am Main ließ Heine ſich durch den anregenden Verkehr mit Ludwig Börne drei Tage lang feſthalten. Schon während ſeines Aufenthaltes in Berlin war er durch Varnhagen von Enſe und Rahel, zu deren Lieblingsſchriftſtellern Börne zählte, mit den in der „Wage“ und in den „Zeitſchwingen“ abgedruckten Aufſätzen des Letztern bekannt geworden. Voller Bewunderung für die Originalität, die Wahrheitsliebe und den edlen Charakter, der ſich in jenen Abhandlungen ausſprach, hatte er den Verfaſſer ſeitdem nicht aus dem Geſichte verloren, und beeilte ſich, ihm in Frankfurt ſeinen Beſuch abzuſtatten. Börne befand ſich damals vielleicht in der zufrieden behaglichſten Stimmung ſeines unruhvollen Lebens. Die aufreibenden Kämpfe mit einem deſpotiſchen, konſervativ geſinnten Vater, der ihn bei Lebzeiten ſehr knapp gehalten und ihn wider Neigung und Ueberzeugung in die diplomatiſche Karrière hatte drängen wollen, waren durch den kürzlich erfolgten Tod Desſelben beendet. Im ererbten Beſitz eines anſehnlichen Vermögens, ſah Ludwig Börne jetzt einer ſorgloſen, unabhängigen Zukunft entgegen; die reizbare Laune, in welche ihn ein mehrjähriges Kränkeln verſetzt, war nach Herſtellung ſeiner Geſundheit einem harmloſen Humor gewichen, der im Geſpräche mit Gleichgeſinnten die Raketen des Witzes wie ein brillantes Feuerwerk leuchten ließ, und die ſteigende Anerkennung ſeiner ſchriftſtelleriſchen Thätigkeit ſpornte ihn zu rüſtigem Schaffen. Er hatte ſo eben den Plan zu einer Sammlung ſeiner in Zeitſchriften verſtreuten Arbeiten gefaſſt, und Heine's Rath veranlaſſte ihn, bald darauf nach Hamburg zu reiſen und ſich mit Julius Campe über die Herausgabe ſeiner Schriften zu verſtändigen. Heinrich Heine referiert in ſeinem Buch über Ludwig Börne ausführlich die Geſpräche, welche Dieſer in Frankfurt mit ihm gewechſelt. Der innere Gegenſatz beider Naturen, welcher ſpäter zu ſo gehäſſigen wechſelſeitigen Anfeindungen führte, trat damals noch nicht zu Tage, weil der Republikanismus Börne's erſt nach der Julirevolution jene extreme Richtung annahm, die ſich in den Pariſer Briefen bekundet. Die politiſchen Anſichten Heine's und Börne's begegneten ſich

1827 in einem unbeſtimmten Liberalismus, der ſich auf kein feſtes Parteiprogramm verpflichtet hatte; und wenn Letzterer in das reiche Lob, das er Erſterem ſpendete, auch damals ſchon den leiſen Tadel einfließen ließ, daſs der Verfaſſer der „Reiſebilder“ vom lieben HERRGOTT mit zu wenig Reverenz, von Napoleon aber mit zu großer Ehrfurcht geſprochen, ſo ſtimmten Beide deſto einmüthiger in dem Haſſe gegen die Unterdrücker ihrer jüdiſchen Stammgenoſſen und in der Sympathie für die Abneigung Derſelben gegen die Taufe überein. Eine Wanderung durch das Judenquartier regte namentlich Börne zu den bitterſten Bemerkungen über dies Thema an (Bd. XII, S. 26 u. 35). „Betrachten Sie dieſe Gaſſe,“ ſprach er ſeufzend, als die ſchwarzen Häuſer ihre finſteren Schatten in ſein Gemüth warfen, „und rühmen Sie mir alsdann das Mittelalter! Die Menſchen ſind todt, die hier gelebt und geweint haben, und können nicht widerſprechen, wenn unſere verrückten Poeten und noch verrückteren Hiſtoriker, wenn Narren und Schälke von der alten Herrlichkeit ihre Entzückungen drucken laſſen; aber wo die todten Menſchen ſchweigen, da ſprechen deſto lauter die lebendigen Steine.“ Die jüdiſche Bevölkerung feierte in den Tagen, als Heine in Frankfurt verweilte, das achttägige Chanükkahfeſt zum Andenken an die Siege der Makkabäer über die Heere des Antiochus Epiphanes und an die Wiedereinweihung des Tempels durch Judas Makkabäus. „Sehen Sie,“ ſagte Börne, als die Straße, welche bei Tage einen ſo düſteren Anblick bot, Abends aufs fröhlichſte von Illuminationslampen erhellt war, „Das iſt der 18. Oktober der Juden, nur daſs dieſer makkabäiſche 18. Oktober mehr als zwei Jahrtauſende alt iſt und noch immer gefeiert wird, ſtatt daſs der Leipziger 18. Oktober noch nicht das fünfzehnte Jahr erreicht hat und bereits in Vergeſſenheit gerathen. Die Deutſchen ſollten bei der alten Madame Rothſchild in die Schule gehen, um Patriotismus zu lernen. Sehen Sie, hier in dieſem Hauſe wohnt die alte Frau, die Lätizia, die ſo viele Finanz-Bonapartes geboren hat, die große Mutter aller Anleihen, die aber trotz der Weltherrſchaft ihrer königlichen Söhne noch immer ihr kleines Stammſchlöſschen in der Judengaſſe nicht verlaſſen will, und heute wegen des großen Freudenfeſtes ihre Fenſter mit weißen

Vorhängen geziert hat. Wie vergnügt funkeln die Lämpchen, die sie mit eigenen Händen anzündete, um jenen Siegestag zu feiern, wo Judas Makkabäus und seine Brüder eben so tapfer und heldenmüthig das Vaterland befreiten, wie in unsern Tagen Friedrich Wilhelm, Alexander und Franz II."

Wolfgang Menzel's Werk über die deutsche Literatur war so eben erschienen, und Börne freute sich kindisch, dass Jemand gekommen sei, der den Muth zeige, so rücksichtslos gegen Goethe aufzutreten. „Der Respekt," setzte er hinzu, „hat mich bisher davon abgehalten, Dergleichen öffentlich auszusprechen. Der Menzel, Der hat Muth, Der ist ein grundehrlicher Mann und ein großer Gelehrter, an Dem werden wir noch viele Freude erleben!" Auf dieses Thema kam er noch öfter zurück, und Heine musste ihm geloben, Menzel, an den er ihm eine Empfehlungskarte mitgab, in Stuttgart zu besuchen. Auch Heine war um jene Zeit nicht allzu gut auf Goethe zu sprechen. Moser hatte ihm mitgetheilt, wie man sich in Berlin sehr ungünstige Aeußerungen Goethe's über den Verfasser der „Reisebilder" erzähle, und Heine hatte geantwortet (Bd. XIX, S. 317): „Dass ich dem Aristokratenknecht Goethe missfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt. Er fürchtet die anwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, dass er Nichts mehr erschaffen kann. Raumer kann bezeugen, dass ich ihn schon vor drei Jahren nicht mehr geliebt, und jetzt nicht durch deinen letzten Brief bestochen worden." Und in einem Briefe vom selben Datum an Varnhagen heißt es mit Anspielung auf dasselbe Thema[168]): „Ich werde es mit den Aristokraten noch mehr verderben. Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, dass sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine." In seiner bald nachher für die „Annalen" abgefassten Recension des Menzel'schen Buches (Bd. XIII, S. 285) rügt er zwar die pietätlose Weise, in der Menzel sein hartes Urtheil über Goethe aussprach: „Es ist doch immer Goethe, der König, und ein Recensent, der an einen solchen Dichterkönig sein Messer legt, sollte doch eben so viel Kourtoisie besitzen, wie jener englische

Scharfrichter, welcher Karl I. köpfte und, ehe er dieſes kritiſche Amt vollzog, vor dem königlichen Delinquenten nieder kniete und ſeine Verzeihung erbat" — in der Sache ſelbſt aber ſchließt Heine ſich den wider Goethe rebellierenden Geiſtern mit geringer Reſervation an, und wiederholt in ähnlichen Worten, was er an Moſer und Varnhagen geſchrieben. Die Idee der Kunſt wird als Mittelpunkt der Goethe'ſchen Dichtung und jener ganzen Literaturperiode dargeſtellt, die mit dem Erſcheinen Goethe's anfange und jetzt ihr Ende erreicht habe. Eine Vergleichung des Menzel'ſchen Buches mit Friedrich Schlegel's Vorleſungen über die Geſchichte der alten und neuen Literatur giebt Anlaſs zu einer weiteren Ausführung dieſes Gedankens: „In dem Schlegel'ſchen Werke ſehen wir ganz die Beſtrebungen, die Bedürfniſſe, die Intereſſen, die geſammte deutſche Geiſtesrichtung der vorletzten Decennien, und die Kunſtidee als Mittelpunkt des Ganzen. Bilden aber die Schlegel'ſchen Vorleſungen ſolchermaßen ein Literaturepos, ſo erſcheint uns hingegen das Menzel'ſche Werk wie ein bewegtes Drama, die Intereſſen der Zeit treten auf und halten ihre Monologe, die Leidenſchaften, Wünſche, Hoffnungen, Furcht und Mitleid ſprechen ſich aus, die Freunde rathen, die Feinde drängen, die Parteien ſtehen ſich gegenüber, der Verfaſſer läſſt allen ihr Recht widerfahren, als echter Dramatiker behandelt er keine der kämpfenden Parteien mit allzu beſonderer Vorliebe, und wenn wir Etwas vermiſſen, ſo iſt es nur der Chorus, der die letzte Bedeutung des Kampfes ruhig ausſpricht. Dieſen Chorus aber konnte uns Herr Menzel nicht geben, wegen des einfachen Umſtandes, daſs er noch nicht das Ende dieſes Jahrhunderts erlebt hat. Aus demſelben Grunde erkannten wir bei einem Buche aus einer früheren Periode, dem Schlegel'ſchen, weit leichter den eigentlichen Mittelpunkt, als bei einem Buche aus der jetzigſten Gegenwart. Nur ſo Viel ſehen wir, der Mittelpunkt des Menzel'ſchen Buches iſt nicht mehr die Idee der Kunſt. Menzel ſucht viel eher das Verhältnis des Lebens zu den Büchern aufzufaſſen, einen Organismus in der Schriftwelt zu entdecken, es iſt uns manchmal vorgekommen, als betrachte er die Literatur wie eine Vegetation — und da wandelt er mit uns herum und botaniſiert, und nennt die Bäume bei ihren

Namen, reißt Witze über die größten Eichen, riecht humoristisch an jedem Tulpenbeet, küsst jede Rose, neigt sich freundlich zu einigen befreundeten Wiesenblümchen, und schaut dabei so klug, daſs wir fast glauben möchten, er höre das Gras wachsen. Andererseits erkennen wir bei Menzel ein Streben nach Wissenschaftlichkeit, welches ebenfalls eine Tendenz unserer neuesten Zeit ist, eine jener Tendenzen, wodurch sie sich von der früheren Kunstperiode unterscheidet. Wir haben groſse geistige Eroberungen gemacht, und die Wissenschaft soll sie als unser Eigenthum sichern. Diese Bedeutung derselben hat sogar die Regierung in einigen deutschen Staaten anerkannt, absonderlich in Preußen, wo die Namen Humboldt, Hegel, Bopp, A. W. Schlegel, Schleiermacher ꝛc. in solcher Hinsicht am schönsten glänzen. Dasselbe Streben hat sich, zumeist durch Einwirkung solcher deutschen Gelehrten, nach Frankreich verbreitet; auch hier erkennt man, daſs alles Wissen einen Werth an und für sich hat, daſs es nicht wegen der augenblicklichen Nützlichkeit kultiviert werden soll, sondern damit es seinen Platz finde in dem Gedankenreiche, das wir als das beste Erbtheil den folgenden Geschlechtern überliefern werden.“ Die Auszüge, welche Heine aus dem Menzel'schen Buche giebt, setzen den Gedankengang desselben in ein noch helleres Licht. Mit besonderer Absicht werden die Aeußerungen Menzel's über den politischen Kampf der Gegenwart hervorgehoben, welche in dem dunklen Gewirr der Parteien nur Einen Hauptgegensatz, den zwischen Liberalismus und Servilismus, erkennen: „Die liberale Partei ist diejenige, die den politischen Charakter der neueren Zeit bestimmt, während die sogenannte servile Partei noch wesentlich im Charakter des Mittelalters handelt. Der Liberalismus schreitet daher in demselben Maße fort wie die Zeit selbst, oder ist in dem Maße gehemmt, wie die Vergangenheit noch in die Gegenwart herüber dauert. Er entspricht dem Protestantismus, sofern er gegen das Mittelalter protestirt, er ist nur eine neue Entwickelung des Protestantismus im weltlichen Sinn, wie der Protestantismus ein geistlicher Protestantismus war. Er hat seine Partei in dem gebildeten Mittelstande, während der Servilismus die seinige in der vornehmen und in der rohen Masse findet. Dieser Mittelstand schmilzt all-

mählich immer mehr die ſtarren Kryſtalliſationen der mittelalterlichen Stände zuſammen. Die ganze neuere Bildung iſt aus dem Liberalismus hervorgegangen oder hat ihm gedient, ſie war die Befreiung von dem kirchlichen Autoritätsglauben. Die ganze Literatur iſt ein Triumph des Liberalismus, denn ſeine Feinde ſogar müſſen in ſeinen Waffen fechten. Alle Gelehrte, alle Dichter haben ihm Vorſchub geleiſtet, ſeinen größten Philoſophen aber hat er in Fichte, ſeinen größten Dichter in Schiller gefunden.“ Indem Heine der Begeiſterung Menzel's für Schiller ihr volles Recht zuerkennt, proteſtiert er doch andererſeits gegen jeden Verſuch, den Werth Goethe's zu Gunſten Schiller's herabzudrücken, und ſpottet über die Menzel'ſche Lehre, daſs Goethe kein Genie, ſondern nur ein Talent ſei. „Woher aber,“ fragt er weiter, „kommt dieſe Härte gegen Goethe, wie ſie uns hie und da ſogar bei den ausgezeichnetſten Geiſtern bemerkbar geworden? Vielleicht eben weil Goethe, der Nichts als primus inter pares ſein ſollte, in der Republik der Geiſter zur Tyrannis gelangt iſt, betrachten ihn viele große Geiſter mit geheimem Groll. Sie ſehen in ihm ſogar einen Ludwig XI., der den geiſtigen hohen Adel unterdrückt, indem er den geiſtigen Tiers état, die liebe Mittelmäßigkeit, empor hebt. Sie ſehen, er ſchmeichelt den reſpektiven Korporationen der Städte, er ſendet gnädige Handſchreiben und Medaillen an die „lieben Getreuen“, und erſchafft einen Papieradel von Hochbelobten, die ſich ſchon viel höher dünken, als jene wahren Großen, die ihren Adel, eben ſo gut wie der König ſelbſt, von der Gnade Gottes erhalten, oder, um whiggiſch zu ſprechen, von der Meinung des Volkes. Aber immerhin mag Dieſes geſchehen. Sahen wir doch jüngſt in den Fürſtengrüften von Weſtminſter, daſs jene Großen, die, als ſie lebten, mit den Königen haderten, dennoch im Tode in der königlichen Nähe begraben liegen — und ſo wird auch Goethe nicht verhindern können, daſs jene großen Geiſter, die er im Leben gern entfernen wollte, dennoch im Tode mit ihm zuſammen kommen und neben ihm ihren ewigen Platz finden im Weſtminſter der deutſchen Literatur. — Die brütende Stimmung unzufriedener Großen iſt anſteckend, und die Luft wird ſchwül. Das Princip der Goethe'ſchen Zeit, die Kunſtidee, entweicht, eine neue Zeit

mit einem neuen Principe ſteigt auf, und, ſeltſam! wie das Menzel'ſche Buch merken läſſt, ſie beginnt mit Inſurrektion gegen Goethe. Vielleicht fühlt Goethe ſelbſt, daſs die ſchöne objektive Welt, die er durch Wort und Beiſpiel geſtiftet hat, nothwendiger Weiſe zuſammen ſinkt, ſo wie die Kunſtidee allmählich ihre Herrſchaft verliert, und daſs neue friſche Geiſter von der neuen Idee der neuen Zeit hervorgetrieben werden, und gleich nordiſchen Barbaren, die in den Süden einbrechen, das civiliſierte Goethenthum über den Haufen werfen und an deſſen Stelle das Reich der wildeſten Subjektivität begründen. Daher das Beſtreben, eine Goethe'ſche Landmiliz auf die Beine zu bringen. Die alten Romantiker, die Janitſcharen, werden zu regulären Truppen zugeſtutzt, müſſen ihre Keſſel abliefern, müſſen die Goethe'ſche Uniform anziehen, müſſen täglich exercieren. Die Rekruten lärmen und trinken und ſchreien Vivat, die Trompeter blaſen — — Wird Kunſt und Alterthum im Stande ſein, Natur und Jugend zurückzudrängen? . . . Wir können nicht umhin ausdrücklich zu bemerken, daſs wir unter „Goethenthum" nicht Goethe's Werke verſtehen, nicht jene theuern Schöpfungen, die vielleicht noch leben werden, wenn längſt die deutſche Sprache ſchon geſtorben iſt und das geknutete Deutſchland in ſlaviſcher Mundart wimmert; unter jenem Ausdruck verſtehen wir auch nicht eigentlich die Goethe'ſche Denkweiſe, dieſe Blume, die im Miſte unſerer Zeit immer blühender gedeihen wird, und ſollte auch ein glühendes Enthuſiaſtenherz ſich über ihre kalte Behaglichkeit noch ſo ſehr ärgern; mit dem Worte „Goethenthum" deuteten wir oben vielmehr auf Goethe'ſche Formen, wie wir ſie bei der blöden Jüngerſchar nachgeknetet finden, und auf das matte Nachpiepſen jener Weiſen, die der Alte gepfiffen. Eben die Freude, die dem Alten jenes Nachkneten und Nachpiepſen gewährt, erregte unſere Klage. Der Alte! wie zahm und milde iſt er geworden! Wie ſehr hat er ſich gebeſſert! würde ein Nicolait ſagen, der ihn noch in jenen wilden Jahren kannte, wo er den ſchwülen „Werther" und den „Götz mit der eiſernen Hand" ſchrieb. Wie hübſch manierlich iſt er geworden, wie iſt ihm alle Roheit jetzt fatal, wie unangenehm berührt es ihn, wenn er an die frühere xeniale himmelſtürmende Zeit erinnert

wird, oder wenn gar Andere, in seine alten Fußstapfen tretend, mit demselben Uebermuthe ihre Titanen-Flegeljahre austoben! Sehr treffend hat in dieser Hinsicht ein geistreicher Ausländer unseren Goethe mit einem alten Räuberhauptmanne verglichen, der sich vom Handwerke zurückgezogen hat, unter den Honoratioren eines Provinzialstädtchens ein ehrsam bürgerliches Leben führt, bis aufs Kleinlichste alle Philistertugenden zu erfüllen strebt, und in die peinlichste Verlegenheit geräth, wenn zufällig irgend ein wüster Waldgesell aus Kalabrien mit ihm zusammen trifft und alte Kameradschaft nachsuchen möchte." — „Ich lese jetzt den vierten Band von Goethe's und Schiller's Briefwechsel," schreibt Heine zwei Jahre später an Varnhagen[169]), „und wie gewöhnlich mache ich Stilbeobachtungen. Da finde ich wieder, daſs Sie nur mit dem früheſten Goethe, mit dem Werther-Goethe, Aehnlichkeit im Stil haben. Ihnen fehlt ganz die spätre Kunstbehaglichkeit des großen Zeitablehnungsgenies, der sich selbst letzter Zweck ist. Er beherrscht seinen Stoff, Sie bezwingen ihn. Abrundung, Helldunkel, Perspektive der Zwischensätze, mechanisches Untermalen der Gedanken, Dergleichen kann man von Goethe lernen — nur nicht Männlichkeit. Es ist noch immer meine fixe Idee, daſs mit der Endschaft der Kunstperiode auch das Goethenthum zu Ende geht; nur unsere ästhetisierende, philosophierende Kunstsinnzeit war dem Aufkommen Goethe's günstig; eine Zeit der Begeisterung und der That kann ihn nicht brauchen. Aus jenem vierten Briefsammlungstheil sah ich klar, wie ingrimmig er die Revolution haſste, er hat in dieser Hinsicht ungünstig auf Schiller eingewirkt, den er vielleicht am Ende zum Mitaristokraten gemacht hätte. Vgl. seine Verhöhnung Posselt's, Campe's, des Bürgerdiploms, das Schiller aus Frankreich erhielt, u. s. w." — Wenn wir mit solchen Aeußerungen die Worte des an früherer Stelle (S. 399) mitgetheilten Briefes an Moser vom Sommer 1825 zusammenhalten, so wird uns der spätere Scherz Heine's (Bd. VI, S. 86), daſs seine Opposition wider Goethe nur dem „Neid" entsprungen sei, nicht irre führen. Heine, Börne und Menzel wurden zu ihren Angriffen gegen die Person Goethe's ursprünglich durch eine und dieselbe demokratische Tendenz bestimmt; sie vermissten in seinen

Schöpfungen jedes warme Intereſſe für das freiheitliche Streben der Gegenwart, und nicht mit Unrecht wieſen ſie darauf hin, daſs die gefliſſentliche Abwendung der Kunſt von den Anſprüchen der wirklichen Welt einen nachtheiligen Einfluſs auf die politiſche Entwicklung des Volkes übe. Nach der Julirevolution freilich gingen die Anſichten und Wege der Schriftſteller, welche jetzt in ihrer herben Beurtheilung Goethe's und in ſo manchen anderen Dingen leidlich ſympathiſierten, weit auseinander: in Menzel trat das chriſtlich-germaniſche Princip, in Börne der einſeitig ſtarre Republikanismus mit rückſichtsloſer Schärfe hervor, und auch Goethe wurde von Jedem der Beiden mit ihren kleinlich beſchränkten Maßſtäben gemeſſen — dem Einen ſchien er nur noch ein „ſentimental-frivoler Selbſtvergötterer", ein „äſthetiſcher Heliogabalus", ein „Nachäffer des Fremden", dem Andern ein ſerviler Fürſtenknecht, — während Heine über den menſchlichen Eitelkeiten und Schwächen des Greiſes niemals die unſterbliche Größe des Dichters vergaß, die Verdienſte Desſelben mit aufrichtiger Bewunderung ins Licht ſtellte, und ſeinen gelegentlichen Tadel der Goethe'ſchen Kunſtrichtung fortan in die mildeſte Form kleidete. —

„Hüten Sie ſich, in München mit den Pfaffen zu kollidieren," waren die letzten Worte, welche Börne dem Dichter der „Reiſebilder" beim Abſchiede von Frankfurt ins Ohr flüſterte. Ueber Heidelberg, wo er den dort ſtudierenden geiſtvollen Witzling Detmold kennen lernte, nach Stuttgart reiſend, erfuhr Heine in letztgenannter Stadt, daſs der Baron Cotta zur Zeit abweſend ſei, ihn aber in München erwarte. Er kürzte daher ſeinen Aufenthalt ſo viel wie möglich ab, und machte nur, wie er Börne verſprochen, Wolfgang Menzel's Bekanntſchaft, ohne Guſtav Schwab oder irgend ein anderes in Stuttgart lebendes Mitglied der ſchwäbiſchen Dichterſchule aufzuſuchen.

In der letzten Novemberwoche 1827 traf Heine in München ein, wo Cotta, den Geſchäfte nach Stuttgart riefen, ſeiner bereits mit Ungeduld harrte. Johann Friedrich Freiherr Cotta von Cottendorf ſtand damals im vierundſechzigſten Lebensjahre. Trotz ſeines vorgerückten Alters hatte er ſich jene jugendliche Arbeitskraft und faſt immer vom Glück gekrönte Unternehmungsluſt

bewahrt, vermittelſt derer er ſich aus den reducierteſten Verhältniſſen zum erſten Buchhändler Deutſchlands empor geſchwungen. Durch eine reguläre Gymnaſial- und Univerſitätsbildung — er hatte erſt Theologie, dann Mathematik und Jurisprudenz ſtudiert und eine Zeitlang in Tübingen als Hofgerichtsadvokat praktiſiert — war ſeinen trefflichen Anlagen die Baſis vielſeitiger Kenntniſſe zu Theil geworden, die er nicht allein bei ſeinen buchhändleriſchen Operationen, ſondern auch in ſeiner politiſchen Laufbahn mit Erfolg verwerthete. Es mag richtig ſein, wie von überſtrengen Beurtheilern ſeines Verhaltens in der franzöſiſchen Zeit bemerkt worden iſt, daſs ſein Patriotismus ſich mehr auf die Wahrnehmung der Partikularintereſſen ſeines engeren Vaterlandes, als auf die Förderung der nationalen Macht und Unabhängigkeit des deutſchen Reiches wandte — aber Wer dürfte ihm einen Vorwurf daraus machen, daſs er in ſeinem ſtaatsmänniſchen Verhalten den überwältigenden Zeitumſtänden Rechnung trug, und einem Lande, deſſen Herrſcher als Vaſall Napoleon's eine ſo traurige Rolle ſpielte, nach beſten Kräften im Einzelnen zu nützen ſuchte? Schon 1799 unterhandelte er im Auftrag der würtembergiſchen Stände zu Paris einen Separatfrieden für Würtemberg, der freilich ſpäter nicht ratificiert ward. Seit dem Jahre 1811 zum würtembergiſchen Landſtand erhoben, vertrat er als Solcher 1815 mit Bertuch die Sache der deutſchen Buchhändler auf dem Wiener Kongreſſe. Seine nachmalige Thätigkeit als Abgeordneter auf dem würtembergiſchen Landtage und als Vicepräſident der zweiten Kammer bot ihm mehrfach Gelegenheit, ſeine Stimme muthvoll für die Abſchaffung veralteter Miſsbräuche in Kirche und Staat zu erheben; u. A. ſprach er ſich wiederholentlich mit kräftigem Nachdruck zu Gunſten der bürgerlichen und politiſchen Gleichſtellung der Juden aus. Es iſt bekannt, daſs er 1825 die Dampfſchifffahrt auf dem Bodenſee einführte, die er im folgenden Jahre auf dem ganzen Rheinſtrome mit den betreffenden Regierungen regulierte. Auch gelang ſeinen Bemühungen 1828 die Durchſetzung der wichtigen volkswirthſchaftlichen Maßregel des Anſchluſſes von Baiern und Würtemberg an den preußiſchen Zollverband. Von ſeinen bedeutungsvollen journaliſtiſchen Unternehmungen gedenken wir zunächſt der Herausgabe der „Horen“,

die ihn, wie mit Schiller, so auch mit Goethe und Herder in dauernden Verkehr brachte. Fast gleichzeitig gründete er die „Politischen Annalen" und die „Allgemeine Zeitung", welch letztere Anfangs in Tübingen und Stuttgart, dann in Ulm, seit 1816 in Augsburg erschien, und ein halbes Jahrhundert hindurch den Rang des angesehensten politischen Journals in Deutschland behauptete. Ebenso vortheilhaft zeichnete sich vor den mittelmäßigen belletristischen Zeitschriften jener Periode das 1807 begonnene, mit Geist und Geschick redigierte „Morgenblatt" aus, dem sich später das von Schorn begründete „Kunstblatt" und das eine scharfe Kritik übende „Literaturblatt" zugesellten. Auch Dingler's „Polytechnisches Journal" ging seit 1820 aus der Cotta'schen Officin hervor. Die Thronbesteigung des Königs Ludwig I. von Baiern, der, voll hochfliegender Pläne, davon träumte, seine Residenz zum Mittelpunkte deutscher Kunst, Literatur und Wissenschaft zu gestalten, veranlasste den unermüdlichen Geschäftsmann, 1826 auch in München eine literarisch-artistische Anstalt als Filiale seiner Stuttgarter, Tübinger und Augsburger Firmen zu errichten, und bald darauf zwei neue Zeitschriften, das „Ausland" und das „Inland", ins Leben zu rufen. Der König, welcher sich bei Cotta's häufiger Anwesenheit in München oft und gern mit Demselben unterhielt, begünstigte eifrig diese Unternehmungen, die er als ein willkommenes Mittel ansah, Schriftsteller und Künstler von Ruf und Talent nach seiner Hauptstadt zu ziehen.

Schon bei der ersten Begegnung mit Heine machte Cotta kein Hehl daraus, dass er nicht bloß für die „Politischen Annalen", sondern gleichfalls für das „Ausland" und das „Morgenblatt", dessen Redakteur, der Dichter Wilhelm Hauff, so eben gestorben war, auf seine thätige Mitwirkung rechne. Er bot ihm vorläufig ein Jahrgehalt von 2000 Gulden an, ohne ihm bestimmte Verpflichtungen in Betreff der Art und des Umfangs der von ihm zu liefernden schriftstellerischen Beiträge aufzuerlegen. Aber je mehr sich Heine durch dies vertrauende Entgegenkommen geehrt fand und je wohlthuender ihn dasselbe berührte, desto ernstlicher zweifelte er bei dem schwankenden Zustande seiner Gesundheit an der Ausdauer seiner Arbeitskraft. Er wünschte

ſich erſt genauer den Kreis der ihm erwachſenden Thätigkeit anzuſehn und die Einwirkung des verrufenen Münchener Klimas auf ſeine Kopfnerven zu erproben, bevor er ſich auf längere Zeit bände. Einſtweilen verpflichtete er ſich daher nur auf ein halbes Jahr, und verſprach, für jedes Heft der „Annalen“ einen Aufſatz aus eigener Feder zu liefern, auch nach Kräften das „Ausland“ und das „Morgenblatt“ mit Beiträgen zu bedenken. Was er in den genannten Journalen während der Frühlingsmonate 1828 drucken ließ, beſchränkte ſich, außer den nachmals im vierten Bande der „Reiſebilder“ zuſammengeſtellten „Engliſchen Fragmenten“, auf den vorhin erwähnten Aufſatz über Menzel's „Deutſche Literatur“ und einen Bericht über die erſte Aufführung von Michael Beer's „Struenſee“. Für dieſe Arbeiten und die mit Lindner geführte Redaktion der „Annalen“ bezog er von Januar bis Juni 1828 ein Geſammthonorar von 100 Karolin. Die Liberalität Cotta's in Geldſachen und die zuvorkommende Bereitwilligkeit, mit welcher er auf Heine's Wünſche und Vorſchläge einging, trugen Viel dazu bei, das Verhältnis zwiſchen den beiden Männern zu einem ungemein freundlichen zu geſtalten. Der Dichter rechnete es dem gentilen Buchhändler hoch an, daſs er mit Demſelben niemals um den Honorarbetrag für ſeine Arbeiten zu feilſchen brauchte. In der Korreſpondenz mit Merckel finden ſich zahlreiche ärgerliche Aeußerungen über Campe's „Knickrigkeit“, während die Generoſität Cotta's aufs glänzendſte belobt wird: „Campe weiß nie zur rechten Zeit ein paar lumpige Louisd'or wegzuwerfen; Dieſes ſollte er von Cotta lernen . . . Glaub mir, Dieſer iſt ein nobler Menſch. Er läſſt den Schriftſteller leben und will nicht auf Deſſen Koſten typographiſch glänzen. Sehe ich, was Cotta für die Gedichte von Uhland und Platen thut, oder beſſer geſagt für die Dichter ſelbſt, ſo muſs ich mich vor mir ſelber ſchämen.“ „Cotta läſſt auch auf ſchlechtem Billard ſpielen,“ ſcherzt Heine in einem ſpäteren Briefe an Merckel, mit Anſpielung auf das graue Fließpapier der meiſten Cotta'ſchen Verlagsartikel damaliger Zeit; „aber Wer gut ſpielt, hat mehr Nutzen davon.“ Und ein andermal ſchreibt er [110]: „Was das Bezahltwerden betrifft, ſo bin ich wie eine Köchin, die ſehr zartfühlend die Bemerkung macht, daſs ſie in ihrem Dienſt

weniger auf Geld sähe, als auf gute Behandlung." Auch die Gemahlin Cotta's, eine aufrichtige Bewunderin des „Buches der Lieder", machte auf Heine den angenehmsten Eindruck, und es freute ihn, sich der liebenswürdigen Dame durch Einsendung poetischer Beiträge für das unter ihren Auspicien erscheinende „Taschenbuch für Damen" gefällig zu erweisen. Nach dem am 29. December 1832 erfolgten Tode des Freiherrn bewahrte Heine Demselben das pietätvollste Andenken, und noch im Jahre 1852 schrieb er aus seiner Matratzengruft in der Rue d'Amsterdam dem Sohne seines „alten vielgeliebten Cotta (Bd. XXI, S. 273): „Durch meinen körperlichen Zustand abgesperrt von den Genüssen der Außenwelt, suche ich jetzt Ersatz in der träumerischen Süße der Erinnerungen, und mein Leben ist nur ein Zurückgrübeln in die Vergangenheit: da tritt oft vor meine Seele das Bild Ihres seligen Vaters, des wackern würdigen Mannes, der mit der vielseitigsten deutschen Ausbildung einen in Deutschland seltenen praktischen Sinn verband, der so brav und so ehrenfest war, auch so höflich, ja hofmännisch höflich, so vorurtheilsfrei, so weltsichtig, und der bei seinen großen Verdiensten um die geistigen wie materiellen Interessen des Vaterlandes dennoch von einer so rührenden Bescheidenheit war, wie man sie nur bei alten braven Soldaten zu finden pflegt. Das war ein Mann, Der hatte die Hand über die ganze Welt! so ungefähr, glaube ich, äußert sich der Schneider Zetter über Karl V. in Goethe's Egmont." —

Als Heine nach München kam, trug die Stadt nicht entfernt ihren heutigen Charakter. Der halb mittelalterliche, bunt abwechselnde Anblick ihrer äußern Erscheinung bildete einen auffallenden Kontrast zu den langen, breiten, schnurgeraden Häuserreihen Berlin's, und Heine verfehlte nicht, diesen Gegensatz, von dem er aufs wohlthuendste berührt ward, in seiner gewohnten drastischen Art hervorzuheben. „München nämlich," schreibt er (Bd. II, S. 13 ff.), „ist eine Stadt, gebaut von dem Volke selbst, und zwar von auf einander folgenden Generationen, deren Geist noch immer in ihren Bauwerken sichtbar, so daß man dort, wie in der Hexenscene des Macbeth, eine chronologische Geisterreihe erblickt, von dem dunkelrothen Geiste des Mittelalters, der geharnischt aus gothischen Kirchenpforten hervor tritt, bis auf den

gebildet lichten Geiſt unſerer eigenen Zeit, der uns einen Spiegel entgegenhält, worin Jeder ſich ſelbſt mit Vergnügen anſchaut. In dieſer Reihenfolge liegt eben das Verſöhnende: das Barbariſche empört uns nicht mehr, und das Abgeſchmackte verletzt uns nicht mehr, wenn wir es als Anfänge und nothwendige Uebergänge betrachten. Wir ſind ernſt, aber nicht unmuthig bei dem Anblick jenes barbariſchen Doms, der ſich noch immer in ſtiefelknechtlicher Geſtalt über die ganze Stadt erhebt und die Schatten und Geſpenſter des Mittelalters in ſeinem Schoße verbirgt. Mit eben ſo wenig Unmuth, ja ſogar mit ſpaßhafter Rührung, betrachten wir die haarbeuteligen Schlöſſer der ſpäteren Periode, die plump deutſchen Nachäffungen der glatt franzöſiſchen Unnatur, die Prachtgebäude der Abgeſchmacktheit, toll ſchnörkelhaft von außen, von innen noch putziger dekoriert mit ſchreiend bunten Allegorien, worauf die ſeligen hohen Herrſchaften abkonterfeit ſind: die Kavaliere mit rothen, betrunken nüchternen Geſichtern, worüber die Allongeperücken wie gepuderte Löwenmähnen herabhängen, die Damen mit ſteifem Toupet, ſtählernem Korſett, das ihr Herz zuſammenſchnürte, und ungeheurem Reifrock, der ihnen deſto mehr proſaiſche Ausdehnung gewährte. Wie geſagt, dieſer Anblick verſtimmt uns nicht, er trägt vielmehr dazu bei, uns die Gegenwart und ihren lichten Werth recht lebhaft fühlen zu laſſen, und wenn wir die neuen Werke betrachten, die ſich neben den alten erheben, ſo iſt's, als würde uns eine ſchwere Perücke vom Haupte genommen und das Herz befreit von ſtählerner Feſſel. Ich ſpreche hier von den heiteren Kunſttempeln und edlen Palläſten, die in kühner Fülle hervorblühen aus dem Geiſte Klenze's, des großen Meiſters."

Wenn Heine ein Jahrzehnt ſpäter München wiedergeſehen und die glänzende Metamorphoſe gewahrt hätte, durch welche König Ludwig das als Kronprinz in Rom gegebene Verſprechen wahr gemacht: „Ich will aus München eine Stadt ſchaffen, die Deutſchland ſo zur Zierde gereichen ſoll, daſs Keiner Deutſchland kennt, wenn er nicht München geſehen hat," ſo würde auch hier wohl die Bemerkung nicht ausgeblieben ſein, daſs die neu erſtandene Pracht dem Eigenwillen eines Einzelnen entſproſſen ſei und wenig Kunde gebe von der Denkweiſe der Menge. Auch damals ſchon, wo der kunſtſinnige König erſt ſeit zwei Jahren zur Regierung

gelangt, und von den in Angriff genommenen großartigen Schöpfungen Klenze's noch keine einzige vollendet war, lautete Heine's Urtheil über die Anfänge und Uebergänge jener Zeit keineswegs immer so milde wie in der angezogenen Stelle. Mit dem beißendsten Spotte persifflirt er vielmehr schon in der „Reise von München nach Genua" (Ebd., S. 18 ff.) die Bestrebungen des Königs, seine Residenz in ein „neues Athen" umzuwandeln, und malitiös genug belehrt er den Berliner Philister, der so unhöflich ist, alles attische Salz bei den biertrinkenden Neu-Athenienſern zu vermiſſen, daſs ſie erſt junge Anfänger ſeien, deren große Geiſter, ja deren ganzes gebildetes Publikum noch nicht danach eingerichtet, ſich in der Nähe ſehen zu laſſen. „Es iſt Alles noch im Entſtehen, und wir ſind noch nicht komplet. Nur die unterſten Fächer, lieber Freund," fügt der Schalk hinzu, „ſind erſt beſetzt, und es wird Ihnen nicht entgangen ſein, daſs wir z. B. an Eulen, Sykophanten und Phrynen keinen Mangel haben. Es fehlt uns nur an dem höheren Perſonal . . . was uns aber an Quantität fehlt, Das erſetzen wir durch Qualität. Wir haben nur einen großen Bildhauer, — aber es iſt ein „Löwe!" Wir haben nur einen großen Redner, aber ich bin überzeugt, daſs Demoſthenes über den Malzaufſchlag in Attika nicht ſo gut donnern konnte. Wenn wir noch keinen Sokrates vergiftet haben, ſo war es wahrhaftig nicht das Gift, welches uns dazu fehlte. Und wenn wir noch keinen eigentlichen Demos, ein ganzes Demagogenvolk beſitzen, ſo können wir doch mit einem Prachtexemplare dieſer Gattung, mit einem Demagogen von Handwerk aufwarten, der ganz allein einen ganzen Demos, einen ganzen Haufen Großſchwätzer, Maulaufſperrer, Poltrons und ſonſtigen Lumpengeſindels aufwiegt."

Allerdings war es eine originelle, von den Zeitgenoſſen kaum nach ihrer vollen Bedeutung gewürdigte Aufgabe, die ſich König Ludwig geſtellt. Obwohl er in den napoleoniſchen Kriegen mit Auszeichnung auf Seiten der Franzoſen gekämpft hatte, war er doch im Grunde ſeines Herzens von der wärmſten Begeiſterung für den Glanz und die Herrlichkeit des deutſchen Geiſtes durchdrungen. Schon als Jüngling verſenkte er ſich mit Eifer in das Studium der Geſchichte der deutſchen Vorzeit, die deutſch-

thümelnden Bestrebungen der burschenschaftlichen Romantik nach den Freiheitskriegen weckten in seinem poetisch gestimmten Gemüthe einen lauten Wiederhall, und nur aus solcher Extravaganz des Patriotismus läßt es sich erklären, wenn er dem aus französischem Kanonenerz gegossenen Obelisken, welchen er den dreißigtausend im russischen Feldzug umgekommenen Baiern in seiner Hauptstadt errichtete, die abenteuerliche Inschrift gab: „Auch sie starben für des Vaterlands Befreiung". Vor Allem war es jedoch die deutsche Kunst, an der seine Seele mit glühender Leidenschaft hing, und deren Wiedererweckung er durch sein Beispiel mit unermüdlicher Energie beförderte. Wie unsere Dichtkunst sich unlängst im kastalischen Quell hellenischer Schönheit zu neuem Leben verjüngt hatte, so wandten nun auch die Meister der bildenden Kunst ihr Auge den hehren klassischen Vorbildern zu, und feierten auch auf plastischem Gebiete die Vermählung des Faust mit der Helena. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet, stand das Münchener Kunsttreiben unzweifelhaft auf der Höhe des ästhetischen Entwicklungsganges der neuen Zeit. Wie gering einstweilen die Anregung und das Verständnis sein mochten, die es auf der unmittelbaren Stätte seines Wirkens, im bairischen Volke, fand: die genialen Schöpfungen eines Klenze und Cornelius trugen den Ruhm der wieder erwachten deutschen Architektur und Malerei weit über Baiern hinaus, und das Beispiel des Königs Ludwig, der sich in großartigem Maße zum Schirmherrn der Künste aufwarf, spornte andere deutsche Fürsten, vor Allem den Kronprinzen von Preußen, zu edler Nachahmung an. Auch Heine verdankte den Eindrücken seines Münchener Aufenthalts und dem Verkehr mit den Malern und Bildhauern, die in großer Zahl dort zusammen strömten, seine erste nähere Bekanntschaft mit den Meisterwerken der bildenden Kunst, die ihm bis dahin ein wenig vertrautes Gebiet gewesen. Ein Hamburger Architekt, Herr Friedrich Stammann, welcher derzeit in München seine Studien machte und öfters mit Heine zusammen traf, erzählt uns, dass Letzterer Anfangs auf die jungen Maler, welche sich seines geistvollen Umgangs erfreuten, ziemlich hochmüthig herabsah, und sich manchen boshaften Witz über ihre Bestrebungen erlaubte. Eines Tages wollte er ihnen sogar ernsthaft die Inferiorität ihrer Kunst im Vergleiche mit der Dichtkunst beweisen. „Ein Lied, eine

Tragödie wirkt unmittelbar auf die Herzen der Menge," so lautete seine wunderliche Deduktion; „ihr dagegen bedürft des fremden Vermittlers, eure großen historischen Bilder und Allegorien sprechen nur wenige auserlesene Kunstkenner an, und euer Ruhm liegt in den Händen des Schriftstellers, der eure Intentionen erst dem Publikum klar machen, die Hieroglyphenschrift eures Pinsels aller Welt deuten muss." Ein muthwilliges Gelächter unterbrach den Redner. Während Dieser die Abhängigkeit des Malerruhms von der wohlwollenden Kommentierung des Schriftstellers behauptete, hatte ein begabter Kunstjünger schweigend eine unbarmherzige Karikatur Heine's auf ein Blatt Papier gezeichnet, und hielt die Skizze jetzt triumphierend empor. Mit ärgerlicher Verlegenheit betrachtete Heine dies schlagende Argument, dass dem Maler doch unter Umständen auch einige Macht über den Dichter gegeben sei, und er hütete sich in Zukunft, durch so thörichte Aeußerungen eine selbständige Schwesterkunst herabzuwürdigen. Fleißig besuchte er fortan die Gemäldegalerie, und mit seiner zunehmenden Kenntnis der reichen Kunstschätze stieg seine Hochachtung und Bewunderung der Malerei, obschon er im Allgemeinen der von Cornelius und seinen Nachfolgern eingeschlagenen Kunstrichtung nicht zugethan war, und alle heitere Lebensfreudigkeit in derselben vermisste (Bd. II, S. 151 ff.).

Kurz nach seiner Ankunft in München wurde Heine von einer ernstlichen Krankheit befallen, die ihn mit schwermüthigen Todesgedanken erfüllte. Er befürchtete, dass ihn eben jetzt, wo er berühmt geworden, das Schicksal Körner's, Hauff's, Wilhelm Müller's und so manches andern vielversprechenden Schriftstellers, frühes Hinsterben, ereile. „Wenn ich kränker werde," schrieb er an Campe (Bd. XIX, S. 323), „ordne ich meine Papiere und adressiere sie an Sie für den Fall meines Absterbens. Dann geben Sie solche heraus, und das Honorar soll meine irdischen Schulden hienieden decken!" Auch in den Briefen an Merckel und Varnhagen klagte er über den schlechten Einfluss des Münchener Klimas auf seine Gesundheit, und in den ersten Wochen lebte er in stiller Zurückgezogenheit von allem geselligen Verkehr. Später jedoch änderte sich Dies, er bezog eine elegante Wohnung im Rechberg'schen Palais auf der Hundskugel, Cotta's und

Varnhagen's Empfehlungen erſchloſſen ihm die Cirkel der haute volée, und in einem Schreiben an den letztgenannten Freund bezeichnet er ſeine ſocialen Verhältniſſe als ſehr heiter und liebenswerth [171]): „Ich lebe als grand seigneur, und die 5½ Menſchen hier, die leſen können, laſſen mir auch merken, daſs ſie mich hochſchätzen. Wunderſchöne Weiberverhältniſſe — indeſſen dieſe befördern weder meine Geſundheit, noch meine Arbeitsluſt. Am liebſten bin ich unter jungen Malern, die beſſer ausſehen, als ihre Bilder.“ Auch an Moſer ſchrieb er nach der Abreiſe von München, daſs er dort ein köſtliches Leben geführt und mit Freuden auf immer dahin zurückkehren möchte [172]).

Ueber Heine's Thätigkeit für die „Neuen politiſchen Annalen“ iſt nicht ſonderlich viel Rühmliches zu berichten. Als er den wiederholten Anträgen Cotta's nachgab, hatte er freilich an Varnhagen geſchrieben [173]): „Ich habe dieſe Redaktion angenommen, weil ich überzeugt war, Sie ſind nicht bloß damit zufrieden, ſondern auch darüber erfreut. Die Tendenz ſehen Sie wohl voraus ... Noch bin ich jung, noch hab' ich keine hungernde Frau und Kinder — ich werde daher noch frei ſprechen.“ Schon im erſten Briefe aus München heißt es jedoch [174]): „Die Annalen ſollen mir wenig Mühe machen,“ und in der That lieferte Heine für dieſelben faſt nur jene flüchtigen Aufzeichnungen ſeiner Reiſe nach England, welche erſt ſpäter, bei ihrer Veröffentlichung in Buchform, durch Hinzufügung mehrerer neuen Kapitel eine beſtimmtere politiſche Färbung erhielten. Es hatte den Anſchein, als ob er ſich einſtweilen der größten Mäßigung beſtrebe und jede ſchroffe Aeußerung über die heimiſche Tagespolitik vermeide, um ſich nicht die Möglichkeit einer Staatsanſtellung zu verſperren. Anfangs überließ er ſeinem weit älteren Mitredakteur, dem Dr. Friedrich Ludwig Lindner, einem Jugendfreunde Rahel's, der am 23. Oktober 1772 zu Mitau geboren war und am 11. Mai 1845 in Stuttgart ſtarb, ausſchließlich die Leitung des Blattes und die Abfaſſung der redaktionellen Noten, mit welchen die Abhandlungen der Mitarbeiter häufig begleitet wurden. Heine beſtand jedoch auf Unterzeichnung dieſer Noten mit einer deutlich erkennbaren Namensſchiffre, ſeit er ſich im vierten Hefte des 26ſten Bandes der „Annalen“ (S. 365) zu der Erklärung

veranlaſſt ſah, daſs eine redaktionelle Anmerkung im vorigen Heft (S. 227), welche gegen die Hegel'ſche Schule gerichtet war und behauptete, es werde in ihr die Philoſophie in der Sprache des Wahnwitzes vorgetragen, „weder aus ſeiner Feder, noch aus ſeiner Geſinnung gefloſſen" ſei. Schon früher hatte er mit ſeinem Mitherausgeber eine kleine Differenz gehabt, als Dieſer an Heine's ſtark bonapartiſtiſcher Kritik des Walter Scott'ſchen Buches über Napoleon Anſtoß nahm. Heine ließ ſich aber diesmal zu keiner Milderung der Ausdrücke bewegen. „Es kommt hier auf Geſinnungen an," ſchrieb er dem Dr. Lindner [170]); „und da darf man keine Rückſichten hegen. Frauen zeichnen ſich aus durch Schönheit und Anmuth; Männer durch Geſinnungen. Freilich — ehrlich geſtanden — liebe ich auch die ausgezeichneten Frauen mehr als die ausgezeichneten Männer, und — noch ehrlicher geſtanden — ich möchte nicht einmal ein Mann ſein, wenn man den Frauen gefallen könnte, ohne ein Mann zu ſein, ein Mann von Geſinnung, Grundſatz, Feſtigkeit, Unbeſtechlichkeit, Unerſchrockenheit und dergleichen Erſchrecklichkeiten mehr, mit welchen ich die Ehre habe zu ſein ꝛc." Daſs es mit dieſem ſcherzhaften Trumpfen auf politiſche Geſinnung in Wirklichkeit nicht ſehr ernſt gemeint war, beſtätigen uns die Worte eines Briefes an Varnhagen, deſſen Frau tadelnd an Heine geſchrieben hatte, daſs man in ſeiner Recenſion des Walter Scott'ſchen Buches die Einflüſterung bonapartiſtiſcher Freunde heraus höre. „Frau von Varnhagen hat ganz Recht," antwortete Heine [175]), „in Dem, was ſie über Napoleon ſagt. Er hätte nie ſich den Freuden der Societät hingeben dürfen, das freundliche Lächeln der Societät zieht alle Kraft aus der Bruſt des Mannes, wie der Magnetberg alles Eiſen aus dem nahenden Schiffe zieht. Aber was will Frau von Varnhagen von mir? Ich bin ja kein Napoleon. Ich denke nicht einmal daran, Pankow zu erobern, viel weniger die Welt. Meine ganze Eroberungsſucht beſchränkt ſich vielleicht auf 10 bis 11 Herzen. Ich bin ja ein Menſch, der zu ſeinem Vergnügen lebt. Ich könnte den Tod aufladen durch eine Vergleichung mit Napoleon — ich kann ſchon jetzt nicht mehr ſo gut ſchlafen wie ſonſt, ſeit ich weiß, daſs ein junger Maler mich in eine fürchterliche Schlacht hinein gemalt

hat. Nun ſtehe ich auf dem Bild in Lebensgefahr — und Wer ſteht mir dafür, daſs nicht mal ſo eine gemalte Flinte losgehen kann, und mein wirklicher Leib ſympathiſch mitfühlt, wenn der gemalte durchlöchert wird?"

Man wird einräumen müſſen, daſs ein Schriftſteller, der jede Zumuthung der Uebernahme eines politiſchen Martyriums mit ſo ſelbſtverhöhnendem Spotte zurückwies, geringe Naturanlage zum Volkstribunen beſaß. In einem Briefe an Cotta vom November 1828 bekennt er zudem offen [170]), daſs weder ſeine politiſchen Kenntniſſe, noch ſeine Schreibart ihn zum Redakteur eines politiſchen Journals geeignet machten, und mit eben ſo naiver Aufrichtigkeit äußert er gegen Merckel (Bd. XIX, S. 324) über ſeine Aufſätze für die „Annalen": „Meine Finanzen ſind zerrüttet, ich habe Schulden, will dieſen Sommer wieder ins Bad, und wenn ich von Cotta, der reichlich für mich ſorgt, ſo viel Geld nehme, muſs ich auch Etwas liefern. Drum ſollen in jedem Heft der ‚Annalen' wenigſtens ein paar Blätter aus meiner Feder kommen. Auch liegt viel Renommage zum Grund: ich zeige der Welt, daſs ich etwas Anderes bin, als unſre ſonettierenden Almanachspoeten." Das ſind unzweifelhaft ſehr ſubjektive Beweggründe zur Oppoſitionsſchriftſtellerei, die mit dem aufopfernden Vertreten einer politiſchen Ueberzeugung Wenig gemein haben. In noch üblerem Lichte erſcheint der Umgang, welchen Heine mit dem verrufenen Wit von Dörring pflog, der als achtzehnjähriger Jüngling in die phantaſtiſchen Verſchwörungsumtriebe der Jenenſer Bürſchenſchaft verwickelt geweſen war, ſeitdem in England, Frankreich, Italien, Deutſchland und der Schweiz eine ſehr zweideutige Rolle geſpielt hatte, und gleichzeitig von den Regierungen als Carbonaro verfolgt, von den Häuptern der liberalen Partei als geheimer Polizeiagent verächtlich gemieden ward. Mit gerechtfertigter Beſorgnis beklagt ſich Heine, daſs Campe einem ſo unzuverläſſigen Subjekte Briefe für ihn anvertraut. „Wuſſten Sie denn nicht," fragt er halb entrüſtet (Ebd., S. 319), „daſs ich, außer Wein und Theater, keine Berührungspunkte mit Wit haben kann und will?" Und einige Monate ſpäter, als Wit auch mit den bairiſchen Behörden in Kolliſion gerathen und plötzlich von München aus-

gewieſen worden war, leſen wir in einem Briefe Heine's an Merckel den ängſtlichen Stoßſeufzer: „Wit ſchreibt mir, Campe habe ihm hierher ein Packet geſchickt, worin auch Sachen für mich ſeien, und ich ſollte das Packet auf der Poſt für ihn in Empfang nehmen. Das thue ich nicht. Deſshalb ſchreibe mir um Gottes-willen! es ſind doch keine Briefe für mich darin? doch keine Briefe?“ Aus einem faſt gleichzeitigen Schreiben an Varnhagen aber erſehen wir, daſs Heine mit jenem Menſchen, den er ſo tief verachtete, dennoch in charakterloſeſter Weiſe, und aus wenig ehrenhaften Motiven, freundſchaftlich verkehrte. Die höchſt bezeichnende Briefſtelle lautet [176]): „Wit von Dörring, der Berüchtigte, iſt hier. Gott weiß, mit welchem Skandal er endigen wird. Ich hab' ihn perſönlich ſehr gern, und er kompromittiert mich überall, indem er mich ſeinen Freund nennt; dadurch aber erlange ich erſtens, daſs die Revolutionaire von mir ſich fern halten, was mir ſehr lieb iſt; zweitens, daſs die Regierungen denken, ich ſei nicht ſo ſchlimm, und überzeugt ſind, daſs ich in keiner einzigen ſchlimmen Verbindung ſtehe. Ich will ja nur ſprechen. Uebrigens iſt Wit mein Fouché. Mir kann er nicht ſchaden, und wenn ich wollte, könnte ich durch ihn ſchaden, wem ich wollte. Freilich, hätte ich Macht, ließe ich ihn hängen. — Ich glaube, ſein Treiben iſt heilſam; ſchon das Princip der Bewegung, ſei dieſe auch feindlich, bringt ... Ich wurde in Mitten des Briefes unterbrochen. Die Urſache war der famöſe Wit ſelbſt, der plötzlich von hier, ohne Recht und Urtheil, verwieſen worden. Wit iſt ein mauvais sujet, und wenn ich Macht hätte, ich ließe ihn hängen. Er hat eine Privatliebenswürdigkeit, die mich oft ſeinen Charakter vergeſſen ließ, — er hat mir immer ungemein viel Spaß gemacht, und vielleicht eben deſshalb, weil die ganze Welt wider ihn war, hielt ich ihm manchmal die Stange. Das hat Vielen miſsfallen. In Deutſchland iſt man noch nicht ſo weit, zu begreifen, daſs ein Mann, der das Edelſte durch Wort und That befördern will, ſich oft einige kleine Lumpigkeiten, ſei es aus Spaß oder aus Vortheil, zu Schulden kommen laſſen darf, wenn er nur durch dieſe Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel ſind) der großen Idee ſeines Lebens Nichts ſchadet, ja daſs dieſe Lumpigkeiten oft ſogar

lobenswerth sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unsres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell und jetzt noch in Paris hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen. Dieses zur Apologie aller Lumpigkeiten, die ich noch Lust habe, in diesem Leben zu begehen."

So laxe politische Grundsätze und eine so frivole Zweckmäßigkeitsmoral nehmen sich freilich befremdend aus auf den Lippen eines Mannes, der nicht ohne Ostentation das Amt eines Stimmführers der öffentlichen Meinung, eines Vorkämpfers der bürgerlichen Freiheit übernommen hatte. Die allgemeine Verderbnis der Zeit, die Gesinnungslosigkeit und schlaffe Resignation, welche peststoffartig die stagnierende Luft jener Tage erfüllten und selbst die besten Charaktere befleckten, mögen in gewissem Grade den Schwächen des Einzelnen zur Entschuldigung dienen: bei Alledem aber lässt sich Heine's Benehmen von dem Vorwurfe einer bewussten Zweideutigkeit nicht freisprechen. Fühlte er sich ernstlich berufen, ein braver Soldat im Befreiungskriege der Menschheit zu sein, dem es gebühre, dass man ihm einst ein Schwert auf den Sarg lege (Bd. II, S. 145); betrachtete er es als die Aufgabe seines Lebens, die Missbräuche in Staat, Kirche und Gesellschaft unerbittlich zu befehden, so musste er bereit sein, die Folgen seiner Worte und Handlungen zu tragen, und durfte keinesfalls um persönlicher Vortheile willen mit den Mächten, die er öffentlich angriff, insgeheim transigieren. Dass er Solches gethan, dass er während seines Aufenthaltes in München nur allzu geneigt war, die Rolle eines kühnen Oppositionsschriftstellers mit der Fessel eines Staatsamtes zu vertauschen, dafür liegen in den Briefen an Varnhagen und Cotta, an Schenk und Tjutschew leider die gravierendsten Zeugnisse vor. Zunächst, wie wir früher gesehen, war es eine Anstellung in Preußen, die Heine vor Allem erwünscht schien, und zu der ihm Varnhagen verhelfen sollte. „Ich handle," schreibt er in demselben Briefe, der die oben angeführten macchiavellistischen Grundsätze entwickelt, „wie Sie sehen, sehr bedachtsam, und meine Unbesonnenheit ist nur Schein. An dem Tage, wo mein zweiter Theil der Reisebilder ausgegeben wurde, saß ich auf dem englischen Dampfboot, und während man mich in Deutschland zer-

reißen wollte, ſaß ich zu London ruhig hinterm Ofen . . . Ich werde hier ſehr ernſthaft, faſt deutſch; ich glaube, Das thut das Bier. Oft habe ich eine Sehnſucht nach der Hauptſtadt, nämlich Berlin. Wenn ich mal geſund bin, will ich ſuchen, ob ich dort nicht leben kann. Ich bin in Baiern ein Preuße geworden. Mit welchen Menſchen dort rathen Sie mir in Verbindung zu treten, um eine gute Rückkehr einzuleiten?" Die Antworten Varnhagen's ſind uns nicht erhalten, und wir wiſſen nicht, in wie weit Dieſer den Aſpirationen ſeines jungen Freundes auf ein Staatsamt in Preußen Hoffnung gemacht oder ihm die Ausſicht auf Erfüllung ſolcher Wünſche benommen hat. Inzwiſchen war Heine auf dem beſten Wege, in Baiern zu erreichen, was ihm in Preußen fehlſchlug. König Ludwig, der ſich ſchon als Kronprinz mit freiſinnigen Männern umgeben und ſeinen Regierungsantritt durch eine Reihe von liberalen Maßregeln inauguriert hatte, dürſtete nach dem Ruhm, auch die Lehrſtühle der neu errichteten Münchener Univerſität mit den ausgezeichnetſten Geiſtern zu beſetzen. Er hatte Schelling, Maßmann und mehr als Einen andern Gelehrten, auf den die ſpäter zur Herrſchaft gelangende ultramontane Klicke mit mißgünſtigen Augen ſah, in ſeine Hauptſtadt berufen; ein Poet, der Dichter des „Beliſar", Eduard von Schenk, leitete das Miniſterium des Innern — wie ſollte nicht Heine ſich der Erwartung hingeben, daſs auch ihm die Gunſt des Protektors aller ſchönen Künſte ſich zuwenden werde, falls es ihm gelänge, Deſſen Aufmerkſamkeit zu erregen? Der König las, wie er ſagte, mit Theilnahme die „Politiſchen Annalen" (Bd. XIX, S. 324), Heine durfte alſo annehmen, daſs ſeine Aufſätze über England dem Monarchen ſchon bekannt waren. Er bat Cotta, Demſelben nun auch die „Reiſebilder" und das „Buch der Lieder" in die Hände zu ſpielen. „Vergeſſen Sie nicht," ſchrieb er bei Ueberſendung dieſer Bücher am 18. Juni 1828 [177]), „ſie mitzunehmen, wenn Sie zum Könige gehen; es käme mir auch zu Gute, wenn Sie ihm andeuten wollten: der Verfaſſer ſelbſt ſei viel milder, beſſer und vielleicht jetzt auch ganz anders, als ſeine früheren Werke. Ich denke, der König iſt weiſe genug, die Klinge nur nach ihrer Schärfe zu ſchätzen, und nicht nach dem etwa guten oder ſchlimmen Gebrauch, der

ſchon davon gemacht worden. Entſchuldigen Sie, wenn ich Sie überbillig beläſtige; aber mein Hierbleiben hängt ſo ſehr davon ab, und ich bin ja ganz Ihr gehorſamſt ergebener H. Heine.“ Den mächtigſten Fürſprecher fand Heine an dem Miniſter von Schenk, mit welchem er durch Michael Beer bekannt geworden, und welcher dem Dichter die beſtimmteſte Zuſicherung gab, Alles aufbieten zu wollen, um ihm eine Profeſſur an der Münchener Univerſität zu erwirken. „Sie gehören zu den Wenigen,“ betheuert Heine in einem aus Florenz datierten Schreiben an Schenk vom 1. Oktober 1828 (Bd. XIX, S. 337) „die darauf bedacht waren, meine äußere Stellung zu ſichern, und ſo wahr mir Gott helfe, ich hoffe, auch der König von Baiern wird es Ihnen einſt danken. Ich fühle viel Kraft in mir und will ſie gern zum Guten anwenden . . . Ich weiß, eben ſo wenig, wie ich, ſind Sie Freund vom Briefſchreiben, aber ſo lange ich nicht la sureté de la sureté habe, wie ſich Herr von Savigny ausdrückt, ſo lange ich nicht die Ausfertigung des königlichen Dekrets habe, lebe ich in einer gewiſſen Unbeſtimmtheit, die ſehr unbequem iſt.“ Das Ausbleiben des verſprochenen Ernennungsdekretes erfüllte Heine mit ſteigender Unruhe. Er wandte ſich daher von Florenz aus gleichzeitig an einen anderen Freund, den 1803 zu Moskau geborenen Dichter Feodor Iwanowitſch Tjutſchew [178]), der ſchon in ſeinem zweiundzwanzigſten Jahre der ruſſiſchen Geſandtſchaft in München als Attaché beigegeben wurde, und ſich dort 1827 mit der verwittweten Frau von Peterſon, gebornen Gräfin Bothmer, vermählte. Mit Tjutſchew, ſeiner trefflichen Gemahlin und ſeiner jungen, anmuthigen Schweſter ſtand Heine in herzlichſtem Verkehre; es war alſo ganz natürlich, daſs er ſich dieſer Verbindung bediente, um ſich Gewiſsheit über den Entſchluſs des Königs zu verſchaffen. Die betreffende Briefſtelle (Bd. XIX, S. 340) lautet: „Der Stand meiner Angelegenheit Betreffs meiner Ernennung zum Profeſſor iſt Ihnen bekannt. Es war mit Herrn Schenk verabredet, daſs ich ihm, ſobald ich in Italien angelangt ſei, meine Adreſſe mittheilen ſolle, damit er mir von dem königlichen Dekret dorthin Kenntnis gebe. In dieſer Erwartung ſchrieb ich vor beinahe vier Wochen an Schenk, er möge mir jene Nachricht poste restante nach Florenz ſenden. Dieſen Morgen an-

gelangt, eile ich zur Poſt, und finde keinen Brief. Ich habe daher einen zweiten Brief an Schenk geſchrieben, worin ich ihm angezeigt, daſs ich hier bleiben werde, um ſeine Antwort zu erwarten. Tauſend Gründe können die Urſache ſeines Schweigens ſein, aber da er Poet iſt, vermuthe ich, daſs es die Faulheit, jene Geiſtesfaulheit iſt, die uns ſo arg zuſetzt, wenn wir an unſre Freunde ſchreiben ſollen . . . Einliegend der Brief, den ich an Schenk geſchrieben, und den Sie ihm gütigſt ſogleich überſenden wollen. Beſuchen Sie ihn dann ein paar Tage nachher — er weiß, wie ſehr Sie mein Freund ſind, — ſagen Sie ihm, ich hätte Ihnen mitgetheilt, wovon meine Rückkehr nach Deutſchland abhängt, und da Sie Diplomat ſind, wird es Ihnen leicht ſein, den Stand meiner Angelegenheit zu erfahren, ohne daſs Schenk ahnt, ich hätte Sie gebeten, mich darüber zu unterrichten, und ohne daſs er ſich der Pflicht enthoben glaubt, mir ſelbſt zu ſchreiben. Sie wiſſen, wie ſehr ich Schenk liebe, wie ſehr ich von ſeinem Wohlwollen für mich überzeugt bin; er iſt mehr noch eine große Seele, als ein großer Dichter, er kennt ſeine Pflichten gegen Pairs des Talents, er weiß, daſs die Nachwelt ihn mit Rückſicht hierauf beurtheilen wird — aber er iſt bei Alledem ein Staatsmann."

Durch welcherlei Gründe König Ludwig veranlaſſt ward, die in Ausſicht geſtellte Unterzeichnung des Ernennungsdekrets Heine's zum Profeſſor an der Münchener Univerſität ſchließlich doch zu verweigern, iſt niemals beſtimmt aufgeklärt worden. Sehr möglich, daſs beſonders der Koſtenpunkt den Stein des Anſtoßes abgab; hatte doch der König, der oft zur Unzeit knauſerte, eben zu jener Zeit die Wahl Auguſt's von Platen zum außerordentlichen Mitgliede der Münchener Akademie der Wiſſenſchaften nur unter dem Vorbehalte beſtätigt, daſs das Jahrgehalt des gräflichen Dichters auf 500 Gulden beſchränkt werde [170]). Eben ſo möglich auch, daſs, wie Heine annahm (Bd. XII, S. 50), die Einflüſterungen der Pfaffenpartei, vor deren Ränken ihn Börne gewarnt, und die allmählich ſchon eine unheilvolle Macht über den König gewann, ihm in der Gunſt des Monarchen geſchadet und die wohlmeinende Abſicht Schenk's vereitelt haben. Es iſt unfruchtbar, Vermuthungen darüber aufzuſtellen, in wie weit Heine

ſich durch Erlangung der Profeſſur zum Aufgeben ſeiner oppoſitionellen Richtung hätte beſtimmen laſſen. Die Andeutungen in dem Briefe an Cotta klingen bedenklich genug, und der ſchwankende Charakter Heine's bietet geringe Bürgſchaft dafür, daſs er den verlockenden Einwirkungen der Hofkreiſe auf die Dauer mit männlicher Feſtigkeit widerſtanden hätte. Vorderhand freilich redete er ſich ein, den Dienſt der Freiheit mit einer Staatsanſtellung vereinigen zu können; denn in denſelben Tagen, als er ſeine Beſtallung erwartete, ſchrieb er aus den Bädern von Lucca an Moſer (Bd. XIX, S. 330): „Wenn ich nach Deutſchland zurückkehre, will ich den dritten Band der ‚Reiſebilder' herausgeben. Man glaubt in München, ich würde jetzt nicht mehr ſo gegen den Adel losziehen, da ich im Foyer der Nobleſſe lebe, und die liebenswürdigſten Ariſtokratinnen liebe — und von ihnen geliebt werde. Aber man irrt ſich. Meine Liebe für Menſchengleichheit, mein Haſs gegen Klerus war nie ſtärker wie jetzt, ich werde faſt dadurch einſeitig. Aber eben um zu handeln, muſs der Menſch einſeitig ſein. Das deutſche Volk und Moſer werden eben wegen ihrer Vielſeitigkeit nie zum Handeln kommen." Selbſt in den Briefen an Cotta ließ Heine es an gelegentlichem Spott über das hochmüthige Gebahren der bairiſchen Junker nicht fehlen. „Hier in unſerem aufblühenden Bier-Athen," ſchrieb er einmal aus München dem über lächerliche Standesvorurtheile erhabenen Freiherrn [170]), „giebt es nichts Neues, als daſs nächſtens der hohe Adel ein Turnier hält und der ehrſame Bürgersmann ſich freut, daſs er für 2 Gulden 42 Kreuzer zuſehen kann, eben ſo gut wie bei Rappo, dem Jongleur. Ich fürchte, das Theater wird durch die Konkurrenz dieſer neuen Spiele etwas leiden." Auch gegen Varnhagen zeigt ſich Heine nicht ſehr erbaut von dem Münchener Thun und Treiben [180]): „Es ſieht hier ſchlecht aus; ſeichtes, kümmerliches Leben. Kleingeiſterei. Und gäbe es nicht zuweilen einige großartige Erſcheinungen," fügt der loſe Spötter hinzu, „z. B. eine Michel Beer'ſche oder Schenk'ſche Tragödie, ſo wäre dieſes triviale ſchlechte Klima nicht zu ertragen. Ich leide ſo ſehr an dieſem Klima, daſs ich nichts Geſcheites ſchreiben kann, und will bald packen." — „Wie ſehr ich herunter bin, an Leib und Seele," heißt es

in einem gleichzeitigen Billet an Merckel, „magst du erkennen, wenn du nächstens im ‚Morgenblatte' einen langen Münchener Korrespondenzartikel von mir findest, worin ich nahe dran bin, Michel Beer für ein Genie zu erklären . . . Verzeih mir jenen Artikel — ich musste ihn schreiben." Wir erinnern uns aus den Briefen an Moser, dass Heine sich über Michael Beer und Dessen „Paria" früher ziemlich ungünstig geäußert hatte, er warf ihm Halbheit der Gesinnung und ein des Juden unwürdiges Kokettieren mit dem Christenthume vor — es mochte daher wohl nicht durchaus freie Neigung und Ueberzeugung sein, wodurch Heine bestimmt wurde, nach der ersten Aufführung von Beer's „Struensee" im Münchener National-Theater am 27. März 1828 eine enthusiastische Anzeige des Stückes für das „Morgenblatt" zu verfassen. Michael Beer verweilte damals in München, er hatte Heine bei Schenk eingeführt und ihm bei Letzterem warm das Wort geredet — die Pflicht der Dankbarkeit schien also zu fordern, dass Heine sich dem ihm von Beer gestellten Ansuchen nicht entziehe, ein Referat über Dessen Tragödie zu liefern. Indess gereicht die Art und Weise, in welcher er dieser Aufgabe nachkam, ihm durchaus nicht zur Unehre, und er hätte sich durch Unterzeichnung des trefflichen Aufsatzes ruhig zur Autorschaft desselben bekennen dürfen. Die „angelernte Unnatur" und „stelzenhafte Komödiantenhofsprache" der früheren Beer'schen Dichtungen erfährt den nachsichtslosesten Tadel, und auch dem neuesten Drama des Verfassers wird „die verschwimmende Sentimentalität der Charaktere, das Erbgebrechen Beer'scher Helden," unparteilich vorgerückt. Den Hauptaccent aber legt Heine auf die politische Seite der besprochenen Tragödie, und hier enthüllt er in muthvollen Worten seine Ansicht über die Stellung des Dichters zu den großen Fragen der Gegenwart (Bd. XIII, S. 244 ff.): „Ist es doch nie die Poesie an und für sich, was den Produkten eines Dichters Celebrität verschafft. Betrachten wir nur den Goethe'schen ‚Werther'. Sein erstes Publikum fühlte nimmermehr seine eigentliche Bedeutung, und es war nur das Erschütternde, das Interessante des Faktums, was die große Menge anzog und abstieß. Man las das Buch wegen des Todtschießens, und Nicolaiten schrieben dagegen wegen des Todtschießens. Es

liegt aber noch ein Element im ‚Werther‘, welches nur die kleinere Menge angezogen hat, ich meine nämlich die Erzählung, wie der junge Werther aus der hochadeligen Gesellschaft höflichst hinausgewiesen wird. Wäre der ‚Werther‘ in unseren Tagen erschienen, so hätte diese Partie des Buches weit bedeutsamer die Gemüther aufgeregt, als der ganze Pistolenknalleffekt. Mit der Ausbildung der Gesellschaft, der neu europäischen Societät, erblühte in Unzähligen ein edler Unmuth über die Ungleichheit der Stände, mit Unwillen betrachtete man jede Bevorrechtung, wodurch ganze Menschenklassen gekränkt werden, Abscheu erregten jene Vorurtheile, die, gleich zurückgebliebenen häßlichen Götzenbildern aus den Zeiten der Roheit und Unwissenheit, noch immer ihre Menschenopfer verlangen, und denen noch immer viele schöne und gute Menschen hingeschlachtet werden. Die Idee der Menschengleichheit durchwärmt unsere Zeit, und die Dichter, die als Hohepriester dieser göttlichen Sonne huldigen, können sicher sein, daß Tausende mit ihnen niederknien, und Tausende mit ihnen weinen und jauchzen. Daher wird rauschender Beifall allen solchen Werken gezollt, worin jene Idee hervortritt. Nach Goethe's ‚Werther‘ war Ludwig Robert der Erste, der jene Idee auf die Bühne brachte, und uns in der ‚Macht der Verhältnisse‘ ein wahrhaft bürgerliches Trauerspiel zum Besten gab, als er mit kundiger Hand die prosaischen kalten Umschläge von der brennenden Herzenswunde der modernen Menschheit plötzlich abriß. Mit gleichem Erfolge haben spätere Autoren dasselbe Thema, wir möchten fast sagen, dieselbe Wunde, behandelt. Dieselbe Macht der Verhältnisse erschüttert uns in ‚Urika‘ und ‚Eduard‘, der ‚Herzogin von Duras‘, und in ‚Isidor und Olga‘ von Raupach. Frankreich und Deutschland fanden sogar dasselbe Gewand für denselben Schmerz, und Delavigne und Beer gaben uns Beide einen ‚Paria‘ . . . Wir kehren zurück zu dem Hauptthema des ‚Struensee‘, dem Kampfe der Bürgerlichen mit der Aristokratie. Daß dieses Thema mit dem des ‚Paria‘ verwandt ist, soll nicht geleugnet werden. Es mußte naturgemäß aus demselben hervorgehen, und wir rühmen um so mehr die innere Entwicklung des Dichters und sein feines Gefühl, das ihn immer auf das Princip der Hauptstreitfragen unserer Zeit hinleitet. Im ‚Paria‘ sahen

wir den Unterdrückten zu Tode geſtampft unter dem eiſernen Fußtritte des übermüthigen Unterdrückers, und die Stimme, die ſeelenzerreißend zu unſeren Herzen drang, war der Nothſchrei der beleidigten Menſchheit. Im ‚Struenſee‘ hingegen ſehen wir den ehemals Unterdrückten im Kampfe mit ſeinen Unterdrückern, Dieſe ſind ſogar im Erliegen, und was wir hören, iſt würdiger Proteſt, womit die menſchliche Geſellſchaft ihre alten Rechte vindiciert und die bürgerliche Gleichſtellung aller ihrer Mitglieder verlangt . . . Man hat die Wahl des Stoffes getadelt, der, wie man ſagte, noch nicht ganz der Geſchichte anheim gefallen ſei, und deſſen Behandlung es nöthig mache, noch lebende Perſonen auf die Bühne zu bringen. Dann auch fand man es unſtatthaft, dabei noch gar die Intereſſen der heutigſten Parteien auszuſprechen, die Leidenſchaften des Tages aufzuwiegeln, uns im Rahmen der Tragödie die Gegenwart darzuſtellen, und zwar zu einer Zeit, wo dieſe Gegenwart am gefährlichſten und wildeſten bewegt iſt. Wir aber ſind anderer Meinung. Die Greuelgeſchichten der Höfe können nicht ſchnell genug auf die Bühne gebracht werden, und hier ſoll man, wie einſt in Aegypten, ein Todtengericht halten über die Könige und Großen der Erde. Was gar jene Nützlichkeitstheorie betrifft, wonach man die Aufführung einer Tragödie nach dem Schaden oder Nutzen, den ſie etwa ſtiften könnte, beurtheilt, ſo ſind wir gewiſs ſehr weit entfernt, uns dazu zu bekennen. Doch auch bei einer ſolchen Theorie würde die Beer'ſche Tragödie vielmehr Lob als Tadel verdienen, und wenn ſie das Bild jener Kaſtenbevorrechtung in all ſeiner grauſamen Leibhaftigkeit uns vor Augen bringt, ſo iſt Das vielleicht heilſamer, als man glaubt. Es geht eine Sage im Volke, der Baſilisk ſei das furchtbarſte und feſteſte Thier, weder Feuer noch Schwert vermöchten es zu verwunden, und das einzige Mittel, es zu tödten, beſtände darin, daſs Jemand die Kühnheit habe, ihm einen Spiegel vorzuhalten; indem alsdann das Thier ſich ſelbſt erblickt, erſchrickt es ſo ſehr ob ſeiner eignen Häſslichkeit, daſs es zuſammenſtürzt und ſtirbt. Der ‚Struenſee‘, eben ſo ſehr wie der ‚Paria‘, war ein ſolcher Spiegel, den der kühne Dichter dem ſchlimmſten Baſilisken unſerer Zeit entgegen hielt, und wir danken ihm für dieſen Liebesdienſt . . . An der

freimüthigen Beurtheilung, die ſein Werk bei uns gefunden, möge er unſere neidloſe, liebreiche Geſinnung erkennen, und es ſollte uns freuen, wenn unſer Wort vielleicht dazu beiträgt, ihn auf der ſchönen Bahn, die er ſo ruhmvoll betreten, noch lange zu erhalten. Die Dichter ſind ein unſtätes Volk, man kann ſich nicht auf ſie verlaſſen, und die beſten haben oft ihre beſſeren Meinungen gewechſelt aus eitel Veränderungsſucht. In dieſer Hinſicht ſind die Philoſophen weit ſicherer, weit mehr als die Dichter lieben ſie die Wahrheiten, die ſie einmal ausgeſprochen, man ſieht ſie weit andauernder dafür kämpfen, denn ſie haben ſelbſt mühſam dieſe Wahrheiten aus der Tiefe des Denkens hervor gedacht, während ſie den müßigen Dichtern gewöhnlich wie ein leichtes Geſchenk zugekommen ſind. Mögen die künftigen Tragödien des Herrn Beer, ebenſo wie der ‚Paria‘ und der ‚Struenſee‘, tief durchdrungen werden von dem Hauche jenes Gottes, der noch größer iſt, als der große Apollo und all' die andern mediatiſierten Götter des Olymps; wir ſprechen vom Gotte der Freiheit.“ Es war Dies auf jeden Fall eine Sprache, wie man ſie in den Theaterberichten eines Unterhaltungsblattes ſelten zu hören bekam, und die Schlußmahnung Heine's zum Ausharren bei der einmal ergriffenen Fahne hinterläßt faſt den Eindruck, als ob ſie von der Stimme des Gewiſſens eben ſo ſehr ihm ſelbſt, wie dem Verfaſſer des „Struenſee“, ins Herz gerufen worden ſei. —

Ende Juni 1828 wurden die von Heine und Lindner redigierten „Neuen politiſchen Annalen“ mit dem vierten Hefte des 27ſten Bandes geſchloſſen. Es war die Abſicht der Herausgeber wie der Verlagshandlung, die Zeitſchrift nach Verlauf von ſechs Monaten in erweiterter Geſtalt wieder aufzunehmen, und Heine erklärte ſich, wenn Cotta beſonderen Werth darauf lege, bereit, ſeinen Namen als Redakteur — ſei es allein, ſei es in Gemeinſchaft mit Dr. Lindner oder mit Dr. Guſtav Kolb — auch ferner auf das Titelblatt des Journals zu ſetzen, obſchon er hinzufügte [170]): „Was mich ſelbſt betrifft, ſo ſage ich voraus, daß auf mich in Hinſicht der Beiträge nicht zu rechnen iſt, und noch weniger in Hinſicht der redaktoriſchen Betriebſamkeit. Aber wahrlich, ich will nicht durch fremde Mühe lukrieren, und erſt ſpäter-

hin, wenn das Journal einige Zeit in Gang ist, mögen Sie, Herr Baron, selbst bestimmen, was ich Ihnen dabei werth war." Desto nachdrücklicher bestand Heine darauf (Bd. XIX, S. 345), daß den Mitarbeitern der renovierten „Annalen" ein ansehnliches Honorar gezahlt würde: „Ich dächte: für Originalaufsätze 4 Louisd'or, für Bearbeitungen 2 bis 3, je nachdem sie mehr oder minder selbständige sind, 1 Louis für Uebersetzungen. Wahrlich, ich denke nicht sehr an Selbstnutzen, aber ich will mein sauer erworbenes bischen Ruhm nicht einbüßen durch ein schlecht dotiertes Journal." Gleichzeitig schrieb er seinem in München verweilenden Freunde Kolb über diese Angelegenheit (Ebd., S. 348 u. 350): „Der Baron Cotta kann Ihnen sagen, wie wenig Privatinteresse mich dabei leitet; mein einziger Wunsch ist nur, der liberalen Gesinnung, die wenig' geeignete Organe in Deutschland hat, ein Journal zu erhalten, und ich dächte, auch Sie bringen gern ein Opfer für einen solchen Zweck. Es ist die Zeit des Ideenkampfes, und Journale sind unsre Festungen. Ich bin gewöhnlich faul und lässig, aber wo, wie hier, ein gemeinsames Interesse ganz bestimmt gefördert wird, da wird man mich nie vermissen. Lassen Sie also die ‚Annalen' nicht fallen . . . Als Motto schlage ich Ihnen vor die Worte: ‚Es giebt in Europa keine Nationen mehr, sondern nur Parteien.'" Bei der ausgesprochenen Abneigung Heine's, der Zeitschrift neben dem Aushängeschild seines Namens auch häufigere Beiträge und eine ernstliche Redakteursthätigkeit zu widmen, zerschlugen sich jedoch die Unterhandlungen über Wiederaufnahme der „Annalen", und Cotta ließ das Journal gänzlich eingehen.

## Fünftes Kapitel.

### Die italiäniſche Reiſe.

Nur auf ein halbes Jahr hatte ſich Heine zur Mitredaktion der „Neuen politiſchen Annalen“ verbindlich gemacht. Gleichzeitig mit dem Ablauf dieſes Termines wurde das Erſcheinen der Zeitſchrift eingeſtellt. Die Entſcheidung des Königs über die Profeſſur Heine's konnte ſich vorausſichtlich noch Monate lang verzögern — es feſſelte den Dichter für den Augenblick alſo Nichts mehr an München, und er beeilte ſich, den längſt gehegten Wunſch einer Reiſe nach Italien zur Ausführung zu bringen. Sehnſüchtig hatte er oftmals im Winter von der Treppenterraſſe zu Bogenhauſen nach den ſchneebedeckten Tyroler Alpen geblickt und ſich Flügel gewünſcht, um über die Berge zu ſchweben in das ſonnige Frühlingsland. Schon im April hatte er ſich von Varnhagen die 800 Thaler, die er dem Freunde bei ſeiner Rückkehr aus England in Verwahr gegeben, nach München ſchicken laſſen, damit er jeden Tag ſein Ränzel zu ſchnüren im Stande ſei. Jetzt endlich ſah er ſich aller hemmenden Verpflichtungen ledig, und in der heiterſten Stimmung trat er Mitte Juli die Reiſe nach Italien an.

Sein Bruder Maximilian, der um jene Zeit in München ſeine mediciniſchen Studien fortſetzte, begleitete ihn eine Tagereiſe weit bis Tyrol [181]), wo der Dichter mit beſonderem Intereſſe den lebendigen Erinnerungen des Volkes an den Franzoſenkrieg von 1809 lauſchte, und mit Erſtaunen wahrnahm, wie

getreu Karl Immermann in seinem „Andreas Hofer" den Charakter des Helden und den Geist der Begebenheiten geschildert. Es ist bezeichnend für die damaligen politischen Zustände, dass Immermann's patriotisches Trauerspiel gerade in Tyrol strengstens verboten war — das wach gerufene Andenken an die Behandlung, welche die tapferen Vaterlandsvertheidiger erfahren hatten, mochte der kaiserlichen Regierung in Wien nicht allzu willkommen sein. — Zu Innsbruck kehrte Heine im goldenen Adler, wo Andreas Hofer logiert hatte, bei dem Gastwirth Niederkirchner ein, und ließ sich von dem alten Manne Vielerlei aus dem Tyrolerkriege erzählen. In Steinach besah er den Marktplatz, auf welchem Immermann den Sandwirth eine Zusammenkunft mit seinen Getreuen abhalten lässt. Ueberall drängte sich dem wandernden Dichter der Zusammenhang zwischen den historischen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit und dem gutmüthig naiven Servilismus der Bevölkerung auf [182]): „Die Tyroler sind schön, heiter, ehrlich, brav und von unergründlicher Geistesbeschränktheit ... Von der Politik wissen sie Nichts, als dass sie einen Kaiser haben, der einen weißen Rock und rothe Hosen trägt. Das hat ihnen der alte Ohm erzählt, der es selbst in Innsbruck gehört von dem schwarzen Sepperl, der in Wien gewesen. Als nun die Patrioten zu ihnen hinauf kletterten und ihnen beredsam vorstellten, dass sie jetzt einen Fürsten bekommen, der einen blauen Rock und weiße Hosen trage, da griffen sie zu ihren Büchsen, und küssten Weib und Kind, und stiegen von den Bergen hinab, und ließen sich todtschlagen für den weißen Rock und die lieben alten rothen Hosen ... Viele merkwürdige Ereignisse jener Zeit sind gar nicht aufgeschrieben und leben nur im Gedächtnisse des Volkes, das jetzt nicht mehr gern davon spricht, da die Erinnerung mancher getäuschten Hoffnung dabei auftaucht. Die armen Tyroler haben nämlich auch allerlei Erfahrungen machen müssen, und wenn man sie jetzt fragt, ob sie zum Lohne ihrer Treue Alles erlangt, was man ihnen in der Noth versprochen, so zucken sie gutmüthig die Achsel und sagen naiv: ‚Es war vielleicht so ernst nicht gemeint, und der Kaiser hat Viel zu denken, und da geht ihm Manches durch den Kopf!' Tröstet euch, arme Schelme! Ihr seid nicht die Einzigen, denen Etwas versprochen worden. Passiert

es doch oft auf großen Sklavenschiffen, das man bei großen Stürmen, und wenn das Schiff in Gefahr geräth, zu den schwarzen Menschen seine Zuflucht nimmt, die unten im dunkeln Schiffsraum zusammengestaut liegen. Man bricht dann ihre eisernen Ketten, und verspricht heilig und theuer, ihnen die Freiheit zu schenken, wenn durch ihre Thätigkeit das Schiff gerettet werde. Die blöden Schwarzen jubeln nun hinauf ans Tageslicht, hurrah! sie eilen zu den Pumpen, stampfen aus Leibeskräften, helfen, wo nur zu helfen ist, klettern, springen, kappen die Masten, winden die Taue, kurz, arbeiten so lange, bis die Gefahr vorüber ist. Alsdann werden sie, wie sich von selbst versteht, wieder nach dem Schiffsraum hinabgeführt, wieder ganz bequem angefesselt, und in ihrem dunklen Elend machen sie demagogische Betrachtungen über Versprechungen von Seelenverkäufern, deren ganze Sorge nach überstandener Gefahr dahin geht, noch einige Seelen mehr einzutauschen."[183])

Ueber Sterzing und Brixen hinab reisend, sah Heine die schönen Gebirgslandschaften des nördlichen Tyrols wegen des beständig herab fließenden Regens meist nur vom Wagen aus im Vorüberfahren. Hinter Botzen klärte sich endlich das Wetter auf, und goldener Sonnenschein lag auf den Bergen, als der Dichter an einem schönen Sonntagnachmittag in der alterthümlichen Stadt Trient ankam, die schon ganz den Charakter der italiänischen Städte trägt. Hier besuchte er den uralten Dom, schlenderte wie im Traume über den Marktplatz und durch die sonntäglich belebten Gassen, und wie ein Märchen der Kindheit berührte ihn der Anblick der schönen Männer und Frauen mit den edel geformten, von der Sonne des Südens gebräunten Gesichtern, aus denen die schwarzen Augen so melancholisch hervor strahlten. Nach einer kurzen Nachtruhe in der Locanda dell' Grande Europa bestieg er mit Sonnenaufgang das Fuhrwerk des Vetturins, und traf, nach mehrstündigem Aufenthalte in Ala, gegen Abend in Verona ein, wo er auf einen Tag im Gasthof Due Torre Quartier nahm. In der Nähe der von hohen Palläften umgebenen Piazza delle Erbe wurde ihm das unscheinbare Haus gezeigt, das man wegen eines in Stein gemeißelten Hutes über dem inneren Thore für den Pallast der Capuletti

hält; unfern davon die Kapelle, worin der Sage nach das unglückliche Liebespaar getraut worden. Auch die Grabmäler der Scaliger und das trefflich erhaltene Amphitheater aus der Römerzeit, in welchem er jetzt, ſtatt der Gladiatorenſpiele und Thierhetzen, eine moderne italiäniſche Poſſe aufführen ſah, boten dem Dichter Stoff zu ernſten Betrachtungen der Vergangenheit, deren blutbeſpritzter Rieſenſchatten geſpenſtiſch unheimlich hinüber ragt in die mildere Gegenwart. (Bd. II, S. 106 ff.)

An einem drückend heißen Auguſttage fuhr Heine in einem ſchwerfälligen Poſtwagen, der wegen des Staubes von allen Seiten dicht verſchloſſen wurde, nach Brescia, und ſetzte nach kurzem Aufenthalt ſeine Reiſe über Bergamo und Monza nach Mailand fort, wo er um Mitternacht anlangte und bei Herrn Reichmann, einem Deutſchen, einkehrte, deſſen Hotel ihm von Deutſchen und Engländern als eines der beſten Wirthshäuſer in Italien empfohlen war. Wie in Trient und Verona, fiel dem Dichter auch in Mailand wieder der blaſſe, elegiſche, von Leiden durchgeiſtete Ausdruck in den meiſten italiäniſchen Geſichtern auf: das ganze Volk ſchien innerlich krank zu ſein und zu verkümmern unter dem langjährigen Drucke der aufgezwungenen Fremdherrſchaft. Nur beim Anhören berauſchender Muſik brach die verhaltene Leidenſchaft mit ſtürmiſcher Wildheit hervor, wie Heine zu bemerken Gelegenheit fand, als er im Theater della Scala der Aufführung einer neuen Roſſini'ſchen Oper beiwohnte. „Der leidende Geſichtsausdruck," ſchreibt er in ſeinem Reiſeberichte (Ebd., S. 123), „wird bei den Italiänern am ſichtbarſten, wenn man mit ihnen vom Unglück ihres Vaterlandes ſpricht, und dazu giebt's in Mailand genug Gelegenheit. Das iſt die ſchmerzlichſte Wunde in der Bruſt der Italiäner, und ſie zucken zuſammen, ſobald man dieſe nur leiſe berührt. Sie haben alsdann eine Bewegung der Achſel, die uns mit ſonderbarem Mitleid erfüllt. Einer meiner brittiſchen Gaſthofsgefährten hielt die Italiäner für politiſch indifferent, weil ſie gleichgültig zuzuhören ſchienen, wenn wir Fremde über die katholiſche Emancipation und den Türkenkrieg politiſierten; und er war ungerecht genug, gegen einen blaſſen Italiäner mit pechſchwarzem Barte ſich darüber ſpöttiſch zu äußern. Ihr Italiäner, ſagte er, ſcheint

für Alles abgeſtorben zu ſein, außer für Muſik, und nur noch dieſe vermag euch zu begeiſtern. Sie thun uns Unrecht, ſagte der Blaſſe und bewegte die Achſel. Ach! ſeufzte er hinzu, Italien ſitzt elegiſch träumend auf ſeinen Ruinen, und wenn es dann manchmal bei der Melodie irgend eines Liedes plötzlich erwacht und ſtürmiſch emporſpringt, ſo gilt dieſe Begeiſterung nicht dem Liede ſelbſt, ſondern vielmehr den alten Erinnerungen und Gefühlen, die das Lied ebenfalls geweckt hat, die Italien immer im Herzen trug, und die jetzt gewaltig hervorbrauſen." — „Freilich," ſagt Heine ein andermal (Ebd., S. 85), als er, vor der Thür einer Botega ſeinen Sorbet ſchlürfend, einem Trio von Straßenmuſikanten lauſchte, die ein leidenſchaftliches Geſangsſtück aus irgend einer beliebten Opera buffa mit leidenſchaftlichſter Lebendigkeit vortrugen, — „um die heutige italiäniſche Muſik zu lieben und durch die Liebe zu verſtehn, muſs man das Volk ſelbſt vor Augen haben, ſeinen Himmel, ſeinen Charakter, ſeine Mienen, ſeine Leiden, ſeine Freuden, kurz ſeine ganze Geſchichte, von Romulus, der das heilige römiſche Reich geſtiftet, bis auf die neueſte Zeit, wo es zu Grunde ging unter Romulus Auguſtulus II. Dem armen geknechteten Italien iſt ja das Sprechen verboten, und es darf nur durch Muſik die Gefühle ſeines Herzens kundgeben. All ſein Groll gegen fremde Herrſchaft, ſeine Begeiſterung für die Freiheit, ſein Wahnſinn über das Gefühl der Ohnmacht, ſeine Wehmuth bei der Erinnerung an vergangene Herrlichkeit, dabei ſein leiſes Hoffen, ſein Lauſchen, ſein Lechzen nach Hilfe, alles Dieſes verkappt ſich in jene Melodieen, die von grotesker Lebenstrunkenheit zu elegiſcher Weichheit herabgleiten, und in jene Pantomimen, die von ſchmeichelnden Kareſſen zu drohendem Ingrimm überſchnappen. Das iſt der eſoteriſche Sinn der Opera buffa. Die exoteriſche Schildwache, in deren Gegenwart ſie geſungen und dargeſtellt wird, ahnt nimmermehr die Bedeutung dieſer heiteren Liebesgeſchichten, Liebesnöthen und Liebesneckereien, worunter der Italiäner ſeine tödlichſten Befreiungsgedanken verbirgt, wie Harmodius und Ariſtogiton ihren Dolch verbargen in einem Kranze von Myrten. Das iſt halt närriſches Zeug, ſagt die exoteriſche Schildwache, und es iſt gut, daſs ſie Nichts merkt. Denn ſonſt würde

der Impresario mitsammt der Prima Donna und dem Primo Uomo bald jene Bretter betreten, die eine Festung bedeuten; es würde eine Untersuchungskommission niedergesetzt werden, alle staatsgefährliche Triller und revolutionärrische Koloraturen kämen zu Protokoll, man würde eine Menge Arlekine, die in weiteren Verzweigungen verbrecherischer Umtriebe verwickelt sind, auch den Tartaglia, den Brighella, sogar den alten bedächtigen Pantalon arretieren, dem Dottore von Bologna würde man die Papiere versiegeln, er selbst würde sich in noch größeren Verdacht hineinschnattern, und Kolumbine müsste sich über dieses Familienunglück die Augen roth weinen. Ich denke aber, dass solches Unglück noch nicht über diese guten Leute hereinbrechen wird, indem die italiänischen Demagogen pfiffiger sind, als die armen Deutschen, die, Aehnliches beabsichtigend, sich als schwarze Narren mit schwarzen Narrenkappen vermummt hatten, aber so auffallend trübselig aussahen, und bei ihren gründlichen Narrensprüngen, die sie Turnen nannten, sich so gefährlich anstellten und so ernsthafte Gesichter schnitten, dass die Regierungen endlich aufmerksam werden und sie einstecken mussten."

Der prächtige Dom zu Mailand, dessen Fortbau Napoleon so eifrig betrieben hatte, und mehr noch die Fahrt über das Schlachtfeld von Marengo boten Heine willkommenen Anlass, sich über seinen „Bonapartismus", der ihm nicht bloß von Varnhagen und Rahel, Börne und Lindner, sondern auch von manchem böswilligen Gegner scharf vorgerückt worden war, gegen Freund und Feind bestimmt zu erklären. Diese Erklärungen sind von Wichtigkeit, da Heine den hier ausgesprochenen Ansichten in der Folgezeit unverbrüchlich treu geblieben ist, und durch seine poetische Bewunderung der Heldengestalt Napoleon's sich weder zu einer Anpreisung des Imperialismus der älteren, noch der neueren napoleonischen Dynastie verlocken ließ. „Ich bitte dich, lieber Leser," heißt es in der „Reise von München nach Genua" (Ebd., S. 129), „halte mich nicht für einen unbedingten Bonapartisten; meine Huldigung gilt nicht den Handlungen, sondern nur dem Genius des Mannes, heiße dieser Mann nun Alexander, Cäsar oder Napoleon. Unbedingt liebe ich Letzteren nur bis zum achtzehnten Brumaire — da verrieth er die Freiheit. Und er that

es nicht aus Nothwendigkeit, sondern aus geheimer Vorliebe für Aristokratismus. Napoleon Bonaparte war ein Aristokrat, ein adeliger Feind der bürgerlichen Gleichheit, und es war ein kolossales Missverständnis, dass die europäische Aristokratie, repräsentiert von England, ihn so todfeindlich bekriegte; denn wenn er auch in dem Personal dieser Aristokratie einige Veränderungen vorzunehmen beabsichtigte, so hätte er doch den größten Theil derselben und ihr eigentliches Princip erhalten, er würde diese Aristokratie regeneriert haben, statt dass sie jetzt darnieder liegt durch Alterschwäche, Blutverlust und Ermüdung von ihrem letzten, gewiss allerletzten Sieg. Lieber Leser! wir wollen uns hier ein für alle Mal verständigen. Ich preise nie die That, sondern nur den menschlichen Geist, die That ist nur dessen Gewand, und die Geschichte ist Nichts als die alte Garderobe des menschlichen Geistes. Doch die Liebe liebt zuweilen alte Röcke, und so liebe ich den Mantel von Marengo . . . Auf diesem Schlachtfelde that der General Bonaparte einen so starken Zug aus dem Kelch des Ruhms, dass er im Rausche Konsul, Kaiser, Welteroberer wurde und sich erst zu St. Helena ernüchtern konnte. Es ist uns selbst nicht viel besser ergangen; wir waren mitberauscht, wir haben Alles mitgeträumt, sind ebenfalls erwacht, und im Jammer der Nüchternheit machen wir allerlei verständige Reflexionen. Es will uns da manchmal bedünken, als sei der Kriegsruhm ein veraltetes Vergnügen, die Kriege bekämen eine edlere Bedeutung, und Napoleon sei vielleicht der letzte Eroberer." In ähnlichem Sinne schrieb Heine später bei Rückführung der Asche des Kaisers nach Frankreich (Bd. IX, S. 95 u. 225), dass Napoleon unleugbar „ein Feind der Freiheit, ein Despot, gekrönte Selbstsucht" war und die Gesetze mit Füßen trat, dass aber die Leichenfeier „nicht diesem liberticiden Napoleon, nicht dem Helden des 18. Brumaire, nicht dem Donnergotte des Ehrgeizes" gelte, sondern „dem Manne, der das junge Frankreich dem alten Europa gegenüber repräsentierte" . . . „Der Kaiser ist todt und begraben. Wir wollen ihn preisen und besingen, aber zugleich Gott danken, dass er todt ist. Mit ihm starb der letzte Held nach altem Geschmack, und die neue Menschheit athmet auf, wie erlöst von einem glänzenden Alp. Ueber seinem

Grabe erhebt ſich eine induſtrielle Bürgerzeit, die ganz andere Heroen bewundert, etwa den tugendhaften Lafayette oder James Watt, den Baumwolleſpinner."

In Genua hielt ſich Heine faſt eine Woche lang auf, und beſuchte namentlich die Gemäldegalerie im Pallaſte Durazzo, wo ihn treffliche Bilder von Paul Veroneſe, Giorgione und Rubens erfreuten. Wenn man den etwas prahleriſch klingenden Verſicherungen eines Briefes an Moſer glauben darf, ſcheint er dort auch (vielleicht aus Anlaſs eines Liebesabenteuers) — die Bekanntſchaft der verrufenen italiäniſchen Bravos gemacht zu haben; wenigſtens ſchreibt er dem Freunde (Bd. XIX, S. 330): „In Genua hat ein Schurke bei der Madonna geſchworen, mich zu erſtechen; die Polizei ſagte mir, ſolche Leute hielten gewiſſenhaft ihr Wort, und rieth mir, gleich abzureiſen — ich blieb aber ſechs Tage, und ging, wie gewöhnlich, des Nachts am Meere ſpazieren. Ich leſe alle Abend im Plutarch, und ich ſollte mich vor einem modernen Meuchelmörder fürchten?" — Nach mehrtägigem Verweilen in Livorno, wohin er eine Schiffsgelegenheit gefunden, traf Heine am 1. September in den Bädern von Lucca ein, deren wild romantiſche Lage in den Apenninen allſommerlich eine große Zahl von Touriſten und Badegäſten anlockt. Der Dichter verlebte hier in der friſchen Bergluft und unter täglichem Gebrauch der berühmten heißen Mineralbäder von Ponte Seraglio vier herrliche Wochen. Im Anfang ſeiner Reiſe hatte er ſich freilich durch ſeinen Mangel an Kenntnis der italiäniſchen Sprache vielfach in der Konverſation behindert gefühlt. „Ich verſteh' die Leute nicht," klagt er in einem Briefe aus Livorno (Ebd., S. 326), „und kann nicht mit ihnen ſprechen. Ich ſehe Italien, aber ich höre es nicht. Dennoch bin ich oft nicht ganz ohne Unterhaltung. Hier ſprechen die Steine, und ich verſtehe ihre ſtumme Sprache. Auch ſie ſcheinen tief zu fühlen, was ich denke. So eine abgebrochene Säule aus der Römerzeit, ſo ein zerbröckelter Longobardenthurm, ſo ein verwittertes gothiſches Pfeilerſtück verſteht mich recht gut. Bin ich doch ſelbſt eine Ruine, die unter Ruinen wandelt. Gleich und Gleich verſteht ſich ſchon. Manchmal zwar wollen mir die alten Palläſte etwas Heimliches zuflüſtern, ich kann ſie nicht hören vor dem dumpfen Tagesgeräuſch; dann komme ich des

Nachts wieder, und der Mond ist ein guter Dolmetsch, der den Lapidarstil versteht und in den Dialekt meines Herzens zu übersetzen weiß. Ja, des Nachts kann ich Italien ganz verstehen, dann schläft das junge Volk mit seiner jungen Opernsprache, und die Alten steigen aus ihren kühlen Betten und sprechen mit mir das schönste Latein. Es hat etwas Gespenstisches, wenn man nach einem Lande kommt, wo man die lebende Sprache und das lebende Volk nicht versteht, und statt Dessen ganz genau die Sprache kennt, die vor einem Jahrtausend dort geblüht, und, längst verstorben, nur noch von mitternächtlichen Geistern geredet wird, eine todte Sprache. Indessen, es giebt eine Sprache, womit man von Lappland bis Japan bei der Hälfte des menschlichen Geschlechtes sich verständlich machen kann. Und es ist die schönere Hälfte, die man par excellence das schönere Geschlecht nennt. Diese Sprache blüht in Italien ganz besonders. Wozu Worte, wo solche Augen mit ihrer Beredsamkeit einem armen Tedesco so tief ins Herz hineinglänzen, Augen, die besser sprechen als Demosthenes und Cicero, Augen — ich lüge nicht, — die so groß sind wie Sterne in Lebensgröße." — In der Mußezeit, welche Thermalbäder, Gebirgsexkursionen und der Umgang mit schönen Frauen ihm übrig ließen, begann Heine in seiner weinlaubumrankten Wohnung zu Ponte Seraglio, den Anfang seines italiänischen Tagebuches für das „Morgenblatt" auszuarbeiten. Er hatte, wie aus einem Briefe an Eduard von Schenk hervorgeht, damals die Absicht, Diesem sein neues Werk, die Frucht seiner Reise nach Italien, zu widmen. „Ach, Schenk!" hatte er ihm beim Eintreffen in Florenz am 1. Oktober geschrieben (Ebd., S. 336), „die Seele ist mir so voll, so überfließend, daſs ich mir nicht anders zu helfen weiß, als indem ich einige enthusiastische Bücher schreibe. Im Bade zu Lucca, wo ich die längste und göttlichste Zeit verweilte, habe ich schon zur Hälfte ein Buch geschrieben, eine Art sentimentaler Reise. Sie und Immermann habe ich mir meistens als Leser gedacht, und wenn ich die ersten Kapitel nächstens im „Morgenblatt" abdrucken lasse, so werden Sie sehen, wie ich Immermann abzufinden gewusst habe. Ich muſs bei diesem Wort laut auflachen, um so mehr, da ich weiß, Sie verstehen es nicht. Doch wozu Ihnen Etwas verbergen, da

es mir das größte Vergnügen macht, es Ihnen ſchon jetzt zu ſagen! Ja, lieber Schenk, Sie werden wohl Ihren ehrlichen Namen zu dieſem Buche hergeben müſſen, ohne Pardon wird's Ihnen dediciert. Doch ſein Sie nicht in Angſt, es wird Ihnen auch erſt zum Leſen gegeben, und es wird viel Artiges und meiſt Sanftes enthalten. Ich muſs Ihnen durchaus ein öffentliches Zeichen meiner Geſinnungen geben, Sie haben's um mich verdient." Als Schenk jedoch ſeinem Verſprechen, dem Freunde eine Profeſſur an der Münchener Univerſität zu erwirken, nicht nachkam, ſondern ihn, wie Heine gegen Varnhagen behauptet [184]), den Jeſuiten ſakrificierte, wurde den „Bädern von Lucca", ſtatt der ſchwerlich allzu willkommenen Dedikation an den bairiſchen Staatsminiſter, der jedenfalls geeignetere Name Karl Immermann's voran geſtellt.

In Florenz gefiel ſich Heine ſo gut, daſs er dort die erſehnten Nachrichten aus München abzuwarten beſchloſs, und ſeinen Aufenthalt bis gegen Ende des Novembermonats verlängerte. Bei ſeinen Wanderungen durch die Kunſtſammlungen und Gemäldegalerien der ruhmvollen Medicäerſtadt begegnete er wiederholt dem Kronprinzen von Preußen, welcher zu jener Zeit ebenfalls Italien bereiſte. „Ich bin," ſcherzt er in einem Briefe an Cotta (Bd. XIX, S. 347), „mit dieſem Fürſten mehrmals ſolcher Art zuſammen getroffen, ohne die Gelegenheit zu benutzen, ihn zu ſprechen und mich ihm zu empfehlen für den Fall, daſs ich mal unter ſeiner Regierung auf die Feſtung käme. Es iſt ſeltſam, beim Anblick von Kronprinzen denken wir immer an das Böſe, welches ſie einſt thun können, und nicht an das Gute, welches ſie wahrſcheinlich thun werden. Der Menſch fürchtet immer mehr, als er hofft." Dagegen machte Heine in Florenz die Bekanntſchaft des Kunſtſchriftſtellers Karl Friedrich von Rumohr, welcher dem Kronprinzen dort als Cicerone diente, und ſowohl mit Cotta wie mit dem Grafen Platen befreundet war. Letzterer konnte es nicht verſchmerzen, daſs Heine im zweiten Bande der „Reiſebilder" (Bd. I, S. 187) ein paar ſpöttiſche Xenien Immermann's über die weſtöſtlichen Gaſelendichter hatte abdrucken laſſen [185]). Obſchon kein Name genannt worden war, hielt Platen, der kurz zuvor zwei Hefte „Gaſelen" und einen „Spiegel des Hafis"

herausgegeben, ſich überzeugt, daſs die Spitze jener Stachelverſe vorherrſchend gegen ihn gerichtet ſei [186]), und die verletzte Eitelkeit reizte ihn, im „Romantiſchen Oedipus“ an den Bekrittlern ſeines Dichterruhms ein rhadamantiſches Strafgericht zu üben. Mit gewohnter Selbſtüberhebung ſchrieb er am 18. Februar 1828 ſeinem Freunde Fugger, der ihm zuerſt die in Rede ſtehenden Epigramme nach Italien geſandt hatte [187]): „Was den Juden Heine betrifft, ſo wünſchte ich wohl, daſs meine Münchner Freunde (denn er iſt in München) ihn gelegentlich myſtificierten und ihn zur Rede ſtellten, was ihn zu dem Wageſtück verleitet, einen offenbar Größern, der ihn zerquetſchen kann, ſo unbarmherzig zu behandeln? Er ſolle ſich gnädiger anlaſſen, und meine Gaſelen, die den Beifall Goethe's, Schelling's und Sylveſter de Sacy's erhalten, wenigſtens nicht ganz verachten u. ſ. w.“ — Am Tage bevor Heine München verließ, um nach Italien zu reiſen, hatte ihm Dr. Kolb mitgetheilt (Bd. II, S. 298), daſs Platen ſehr feindſelig gegen ihn geſtimmt ſei, und ſeinen Groll wider ihn und Immermann in einem ariſtophaniſchen Luſtſpiele ausgelaſſen habe, deſſen erſter Akt bereits dem Grafen Fugger zugeſandt worden. Es iſt begreiflich, daſs Heine dem ihn bedrohenden Angriffe gegenüber gleichfalls eine kriegeriſche Stellung einnahm, und bei ſeinem Zuſammentreffen mit dem Freiherrn von Rumohr zu verſtehen gab, wie es ihm ein Leichtes ſei, den gräflichen Dichter bei dem deutſchen Publikum als Ariſtokraten zu verdächtigen, und ſeine Vergötterung des eigenen Geſchlechts den Damen ans Herz zu legen [188]). Der Freund Platen's verfehlte nicht, Dieſem die Aeußerungen Heine's brühwarm zu hinterbringen, und ſo glauben wir gern, daſs der Verkehr zwiſchen Letzterem und dem Herrn von Rumohr ein ſehr ſteifer und förmlicher blieb. „Ich ſehe ihn ſelten,“ ſchrieb Heine an Cotta (Bd. XIX, S. 347); „er kann mich nicht ausſtehn, ich liebe ihn ebenfalls nicht ſonderlich, und trotzdem kann keine rechte Freundſchaft zwiſchen uns aufkommen.“ Platen ſelbſt, der ſich im Sommer und Herbſt 1828 gleichfalls in Oberitalien aufhielt, und in Genua und Florenz wenige Tage nach Heine's Abreiſe eintraf, iſt Letzterem niemals perſönlich begegnet. —

Urſprünglich mag Heine, wie er viele Jahre nachher Adolf

Stahr erzählte [189]), die Absicht gehabt haben, seine italiänische Reise bis nach Rom auszudehnen, obschon diese Angabe nicht mit den Worten eines Briefes an Moser aus den Bädern von Lucca (Bd. XIX, S. 328) übereinstimmt, wonach der Dichter von dort schon über Florenz und Bologna nach Venedig zurück zu reisen gedachte. Wie Dem aber auch sei, jedenfalls gelangte er südwärts nicht über Florenz hinaus. Nachdem er dort sechs oder sieben Wochen verweilt hatte, überfiel ihn plötzlich eine so krankhafte Sehnsucht nach seinem Vater, dass er sich eiligst auf den Heimweg begab, und selbst Venedig nur im Fluge sah. Anscheinend war seine Beängstigung ganz grundlos, aber er vermochte sich derselben nicht zu entschlagen. In Venedig empfing er einen Brief seines Bruders, welcher ihm schrieb, dass der Vater lebensgefährlich erkrankt sei, und dass Heinrich bei Herrn Textor in Würzburg Näheres erfahren werde. Als er dort ankam, war sein Vater todt. Dieser war im Sommer 1828 mit der Mutter von Lüneburg nach Hamburg übergesiedelt, wo der zweite Sohn, Gustav, dem es als Landmann nirgends glücken wollte, inzwischen ein Speditions- und Produktengeschäft begründet hatte, das Anfangs auf dem Großen Burstah Nr. 90, später auf dem Zeughausmarkte Nr. 10 betrieben ward. Im letzterwähnten Hause erlag Samson Heine am 2. December 1828 den Folgen eines Nervenschlages, und wurde am 5. December auf dem israelitischen Friedhofe zu Altona bestattet [190]). Die Verhältnisse der Familie müssen auch um jene Zeit Nichts weniger als glänzend gewesen sein, da die Kosten des einfachen Begräbnisses, wie sich aus den noch vorhandenen Gemeinde-Rechnungen ergiebt, von Salomon Heine gedeckt wurden. Die Mutter bezog bald nach dem Hinscheiden ihres Gatten, den sie um mehr als dreißig Jahr' überlebte, eine Wohnung auf dem Neuenwall Nr. 28, Lit. D. Erst während der Brandtage im Mai 1842 übersiedelte sie nach dem kleinen Häuschen in der Dammthorstraße Nr. 20, das sie bis zu ihrem am 3. September 1859 erfolgten Tode nicht wieder verließ [191]). Gustav Heine, der in seiner kaufmännischen Karrière so wenig wie einst sein älterer Bruder von Erfolg begünstigt ward, liquidierte sein Geschäft bereits im Sommer 1829, und trat unter dem Familiennamen der Mutter — deren holländisches

van er in ein adliges von Geldern verwandelte — in öſtreichiſche Kriegsdienſte, wo er nachmals zum Dragoneroffizier aufrückte. Der jüngſte Bruder, Maximilian, ging nach Vollendung ſeiner Univerſitätsſtudien nach Rußland, machte als Militärarzt den berühmten Zug des Generals Diebitſch über den Balkan, ſowie zwei Jahre ſpäter die Kampagne zur Niederwerfung des polniſchen Aufſtandes mit, und ließ ſich dann als praktiſierender Arzt dauernd in St. Petersburg nieder, wo er ſich vor einigen Jahren mit Henriette von Arendt, der Wittwe des Leibarztes von Kaiſer Nikolaus I., verheirathete. Die „Bilder aus der Türkei", welche er 1833 mit einer Dedikation an das ruſſiſche Heer veröffentlichte, und die unlängſt erſchienenen „Erinnerungen an Heinrich Heine und ſeine Familie" athmen eine fanatiſche Bewunderung ruſſiſcher Zuſtände [102]), und es iſt ein bizarres Spiel des Schickſals, daſs von den Brüdern eines Dichters, deſſen Leben dem Kampfe für die liberalen Ideen des Jahrhunderts gewidmet war, der eine den Heldenkampf des unglücklichen Polens mit ſchnödem Hohne begeiferte, der andere als Lanzknecht des Servilismus dem freiheitsfeindlichen Syſteme der öſtreichiſchen Regierung erſt ſeinen Arm, dann in dem von ihm geleiteten „Wiener Fremdenblatte" ſeine Feder lieh, und zum Lohn für ſeine der Reaktion geleiſteten Dienſte ſchließlich ein Adelsdiplom ergatterte! Unter dieſen Umſtänden erklärt es ſich leicht, daſs der geiſtige Verkehr Heinrich Heine's mit ſeinen Brüdern — wie auch die neuerdings von Maximilian Heine veröffentlichten Briefe beweiſen — ein höchſt oberflächlicher blieb und ſich meiſt auf Geld- und Familienangelegenheiten beſchränkte. Schon aus München ſchrieb H. Heine ſeinem Freunde Merckel: „Willſt du Mord und Todtſchlag verhindern, ſo geh zu Campe und ſage ihm, daſs er alle Briefe, die für mich bei ihm ankommen mögen, auf keinen Fall an meinen Bruder Guſtav geben ſoll. Denk dir, Dieſer, auf dein Beiſpiel ſich berufend, hat die Impertinenz gehabt, Briefe, die ihm Campe für mich gegeben hat, zu erbrechen und mir — den Inhalt zu ſchreiben! Ich berſte vor Wuth. Mein Bruder, dem ich nicht die Geheimniſſe meiner Katze, viel weniger die meiner Seele anvertraue!" Auch nach einem Beſuche ſeines Bruders Guſtav in Paris während des Sommers 1851 klagte H. Heine gegen

Campe (Bd. XXI, S. 169), wie er gespürt habe, „dass die Verschiedenheit der politischen Ansichten sogar unter Brüdern einen fatalen Einfluss ausübt. Ich habe Manches nicht berühren können, und Das störte jeden freimüthigen Erguss . . . Meine Uebersiedlung nach Hamburg war das Hauptthema meiner Unterhaltungen mit meinem Bruder." — „Von meinem Bruder," heißt es in einem der nächstfolgenden Briefe (Ebd., S. 184), „habe ich seit seiner Abreise noch keine Nachricht, obgleich er wichtige Dinge für mich zu besorgen hat. Ich denke ihm so bald als möglich bis zum letzten Sous zurück zu bezahlen, was er mir vorgeschossen. Er ist bei aller brüderlichen Liebe seines krakehligen Charakters wegen nicht die geeignete Person, der ich eine Einmischung in meinen literarischen Angelegenheiten vertrauen dürfte." — „Mein Bruder schreibt mir," bemerkt H. Heine ein andermal (Ebd., S. 225), „dass das östreichische Verbot des ‚Romancero' durch das Gedicht ‚Maria Antoinette' motiviert sei, was ich nicht glaube, da er mir wegen seiner eignen Position dabei interessiert zu sein scheint, dass ich hinfüro Oestreich schone. Wahrlich, den Oestreichern ist es nichts Neues, dass Maria Antoinette geköpft worden, und sie haben sich mit diesem historischen Faktum längst abgefunden." Charakteristisch ist eine Antwort, die Heinrich Heine einige Jahre vor seinem Tode seinem Bruder Gustav gab, als Dieser sich naiver Weise erbot, die neuesten Gedichte Desselben durch Aufnahme in sein Blatt zu verbreiten. Heinrich — so erzählt Maximilian Heine [103]) — war Anfangs ganz verdutzt, machte aber ein harmloses Gesicht und sagte dann im demüthigsten Tone: „Ach, lieber Bruder, du hast Recht; Das ist eine gute Idee. Da kann ich ja noch berühmt werden!" Uebereinstimmend hiermit, schrieb H. Heine an Campe, als Gustav Heine sich bald nachher eine den Letztern injuriierende Einmischung in Dessen Geschäftsbeziehungen zu dem Dichter erlaubt hatte [104]): „Habe ich meinen Bruder Gustav zu Ihnen geschickt? Hat er das geringste Mandat von mir? Habe ich Ihnen nicht längst über Gustav's zänkischen Charakter meine Meinung gesagt und Ihnen versichert, dass ich Alles so einrichten werde, dass er niemals das Geringste in Bezug auf mich mit Ihnen zu verkehren haben würde? Ich habe Ihnen die Vermittlung von Max vorgeschlagen,

der die verträglichſte Seele iſt und in ſeiner Gemüthlichkeit faſt zu weit geht, indem er für den Frieden unſerer Ehe*) ſelber Opfer bringen wollte — genug davon, Guſtav Heine iſt mein Bruder, ich liebe ihn als Solchen, weil man unter allen Umſtänden ſeine Brüder lieben ſoll. Außerdem hat er mir bedeutende Dienſte erzeigt, und ich werde wahrlich der Letzte ſein, der auf ihn loszöge, aber Jeder von der Familie wird Ihnen ſagen können, daſs er wie eine Bombe in Hamburg hinein fiel und während der wenigen Tage ſeines Aufenthalts die meiſten Familienglieder gegen einander zu verhetzen ſuchte. Was ſoll ich alſo lange darüber jammern, daſs er auch uns Beide brouillieren wollte. Schon an der Plumpheit des Vorgebrachten muſſten Sie erkennen, daſs ich nicht im Spiele und ein Bruch zwiſchen uns nicht in Abſicht ſtand. Hierzu mögen noch beſondere Intereſſen Antrieb geweſen ſein; ich habe ſchon längſt gemerkt, daſs bei meinem hilflos kranken Zuſtande mein Bruder Guſtav ſich verpflichtet glaubte, mein literariſcher Vormünder zu ſein. In Bezug auf mein Buch hat er noch ſpecielle Abſichten, die ich aus Takt Ihnen nicht geſtehen will, die Sie vielleicht aber errathen. Er ſagte mir längſt, daſs er mit ſeinem Zeitungsinſtitute auch den Verlag von Novitäten verbinden wolle. Max meint wirklich, ich würde ein ſolcher Narr ſein, des Geldes wegen meinen Namen von Guſtav für die Feuilletons ſeines Journales oder ſonſtwie als Annonce ausbeuten zu laſſen. Er hat mir einen bedeutenden Geldvorſchuſs gemacht auf Geſchäfte, deren Beſorgung ich ihm übertragen; er weiß, er wird rembourſieren, und er hat durchaus keine Macht über mich. Mein Bruder Guſtav kann auch Nichts wiſſen über meine ‚Memoiren‘; er hat nur Vermuthungen und ſagt immer mehr, als er weiß. Es bekümmert mich unendlich, daſs Sie ihn nicht von einer beſſern Seite kennen gelernt; er hat ſehr viele gute Eigenſchaften, er hat ſie oft durch die That bewieſen, und nur die verdammte Zwiſtſucht

*) Dieſer Ausdruck iſt — wie zur Verhütung von Miſsverſtändniſſen bemerkt ſein mag — eine ſcherzhafte Anſpielung auf das Verhältnis des Dichters zu ſeinem Verleger, das Heine in ſeinen Briefen an Campe häufig mit einem Ehebündniſſe verglich.

und die Emancipation von der Wahrheit kann ihn verhafft machen; ich aber werde, wie gesagt, einen Bruder unter jeder Bedingung lieben." — Ungleich günstiger sprach sich Heinrich Heine, nicht bloß in obiger Briefstelle, sondern auch bei andern Gelegenheiten, über den Charakter seines jüngeren Bruders, Maximilian, aus, den er einen „guten Jungen", einen „sehr geistreichen und höchst vernünftigen Menschen" nennt, welcher sein ganzes Zutrauen besitze und es immer verdient habe. Bei der weiten Entfernung zwischen Paris und St. Petersburg und bei der geringen Gemeinsamkeit geistiger Interessen lag es jedoch in der Natur der Verhältnisse, dass der schriftliche Verkehr auch mit diesem Bruder, den er im späteren Leben nur ein einziges Mal — im Sommer 1852 — persönlich wiedersah, die großen politischen und literarischen Zeitfragen kaum in flüchtigstem Vorüberstreifen berührte. —

Nach kurzem Besuch bei seiner Familie in Hamburg, reiste Heinrich Heine im Anfang des Jahres 1829 nach Berlin, wo er ein Logis in der Friedrichstraße bezog, und von den alten Freunden — Varnhagens, Roberts, Moser und Zunz — mit gewohnter Herzlichkeit empfangen ward. Der Tod seines Vaters hatte ihn in die schmerzlichste Trauer versetzt, in dumpfer Betäubung war er nach Hause gereist, weil er geglaubt hatte, dass nun die geliebte Mutter auch sterben müsse[195]), und selbst nachdem er Letztere gesund und rüstig, wennschon tief gebeugt durch den Verlust des treuen Lebensgefährten, wiedergefunden, vermochte er doch lange Zeit den Schlag, der ihn so unerwartet getroffen hatte, nicht zu verwinden. In wehmüthigster Stimmung nahm er zu Berlin die in den Bädern von Lucca begonnene Ausarbeitung seiner italiänischen Reiseerinnerungen wieder auf; aber Monate vergingen, bevor er den heiteren Eindrücken des geselligen Lebens von Neuem zugänglich ward. „Ich habe den Verlust meines Vaters jahrelang nicht begreifen und ihn nie verschmerzen können," sagte er später einem Freunde[196]), als die Rede auf dies Ereignis kam. Noch im Mai 1829 schrieb er an Friederike Robert[197]): „Ach, krank und elend wie ich bin, wie zur Selbstverspottung, beschreibe ich jetzt die glänzendste Zeit meines Lebens, eine Zeit, wo ich, berauscht von Uebermuth und Liebesglück, auf den Höhen

der Apenninen umher jauchzte, und große, wilde Thaten träumte, wodurch mein Ruhm sich über die ganze Erde verbreite bis zur fernsten Insel, wo der Schiffer Abends am Herde von mir erzählen sollte; jetzt, wie bin ich zahm geworden seit dem Tode meines Vaters! jetzt möchte ich auf so einer fernen Insel nur das Kätzchen sein, das am warmen Herde sitzt und zuhört, wenn von berühmten Thaten erzählt wird!" Zu so bescheidener Resignation auf seinen Dichterruhm war Heine jedoch nur in seltenen Stunden trübster Verzagnis aufgelegt — Rahel beklagt sich in einem Briefe an Varnhagen, welcher damals in einer diplomatischen Sendung nach Kassel und Bonn reiste, ganz im Gegentheil über Heine's allzustarkes Selbstgefühl, das ihn an ernstlicher Ausbildung seiner Gaben hindere[198]): „Von Heine'n wollte ich dir schreiben. Das Resumé, was ich heraus habe, ist und bleibt sein großes Talent, welches aber auch in ihm reifen muss, sonst wird's inhaltsleer, und höhlt zur Manier aus; er denkt überhaupt, was ihm entschlüpft, was er sagen mag, ist für die Menschen gut genug." Und nun erzählt Rahel allerlei flüchtige Witzworte Heine's, wie er von einem vielbelobten Tagesdichter gesagt: „So lange Der lebt, wird er unsterblich sein", — wie er die schlechte Aufführung der Bach'schen Passionsmusik bespöttelt: „er hätte acht Groschen Profit dabei; einen Gulden kostete sie, und für einen Thaler hätte er sich ennuyiert", — und wie er endlich in das tollste Gelächter ausgebrochen sei, als Rahel die steife Haltung der ägyptischen Bildwerke vom kulturhistorischen Standpunkte in Schutz genommen und als Gegensatz davon den Wiener Walzer aufgestellt habe, der ihr immer großen Eindruck mache und gefalle, ohne dass sie lange den Grund deutlich gewusst. „‚So wie ein Leid, ein Kampf, eine Verwirrung, ein Vollbrachtes geschehen ist: gewaltig! Was will der Mensch mehr. Schweben, Leben, Sein, Fertigsein!' Heine schlug über die Fauteuil-Lehne, blutroth, ganz weg vor Lachen, er brach wider Willen aus. ‚Tollheit,' schrie er, ‚toll, ganz toll; o wie toll! Tollheit, nein, Das ist rasend, solcher Unsinn ward noch nicht gesagt,' und so blieb er lachend. So wie er wieder zu sich war, war es reinster, lichter Neid. Ich sagte ihm auch: ‚Den Unsinn möchten Sie gemacht haben.' Ich lachte auch. Die letzte Hälfte, die vom

Walzer, mussſte ich ihm erklären; er frug ganz ernſthaft, und fand es dann ſehr gut. Aber dies Lachen! So natürlich ſah ich ihn nie.“ — Wenige Tage nachher war Heine auf dem beſten Wege, ſich mit der geiſtreichen Freundin ernſtlich zu brouillieren. Dieſelbe hatte ihm auf eine etwas eitle Bemerkung über den Vorzug, welchen er ihr durch ſeine häufigen Beſuche erweiſe, halb ärgerlich geantwortet: wenn er ſo übergroßen Werth auf ſein Kommen lege, ſo wolle ſie ihn gar nicht haben! Heine fühlte ſich durch dieſe treuherzig derbe Zurechtweiſung bitter gekränkt, und ſchrieb andern Tages an Frau von Varnhagen ein pikiertes Billett, worin er ihr den freundſchaftlichen Verkehr aufkündigte [199]). Er kam jedoch ſchnell zur Einſicht des Unrechts, das er durch ſeine gereizten Worte der Freundin zugefügt, und als Dieſe kurz darauf in ſchwerer Erkrankung Geſicht und Hände fortwährend mit befeuchteten Roſen erfriſchen mussſte, ſandte Heine ihr eine Fülle der herrlichſten Centifolien ins Haus.

„Roſen wurden Brücken, ſie führten mich ins Leben,
Roſen waren Wunder, Heine hat ſie mir gegeben“,

lauten die kunſtloſen Erinnerungszeilen, welche Rahel nach bald erfolgter Geneſung in ihr Notizbuch ſchrieb [200]).

Bei ſeiner diesmaligen Anweſenheit in Berlin machte Heine im Geſellſchaftscirkel des Varnhagen'ſchen Hauſes die Bekanntſchaft des Dichters Achim von Arnim und ſeiner genialen Frau, Bettina, ohne jedoch mit Beiden in ein intimes Verhältnis zu treten. Auch in dem muſikaliſch geſelligen Kreiſe, der ſich im Elternhauſe des jungen Felix Mendelsſohn zu verſammeln pflegte, erſchien Heine zuweilen als Gaſt. Unter dem Nachwuchs jüngerer Leute von Geiſt und Talent, die ſeinen Umgang ſuchten, ragten beſonders der treffliche Kunſthiſtoriker Franz Kugler und der geiſtvolle Moritz Veit — ſpäter Buchhändler und Abgeordneter im deutſchen Parlament und in der preußiſchen Kammer — hervor, welcher Letztere ebenfalls mit Moſer, Zunz und Lehmann befreundet war. Die Neigungen des erſt einundzwanzigjährigen Kugler waren zu jener Zeit noch unentſchieden zwiſchen Muſik, Malerei und Poeſie getheilt; er verſuchte ſich mit Glück in allen drei Künſten, während er ſich gleichzeitig ſchon mit Ernſt in das

Studium der mittelalterlichen Architektur vertiefte. Als Zeugnis seines Verkehrs mit Heine existiert noch eine mit der Feder gezeichnete Porträtskizze, die er von Demselben entwarf, und die zu den ähnlichsten Bildern gehört, welche wir aus der Jugendperiode des Dichters besitzen. Nur die Backenknochen drücken etwas zu stark auf das Auge, und die Arme sind verhältnismäßig zu lang. Der melancholische Charakter der Züge, den wir auf der Grimm'schen Radierung bemerkten, nimmt hier einen weicheren, minder starren Ausdruck an. Das Bild, welches auch (bei E. H. Schroeder in Berlin) im Kunsthandel erschienen ist, trägt auf der linken Seite die von H. Heine geschriebene Notiz: „So sah ich aus, heute Morgen, den 6ten April 1829." — Moritz Veit, ein Sohn des angesehenen Kaufmanns Philipp Veit, in dessen gastlichem Hause sich jeden Donnerstag die glänzendsten jüdischen Kapacitäten der Hauptstadt versammelten, beabsichtigte damals mit Heinrich Stieglitz und Karl Werder die Herausgabe eines Berliner Musenalmanachs, und forderte auch Heine zu Beiträgen auf. Dieser schrieb jedoch an Moser (Bd. XIX, S. 354): „Zu dem Almanach werde ich ganz bestimmt Nichts geben, indem ich Nichts habe und auch kein Gedicht machen kann, was besser wäre, als die schon gelieferten. Ich werde immer zur rechten Zeit aufzuhören wissen, wenn ich in einer Gattung nichts Besseres, als das schon Geleistete, geben kann." Mit verstärktem Nachdruck wiederholte er drei Wochen später in einem Schreiben an Heinrich Stieglitz die Erklärung, daſs mit dem Beschreiten der politischen Arena die Zeit des Verseſpinnens für ihn vorüber sei: „In Beantwortung Ihres lieben Briefes bekenne ich Ihnen ganz freimüthig, daſs ich unter meinen Papieren keine Gedichte finden konnte, die denen, die ich in früheren Jahren geliefert, an Werth gleich kämen, und daſs ich Ihnen deſshalb gar Nichts zu Ihrem Almanach gebe, was ich auch schon früherhin ganz bestimmt dem Moritz Veit wissen lassen. Glauben Sie nur nicht, daſs ich Dies aus kläglicher Bescheidenheit sage; vielmehr erstolzt mich das Bewuſstsein, daſs ich selbst jetzt mehr werth bin als meine Verse; vielleicht ist das ehrliche Bekenntnis, warum ich Nichts zum Almanach gebe, viel mehr werth als das beste Gedicht, das ich sonst wohl machen

konnte. Ich bitte Sie auch, erſchrecken Sie mich nicht mehr durch allongeperückliche Titulaturkurialien; ich habe es beſonders um die Mitjugend nicht verdient, wie ein alter Hofrath angeredet zu werden.“ Bei dieſem vorwiegenden Herauskehren demokratiſcher Tendenzen zog ſich Heine miſstrauiſch von manchen Freunden zurück, deren politiſche Geſinnung ihm zweifelhaft erſchien. So nahm u. A. das früher ſo herzliche Verhältnis zu Joſeph Lehmann jetzt eine merklich kühlere Farbe an, weil Derſelbe als Mitarbeiter bei der neubegründeten „Preußiſchen Staatszeitung“ eingetreten war, und Heine dieſer Stellung, wiewohl irrthümlich, einen officiöſen Charakter beimaß. — Ende Februar kam auch der Baron von Cotta mit ſeiner Gemahlin auf einige Wochen nach Berlin. Heine, der ihnen häufig im Varnhagen'ſchen Salon begegnete, war mit Erfolg bemüht, das Intereſſe des frei denkenden Buchhändlers für die gelehrten Forſchungen von Leopold Zunz auf dem Felde der jüdiſchen Literaturgeſchichte zu erwecken, und Cotta erklärte ſich gern bereit, eine von Demſelben zu ſchreibende Einleitung in die Wiſſenſchaft des Judenthums zu verlegen; doch iſt das Werk nicht erſchienen, weil Zunz durch andere Arbeiten an der Ausführung ſeines damaligen Planes verhindert ward.

Gegen Mitte April überſiedelte Heine nach Potsdam, wo er drei Monate hindurch in ländlicher Stille fleißig am dritten Bande der „Reiſebilder“ arbeitete. Er wohnte bei Herrn Witte auf dem Hohen Weg Nr. 12, und lebte, wie er der ſchönen Friederike Robert ſchrieb, Anfangs ſo einſam wie Robinſon auf ſeiner Inſel: „Mein Stiefelputzer iſt mein Freitag, die Hausmägde ſind meine Lamas u. ſ. w. . . . Es iſt hier ein fatales Wetter, die Frühlingsblumen möchten gern gemüthlich aufblühen, aber von oben bläſt ein kalter Verſtandeswind in die jungen Kelche, die ſich ängſtlich wieder ſchließen . . . Ich befinde mich in jeder Hinſicht ſchlecht. Bin ich krank? dumm? verliebt? Wer kann Das unterſcheiden!“ Der nächſte Brief meldet[201]): „Ein ganz einſamer Robinſon bin ich hier nicht mehr. Einige Officiere ſind bei mir gelandet, Menſchenfreſſer. Geſtern Abend im Neuen Garten gerieth ich ſogar in eine Damengeſellſchaft, und ſaß zwiſchen einigen dicken Potsdammerinnen, wie Apoll unter den Kühen des

Admet. Vorgeſtern war ich in Sansſouci, wo Alles glüht und blüht, aber wie! Du heiliger Gott! Das iſt Alles nur ein gewärmter, grün angeſtrichener Winter, und auf den Terraſſen ſtehen Fichtenſtämmchen, die ſich in Orangenbäume maſkiert haben. Ich ſpazierte umher und ſang im Kopfe:

Du moment qu'on aime, — l'on devient si doux!
Et je suis moi-même — aussi tremblant que vous.

Das ſingt nämlich das Ungeheuer in ‚Zemire und Azor'. Ich armes Ungeheuer, ich armer verwünſchter Prinz, bin ſo kummerweich geſtimmt, daſs ich ſterben möchte. Und ach! wer todt zu ſein wünſcht, Der iſt es ſchon zur Hälfte." — Am 7. Juni ſchickte Heine die zweite Hälfte ſeiner „Reiſe von München nach Genua" und die Anfangskapitel der „Stadt Lucca" zum Abdruck im „Morgenblatte" nach Stuttgart. In dem Begleitſchreiben an Cotta proteſtierte er nachdrücklich gegen jede Verſtümmelung ſeines Manuſkripts[170]): „Iſt der unverkürzte, unverkümmerte Abdruck nicht möglich, ſo bitte ich, mir dasſelbe unter Varnhagen's Adreſſe zurück zu ſchicken. Sie, Herr Baron, den ich ſo ſehr liebe und dem ich ſo ungern miſsfallen möchte, dürfen mir bei Leibe meine Unnachgiebigkeit in den geiſtigſten Intereſſen nicht miſsdeuten. Ich finde jetzt, daſs es oft darauf abgeſehen iſt, mich zu beſchränken und zu avilieren, und ich muſs mich daher männlicher zu verhärten ſuchen, als mir eigentlich ſelbſt lieb iſt." Trotz dieſer beſtimmten Erklärung, wurden die überſandten „Italiäniſchen Fragmente" erſt im November des Jahres — und zwar nur zum kleinſten Theile und arg beſchnitten — im „Morgenblatte" abgedruckt. „Sämmtliche Redakteure Cotta'ſcher Zeitſchriften," klagt Heine (Bd. XIX, S. 362) in einem Briefe an Immermann, „ſind mir feindlich, im ‚Morgenblatt' verſtümmeln ſie meine Aufſätze aufs ſchändlichſte. Der alte Cotta ſelbſt iſt ſehr brav." Dem Letzteren ſchrieb er am 14. December 1829: „Wenn ich dies Jahr Weniger gab, als ich wohl beabſichtigte, ſo lag die Schuld nur in der Natur meines Talentes, da dieſes nur ſelten im Stande iſt, den milden Ton des Morgenblatts zu treffen, weſshalb mir auch die Redaktion Einiges zurückſchicken und ich noch viel Mehr zurück behalten muſſte."

Die ländliche Zurückgezogenheit H. Heine's wurde, abgesehen von einem kurzen Besuch seines Hamburger Verlegers Julius Campe, nur einmal durch mehrtägiges Beisammensein mit dem Dichter Heinrich Stieglitz und seiner Frau Charlotte unterbrochen, die einige Jahre später so tragisch endete. Das seit Kurzem vermählte junge Ehepaar machte während der Pfingstferien einen Ausflug nach Potsdam und verlebte in Heine's anregender Gesellschaft glückliche Stunden. Fast täglich wurden gemeinsame Touren nach den umliegenden Hügeln und Seen ausgeführt, und mit besonderem Interesse ließ Heine sich von Stieglitz aus dem Manuskript seiner „Bilder des Orients" die Perle dieser Dichtungen, das „Frühlingsfest in Kaschmir", vorlesen[202]). Auf die Frage Charlottens, mit welcher poetischen Arbeit er selbst gegenwärtig beschäftigt sei, erwiderte Heine mit gutmüthiger Selbstironie: „Ich bitte Sie um Gotteswillen, schöne Frau, lesen Sie niemals das abscheuliche Zeug, das ich jetzt schreibe!" Aber wie ungetrübt fremden Beobachtern um diese Zeit noch der Frieden der Stieglitz'schen Ehe erscheinen mochte: die Wolkenschatten künftiger Stürme zogen doch schon langsam herauf, und Heinrich Heine las in den missmuthigen Zügen des mit sich selbst und der Welt zerfallenen Dichters und in den schwärmerisch aufleuchtenden Blicken der willensstarken Charlotte die Anzeichen einer schreckensvollen Tragödie. Maximilian Heine, welcher auf der Durchreise durch Potsdam mit seinem Bruder einige Stunden in der Gesellschaft von Heinrich und Charlotte Stieglitz verbrachte, erzählt Folgendes über diesen merkwürdigen Besuch: „Der Eindruck, den das junge Paar auf mich machte, war ein ganz eigenthümlicher, wenn ich ihn näher bezeichnen soll, ein ängstlicher zu nennen. Aus Allem sprach die unsichere bürgerliche Lage, Ueberquellen dichterischer Phantasie, nirgends ein ruhiger Halt. Stieglitz und seine bewunderungswürdige Charlotte waren ernst, mein Bruder dagegen ausgelassen heiter; was mich betrifft, den bescheidenen Beobachter, so fielen mir die sonderbaren Kontraste nicht wenig auf. Ich weiß nicht, wie es kam, die lebhafte Unterhaltung berührte auch den Heroismus der Frauen in der französischen Revolution. ‚Mit dem Schlusse des vorigen Jahrhunderts,' rief Stieglitz aus, ‚sind die thatvollen

großen Frauencharaktere verſchwunden, und die Weiber ſind hervorgetreten.' — ‚Sie meinen doch nicht die Berliner Waſchweiber?' unterbrach ihn lachend Heine. Da verfinſterten ſich plötzlich die ſchönen Geſichtszüge Charlottens, ſie wandte ſich raſch zu ihrem Manne um, legte ihre Hand auf ſeine Schulter, und ſagte mit einem mir unvergeßlichen Ausdruck ihrer Stimme: ‚Alſo du glaubſt wirklich, es gebe heut zu Tag keine Frauen mehr wie jene Römerin Arria, welche ihrem Manne den blutenden Dolch wie eine Bonbonnière präſentierte?' — ‚Jedenfalls,' ſetzte Heine ſcherzend hinzu, ‚gehörte er mehr zu den Weibern.' Auf dem Heimwege brach er in die prophetiſchen Worte aus: ‚Max, Die ſind nicht glücklich zuſammen, Die zanken nicht mit einander, ſondern hadern mit dem Schickſal. Das iſt die ſchlechteſte Sorte von Verdruß, und ich ſage dir, entweder er wird verrückt, oder ſie begeht einen Selbſtmord.'"

Anfangs Auguſt treffen wir Heinrich Heine auf dem rothen Felſen von Helgoland, wo er bei Brother Nikkels logierte und zwei Monate lang mit beſtem Erfolg das kräftigende Seebad gebrauchte. „Ich befinde mich wohl und heiter," berichtete er ſeinem Freunde Moſer (Bd. XIX, S. 356 ff.). „Das Meer iſt mein wahlverwandtes Element, und ſchon ſein Anblick iſt mir heilſam. Ich bin, jetzt fühl' ich es erſt, unſäglich elend geweſen, als ich mich in Berlin befand; du haſt gewiß darunter leiden müſſen. Ein melancholiſcher Freund iſt eine Plage Gottes. . . . Ich wünſchte, du ſäheſt mal das Meer; vielleicht begriffeſt du die Wolluſt, die mir jede Welle einflößt. Ich bin ein Fiſch mit heißem Blute und ſchwatzendem Maule; auf dem Lande befinde ich mich wie ein Fiſch auf dem Lande." Unter den Badegäſten, mit denen er näheren Umgang pflog, iſt vor Allem der Kunſtſchriftſteller Karl Schnaaſe zu nennen, welcher damals noch als Regierungsbeamter in Marienwerder angeſtellt war, aber ſchon im folgenden Frühjahr an das Landgericht zu Düſſeldorf verſetzt wurde und dort mit Immermann in anregendſten Verkehr trat. Ein häufiger Begleiter auf Heine's Fahrten um die Inſel war ein Herr Vogt, der mit ihm zuletzt faſt allein auf Helgoland zurück blieb, und ſich kurz nach der Abreiſe des Dichters aus Liebesgram erſchoß. „Ich hatte ihm ſchon vorher abgemerkt,"

ſchrieb Heine, als er Immermann dieſe Nachricht zur Mittheilung an Schnaaſe meldete (Ebd., S. 376), „daſs ihm das Leben zur Laſt war, da er am liebſten bei hoher See zum Vogelſchießen ausfuhr, wo ich ihn dann nur aus Ambition, um nicht ein Poltron zu ſcheinen, manchmal begleitet habe. Er ſchoſs noch viele Vögel, manch hübſchen Vogel, und den merkwürdigſten zuletzt.“

Am 30. September kehrte Heine aus dem Seebade nach Hamburg zurück, wo er für längere Zeit ſeinen Aufenthalt nahm. Anfangs miethete er ſich eine abgelegene Wohnung in der zweiten Etage des Schimmelmann'ſchen Palais in der Mühlenſtraße; ſchon gegen Ende December zog er indeſs zu der Mutter auf dem Neuenwall. Der dritte Band der „Reiſebilder“ war in Helgoland wenig gefördert worden, aber Campe, der ſeit zwei Jahren auf denſelben gewartet und das Papier längſt bereit liegen hatte, drängte um Ablieferung des Manuſkripts, und ſchickte die erſte Hälfte des Buches in die Druckerei, ehe noch die letzte Hälfte fertig geſchrieben war. Sofort entſpannen ſich, wie bei Herausgabe des vorigen Bandes, wieder ärgerliche Streitereien über die äußere Ausſtattung des Buches. Wie damals, fand Heine das ihm vorgelegte Druckpapier nicht elegant und feſt genug, und beſtand darauf, ſein Manuſkript zurück kaufen zu wollen, wenn Campe nicht für beſſeres Papier ſorge. „Hier erhältſt du den erſten Aushängebogen,“ ſchrieb er an Merckel, der ihm bei Durchſicht der Korrekturen behilflich war. „Das iſt alſo das Papier, das meiner ſo ſehnſüchtig harrte, und um deſſentwillen unſer typographiſcher Julius mich beſtändig piſachte. Ich laufe wüthend im Zimmer herum und betrachte vergleichend meine alte Unterhoſen und dann wieder meinen Aushängebogen. Ich ſterbe vor Unmuth.“ Nur mit Mühe gelang es dem Zureden Merckel's, den komiſchen Zorn ſeines Freundes zu beſchwichtigen und einen Ausgleich der durch beiderſeitigen Eigenſinn verſchärften Differenz zuwege zu bringen. Campe entſchloſs ſich endlich zur Wahl eines koſtſpieligeren, milchweißen Papiers, und Heine verſprach dafür, einige Bogen mehr, als zu denen er ſich verpflichtet hatte, zu liefern. In fliegender Eile, während die Setzer von Seite zu Seite auf das Manuſkript warteten, ſchrieb er

jene letzten Kapitel, in denen er seine unfeine Rache an Platen für den „Romantischen Oedipus“ nahm, und so konnte er mit Fug gegen Moser scherzen, dass sein Buch „(irländischer Bull!) die Presse verließ, fast noch ehe es geschrieben war“. — „Ich will jetzt Alles aufbieten,“ heißt es in einem Billett an Merckel vom 5. December, „um in acht Tagen fertig zu werden. Darum schick' ich dir diese Blätter, die ich dir nur einen Tag lassen kann. Besprechung über das Minderwichtige erlaubt die Zeit nicht mehr; nur in Hauptsachen kann ich jetzt dein Bedenken gelten lassen.“ Diese drängende Hast mag wohl zum Theile Schuld daran gewesen sein, dass in der Diatribe gegen Platen nicht wenigstens einige der verletzendsten Stellen nachträglich bei ruhiger Ueberlegung gemildert wurden.

Das Buch gelangte um Neujahr 1830 zur Versendung und machte bedeutenden Lärm, ohne jedoch im entferntesten den Beifall der früheren Bände der „Reisebilder“ zu finden. Ein Fortschritt lag allerdings in der gesteigerten Energie, mit welcher der Verfasser die großen politischen Zeitfragen in den Kreis öffentlicher Besprechung zog; aber Dies geschah mit solchem Uebermuth subjektiver Laune und in so theatralischer Fechterpositur, dass gerechte Zweifel an dem Ernst seiner Gesinnung laut werden mussten. Heine selbst legte den größten Werth auf die Betrachtungen, die er auf dem Schlachtfelde von Marengo anstellte, und bei denen er zunächst auf Varnhagen's Zustimmung rechnete[203]). Er entwickelte hier zum ersten Mal ausführlich jenen kosmopolitischen Gedanken, welchen er in dem Briefe an Dr. Gustav Kolb als Motto für die beabsichtigte Fortsetzung der „Annalen“ vorgeschlagen hatte. Anknüpfend an die Hoffnung, dass mit Napoleon die Periode der Eroberungskriege geschlossen sei, fährt der Dichter fort (Bd. II, S. 131 ff.): „Es hat wirklich den Anschein, als ob jetzt mehr geistige Interessen verfochten würden als materielle, und als ob die Welthistorie nicht mehr eine Räubergeschichte, sondern eine Geistergeschichte sein solle. Der Haupthebel, den ehrgeizige und habsüchtige Fürsten zu ihren Privatzwecken sonst so wirksam in Bewegung zu setzen wussten, nämlich die Nationalität mit ihrer Eitelkeit und ihrem Hass, ist jetzt morsch und abgenutzt; täglich verschwinden mehr und mehr

die thörichten Nationalvorurtheile; alle ſchroffen Beſonderheiten gehen unter in der Allgemeinheit der europäiſchen Civiliſation, es giebt jetzt in Europa keine Nationen mehr, ſondern nur Parteien, und es iſt ein wunderſamer Anblick, wie dieſe trotz der mannigfaltigſten Farben ſich ſehr gut erkennen, und trotz der vielen Sprachverſchiedenheiten ſich ſehr gut verſtehen. Wie es eine materielle Staatenpolitik giebt, ſo giebt es jetzt auch eine geiſtige Parteipolitik; und wie die Staatenpolitik auch den kleinſten Krieg, der zwiſchen den zwei unbedeutendſten Mächten ausbräche, gleich zu einem allgemeinen europäiſchen Krieg machen würde, worin ſich alle Staaten mit mehr oder minderem Eifer, auf jeden Fall mit Intereſſe, miſchen müſſten: ſo kann jetzt in der Welt auch nicht der geringſte Kampf vorfallen, bei dem durch jene Parteipolitik die allgemein geiſtigen Bedeutungen nicht ſogleich erkannt, und die entfernteſten und heterogenſten Parteien nicht gezwungen würden, pro oder contra Antheil zu nehmen. Vermöge dieſer Parteipolitik, die ich, weil ihre Intereſſen geiſtiger und ihre ultimae rationes nicht von Metall ſind, eine Geiſterpolitik nenne, bilden ſich jetzt, eben ſo wie vermittelſt der Staatenpolitik, zwei große Maſſen, die feindſelig einander gegenüber ſtehen und mit Reden und Blicken kämpfen. Die Loſungsworte und Repräſentanten dieſer zwei großen Parteimaſſen wechſeln täglich, es fehlt nicht an Verwirrung, oft entſtehen die größten Miſsverſtändniſſe, dieſe werden durch die Diplomaten dieſer Geiſterpolitik, die Schriftſteller, eher vermehrt als vermindert; doch wenn auch die Köpfe irren, ſo fühlen die Gemüther nichtsdeſtoweniger, was ſie wollen, und die Zeit drängt mit ihrer großen Aufgabe. Was iſt aber dieſe große Aufgabe unſerer Zeit? Es iſt die Emancipation. Nicht bloß die der Irländer, Griechen, Frankfurter Juden, weſtindiſchen Schwarzen und dergleichen gedrückten Volkes, ſondern es iſt die Emancipation der ganzen Welt, abſonderlich Europas, das mündig geworden iſt, und ſich jetzt losreißt von dem eiſernen Gängelbande der Bevorrechteten, der Ariſtokratie. Mögen immerhin einige philoſophiſche Renegaten der Freiheit die feinſten Kettenſchlüſſe ſchmieden, um uns zu beweiſen, daſs Millionen Menſchen geſchaffen ſind als Laſtthiere einiger Tauſend privilegierter Ritter;

ſie werden uns dennoch nicht davon überzeugen können, ſo lange ſie uns, wie Voltaire ſagt, nicht nachweiſen können, daſs Jene mit Sätteln auf dem Rücken und Dieſe mit Sporen an den Füßen zur Welt gekommen ſind. Jede Zeit hat ihre Aufgabe, und durch die Löſung derſelben rückt die Menſchheit weiter. Die frühere Ungleichheit, durch das Feudalſyſtem in Europa geſtiftet, war vielleicht nothwendig, oder nothwendige Bedingung zu den Fortſchritten der Civiliſation; jetzt aber hemmt ſie dieſe, empört ſie die civiliſierten Herzen. Die Franzoſen, das Volk der Geſellſchaft, hat dieſe Ungleichheit, die mit dem Princip der Geſellſchaft am unleidlichſten kollidiert, nothwendigerweiſe am tiefſten erbittert, ſie haben die Gleichheit zu erzwingen geſucht, indem ſie die Häupter Derjenigen, die durchaus hervorragen wollten, gelinde abſchnitten, und die Revolution ward ein Signal für den Befreiungskrieg der Menſchheit. Laſſt uns die Franzoſen preiſen! ſie ſorgten für die zwei größten Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft, für gutes Eſſen und bürgerliche Gleichheit, in der Kochkunſt und in der Freiheit haben ſie die größten Fortſchritte gemacht, und wenn wir einſt Alle als gleiche Gäſte das große Verſöhnungsmahl halten und guter Dinge ſind — denn was gäbe es Beſſeres als eine Geſellſchaft von Pairs an einem gut beſetzten Tiſche? — dann wollen wir den Franzoſen den erſten Toaſt darbringen. Es wird freilich noch einige Zeit dauern, bis dieſes Feſt gefeiert werden kann, bis die Emancipation durchgeſetzt ſein wird; aber ſie wird doch endlich kommen, dieſe Zeit, wir werden, verſöhnt und allgleich, um denſelben Tiſch ſitzen; wir ſind dann vereinigt, und kämpfen vereinigt gegen andere Weltübel, vielleicht am Ende gar gegen den Tod, deſſen ernſtes Gleichheitsſyſtem uns wenigſtens nicht ſo ſehr beleidigt, wie die lachende Ungleichheitslehre des Ariſtokratismus. Lächle nicht, ſpäter Leſer. Jede Zeit glaubt, ihr Kampf ſei vor allen der wichtigſte, Dieſes iſt der eigentliche Glaube der Zeit, in dieſem lebt ſie und ſtirbt ſie, und auch wir wollen leben und ſterben in dieſer Freiheitsreligion, die vielleicht mehr den Namen Religion verdient, als das hohle ausgeſtorbene Seelengeſpenſt, das wir noch ſo zu benennen pflegen — unſer heiliger Kampf dünkt uns der wichtigſte, wofür jemals auf dieſer Erde gekämpft

worden, obgleich hiſtoriſche Ahnung uns ſagt, daſs einſt unſere Enkel auf dieſen Kampf herabſehen werden, vielleicht mit demſelben Gleichgültigkeitsgefühl, womit wir herabſehen auf den Kampf der erſten Menſchen, die gegen eben ſo gierige Ungethüme, Lindwürmer und Raubrieſen, zu kämpfen hatten." — Dieſe „Geiſterpolitik", als deren diplomatiſchen Vertreter Heinrich Heine ſich einführt, verleitet den philhelleniſchen Träumer nun freilich ſofort zu dem wunderlichen Irrthume, in dem Zaren Nikolaus, weil Derſelbe ſcheinbar zu Gunſten der Griechen gegen die Türken focht, den Gonfaloniere der Freiheit zu erblicken, und ein Weilchen für Ruſslands demokratiſche Miſſion zu ſchwärmen. Im Gegenſatze zu England, das in unverjüngbaren, mittelalterlichen Inſtitutionen erſtarrt ſei, wohinter die Ariſtokratie ſich verſchanze, ſind ihm die Principien, woraus die ruſſiſche Freiheit hervorgegangen, die liberalen Ideen unſerer neueſten Zeit, von welchen auch die ruſſiſche Regierung durchdrungen ſei, und die ſie kosmopolitiſchen Sinns zu verwirklichen ſtrebe. Der Sonnenaufgang über dem Schlachtfelde von Marengo verſcheucht aber dieſe nebelhaften Gedanken, und der Dichter ſieht im Geiſte ſchon den Völkertag herauf dämmern, von welchem ſein ſehnſüchtiges Herz geträumt: „Ja, es wird ein ſchöner Tag werden, die Freiheitsſonne wird die Erde glücklicher wärmen, als die Ariſtokratie ſämmtlicher Sterne; emporblühen wird ein neues Geſchlecht, das erzeugt worden in freier Wahlumarmung, nicht im Zwangsbette und unter der Kontrolle geiſtlicher Zöllner; mit der freien Geburt werden auch in den Menſchen freie Gedanken und Gefühle zur Welt kommen, wovon wir geborenen Knechte keine Ahnung haben — O! ſie werden eben ſo wenig ahnen, wie entſetzlich die Nacht war, in deren Dunkel wir leben muſſten, und wie grauenhaft wir zu kämpfen hatten mit häſslichen Geſpenſtern, dumpfen Eulen und ſcheinheiligen Sündern! O wir armen Kämpfer, die wir unſre Lebenszeit in ſolchem Kampfe vergeuden muſſten, und müde und bleich ſind, wenn der Siegestag hervorſtrahlt! Die Gluth des Sonnenaufgangs wird unſre Wangen nicht mehr röthen und unſre Herzen nicht mehr wärmen können, wir ſterben dahin wie der ſcheidende Mond — allzu kurz gemeſſen iſt des Menſchen Wanderbahn, an deren Ende das unerbittliche Grab."

Dieſe und ähnliche freiſinnige Betrachtungen über politiſche und kirchliche Fragen der Gegenwart hätten ohne Zweifel noch weit tieferen Eindruck gemacht, wenn nicht die Perſönlichkeit des Verfaſſers auf jeder Seite ſeines Buches allzu kokett in den Vordergrund träte. Man läſſt es ſich gefallen, daſs Heine in vertraulichen Briefen an Varnhagen oder andere Freunde über die „vielen Opfer" klagt, die es ihn gekoſtet, „ganz rückſichtslos zu ſchreiben" [204]), aber in ſeinen für die Oeffentlichkeit beſtimmten Schriften erregt das beſtändige Prahlen mit ſeinem politiſchen Märtyrerthum, mit dem Haſs ſeiner Feinde und den Verfolgungen, die er zu erdulden habe, die unangenehme Empfindung, daſs ihm mehr an der Verherrlichung ſeiner Perſon, als an dem Siege der von ihm verfochtenen Ideen gelegen ſei. Ein Zufall hat uns das Original-Brouillon des dritten Bandes der „Reiſebilder" in die Hand geführt, und wir haben wahrnehmen müſſen, wie das ſelbſtgefällige Prunken Heine's mit der „Gefährlichkeit" ſeiner politiſchen Schriftſtellerei dort in noch grellerer Weiſe hervor trat. Dem Berichte Hyacinth's über den Rothſchild'ſchen Kinderball folgte u. A. nachſtehendes Kapitel (Bd. XXII, S. 288 ff.), auf das wir ſpäter bei Beſprechung der Heine'ſchen Denkſchrift über Ludwig Börne zurückkommen werden:

„Solche Bücher läſſt du drucken!
Theurer Freund, du biſt verloren!
Willſt du Geld und Ehre haben,
Muſſt du dich gehörig ducken.

Nimmer hätt' ich dir gerathen,
So zu ſprechen vor dem Volke,
So zu ſprechen von den Pfaffen
Und von hohen Potentaten!

Theurer Freund, du biſt verloren!
Fürſten haben lange Arme,
Pfaffen haben lange Zungen,
Und das Volk hat lange Ohren!

„Dieſe Verſe, die eigentlich der Extrakt eines ſechs Bogen langen Briefes ſind, den mir kurz nach Erſcheinung des zweiten Bandes

der ‚Reiſebilder‘ ein Freund geſchrieben hat, hüpfen mir eben durchs Gedächtnis, und ſind Schuld, daſs ich den ehrlichen Hirſch Hyacinthos nicht weiter ſprechen laſſe. Ich pflege ſonſt Nichts zu fürchten, die Pfaffen begnügen ſich, an meinem guten Namen zu nagen, und glauben, auf dieſe Weiſe der Macht meines Wortes entgegen zu wirken; vor dummen Fürſten ſchütze ich mich, indem ich nie einen Fuß auf ihr Gebiet ſetze und ihnen dadurch keine Gelegenheit zu dummen Streichen gebe; aber vor Nathan Rothſchild empfinde ich zitternde Angſt. Ehe ich mich Deſſen verſehe, ſchickt er mir einige Könige, ein paar Makler und einen Gendarm auf die Stube und läſſt mich nach der erſten, beſten Feſtung abführen. Ich kriege Angſt — bin ich in dieſem Augenblick auch ganz ſicher? Ich glaube: ja, denn ich befinde mich in Preußen, in einem freien, rechtſinnigen, klugen Staate, den ich ehemals in jugendlicher Beſchränktheit nicht genug zu ſchätzen wuſſte, den ich jetzt aber, nachdem ich andre Länder geſehen habe, täglich mehr achten und ſogar lieben lerne, ſo daſs es mir ordentlich ſchmerzlich wäre, wenn er jemals den Miſsgriff beginge, mich einzuſtecken und ſich dadurch zu blamieren — ja wahrlich, ich gebe hiermit der preußiſchen Regierung den Wink, im Fall ſie es mal für dienlich halten ſollte, mich einzuſtecken, bei Leibe keinen öffentlichen Eklat zu machen, ſondern ſich direkt an mich ſelbſt zu wenden, und ich werde mich dann unverzüglich freiwillig nach derjenigen Feſtung, die man mir nur zu beſtimmen hat, hinbegeben, ohne im mindeſten dem Publiko den wahren Grund meines dortigen Aufenthalts merken zu laſſen. Kann man Mehr von mir verlangen? Kann man zarter fühlen, als ich? Das iſt wahrer Patriotismus, wenn man lieber ſich ſelber als Volontär auf die Feſtung ſetzt, ehe man dem Staat Gelegenheit giebt, ſich zu blamieren! Ich ſehe in dieſem Augenblick, wie den älteſten Staatsmännern die Thränen der Rührung aus den Augen ſtürzen; nein, rufen ſie alle aus, wie ſehr haben wir dieſen Menſchen verkannt! welch ein Gemüth! Ja, ihr kennt noch nicht den ganzen Umfang dieſes Gemüthes; denn wiſſt, aus patriotiſcher Vorſorge habe ich ſogar jetzt ſchon meine Freunde drauf vorbereitet, daſs ich nächſten Sommer einige Monate zum Vergnügen in Spandau zubringen würde, und Das that ich,

damit ich ganz ſicher bin, daſs die wirklichen Urſachen eines etwaigen Aufenthalts daſelbſt nimmermehr errathen würden. Ihr ſeid gerührt, auch ich bin es, die Thränen rinnen, ich höre euch weinend ausrufen: Dieſer edle Menſch, dieſer zweite Regulus, ſoll nicht auf die Feſtung kommen, lieber wollen wir ſelbſt ſtatt ſeiner dort ſitzen. — Aber ich, ich ſage euch, ich will hin, ich habe mich auf dieſe großmüthige That ſchon ganz eingerichtet, ihr verderbt mir das edelſte Aufopfrungsvergnügen. — Nein, nein, hör' ich euch wieder entgegnen und ſchluchzen: Keine Feſtung, ſondern tauſend Thaler Zulage! — Welch ein Zeitalter! werden einſt die Nachkommen, die dieſes Buch leſen, mit Staunen ausrufen, welch ein Zeitalter, wo die Regierungen und die armen Schriftſteller ſich wechſelſeitig an Großmuth zu überbieten ſuchten! — Du ſiehſt jetzt, lieber Leſer, wie gut ich mit der Regierung ſtehe. Sei alſo nicht gleich ängſtlich, wenn ich mal laut heraus ſage, was Andre ſo gar heimlich verſchweigen. Sei nur ohne Sorge, wir Beide haben Nichts zu riskieren: Du, lieber Leſer, kannſt im Nothfall leugnen, mein Buch geleſen zu haben, oder du kannſt ſagen, du habeſt es, ſobald du es ausgeleſen, mit Unwillen fortgeworfen, es ſei ein ſchlechtes Buch ohne Salz und Geheimrath Schmalz, voll Immoralität und Gefährlichkeit — du verſtehſt mich. Man kann dir dann Nichts anhaben. Was mich ſelbſt betrifft, ſo habe ich eben ſo Wenig zu riskieren; ich ſage wie Luther in ſeinem Briefe an Reuchlin: nihil timeo, quia nihil habeo. Gottlob! ſie haben mir Nichts gegeben auf dieſer Welt, und ich habe daher Nichts zu verlieren. Es wäre ſehr politiſch geweſen, wenn ſie mich unter einer Laſt von Staatswürden niedergebeugt hätten; jetzt flattere ich ihnen über die Häupter weg, ſorglos und leicht wie ein Vogel, und ſinge Freiheitslieder, ſelbſt ein Lied und ein Bild der Freiheit. — Freilich, obgleich man bei unſerer jetzigen Civiliſation überall ſeine Bequemlichkeit findet, ſo möchte ich mir doch zuweilen ein eignes Sofa und eignes liebes Weib anſchaffen; aber es könnte mich im Nothfall genieren, ich hätte zu viel Sorge für mein Gepäck, und mit dem Beſitzthum käme auch die Furcht und die Knechtſchaft. Es verdrießt mich ſchon genug, daſs ich mir vor Kurzem ein Theeſervice angeſchafft habe — die Zuckerdoſe war

ſo lockend ſchön vergoldet, und auf einer von den Taſſen war mein Liebling, der König von Baiern, und auf einer andern Taſſe war ein Sofa und eheliches Glück ganz vorzüglich gemalt. Ich hab' wahrhaftig ſchon Sorge, was ich mit all dem Porzellan anfange, wenn mir plötzlich die Regierung eine Miſſion ins Ausland gäbe und ich über Hals und Kopf abreiſen ſollte; — oder gar wenn ich aus eignem Triebe einer feſten Anſtellung entfliehen müſſte. Ich fühle jetzt ſchon, wie mich das verdammte Porzellan im Schreiben hindert, ich werde ſo zahm vorſichtig, ich ſchmeichle oft aus Angſt — am Ende glaube ich noch, der Porzellanhändler war ein öſtreichiſcher Polizeiagent und Metternich hat mir das Porzellan auf den Hals geladen, um mich zu zähmen. Ja, ja, das Bild des Königs von Baiern ſah mich ſo lockend an, und eben Er, der liebenswürdigſte der Könige, war der Köder, womit man mich fing. Aber noch bin ich ſtark genug, meine Porzellanfeſſeln zu brechen, und macht man mir den Kopf warm, wahrhaftig, das ganze Service, außer der Königstaſſe, wird zum Fenſter hinausgeſchmiſſen, und wer juſt vorbei geht, mag ſich vor den Scherben hüten. — Je mehr ich mein Porzellan betrachte, deſto wahrſcheinlicher wird mir immer der Gedanke, daſs es von Metternich herrührt. Ich verdenke es ihm aber nicht im mindeſten, daſs er mir auf ſolche Weiſe beizukommen ſucht. Wenn man kluge Mittel gegen mich anwendet, werde ich nie unmuthig; nur die Plumpheit und die Dummheit iſt mir fatal. Auch hab' ich außerdem ein gewiſſes tendre für Metternich. Ich laſſ' mich nicht täuſchen durch ſeine politiſchen Beſtrebungen, und ich bin überzeugt: der Mann, der den Berg beſitzt, wo der flammende, liberale Johannisberger wächſt, kann im Herzen den Serviliſmus und den Obſkurantiſmus nimmermehr lieben. Es iſt vielleicht eine Weinlaune von ihm, daſs er der einzige freie und geſcheite Mann in Oeſtreich ſein will. Nun, Jeder hat ſeine Laune, und ich will auch Metternich die ſeinige hingehen laſſen. Auf keinen Fall will ich es mit ihm verderben; ich will nächſtens in Wien gebratene Hähndel eſſen. Auch mit den Rothſchilden will ich es nicht verderben, und ich will nächſtens in einem beſonderen Buche ihren Werth noch beſonders anerkennen und ihre Verdienſte preiſen." — Abgeſehen

von dieſer, an ſich höchſt witzigen Stelle, braucht man Heine's italiäniſche Reiſe nur flüchtig zu durchblättern, um überall auf ähnliche, bald in pathetiſche Sentimentalität, bald in ſchalkhaften Humor gekleidete Selbſtbeſpiegelungen zu ſtoßen, die in ihrer ſteten Wiederholung das unbehagliche Gefühl erwecken, als ob der Verfaſſer mit den Zeitideen nur tändele und ſie bloß artiſtiſch benutze, um ſeiner Perſönlichkeit ein werthvolleres Relief zu geben. Es kann daher nicht überraſchen, daſs ſelbſt wohlwollende Kritiker und aufrichtige Verehrer des Dichters, wie Moritz Veit, im dritten Bande der „Reiſebilder" mehr noch als in den früheren Bänden jene Baſis von charaktervoller Kraft, von heiligem Ernſt und reinem Willen vermiſſten, durch welche allein das Talent geadelt wird. „Heine," ſagt Veit in ſeiner im „Geſellſchafter" vom 3. Februar 1830 abgedruckten Recenſion ſcharf, aber gerecht, „hat nie einen andern Zweck gehabt, als ſich ſelbſt, er hat immer ſo viel mit dem Darſtellen ſeiner Perſönlichkeit zu thun, daſs er ſich nie oder nur höchſt ſelten über dieſelbe erhebt; er hat ſich nach allen Seiten hin gehen und gewähren laſſen, und ſich immer in dieſem Spiele mit ſich ſelbſt zu ſehr gefallen, als daſs er ſich und ſein Talent mit entſchloſſener Reſignation einem höheren Zweck hätte unterordnen mögen. Wenn bei andern Dichtern das Individuelle der Quellpunkt aller Poeſie iſt, ſo iſt es bei ihm die Perſönlichkeit. In ſo weit daher ſeine Perſönlichkeit intereſſiert, ſo weit intereſſieren auch ſeine Produktionen. Aber eben dieſes Spiel mit ſich ſelbſt hat in einer ſo reich begabten, aber unbewachten Natur unauflöslichen Zwieſpalt erzeugt . . . Mitten in den lockenden Strudel großſtädtiſcher Korruption und Ueberfeinerung hinein geriſſen, hat er die Unſchuld ſeines Herzens vergiftet, ohne ſie gänzlich zerſtören zu können, und ohne ſich entſchieden nach einer Seite hinzuneigen, ſchwingt er ſich wechſelweiſe nach beiden: bald bricht die Wehmuth über den Schmerz eines verlornen Paradieſes als elegiſcher Seufzer oder als verſchollenes Märchen durch den herben Schmerz der Gegenwart, bald betäubt er dieſen Schmerz durch bittern Hohn, der ſich gegen das Liebſte, was er hat, gegen ſich ſelbſt oder den Gegenſtand ſeiner Sehnſucht kehrt . . . Losgeriſſen von einem heimatlichen Boden, erſcheint er uns ſtets auf Reiſen, indem er nur im

Schweifen zum Genusse seiner Existenz zu kommen vermeint, und doch blutet sein Herz nach einer Heimat. In dem großen Zufluss neuer Bilder und Gedanken, mit denen er sich auf der Reise bereichert, findet seine Persönlichkeit einen freieren Spielraum, seine innern Zustände erweitern sich, und sein Witz schweift frei umher und stachelt die Thorheiten und Verkehrtheiten der Menschen. Und indem er mit seinem durchdringenden Geiste die Einseitigkeit und Befangenheit Anderer leicht überschaut, kann er gleichwohl nicht aus sich selber heraus, und eben diese Wehmuth über den Zwiespalt des eigenen Innern bestimmt auch in den „Reisebildern" seine Ansichten über die äußere Welt der Geschichte, der Politik, der Literatur. Scheint es doch oft, als ob er sich nur darum über die Sachen und die Menschen lustig machte, um seine Aufmerksamkeit von sich selbst abzulenken, und die beißendste Satire wird ihm unter der Hand zur bittern Selbstpersifflage. Jeder selbständige Zweck, etwa eine klare Erkenntnis der Zustände und der Menschen, liegt ihm hier eben so fern wie früher; nicht als ob es ihm an originellen Ansichten, an glücklichen Bildern und schlagendem Witz fehlte, sondern weil Alles nur in so fern für ihn Werth hat, als es ihm behagt, als es ihm in der Stimmung behagt, in welcher er sich gerade befindet; weil er die Gegenstände nur durch die gefärbte Brille seiner Persönlichkeit ansieht und sie nur in so fern aufzunehmen vermag, als sie dieser mehr oder minder zusagen. Er wird daher schwerlich Etwas schreiben, was nicht durch glänzende Gedanken und pikanten Witz seinen Autor verriethe; man wird ihm in manchen Fällen beistimmen, und in den meisten gestehen müssen, dass, wenn die Sache sich so verhält, wie er sie auffasst, das Recht allerdings auf seiner Seite sein würde. Darum werden so Viele an ihm irren; sie suchen eine Norm in ihm, und vergessen, dass gerade die geistreiche Normlosigkeit seine Vorzüge und Mängel bedingt. Höchst befremdlich erschien uns in dieser Beziehung die Stelle im dritten Bande der ‚Reisebilder', wo er sich mit großer Emphase als einen tapfern Soldaten im Befreiungskriege der Menschheit ankündigt. Wie kommt Heine zu diesem Pathos? Sonderbar! — aus den mannigfachen Be-

ſtrebungen ſeines Geiſtes wählt er gerade dieſe Richtung heraus, die ihm wohl am meiſten am Herzen liegen mag, und beredet ſich, daſs Dies der Zweck ſei, den er mit Daranſetzung ſeiner ganzen Kraft durchführe. Es iſt ihm doch alſo jetzt um einen ernſten und heiligen Zweck zu thun, zu dem er ſeine Perſönlichkeit ſteigern und erheben müſſte und in welchem er ſich als in einer höheren Heimat beruhigen könnte: die Ungebundenheit behagt ihm nicht mehr und er ſucht gleichſam ein Amt. Vielleicht knüpft ſich an dies politiſche Intereſſe eine neue Zukunft für ihn an. Bis jetzt aber würde ihn die linke Seite, zu der er ſich bekennt, wohl als einen kecken Freibeuter, der dem trägen Feinde ſo manchen Fouragewagen gekapert, ſo manchen verlorenen Poſten nieder geſtreckt hat, mit offenen Armen aufnehmen; aber das Schwert auf ſeinem Grabe wird ſie vorerſt in einen ſchlanken Stoßdegen verwandeln." — Auch was Veit an der künſtleriſchen Form des dritten Bandes der „Reiſebilder", beſonders der „Bäder von Lucca", zu tadeln findet, iſt im Ganzen beherzigenswerth: „Wenn auch manche Scene meiſterhaft gearbeitet iſt, und die Charaktere des Marcheſe und ſeines Dieners bis zur Unerträglichkeit ſpiegelwahr gezeichnet ſind, ſo ſtehen ſie doch — weder gegenſeitig, noch zum Ganzen, oder vielmehr zur Maſſe — in ſo gar keiner Verbindung, daſs man ſich an dem Intereſſe ärgert, welches dieſe gemeinen Menſchen für ſich zu erregen fähig waren. Die Geſtalten, die uns Heine vorführt, ſind alle nur um ihrer ſelbſt willen da und ſcheinen uns mit frecher Selbſtgenüge zuzurufen: nous voilà! Sie ſind aus dem Leben gegriffen, aus der Gaſſe oder dem Salon mit all dem anklebenden Schmutze und den widrigen Parfüms auf das Papier gebannt; ſie ſind da, weil ſie da ſind, nicht weil ſie als Mittel zu einem höheren Kunſtzwecke da ſind. Wenn man dergleichen Perſonagen wie Signora Lätizia, mit den beiden verſchrumpften Amoroſos und der tollen Franceska, in der Wirklichkeit begegnet, ſo kann man ihnen doch wenigſtens ausweichen und ſich allenfalls ärgern, daſs ſolch ein moraliſcher und phyſiſcher Kadaver, der zufällig vegetiert, ſich einbilden kann, noch wirklich in der Welt zu exiſtieren. Möge der Dichter immerhin ſolche Charaktere treu nach der Natur kopieren: durch die Stellung, die er ihnen in dem Gan-

zen seines Kunstwerks anweist, muss er sie zur Kunstgestalt läutern, muss er ihre innere Nichtigkeit darthun — denn das Gemeine ist überhaupt nicht, Das heißt als Resultat, höchstens als Werkzeug. Auf diese Weise kommt siegreicher, als durch pfäffisches Moralisieren, durch die Kunst selbst die moralische Weltordnung zu Ehren. Dies aber ist unerläßlich, und Heine thut sich selbst zu Viel, wenn er sich zu seinen Gestalten erniedrigt. — Was diesem dritten Bande besonders schadet, ist der gänzliche Mangel an neuen Gedichten. Man kann es Heine zum Lobe nachsagen, dass die Poesie ihm nicht zum Handwerk geworden ist: sie ist es ihm vielleicht zu wenig; die Fesseln der Kunstform würden ihn wohlthätig zügeln. Doch auch in anderer Beziehung wird es bemerkbar, dass die fein gebaute Maschine seines Geistes hier und dort an Beweglichkeit und Federkraft müsse verloren haben. Das schlimmste Omen ist, dass Heine anfängt, sich selbst nachzuahmen, was immer, aber besonders bei ihm, etwas Unheimliches in sich hat. Das gespenstische Doppelwesen seines Innern, das uns in früheren Kompositionen, wo nicht erquickt, doch zuweilen wunderbar ergriffen hat, wirft — etwa im Verscheiden? — seine kalten Schlagschatten über seine jetzigen Gemälde. Die Geschichte der todten Maria — wer glaubt daran? Man fühlt wohl, dass es nur der Schatten eines Gespenstes sei, und friert. Auch so manche literarische Taschenspielereien, die früherhin einen pikanten Beigeschmack hatten, nutzen sich nachgerade ab. Die feierlich-komische heilige Alliance mit Immermann, dem Dichter, die muthwilligen und, was unerhört ist, oft witzlosen Neckereien neutraler Gebiete, die zweideutig verkappte captatio benevolentiae durch Ertheilung glänzender Epitheta oder Anführung ganz unpassender Mottos — alles Dies erregt Widerwillen, sobald es stereotype Manier wird, da es nur als Uebermuth oder geistreiche Neckerei geduldet wurde . . . Vor allen Dingen muss sich Heine vor einem Stumpfwerden seiner geistigen Sehkraft hüten. Vielleicht aber ist es eben der Ueberdruss an der losen Form der ‚Reisebilder', welche im letzten Bande durch eine noch losere Form sich selbst persifflliert hat, während der Dichter schon auf Höheres sinnt. Die Vermuthung liegt nicht allzu fern; möchte sie wahr werden! Eine Krisis liegt auf jeden Fall zu Grunde,

welche ſich eben ſo in Ueberſpannung wie in Erſchlaffung der Kräfte äußert."

Wir dürfen uns mit dem Hinweis auf dieſe eine Beurtheilung des dritten Bandes der „Reiſebilder" um ſo eher begnügen, als dieſelbe in gemeſſenſter Weiſe tadelt, was die Gegner Heine's ſeinem neueſten Werke in den zeitgenöſſiſchen Journalen allerorten mit leidenſchaftlicher Bitterkeit vorwarfen. Die Bezichtigung der Immoralität, des unſittlichen Behagens an gemeinen und niedrigen Dingen, der irreligiöſen und revolutionären Geſinnung, all' dieſe gehäſſigen Denunciationen einer ſpießbürgerlichen Moral und eines furchtſam ſervilen Konſervativismus erſchienen hier auf das richtige Maß zurückgeführt, und der Dichter hatte wahrlich geringe Urſache, ſich in den Briefen an Varnhagen [205]) ſo unwillig über eine Recenſion zu äußern, die ihn vor keinem andern Tribunal, als vor dem Richterſtuhle der Kunſt, zur Verantwortung zog. Einen weit feindſeligeren Angriff in den „Blättern für literariſche Unterhaltung" ſuchte Varnhagen durch eine Antikritik in einer ſpäteren Nummer (44) desſelben Journals zu parieren. In Hamburg trat in den „Litterariſchen Miscellen" vom 16. Januar 1830 der Gymnaſialprofeſſor Ullrich mit ſchulmeiſterlicher Pedanterie gegen den Verfaſſer der „Reiſebilder" in die Schranken, warf aber ſeinem Stile nicht mit Unrecht ein Haſchen nach geſucht ſeltſamen Beiwörtern vor: „Sehnſüchtige Miſthaufen! eine blöde Stadt! ein haſtig grüner Leibrock! ein pittoreskes Weh! göttlich liederlich! geiſtreiche Hüften! ein ängſtliches Violett! Wehmuth, dein Name iſt Kattun! u. ſ. w. Wohin ſoll es mit unſerer Sprache kommen, wohin iſt es mit unſerm Verſtande gekommen, wenn Dergleichen gut geheißen wird? Wo hätten Herder, Leſſing, Schiller, Goethe, Winckelmann je Aehnliches geſchrieben? Ja, welchen Sinn ſoll man bei dem beſten Willen mit jenen Worten verbinden? Man nenne dieſe Rügen nicht engherzige Wortklaubereien; auch ſie bezeichnen weſentlich eine entartete Richtung, die nicht heilbringend iſt. Das Einfache, Treffende, Wahre ſcheint nicht mehr auszureichen, ſo nimmt man denn zum Unnatürlichen und Pikanten ſeine Zuflucht."

Von befreundeten Stimmen ließen ſich, außer Varnhagen,

diesmal wenige zu Gunsten Heine's vernehmen. Ludwig Robert, Gans und Lehmann schwiegen, obschon Heine sie durch die dringendsten Aufforderungen wiederholt anstachelte, ihm in der literarischen Fehde, die er durch sein Buch herauf beschwor, als Bundesgenossen zur Seite zu stehn[206]). Selbst Immermann, dem die „Bäder von Lucca" gewidmet worden und für dessen Märchenepos „Tulifäntchen" (vgl. S. 228 dieses Bandes) Heine im Frühjahr 1830 eine so herzliche Theilnahme bewies, konnte sich nicht entschließen, dem dritten Bande der „Reisebilder" öffentlich das Wort zu reden. Auch Michael Beer, den Heine durch Immermann's Vermittelung ersucht hatte, namentlich Schenk gegenüber den Anwalt seines Buches zu spielen, versprach Dies nur zu thun, soweit seine Ehrlichkeit es gestatte, und fügte ausweichend hinzu[207]): „Wenn Heine Sie wiederum befragt, ob Sie Antwort von mir erhalten, und auf welche Weise ich seiner erwähnte, so sagen Sie ihm, er sollte sich erinnern, wie oft er mir gesagt, daſs ich die meisten Dinge mit Glacéhandschuhen anfasste. Ich hätte mir diese Handschuhe bei Lektüre seines Buches angezogen und wäre noch immer der alte Schwächling, der eine so derbe Kost wie seine Satire nicht ohne Indigestion vertragen könne. Mit einem Worte, es wäre mir etwas übel dabei geworden." Mit ähnlichem Degout sprach sich der ehrliche Moser aus, dem Heine deſshalb in schroffster Weise die Freundschaft aufkündigte. Anfangs ließ er die tadelnden Bemerkungen Moser's unbeantwortet; als Derselbe jedoch sein andauerndes Schweigen mit vollem Rechte der verletzten Poeteneitelkeit beimaß, zerriſs Heine das langjährige Freundschaftsband durch die schnöden Worte[208]): „Diesen Irrthum muſs ich dir entziehen. Ich war nie empfindlich über ein Urtheil von dir, das den Poeten betraf; auch ob du irgend eine meiner Handlungen, die ich als Mensch übte, getadelt oder gelobt hast, war mir, wenn auch nicht gleichgültig, doch keineswegs verletzlich; ich bin überhaupt weder von dir verletzt, noch beleidigt, und mein Stillschweigen ist keine stumme Klage. Ich klage nur über die Götter, die mich so lange Zeit in Irrthum ließen über die Art, wie du mein Leben und Streben begriffest. Du hast letzteres nicht verstanden, und Das ist es, was mir Kummer gemacht. Du ver-

ſtehſt es noch nicht, haſt nie mein Leben und Streben verſtanden, und unſere Freundſchaft hat daher nicht aufgehört, ſondern vielmehr nie exiſtiert.“ Für den ſelbſtverſchuldeten Verluſt eines Freundes wie Moſer bot die ſchwache Vertheidigung des dritten Bandes der „Reiſebilder“ in einzelnen Journalen des Frühjahrs 1830 einen mehr als kläglichen Erſatz. Es konnte Heine wahrlich nur geringe Genugthuung gewähren, wenn der Maler J. P. T. Lyſer in den Hamburger „Leſefrüchten“ jenes Jahres (Bd. I., 11tes Stück) mit bombaſtiſchen Tiraden über den „fortſchreitenden Rieſengeiſt der Aufklärung“ dem „Schleicher-Geſindel“ den Text las, das der „Sache des Lichts und der Freiheit“ nicht beizukommen vermöge und deſshalb über „ihren Streiter“ herfalle, — oder wenn die nach Müllner's Tode noch mehr verlumpte „Mitternachtzeitung“ (Nr. 162, vom 27. Auguſt) über die „bezifferten und bezahlten“ Recenſenten der Brockhauſiſchen Unterhaltungsblätter witzelte, — oder wenn der Gleich'ſche „Eremit“ „ſelbſt die Extravaganzen und Abirrungen eines Geiſtes wie Heine noch lehrreich und gewiſſermaßen erfreulich“ fand. Ein anonymer Aufſatz in Nr. 37. des „Freimüthigen“ oder „Berliner Konverſationsblatts“ — Heine ſchrieb denſelben (Bd. XIX, S. 403) der Feder W. Häring's zu — und eine von Karl Herloßſohn verfaßte Schutzkritik im Leipziger „Kometen“ ſekundierten dem Dichter etwas geſchickter in ſeiner literariſchen Bedrängnis. Herloßſohn, der, wie beiläufig erwähnt werden mag, mit Heine weder perſönlich bekannt war, noch je mit ihm in brieflicher Verbindung ſtand, geißelte vor Allem das thörichte Geſchwätz jener Recenſenten, welche beſtändig über die Zerriſſenheit des Dichters und die ſchrillen Diſſonanzen ſeiner Poeſie klagten. „In Heine's Gemüth,“ ſagte er, „geht Das vor, was in vielen andern Gemüthern vorgeht, die keinen Kammerherrnſchlüſſel und taxfreien Legationsrathstitel haben: nämlich die neueſte Zeit, und Heine iſt ein Dichter der Nation. Fühlt er ſich unglücklich, ſo fühlt er ſich darum unglücklich, weil die Zeit ſchroffe Gegenſätze zu ſeinem poetiſchen Himmel bildet, und weil ſie ihm Gebäude zertrümmert, bevor er ſie noch aufgebaut. . . Wir freuen uns ſeines ſchönen, lebenskräftigen Talentes, ſeines kühnen Strebens in der Zeit, ſeiner wahren Menſchenliebe, ſeiner Begeiſterung

für das Vaterland, seines Eifers für das uralte Menschenrecht der Freiheit und Gleichheit, und sagen: Ja, er ist ein guter Kämpfer in der guten Sache, und gleich ihm giebt es noch Manche, die eben so streben, und die ihn lieben, und die eine spätere Zeit alle mit Freude und Liebe nennen wird. Wir freuen uns seines heiteren Gedankenspieles, seines Lebensernstes und seines guten Spottes über die alt gewordenen Formen und ihre Träger, über die aristokratischen Haarbeutel, die sich einbilden, Menschen zu sein, wie sie es bei ihrer Geburt waren; wir freuen uns der frischen, lebendigen Komik, die seine Gestalten bewegt, und der poetischen Färbung seiner Ideale." Die cynische Weise, in der Heine den Platen'schen Angriff erwidert hatte, sucht freilich auch Herloßsohn mehr zu entschuldigen, als zu rechtfertigen, und er giebt sogar dem Leser den Rath: „Die letzten Blätter überschlage in den ‚Reisebildern', du gewinnst Nichts durch die Lektüre derselben, du könntest vielleicht verstimmt werden und unsern Heine weniger lieben, als er's verdient."

Sicherlich war die skandalöse Polemik gegen den Grafen Platen, welche den dritten Band der „Reisebilder" abschloss, ganz dazu angethan, das unvortheilhafteste Licht auf den Charakter Heine's zu werfen, und seinen Freunden jede erfolgreiche Vertheidigung so maßloser Ausfälle auf einen literarischen Gegner unmöglich zu machen. „Ich habe mich," schrieb Campe in einem vertraulichen Briefe an Wilhelm Häring, „vor und bei dem Abdrucke gesträubt, soviel es mir möglich war, um diesen Flecken zu vermeiden. Allein er wollte einen Kopf auf sein Serail stecken; dabei hatte es sein Bewenden." Heine war freilich aufs äußerste gereizt worden, und Platen hatte sich im „Romantischen Oedipus" gegen ihn ebenfalls der unredlichsten Waffen bedient. Er hatte ihm, in dasselbe Horn mit den Münchener Junkern und Jesuiten stoßend, voll schnöder Intoleranz den „Synagogenstolz" des „getauften Juden" vorgerückt, hatte ihn den „Pindarus vom kleinen Stamme Benjamin", den „Petrark des Laubhüttenfests", „des sterblichsten Geschlechts der Menschen Allerunverschämtesten" genannt, dessen „Küsse Knoblauchsgeruch absondern", und zu all' diesen unwürdigen Schmähungen war er durch nichts Anderes provociert worden, als durch den Abdruck

einiger wohlberechtigten Epigramme Karl Immermann's im zweiten Bande der „Reisebilder". Wohlberechtigt in der That war der Xenienspott Immermann's über die seit Anfang der zwanziger Jahre grassierende Nachahmung orientalischer Dichtungsweisen, welche bereits in alexandrinische Formtändelei ausartete, und von Keinem mit prätentiöserem Eifer, als von dem Grafen Platen, betrieben ward. Wie Viel sich Dieser schon auf seine ältesten, an künstlerischem Werthe sehr ungleichartigen Gaselen zu Gute that, zeigt uns das ruhmredige Vorwort seiner ersten Gedichtsammlung, der 1821 erschienenen „Lyrischen Blätter". Als Immermann die erwähnten malitiösen Epigramme drucken ließ, hatte Platen noch kein einziges Werk veröffentlicht, das ihm begründeten Anspruch auf jene Lorberkränze verliehn hätte, die sein ehrgeiziger Sinn heute schon mit kindischer Ungeduld als Lohn seines Strebens von der Kritik einforderte, statt bescheiden zu erwarten, daſs sie ihm später als freie Gabe des Dankes und der Bewunderung von selbst zufielen. Es soll jedoch nicht behauptet werden, daſs nur ein kleinliches Rachegefühl verletzter Eitelkeit das Motiv zur Abfassung des „Romantischen Oedipus" gewesen sei. Durch die unerhörte Gehässigkeit seiner Invektiven trug Platen allerdings die Hauptschuld daran, daſs sein Streit mit Heine und Immermann in persönlichen Skandal ausartete — ursprünglich aber lagen auf beiden Seiten ehrenhaftere Motive zum Grunde. Wie Platen bereits in seinen früheren Lustspielen, vor Allem in der „Verhängnisvollen Gabel", dem „lockeren Sanskulottismus" romantischer Formlosigkeit den Krieg erklärt und, an die antiken Muster sich anlehnend, auf natürliche Einfachheit der Sprache, Korrektheit der Bilder, rhythmischen Wohllaut der Verse, Reinheit der Reime, mit einem Wort auf eine makellose Handhabung der künstlerischen Technik gedrungen hatte, so nahm er auch im „Romantischen Oedipus" diesen Kampf mit verdoppelter Kraft wieder auf. Daſs er in seiner Literaturkomödie gerade Immermann und Heine zu Repräsentanten jener so scharf von ihm befehdeten, alle Kunstgesetze verachtenden hyperromantischen Richtung wählte, war zunächst freilich ein Akt persönlicher Rache. In einem Briefe an Gustav Schwab gestand Platen selbst, daſs er von Immermann Nichts, außer dem Trauerspiel

„Cardenio und Celinde", geleſen habe, und er bat ſeinen Freund Fugger, ihm aus der Tyrolertragödie, deren Titel er nicht einmal kannte, „Etwas von der Handlung und einigen pikanten Unſinn" mitzutheilen, deſſen er für den Schluſs des fünften Aktes benöthigt ſei. Auch von Heine waren ihm nur einzelne Lieder zu Geſicht gekommen, und er lernte die „Reiſebilder" erſt kennen, nachdem er das fertige Manuſkript des „Oedipus" ſchon nach Deutſchland geſchickt hatte. Vergebens ermahnte ihn Fugger, die Angriffe auf Heine zu mildern und Letzterem wenigſtens keinen Vorwurf aus ſeiner jüdiſchen Abſtammung zu machen[209]) — Platen ließ ſich zu keiner Mäßigung bewegen, und nahm es obendrein dem wohlwollenden Freunde faſt übel, daſs er für den „Pfuſcher" um Schonung gebeten. So verfehlte der giftgetränkte Pfeil, am Ziele vorbei ſchnellend, ſeine Wirkung, und prallte auf den Schützen zurück. Weder Heine, noch Immermann wurden durch den Spott Platen's vernichtet, während Dieſer durch die Repliken der ſo arg von ihm misshandelten Dichter eine bedeutende Einbuße in der öffentlichen Achtung erlitt.

So gut wie Platen, glaubten auch Heine und Immermann, in dieſer unerquicklichen Fehde nicht allein pro domo, ſondern zugleich pro aris et focis der Poeſie zu kämpfen. Immermann, der zuerſt antwortete, ſprach im Vorwort ſeiner Broſchüre „Der im Irrgarten der Metik umhertaumelnde Kavalier" den ariſtophaniſchen Luſtſpielen Platen's nicht allein den dramatiſchen Gehalt, ſondern im höheren Sinne ſelbſt die Form ab, ſofern man unter letzterer die lebensvolle und folgerichtige Darſtellung einer poetiſchen Idee begreife. Er wies ferner nach, daſs die ariſtophaniſche Form, in welcher der Dichter beſtändig im Vordergrunde ſteht, während die Handlung und die Entwicklung der Charaktere von untergeordneter Bedeutung ſind, für das moderne Publikum immer eine gelehrte Spielerei bleiben werde, weil unſer Luſtſpiel, diametral entgegengeſetzt der griechiſchen Komödie, das Hauptgewicht auf die Handlung und das Spiel der komiſchen Charaktere legt, der Dichter ſelbſt aber ſich hinter den Kouliſſen hält. „Dieſe natürliche Ordnung der Dinge umkehren," ſagt Immermann, „heißt denn doch nur wieder in die gewöhnliche

deutſche Krankheit verfallen. Das Nahe, Nationale ſcheint für uns nicht vorhanden zu ſein, uns wird nicht eher wohl, als bis wir fremden Boden unter uns fühlen, wo möglich den fremdeſten. Freilich giebt es dabei ein haltungsloſes Dilettieren von Gaſelen zu Parabaſen ... Aber zugegeben im Allgemeinen, Ariſtophanes könne bei uns nachgebildet werden, dann müſſen wir wenigſtens auf der Forderung beſtehen, ihn in ſeiner großen und unterſcheidenden Eigenthümlichkeit wieder aufgeweckt erblicken zu wollen. Allerhand Nuditäten, ſchwierige Strophen, zierlich und leicht behandelt, das Burleske wechſelnd mit dem Sublimen, dieſe Dinge finden ſich zwar ſämmtlich bei Ariſtophanes, machen ihn aber nicht zu Dem, der er iſt. Der Mittelpunkt, der Charakter ſeiner Gedichte iſt vielmehr die patriotiſche Begeiſterung. Erfüllt von der Schönheit ſeines herrlichen Landes, glühend für die Ehrbarkeit, die Nüchternheit und die Tugend der marathoniſchen Zeit, verfolgt er Alles, was Dem entgegen tritt, oder ihm entgegen zu treten ſcheint. Deſshalb verfolgt er Krieganſtifter und die das Volk verderbenden oder verleitenden Schreier, Sykophanten, Sophiſten, Dichter. Immer aber bildet jener Patriotismus den Kern des Ganzen, er iſt das Gefühl einer großen Seele, und erſcheint deſshalb bedeutend, er iſt das Agens in einem großen Dichter, und bewirkt daher, daſs jedes Wort, trotz aller ſcheinbaren Willkür, die künſtleriſche Einheit in ſich trägt. Jedesmal erſcheint die Gluth und der Zorn des Ariſtophanes beſonders modificiert, daraus entſpringt die beſondre Tendenz jeder Komödie, und dieſe Tendenz iſt zwar nicht immer im Einzelnen, wo die Laune allerdings Kreuz- und Querſprünge herbeiführt, gewiſs aber ſtets in der Konſtruktion der Situationen, der Haupt- und Grundverhältniſſe feſtgehalten. Luſtſpiele, welche die ariſtophaniſche Freiheit ohne jenes ideale Gegengewicht und ohne dieſe Einheit ſich anmaßen, können nur frech und buntſcheckig werden, wo das alte edle Muſter kühn und ſchön war.“ Dieſelbe undeutſch geſinnungsloſe Nachahmung fremder Weiſen, dieſelbe renommiſtiſche Formenſpielerei, welche die Kunſt des Dichters zu Jongleurkünſten erniedrigt, wirft Immermann dem gräflichen Poeten in den nachfolgenden Sonetten und Parabaſen vor. Zwei der erſteren mögen ein Beiſpiel dafür liefern, wie geſchickt Immermann die Blößen

seines Gegners aufzudecken und der verdienten Lächerlichkeit preiszugeben verstand:

## Der falsche Perser.

Als Hafis eben Mode war geworden,
Fand einen Mann ich einst im grünen Grase,
Den Turban überm Kopf bis zu der Nase,
Gelagert ernst an eines Baches Borden.

Ich bin nun leider von der Zweifler Orden,
Und um zu prüfen ihn mit leichtem Spaße,
Ob er von östlich-genuiner Race?
Rührt' ich ihn an mit meiner Gert' aus Norden.

Da war's geschehn um meinen Orientalen!
Nichts als ein Mummenschanz war die Geschichte,
Vom Turban bis zum Kaftan und zur Harfe.

Statt in Gaselen selig fortzustrahlen,
Sah mit erschrecklich grimmigem Gesichte
Der deutsche grobe Michel aus der Larve.

## Glänzendes Elend.

So glatt, so glänzend, glitzrig und manierlich,
In jedem Wort und Füßlein elegant,
Als Jüngling schon Ausgabe letzter Hand,
So formenhaft-geschnürt-antikisierlich!

So von Familie stäts und reputierlich!
Bei der Begeistrung wagestarkem Brand
So rhythmisch-angst in ⏑ und — gebannt,
In Zoten selbst so erudit und zierlich!

Doch in den Versen dann, den glauen, glatten,
Der nachgefühlten Fühlung greise Weise,
Und die Doublettgedanken, ach, die matten!

Ich denk: der Bettler bleibt der Don vom Heller.
Wenn er auch isst die magre Bettelspeise
Zufällig vom geborgten goldnen Teller.

Digitized by Google

Hatte Immermann bei der Abwehr des Platen'ſchen Angriffs ſich mit einer derben Züchtigung des hochmüthigen Jambenſchleuderers begnügt, der ihn mit den Donnerkeilen ſeiner Trimeter zu zerſchmettern gedroht, ſo citierte Heine den heſperiſchen Grafen als todeswürdigen Verbrecher vor ein hochnothpeinliches Halsgericht, und ſchlug ihm, nach vorgängiger Procedur der Stäupung und Brandmarkung, vollends das Haupt vom Rumpfe. Schon Varnhagen verglich in ſeiner Beſprechung des dritten Bandes der „Reiſebilder" die Juſtiz, welche Heine an Platen geübt, mit der Exekution eines armen Sünders durch Henkershand. „Auf den Gang des Proceſſes," ſagte er, „können wir uns hier nicht einlaſſen; die Beſchaffenheit der Geſetze und die Richtigkeit ihrer Anwendung laſſen wir dahingeſtellt; über Schuld oder Unſchuld des Verurtheilten wollen wir keine Meinung äußern — nur Das wollen wir ausſprechen, was wir als Thatſache bezeugen können: die Hinrichtung iſt vollzogen, der Scharfrichter hat ſein Amt als Meiſter ausgeübt, der Kopf iſt herunter! . . . Unter Liebesglück, unter Scherz und Lachen, im Verlauf der unvergleichlichſten komiſchen Scenen, mit ununterbrochenem Witzgeträufel, führt Herr Heine uns zu der tragiſchen Entwickelung, ja dieſe ſelbſt liegt ganz und gar in jener Vorbereitung. Wir haben in früheren Zeiten arge Geſchichten dieſer Art erlebt: Leſſing, Voſs, Wolf, die „Xenien", die Schlegel, Tieck haben in ſolcher Weiſe bedenkliche Dinge ausgeübt; aber in ſo heitern und Lachen erregenden Zerſtreuungen haben wir noch keinen literariſchen Sünder zu ſo grauſamem Ende wandern ſehen. Gewiſs, wie man auch immer über den Grund der Rache urtheilen mag, die Erfindung und Ausführung all' dieſer Umſtände iſt meiſterhaft. Der ganze Hergang mit den beiden Juden Gumpelino und Hyacinth, wiewohl nur in ſchlichter, doch in äußerſt gebildeter und wohltönender Proſa, dünkt uns, wenn denn doch einmal von Ariſtophanes die Rede ſein ſoll, ariſtophaniſcher als Alles, was Graf Platen bisher in gekünſtelten ſchweren und doch leeren Verſen nach ſolchem Muſter zu arbeiten verſucht hat. Und nicht ſowohl durch die materielle Belaſtung, durch die Erſäufung in Satire und Hohn, ſondern vielmehr dadurch hat Herr Heine den Gegner abgetödtet, daſs er ihn in dem Fache, auf das Derſelbe

ſich am meiſten zu Gute thun wollte, in ſeiner Blöße gezeigt, und ihn nicht nur an Grimm und Spott, ſondern auch an Kunſt, und gerade an ariſtophaniſcher Kunſt, unendlich überboten hat. Wollt ihr ariſtophaniſieren, ſo müſſt ihr es ſo machen; habt ihr dazu nicht Muth und Geſchick, nun ſo bleibt in Gottesnamen dabei, daſs ihr kotzebuiſiert oder müllneriſiert!" — Was in der Heine'ſchen Entgegnung mit Recht den größten Anſtoß erregte, war die Beſchuldigung eines geheimen Laſters der widernatürlichſten Art, für welches die Sonette Platen's an F. v. B. und C. T. G. den Beweis liefern ſollten. Es wäre jedoch ungerecht, Heine den Vorwurf zu machen, daſs er zuerſt oder allein jenen Sonetten eine ſo verfängliche Deutung gegeben. Andere Leſer waren durch die ſinnliche Inbrunſt der Platen'ſchen Freundſchaftsſonette eben ſo abſtoßend berührt worden, und Ludwig Robert hatte ſchon im Sommer 1829, bei Gelegenheit einer ausführlichen Kritik der Gedichte des Grafen Platen in den Hegel'ſchen Jahrbüchern, ſeiner Entrüſtung über die Wahl eines ſo zweideutigen Themas den ſchärfſten Ausdruck verliehen. „Der Anblick der ekelhafteſten Miſsgeburt," hieß es u. A. (auf S. 601) in jener ſonſt recht wohlwollenden und anerkennenden Kritik, „kann nicht widerlicher ſein, als in dieſen ſchönen Verſen das glühende Körperlob der Jünglinge, dieſes für ſie kraftloſe Schmachten, dieſe Eiferſüchtelei, dieſes jammervolle Verſchmähtſein, dieſe unmännliche Weibheit im Gefühle der Freundſchaft." Zu tadeln iſt nur das frivole Behagen, mit welchem die Phantaſie Heine's im Kampfe gegen den Stoff jener Gedichte ſich der weiteren Ausmalung des ſchlüpfrigen Gegenſtandes hingab, und einen literariſchen Streit auf das Gebiet ſittenpolizeilicher Inkrimination hinüber ſpielte. Daſs Heine auf den Angriff Platen's ſchweigen, oder einen Gegner, der ihn in der öffentlichen Meinung zu ruinieren ſuchte, mit zarter Schonung behandeln werde, ſtand freilich nicht zu erwarten, am wenigſten in einer Zeit, wo das Intereſſe an Theaterſkandal und literariſchen Klopffechtereien die mangelnde Theilnahme an den politiſchen Ereigniſſen nothdürftig genug erſetzte. Zudem ſah Heine in Platen auch den politiſchen Widerſacher, den geburtsſtolzen Ariſtokraten. „Ich habe gethan, was meines Amtes war," ſchrieb er an Varnhagen bei Ueber-

ſendung ſeines Buches. „Mag die Folge ſein, was da will. Anfangs war man geſpannt: was wird dem Platen geſchehen? Jetzt, wie immer bei Exekutionen, kommt das Mitleid, und ich hätte nicht ſo ſtark ihn treffen ſollen. Ich ſehe aber nicht ein, wie man Jemand gelinder umbringen kann. Man merkt nicht, daſs ich in ihm nur den Repräſentanten ſeiner Partei gezüchtigt; den frechen Freudenjungen der Ariſtokraten und Pfaffen hab' ich nicht bloß auf äſthetiſchem Boden angreifen wollen, es war Krieg des Menſchen gegen Menſchen, und eben der Vorwurf, den man mir jetzt im Publikum macht, daſs ich, der Niedriggeborene, den hochgeborenen Stand etwas ſchonen ſollte, bringt mich zum Lachen — denn Das eben trieb mich, ich wollte ſo ein Beiſpiel geben, mag entſtehen, was da will — ich habe es den guten Deutſchen jetzt gegeben." — „Keiner fühlt es tiefer, als ich ſelbſt," heißt es im nächſten Briefe an denſelben Freund [210]), „daſs ich mir durch das Platen'ſche Kapitel unſäglich geſchadet, daſs ich das Publikum, und zwar das beſſere, verletzt — aber ich fühle zugleich, daſs ich mit all' meinen Talenten nichts Beſſeres hervorbringen konnte, und daſs ich dennoch — coute que coute — ein Exempel ſtatuiren *muſſte*. Der Nationalſervilismus und das Schlafmützenthum der Deutſchen wird ſich bei dieſer Gelegenheit am glänzendſten offenbaren. Ich zweifle, ob es mir gelungen, das Wort *Graf* ſeines Zaubers zu entkleiden. Die Satisfaktionsfrage kommt ſchon aufs Tapet. Sie erinnern ſich, daſs ich von Anfang an daran dachte — gleichviel, ich hab' es in ſolcher Vorſorge ſo toll gemacht, daſs dem Grafen mehr daran liegen müſſte, von mir Satisfaktion zu bekommen, als mir von ihm. Die Macht der Verhältniſſe ſoll diesmal ein Luſtſpiel werden. — Dann wieder die Klage: ich hätte gethan, was in der deutſchen Literatur unerhört ſei. Als ob die Zeiten noch dieſelben wären! Der Schiller-Goethe'ſche Xenienkampf war doch nur ein Kartoffelkrieg, es war die Kunſtperiode, es galt den Schein des Lebens, die Kunſt, nicht das Leben ſelbſt — jetzt gilt es die höchſten Intereſſen des Lebens ſelbſt, die *Revolution* tritt in die Literatur und der Krieg wird ernſter. Vielleicht bin ich außer Voſs der einzige Repräſentant dieſer Revolution in der Literatur — aber die Erſcheinung war nothwendig in jeder

Hinsicht. Ich glaube nicht, dass ich hier, wie bei meinen Liedchen, viel' Nachfolger haben werde, denn der Deutsche ist von Natur servil und die Sache des Volkes ist nie die populare Sache in Deutschland. Doch hier lässt sich Nichts vorausbestimmen — Jeder thue das Seinige. Freilich glaubt Jeder seine eigene Sache zu führen, während er doch nur das Allgemeine repräsentiert. Ich sage Das, weil ich in der Platen'schen Geschichte auf keine Bürgerkrone Anspruch machen will, ich sorgte zunächst für mich — aber die Ursachen dieser Sorgen entstanden aus dem allgemeinen Zeitkampf. Als mich die Pfaffen in München zuerst angriffen und mir den Juden zuerst aufs Tapet brachten, lachte ich — ich hielt's für bloße Dummheit. Als ich aber System roch, als ich sah, wie das lächerliche Spukbild allmählich ein Vampyr wurde, als ich die Absicht der Platen'schen Satire durchschaute, als ich durch Buchhändler von der Existenz ähnlicher Produkte hörte, die mit demselben Gift getränkt manuskriptlich herumkrochen — da gürtete ich meine Lende und schlug so scharf als möglich, so schnell als möglich. Robert, Gans, Michel Beer und Andere haben immer, wenn sie wie ich angegriffen wurden, christlich geduldet, klug geschwiegen — ich bin ein Anderer, und Das ist gut. Es ist gut, wenn die Schlechten den rechten Mann einmal finden, der rücksichtslos und schonungslos für sich und für Andere Vergeltung übt." In gleichem Sinne schrieb Heine an Immermann (Bd. XIX, S. 364, 367 u. 373): „Nicht gegen Platen habe ich Groll, sondern gegen seine Kommittenten, die ihn mir angehetzt. Ich sah den guten Willen, dass man mich in der öffentlichen Meinung vernichten wollte, und ich wäre ein Thor oder ein Schurke gewesen, wenn ich Rücksichten und Verhältnisse halber schonen wollte ... Ich that nur, was die eiserne Nothwendigkeit verlangte. Gottlob! es heißt jetzt nicht mehr: ‚Der arme Heine, der arme Immermann!' Das Mitleid war nicht zu ertragen. — Noch Eins — ich will Sie bestechen — als ich in München zuerst hörte, dass der Graf Platen gegen Sie ein Pasquill schreibe, sagte ich zu Schenk (vielleicht auch zu Beer, ich weiß nicht mehr genau), dass ich ihn dafür züchtigen werde, selbst wenn er mich darin verschont. Ich habe nie gegen Angriffe, die nur mich selbst betrafen, Etwas gethan, und wenn

ich diesmal das Stärkste that, so geschah es, weil Dieses oder gänzliches Schweigen nothwendig war . . . Nach einer Schlacht bin ich immer die Milde selbst, wie Napoleon, der immer sehr gerührt war, wenn er nach dem Siege über ein Schlachtfeld ritt. Der arme Platen! C'est la guerre! Es galt kein scherzendes Turnier, sondern Vernichtungskrieg." — Daſs Heine auch in späteren Jahren sein Auftreten gegen Platen durch dieselben Doppelgründe persönlicher Nothwehr und principieller Parteitaktik zu rechtfertigen suchte, bezeugen die Unterhaltungen, welche er mit dem Dichter Moritz Hartmann und dem ungarischen Schriftsteller K. M. Kertbeny gelegentlich über dies Thema führte. Gegen Ersteren äußerte er bei einem Besuche im April 1846, seine Polemik gegen Platen sei nichts Anderes gewesen, als ein Kampf gegen die Pfaffen. Hinter Platen hätten die Pfaffen gesteckt, deren Hauptlager damals München gewesen, und er habe es für ein verdienstliches Werk gehalten, in Jenem einen Verbündeten derselben zu vernichten. Kertbeny, dessen Gespräch mit Heine aus dem Februar 1847 datiert[211]), empfing auf die Frage: „Halten Sie Platen wirklich für keinen Dichter?" die treffende Antwort: „Ei, freilich halte ich ihn für einen Dichter, und zwar für einen bedeutenden, wenn auch innerlichst kalten; er war ein Dichter im griechischen Sinne, dessen Poesie nicht im Gemüthe, sondern in einem inneren musikalischen Sinne bestand, in einem mathemathischen Sinne für Musik." — „Weſshalb," fragte Kertbeny, „thaten Sie ihm denn aber so mit vollem Bewusstsein Unrecht?" — „Ja, sehen Sie," erwiderte Heine, „ich trat damals gerade erst auf, und mein ganzes geistiges Wesen ist ein derartiges, daſs es nothwendig ein Halloh von Opposition hervorrufen musste. Das fühlte ich voraus; besonders all' die kleinen Kläffer waren meinen Waden unvermeidlich. Ich wollte Dem kurzweg vorbeugen, und so erwischte ich gleich den größten unter ihnen heraus, schund ihn, wie Apollo den Marsyas, und schleppte diesen Riesen gleich mit mir auf die Schaubühne, damit den Kleineren der Muth vergehe. Das gehört so zur Taktik literarischer Feldzüge. Und dann war der Mensch wirklich ein Halbnarr, als Mensch wenigstens; er ging in Erlangen oder Würzburg mit einem Lorberkranze spazieren. Auch," und hier stockte Heine etwas, „war er

schrecklich arrogant; ich ließ ihm einige Male sagen, er möge mich keinen Juden nennen, ich sei keiner, am allerwenigsten einer in seinem Sinne; er blieb aber störrisch wie Don Quixote, und so nannte ich ihn denn einen * * *, und endlich erstach er sich wie ein Skorpion." — In ähnlicher Weise ließ sich Heine einige Jahre später gegen Alfred Meißner über die poetische Begabung des literarischen Gegners aus, den er so tödlich verwundet hatte. „Platen," sagte er, „wäre sicherlich ein großer Dichter geworden, wenn er nur Poesie und Gedanken gehabt hätte. Er hatte ja Alles zum Dichten: den Hochmuth, die Reizbarkeit, die Armuth, die Schulden, die Kenntnisse, Alles — eben mit Ausnahme der Poesie! An Verständnis der Metrik hat ihn Niemand übertroffen, es fehlten nur eben die Gedanken und Gefühle, die in diese Verskunst zu kleiden waren. Er hatte die poetische Kochkunst gründlich erlernt — ihm fehlte nur der Braten und das Feuer. Aber daraus geht noch nicht hervor, daſs er solche Angriffe verdient, wie ich sie ihm zukommen ließ. Ich wollte, ich hätte die Kapitel in den Bädern von Lucca nie in die Welt gesandt!" —

In der ersten Zeit nach dem Erscheinen des dritten Bandes der „Reisebilder" lief das Gerücht durch die Presse, als ob der Graf Platen für die seine sittliche Ehre verletzenden Ausfälle Heine's Satisfaktion bei den Gerichten suchen wolle. Heine erfuhr sogar, daſs der Graf Fugger im Auftrage Platen's schon die vorbereitenden Schritte zur Anstellung einer Injurienklage bei dem königlichen Kammergerichte in Berlin gethan habe, und für solchen Fall war er zum Antritt des Wahrheitsbeweises entschlossen [212]). Platen handelte indeſs vernünftiger, indem er, weiterem Skandal vorbeugend, die unerquickliche Streitsache ruhen ließ und sich damit begnügte, daſs Heine, wenn er auch für den Augenblick die Lacher auf seine Seite gezogen, doch bei dem besseren Theile des Publikums durch den unsaubern Charakter seiner Polemik sich selbst empfindlich geschadet hatte.

## Sechstes Kapitel.

### Die Julirevolution.

Die entschiednere politische Richtung, welche Heine im dritten Bande der „Reisebilder“ eingeschlagen hatte, ließ ihm die Rückkehr nach Berlin für den Augenblick bedenklich erscheinen. Bei dem in Preußen sofort erfolgten Verbot seines Buches hielt er es jedenfalls für gerathener, etwaigen Ausweisungsgelüsten der dortigen Behörden aus dem Wege zu gehen, und unter dem Schutze der reichsstädtischen Freiheit das wider ihn heran drohende Gewitter preßpolizeilicher Verfolgungen sich verziehen zu lassen. Sein Aufenthalt in Hamburg und der Umgegend verlängerte sich indeß zu einem fast zweijährigen Verweilen, und er gewöhnte sich allmählich, den Ort, an welchen ihn so schmerzliche Jugenderinnerungen knüpften, vor der Hand als sein bleibendes Domicil zu betrachten. Vermochte er dem nüchternen, vorwiegend auf materielle Interessen gerichteten Leben und Treiben der unliterarischen Handelsstadt auch nach wie vor keinen sonderlichen Geschmack abzugewinnen, so hatten doch die geistigen Anregungen Berlin's in den letzten Jahren ebenfalls Viel von ihrer früheren Anziehungskraft für ihn eingebüßt, und es war geringe Aussicht vorhanden, daß sich dort in der nächsten Zeit ein freierer Aufschwung des politischen Lebens entfalten werde. Ueberall in Europa boten die öffentlichen Zustände den gleichen trostlosen Anblick — wozu also sollte er seinen Aufenthaltsort verändern,

wenn doch kein Entrinnen aus der Kerkeratmosphäre möglich war, die mit bleierner Schwüle über allen Ländern lag? —

Wir erwähnten früher, daſs Heine durch seine muthwilligen Spöttereien über die von den Hamburger Neuisraeliten erstrebte Synagogenreform sich mit den meisten seiner jüdischen Freunde überworfen hatte, und von ihnen als ein Abtrünniger gehasst und angefeindet ward. Um so schneidender musste ihn in dem Angriffe Platen's der Hinweis auf seine jüdische Abstammung verletzen, die ihm fortan von allen böswilligen Gegnern als ein durch kein Taufwasser abzuwaschender Makel vorgerückt wurde. Von den Juden als Renegat, von den Christen als „Jude" geschmäht, wandte er mit steigender Bitterkeit jedem Glaubensdogma den Rücken, und machte die positiven Religionen ohne Unterschied zur Zielscheibe des vernichtendsten Hohnes. Wir erinnern nur an die witzige Charakteristik (Bd. II, S. 231 ff.), in welcher der aufgeklärte Hyacinth die verschiedenen Religionen — Katholicismus und Protestantismus, orthodoxes und modernisiertes Judenthum — zum Aergernis aller Gläubigen eine wahrhaft voltairianische Revue passieren ließ. Die Originale, welche dem Dichter zu den ergötzlichen Figuren des Marchese Gumpelino und seines Dieners Hyacinth gesessen hatten, waren, beiläufig bemerkt, wohlbekannte Hamburger Persönlichkeiten. Der Bankier Gumpel, dessen Name schon in der „Harzreise" (Bd. I, S. 87) scherzend genannt worden — er hieß freilich mit Vornamen nicht Christian, sondern Lazarus, — wohnte unweit des Landhauses von Salomon Heine in Ottensen, und ahmte den Millionär gern in Allem nach, wofür er von Diesem weidlich gefoppt wurde. Die beiden Nachbarn lebten mit einander in einer Art harmlosen Krieges, Jeder suchte dem Andern allerhand Schabernack anzuthun, und Salomon Heine fühlte sich aufs ergötzlichste divertiert durch das drollige Zerrbild seines Rivalen, das sein Neffe in den „Bädern von Lucca" aller Welt vor Augen gestellt. Das Original des Hyacinth war ein armer Lotteriebote, dessen fremd klingender Name Isaak Rocamora auf Heine einen so belustigenden Eindruck machte, daſs er ausrief: „Rocamora! reizender Buchtitel! Eh' ich sterbe, schreibe ich ein Gedicht Rocamora!" Während seines Aufenthaltes in Hamburg

pflegte der junge Dichter den intelligenten Mann zu mancherlei kleinen Vertrauensdienſten zu verwenden. Rocamora war eine lebendige Zahlenmaſchine; er wuſſte genau, wie oft jede Lotterienummer im Laufe von Decennien mit einer Niete herausgekommen. Die Verbeſſerung der ſogenannten „Nachſchlagebücher“ war ſein Werk, und auf die von ihm verzeichneten Nieten konnte ein Schwur wie auf das Evangelium geleiſtet werden. Wie er länger als dreißig Jahre die Nieten der Hamburger Stadtlotterie verzeichnete, ſo glich das ganze Leben des Mannes einer Niete. Arm, wie er gelebt hatte, ſtarb er am 22. Juli 1865, mit Hinterlaſſung einer Gattin und vieler Kinder, aber auch jenes ehrlichen Namens, dem H. Heine in der Geſchichte von dem heimlich geſpielten Lotterieloose ein ſo rührendes Denkmal geſetzt. Selbſt der unvergleichlich humoriſtiſchen Zeichnung des Hyacinth, welchen der Dichter mit Recht die erſte ausgeborene Geſtalt nannte, die er jemals in Lebensgröße geſchaffen[213]), wurde jedoch von empfindlichen Stammgenoſſen die Abſicht einer Verſpottung des jüdiſchen Nationalcharakters untergelegt, und mehr noch verdachten es Letztere dem Verfaſſer der „Reiſebilder“, daſs er einen an der Hamburger Börſe ſo ſchwer wiegenden Mann wie den Bankier Gumpel aus purem Muthwillen lächerlich gemacht. Vor Allem nahm der Betreffende ſelbſt den Spaß ſehr übel auf, obſchon er wuſſte, wie wenig er der Romanfigur glich, für die er den Namen hatte hergeben müſſen, und Auguſt Lewald erzählt[214]), daſs Herr Gumpel ſich z. B. auch von ihm zurückzog, als er von ſeinem nähern Verhältniſſe zu Heinrich Heine Nachricht bekam. Es iſt daher erklärlich genug, daſs der Dichter den Verkehr mit jüdiſchen Kreiſen, der ſchon bei ſeinem letzten Aufenthalte in Hamburg ſtark gelockert worden war, jetzt vollends abbrach, und höchſtens noch mit ſeinen nächſten iſraelitiſchen Verwandten, der Mutter, Schweſter und den beiden Oheimen Salomon und Henry, freundſchaftliche Beziehungen unterhielt. Ludolf Wienbarg, der in jener Zeit viel mit ihm umging, bemerkt ausdrücklich[134]), daſs Heine damals, außer mit ſeiner Familie, mit Juden wenig in Berührung kam; „er mied und wurde gemieden mindeſtens von Denjenigen, welchen die Religion der Väter noch ehrwürdig war, und welche dem witzigen Spötter

vielleicht Alles, nur nicht seine Jehova-Spöttereien, verziehn hätten." Derselbe Freund fand Heine „derzeitig noch sehr befangen und unfrei in Betreff der Vorurtheile, die sich gegen ihn wegen seiner Abstammung erhoben und nichtswürdiger Weise von Platen und Anderen gegen ihn ausgebeutet wurden. Erst in seinen späteren Lebens- und Krankheitsjahren lüftete er wieder den Vorhang seines Innern und offenbarte so menschliche wie poetische Sympathien mit dem Volke der Zerstreuung, dem Volke seiner Väter. Im ‚Romancero' ward er der Romantiker des Judenthums; mancher zarten Nase mag sogar der plötzliche zwiebelhafte Beigeruch der blauen Blume recht unleidsam vorgekommen sein."

Wie in Heine's Gesichtszügen und in der vornehm ruhigen Haltung seines Körpers fast Nichts an den Juden erinnerte, so sprach er auch ohne jeden Anklang von Dialekt. „Nur einmal," berichtet Wienbarg, „war ich Zeuge, wie eine leidenschaftliche Aufregung ihm Worte entriss, die sehr an die eigenthümlich schrillen Kehllaute des Volkes erinnerten, dem er ursprünglich angehörte. Es war beim Hereintreten in sein Zimmer, wo ich ihn in heftigem Perorieren und fibrierender Arm- und Fingerbewegung einem mir fremden Manne gegenüber fand. Als sich Dieser entfernt hatte, sagte er noch erbittert, aber ruhiger und in verändertem Tone: ‚Der schändliche Kuppler hat mich betrogen!' — ‚Ich dachte gleich,' erwiderte ich lachend, ‚dass es eine sehr wichtige Angelegenheit sein müsse, die Sie dermaßen in Harnisch bringen konnte.' Aehnliche Anklänge und Rückschläge in die früheste Kindheit mögen jedoch seine längsten und ältesten Freunde nicht bei ihm beobachtet haben."

Von den Umgangsfreunden Heine's in Hamburg sind uns manche, wie Merckel, Zimmermann, Töpfer, Prätzel und die Assing'sche Familie, schon von seinem früheren Aufenthalte her bekannt. Zu Diesen gesellten sich allmählich zahlreiche Andere, mit denen sich ein oberflächlicher oder ein intimerer Verkehr anknüpfte. Die hervorragendsten derselben, Lewald und Wienbarg, sind so eben genannt worden. Ludolf Wienbarg, der vor Kurzem seine Universitätsstudien beendet und das philosophische Doktorexamen gemacht hatte, privatisierte damals in seiner Vaterstadt Altona

und ließ seine ersten schriftstellerischen Versuche in Hamburger Journalen abdrucken. Ein fahrender Ritter der Publicistik, welcher um die Mitte der dreißiger Jahre auch die literarischen Persönlichkeiten Hamburg's in seinen Reisefeuilletons abschilderte, skizziert die äußere Erscheinung Wienbarg's, wie folgt[215]): „Eine lang aufgeschossene Figur, mit dünnem blonden Haar, gläsernen Augen, einem nonchalanten, aber doch literarischen Pli, — eine Mischung von Student und Professor mit holsteinischem Anstrich. Er reckt die Arme, als stehe er auf der Mensur und sei im Begriff, den Schläger in die Hand zu nehmen, er krämpt die Rockärmel auf, als wolle er an der Tafel mit Hilfe der Kreide docieren. Seine Rede ist kurz und aphoristisch, aber an geistigen Blitzen reich. Wenn er in Eifer geräth, so erhebt er sich zu hinreißender Suada, in ciceronianischer Eleganz." An einem Februarmorgen des Jahres 1830 machte er die Bekanntschaft Heine's in Dessen Wohnung auf dem Neuenwall, und war ziemlich überrascht, als die erste Begegnung ihm nicht, wie er sich vorgestellt, eine feurige, kräftige, burschikose, sondern eine feine, stille, vornehme, freundliche Gestalt vor Augen führte. „Damals," erzählt Wienbarg[134]), „war der Dichter, ohne mager zu sein, Nichts weniger als fett, was er erst später nach der Verdauung so vieler satirischer Opfer und an der Seite seiner Mathilde wurde. Er trug sich sauber, doch einfach; Pretiosen habe ich nie an ihm gewahrt. Ein schönes, weiches, dunkelbraunes Haar umgab sein ovales, völlig glattes Gesicht, in welchem eine zarte Blässe vorherrschte. Zwischen den einander genäherten Wimpern seiner wohlgeschlitzten, mehr kleinen als großen Augen dämmerte für gewöhnlich ein etwas träumerischer Blick, der am meisten den Poeten verrieth; in der Anregung drang ein heiteres, kluges Lächeln hindurch, in das sich auch wohl ein wenig Bosheit schlängeln konnte, doch ohne einen stechenden Ausdruck anzunehmen. Faunisches war nicht in ihm und an ihm. Die ziemlich schwache Nasenwurzel verrieth, physiognomischen Grundsätzen zufolge, Mangel an Kraft und Großheit; auch mochte die mäßig gebogene Nase nach unten etwas schlaff abfallen. Die faltenlose Stirn leicht und schön gewölbt, die Lippen fein, das Kinn rundlich, doch nicht stark. Das ‚böse

Zucken' der Oberlippe war ihm offenbar nur eine Angewöhnung, kein Zeichen der Menſchenverachtung und des Lebensüberdruſſes wie bei Lord Byron, der jedoch wohl nicht unſchuldig daran war. Dem Engländer mit der nationalen kurzen Oberlippe und den blinkenden Zähnen ſtand dieſe Bewegung vielleicht beſſer, jedenfalls natürlicher." Als Wienbarg ſich's auf die Einladung des Dichters an Deſſen Seite auf dem Sofa bequem gemacht, erinnerte ihn der erſte Blick auf die umgebenden Gegenſtände ſehr lebhaft an den Goethe'ſchen Zugvogel, der nirgends ſeines Bleibens findet[216]): „Ein offener Reiſekoffer, zerſtreute Wäſche, zwei oder drei Bändchen aus einer Leihbibliothek, ein paar elegante Spazierſtöckchen mit kaum verwiſchten und abgeglätteten Spuren ſorgfältigen Einpackens, und vor Allem das Männchen ſelber; denn obwohl er bereits einige Monate die Hamburger Luft athmete und in einem anſtändigen Bürgerhauſe wohnlich eingerichtet war, ſo ſchien er mir doch den Anſtrich von einem Reiſenden zu haben, der erſt den Abend vorher vom Poſtwagen geſtiegen und eine etwas marode Nacht im Gaſthofe zugebracht." An dieſen allgemeinen mobilen Eindruck knüpfte ſich ganz natürlich ein Geſprächsthema über Reiſen und Wandern, und Wienbarg brachte die „Reiſebilder" aufs Tapet. Er hatte ſeine Studentenjahre noch in friſchem Gedächtnis und erzählte, wie er Heine's Lieder, die dem erſten Theile der „Reiſebilder" vorausgehen, früher gekannt als dieſes Werk ſelbſt, ja ſogar früher als den Namen ihres Verfaſſers. Kieler Studenten hatten bei ihren luſtigen Zuſammenkünften ſo manchen pikanten Vers jener Lieder recitiert, und ſich bei der herkömmlichen altburſchikoſen Malice auf die Philiſterſchaft beſonders an dem Aergernis ergötzt, das keuſchen Philiſterohren durch ſolch' übermüthige Weiſen bereitet ward. „Heine," ſo erzählt Wienbarg weiter, „benahm ſich bei dieſer Erklärung ganz allerliebſt. Er drückte ſich das rothſeidene Taſchentuch, das er ſich zur Nacht um den Kopf gewickelt, mit beiden Händen an die glatten, dunklen Haare, klagte Anfangs, wie gewöhnlich, über Kopfweh, wickelte und zupfte darauf den bunten mephiſtofeliſchen Schlafrock in den kühneren Wurf eines Fauſtmantels um die Schulter, und begann mit lächelnder Miene und blinzelnden Augen, aber im trockenſten Docenten-

tone, mir als einem jungen Scholaren die tiefere welthiſtoriſche Bedeutung ſeiner liederlichen Lieder auseinander zu ſetzen. Ich muſſte ihm gerade ins Geſicht lachen, und blieb demungeachtet ein aufmerkſamer Zuhörer. Die Situation war ſo komiſch, daſs, als gleich nachher der taube Maler Lyſer ins Zimmer trat, er ſich kichernd uns am Tiſche gegenüber ſetzte und eine der drolligſten Karikaturen von uns entwarf, wie ſie ſeiner flüchtig geſchickten Feder nicht ſelten ungemein gelangen.“ Solche Belehrungen über den tieferen Sinn ſeines poetiſchen Schaffens ſcheint Heine von jeher geliebt zu haben, und dieſelben beweiſen zum mindeſten, daſs er über die Wirkung und Bedeutung ſeiner Produktionen ſehr frühe ein ſtark ausgeprägtes kritiſches Bewuſſtſein hatte. So machte er u. A. bereits im Anfange ſeiner Laufbahn gegen Profeſſor Gubitz, als Dieſer über die frivole Witzpointe eines ſeiner kleinen Lieder etwas zweideutig gelacht hatte, die charakteriſtiſche Bemerkung[217]): „Zur Anerkennung des neuen Genies und Talentes muſs man das abgeſtumpfte deutſche Gemüth foltern. Bei den Deutſchen wird man leichter vergeſſen, als berühmt, — jetzt zumal; ſie haben in der Gefühlswonne ſo lange geſchwelgt, daſs zu ihrer Aufregung derbe Mittel unerläſslich ſind, ganz ſo wie die Kirmesluſt ihnen erſt vollſtändig iſt, wenn man ſich zum Kehraus noch mit Schemelbeinen traktiert.“

Wienbarg kam nach dem erwähnten erſten Beſuche im Verlauf des Jahres 1830 häufig mit Heine zuſammen, und empfing von ihm vielfache Anregungen zur Ausbildung ſeines ſchriftſtelleriſchen Talentes. Das ernſthafte künſtleriſche Streben und der weite, vorurtheilsloſe Blick des geiſtreichen Mannes flöſsten Heine Sympathie und Bewunderung ein; denn bei allem Selbſtgefühl war er keineswegs blind für manche ſeiner Mängel, wenn er dieſelben auch dem Publikum gegenüber eher zu vertuſchen als einzugeſtehen pflegte. „Ich kenne meine Fehler,“ äuſserte er nachmals in Paris gegen einen ihn beſuchenden Schriftſteller, „aber ich werde kein ſolcher Narr ſein, gefliſſentlich auf dieſelben aufmerkſam zu machen. Das Publikum iſt gar zu geneigt, ſie alle für wahr zu halten. Rückert z. B. hätte niemals ausſprechen ſollen, daſs er kein ganzer Dichter ſei — nun glaubt man ihm den unvorſichtigen Vers aufs Wort.“ Vor Allem

kannte Heine recht wohl die Schattenseiten, die sich an die Glanzseiten seiner Darstellung hefteten. Mit großer Offenheit sagte er einmal zu Wienbarg [134]): „Professor Zimmermann hat Ihre Verse gelobt, mit Recht, der Bau (es war von einer metrischen Uebersetzung aus dem Griechischen die Rede) ist schwungvoll und elegant, aber Das hat in meinen Augen weniger auf sich. Ihre Vorrede hat mich entzückt, ich beneide Sie um Ihre Prosa.“ Als der Belobte ihn mit etwas spöttischem Unglauben ansah, rief Heine aus: „Nein, nein, Das ist kein Kompliment von mir, Das ist meine aufrichtige Meinung. Sie sind noch ein freies Ross, ich habe mich selbst Schule geritten. Ich bin in eine Manier hinein gerathen, von der ich mich schwer erlöse. Wie leicht wird man Sklave des Publikums! Das Publikum erwartet und verlangt, dass ich in der Weise fortfahre, wie ich angefangen; schriebe ich anders, so würde man sagen: ‚Das ist gar nicht heinisch, Heine ist nicht Heine mehr.‘ Er meinte ohne Zweifel, außer dem beständigen Hervortreten seiner Person, die Häufung der pikanten Beiwörter, in welche ein mecklenburgischer Professor von ehemals das wahre Wesen der Poesie setzte, — überhaupt aber jene überwiegend in sinnlicher Anschauung verweilende, meist so reizend witzige, das gewählte Bild in künstlerischer Harmonie ausführende, zuweilen jedoch überkünstelte Plastik seines Gedankenausdrucks, eine Eigenschaft seines Stils, die man kaum an demselben missen möchte, die jedoch für die Handlung, Bewegung, für den raschen und reichen Gedanken- und Scenenwechsel, wie auch für die mehrseitige dialektische Auffassung der Gegenstände selbst — der Vorzug der Prosa vor der Poesie — ihm wohl nicht selten als hemmende Fessel sich fühlbar machte. Indess stimmte diese Schreibart wesentlich mit seinem mehr intuitiven als reflektierenden Charakter zusammen. Niemals zergliederte er die Erscheinungen, und es konnte ihm daher auch nicht der entgegengesetzte Fehler des Nergelns und Verschnitzelns zustoßen. Er sah sich die Personen und Dinge an und gab ihnen Namen, nicht selten mit der Originalität eines ersten Spracherfinders, wie Adam im Paradiese. Er ließ die Erscheinungen ganz, wenn er sie anders nicht in böser Absicht zerreißen wollte, und auch dann schund er sie lieber, als

daſs er ſie zerſetzte. In ſeinen Betrachtungen war jedesmal eine leitende Idee, in ſeinen Charakteriſtiken eine ſcharf ausgeprägte Marke, in ſeinen Bildern ein Zug und eine Farbe vorherrſchend. ‚Der gute Schriftſteller zeigt ſich weniger durch Das, was er niederſchreibt, als durch Das, was er wegläſſt,‘ war eine ſeiner gewichtigen Aeußerungen. So raſch er ſchrieb, wenn er im Zuge war, konnte ihn doch zuweilen ein Wort, eine Wendung lange aufhalten. Er fand Nichts wahrer, als die Goethe'ſche Bemerkung, daſs man mit der deutſchen Sprache niemals fertig wird, und jeden Tag aufs Neue an ihr hämmern und bilden muſs. Wenn er aber auch über die Sprödigkeit des Materials klagte, ſo war ihm doch das unerſchöpfliche, in die Breite und Tiefe gehende Bergwerk desſelben ein Gegenſtand der Bewunderung und fleißigen Pochens. Seine dichteriſchen Entwürfe gingen immer erſt durch die Hand des Künſtlers. Das kleinſte friſch empfangene Gedicht war ihm eine Statuette, der er die zarteſte Nachhilfe, hier am Finger, dort am Mundwinkel oder an der Wölbung des Auges angedeihen ließ.“ Mit wie ſorgfältigem Studium Heine ſich in den Geiſt der Sprache vertiefte und jede Feinheit desſelben zu erlauſchen ſuchte, Das mögen, neben dieſem Zeugniſſe Wienbarg's, auch die nachfolgenden Worte eines Briefes an Varnhagen aus dem Sommer 1830 beweiſen[218]: „Stiliſtiſch habe ich wieder Viel gelernt an Ihrem Buche, und die gleichzeitige Lektüre des 31ſten und 32ſten Bandes der neuen Ausgabe Goethe's gab mir zu manchen Betrachtungen Anlaſs. Daſs Goethe ſich darin, mehr als je, von dem beſtimmten Artikel (der, die, das) entfernt, nämlich ihn fühlbarlichſt ausläſſt, daſs er neue Formen des Unbeſtimmten ausprägt (der unbeſtimmte Artikel ‚ein‘ in ängſtlicher Anwendung gehört dazu), daſs er ferner eine konventionelle Geſellſchaftsſprache für die Deutſchen begründet und ſomit manchem fühlbaren Mangel abhilft, Dergleichen und Mehr der Art trat mir entgegen und nahm meine Beobachtung in Anſpruch. Das letztgenannte Streben finde ich auch bei Ihnen, lieber Varnhagen; doch allzu beſtimmtes Wollen hält Sie von der vorher erwähnten Unbeſtimmtheitsſucht wohlthätigſt entfernt. Ich habe dieſen Morgen ſchon Viel geſchrieben,

wo ſich die Goethe'ſche Superlativität beſtändig in meine Perioden drängte — ſo anſteckend iſt eine Schreibgrimaſſe!"

Auguſt Lewald, der von 1827 bis Ende 1831 in Hamburg lebte, war ſchon im Herbſt des erſtgenannten Jahres dem Dichter im Pavillon an der Alſter flüchtig begegnet und ihm von einem Freunde vorgeſtellt worden. Heine kam ihm mit einer Artigkeit entgegen [210]): „Ich habe dieſen Sommer auf Norderney bereits Ihre Bekanntſchaft gemacht," ſagte er lächelnd. „Ihre Novelle ‚Der Familienſchmuck', hat mich ſehr angezogen, und ich freute mich, als ich hörte, daſs ich Sie in Hamburg finden würde. Sie glauben nicht, wie troſtlos es auf Norderney zu leben iſt, wie man alles geſelligen Umgangs entbehrt, und wie froh man iſt" ... „Dieſem Umſtande," fiel ihm Lewald ins Wort, „habe ich es denn auch zu verdanken, daſs Sie meine Novelle laſen und goutierten." Heine lächelte wiederholt. Lewald erzählte ihm nun, daſs er bereits in Hoopte Jemanden getroffen, der wahrſcheinlich nichts Geringeres im Sinne gehabt, als ſich für ihn auszugeben. In Hoopte, wo die Elbfähre die Reiſenden aus dem Königreiche Hannover ins hanſeſtädtiſche Gebiet Kirchwerder hinüber führt, war ihm nämlich ein einſamer Reiter begegnet, der von Lüneburg kam und gleichfalls nach Hamburg wollte. Der junge Mann, an dem Lewald nichts Ausgezeichnetes als eine ungeheure Naſe bemerkte, war ſehr geſprächig. Mit unermüdlichem Geſchwätz gab er eine Menge Geſchichten zum Beſten, Avantüren mit Schauſpielerinnen, mit denen er auf der Elbe Schiffbruch gelitten, und Dergleichen mehr; auch von ſeinen poetiſchen Verſuchen hatte er erzählt, und als er endlich drüben in Vierlanden Abſchied nahm, reichte er Lewald im Davonſprengen eine Karte mit dem Namen „Heine" und fügte die Einladung hinzu, ihn doch in ſeiner Hamburger Wohnung auf dem großen Burſtah zu beſuchen. „Ach, mein Bruder Guſtav!" rief H. Heine aus; „Der wird mich noch ins Unglück bringen!" — und Lewald erfuhr, daſs der Dichter ſchon damals mit dieſem Bruder nicht im freundſchaftlichſten Vernehmen ſtand. — Seit dieſer erſten Entrevue hatte er Heine lange nicht geſehen, als ihn Derſelbe einſt gegen Ende des Jahres 1829 aus ſeinem Nachmittagsſchlummer weckte. Er kam, wie er ſagte, um Lewald's Wohnung

zu beſehen und ſie zu miethen, wenn ſie ihm konveniere, da er gehört hatte, daſs Jener ſie verlaſſen wolle. Sie war ihm aber zu geräuſchvoll, wie er ſich bald überzeugte. Er litt immer noch ſehr an den Kopfnerven, wurde oft plötzlich glühend roth ohne äußere Veranlaſſung, und war faſt beſtändig in einem gereizten Zuſtande. Wie ehemals in der Wohnung ſeines Vetters Schiff zu Berlin, ſo muſſte auch, wenn der Dichter, was in der Folgezeit mehrmals geſchah, bei Lewald übernachtete, nicht nur die Uhr ſeiner Schlafſtube entfernt, ſondern ſelbſt die des anſtoßenden Zimmers gänzlich zum Schweigen gebracht werden; denn er verſicherte, daſs er ſonſt von dem Ticken und Schlagen andern Morgens das ſtärkſte Kopfweh haben würde. Lewald ſah ihn von jetzt an häufig, und Heine gefiel ſich ſo gut in ſeiner Geſellſchaft, daſs er ihm bald täglich ſeinen Beſuch machte.

Obſchon Auguſt Lewald damals bereits im achtunddreißigſten Jahre ſtand, hatte er ſich doch erſt ſeit Kurzem ernſtlich der Schriftſtellerei gewidmet. Am 14. Oktober 1792 zu Königsberg geboren, hatte er nach dem Tode ſeines Vaters, trotz geringer Neigung, Anfangs die kaufmänniſche Karrière einſchlagen müſſen. Nachdem er eine Zeitlang in Warſchau gelebt, und von dort aus als Kanzleiſekretär des Barons Roſen im Hauptquartiere des Feldmarſchalls Barclay de Tolly die Kampagne nach Frankreich mitgemacht hatte, war er nach Deutſchland zurückgekehrt, und durch den Verkehr mit Holtei und Schall in Breslau der Bühne zugeführt worden, für die er unter dem Pſeudonym Karl Waller mehre kleine Luſtſpiele ſchrieb, und die er ſchließlich in Brünn und München als Schauſpieler betrat. Aus dieſer Stellung zum Dramaturgen des Münchener Hoftheaters aufgerückt, übernahm er in den folgenden Jahren die ſelbſtändige Leitung der Bühnen von Nürnberg und Bamberg, und ging 1827 als Regiſſeur des Stadttheaters nach Hamburg, wo er u. A. am 16. November 1829 Immermann's „Trauerſpiel in Tyrol" glänzend in Scene ſetzte. Ein vollkommener Weltmann, verſtand er ſich nicht allein im Theaterverkehr, ſondern auch im bürgerlichen Leben und literariſchen Umgange, mit feinſtem Takt zu bewegen. Mit ſeinem ſchwarzen Schnurrbarte und den blitzenden dunklen Augen, die ſo klug und mit ſo freundlicher Zuvorkommenheit

umher blickten, sah er fast wie ein polnischer Edelmann aus, und derselbe Charakter vornehm gewandter Welterfahrung, den seine Unterhaltung trug, zeichnete auch seine niemals tiefen, aber stets anmuthigen Feuilleton-Arbeiten aus. Seine vorhin erwähnte Novelle „Der Familienschmuck", welche zuerst in den Lotz'schen „Originalien" und gleich darauf in den Hamburger „Lesefrüchten" abgedruckt wurde, fand so allseitigen Beifall, dass Lewald sich von jetzt an mit Eifer dem novellistischen Fache zuwandte. Vor Allem war es Heine, der ihn in diesem Bestreben ermunterte und unterstützte. Er forderte ihn auf, mehre Novellen aus früheren Jahren, die in der „Abendzeitung", im „Morgenblatte" und anderen Journalen abgedruckt worden, zu sammeln und herauszugeben, und bewog Campe, den Verlag zu übernehmen. Dem ersten Bande folgte bald der zweite. Die fünf Erzählungen, welche ihn füllten, wurden rasch hinter einander geschrieben, und Heine nahm sich die Mühe, sie im Manuskripte, mit dem Bleistifte in der Hand, zu lesen und dem Verfasser seine Bemerkungen darüber mitzutheilen. In einem Briefe an Wilhelm Häring, welcher damals den Berliner „Freimüthigen" redigierte, sagt Heine über das novellistische Talent Lewald's (Bd. XIX, S. 408): „Er weiß zu erzählen und die Figuren zur Anschauung zu bringen, und ich habe ihm das Prognostikon gestellt, dass er einst in seinem Fache zu den beliebtesten Schriftstellern gehören wird. Ich habe ihn eben durch seine Arbeiten erst kennen lernen, und das günstige Vorurtheil, das ich hege, ist daher keine Parteilichkeit. Ich wünsche, lieber Häring, dass Sie den Band von Lewald's Novellen, der jüngst erschienen, lesen möchten, und wenn Sie im „Freimüthigen" eine wirksame Recension liefern wollten, wär's mir sehr angenehm, da ich selbst bis am Halse in Politik stecke und nichts Aesthetisches schreiben kann. Und doch verdient das Buch eine rasche Empfehlung, wenn solche auch nur das Eine bezweckte, dass der Verfasser einsähe, wie nur die Novelle, und nicht das Theater, woran er seine Kräfte vergeudet, für sein Talent geeignet ist." Lewald selbst legt das offene Bekenntnis ab [220]): „Wenn hie und da ein wohlwollender Recensent mir einen nicht ganz schlechten Stil nachrühmte, so gestehe ich gern, dass Heine es zuerst war, der

mich darauf hinlenkte. Es ist mir nie eingefallen, wie Heine schreiben zu wollen, und es wäre mir wohl auch nicht möglich, seine krystallflüssige Form wiederzugeben, die den feinsten, durchdringendsten Geist aushaucht; allein die gewissenhafte Sorgfalt, die ich auf die Ausfeilung meines Stils, bald mit mehr, bald mit minder Glück, verwende, den Rhythmus der Prosa, die Vermeidung veralteter Wendungen und misklingender Worte, Dies verdanke ich den Ermahnungen meines Freundes." Der Aufstand in Polen veranlasste Lewald, mehre Erlebnisse aus jenem Lande zu Papier zu bringen, und das Buch unter dem Titel „Warschau" herauszugeben. Auch dies Manuskript sah Heine durch. „Das ist keine Novelle," sagte er; „Sie müssen es anders benennen." Und er erfand den Namen „Zeitbild" dafür, wie er früher „Reisebilder" erfunden hatte, und wie er später „Zustände" erfand. Diese Benennungen haben seitdem alle das Bürgerrecht erhalten.

Bedürfte es noch weiterer Zeugnisse für die aufopfernde Theilnahme, welche Heine zu jeder Zeit den literarischen Arbeiten seiner Freunde erwies, so brauchten wir nur an seine früher erwähnten bogenlangen Verbesserungsvorschläge zu Immermann's „Tulifäntchen" zu erinnern, die von Diesem fast ausnahmslos acceptiert wurden. Es spricht nebenbei sehr günstig für Heine's scharfe Urtheilskraft, dass er Immermann's echte Dichterbegabung schon zu einer Zeit erkannte, wo dieselbe noch durch die Spätnebel der Romantik und der Shakspearomanie bedenklich verhüllt war und man ungewiss sein konnte, ob sein Geist jemals die volle Herrschaft über seine reichen Mittel erringen würde. „Halten Sie Immermann wirklich für einen großen Dichter?" fragte ihn Wienbarg, der von ähnlichen Zweifeln erfüllt war. Zur Antwort charakterisierte Heine in einigen Zügen des Genannten große Natur und Eigenschaften. Nach kurzem Schweigen fügte er hinzu: „Und dann, was wollen Sie? es ist so schauerlich, ganz allein zu sein." Blicken wir zurück auf die öde Zeit, in welcher Heine's Stern zuerst aufging, so werden wir dies Gefühl, trotz der scheinbar übertriebenen Selbstschätzung, welche sich darin ausspricht, immerhin gerechtfertigt finden.

In Lewald's gastlicher Wohnung fand sich fast allabendlich

ein geſelliger Kreis literariſch und künſtleriſch gebildeter Perſonen zuſammen. Schriftſteller, Maler und Muſiker, Schauſpieler und Sänger ſaßen in anregendem Geplauder, bald in größerer Anzahl, bald en petit comité, um den gemüthlichen Theetiſch, an welchem Frau Lewald, eine liebenswürdige Münchnerin, präſidierte, und oftmals zogen ſich die ernſten oder in neckiſchem Witzgeplänkel hin und her fliegenden Geſpräche bis ſpät in die Nacht hinein. Zu dieſem Kreiſe gehörte vor Allem der Baron Gotthilf Auguſt von Maltitz, geb. 1794 zu Königsberg, Verfaſſer der „Pfefferkörner", des dramatiſierten „Hans Kohlhaas" und zahlreicher theils humoriſtiſcher, theils politiſcher und religiöſer Gedichte. Seit 1822 hatte er ſich in Berlin niedergelaſſen, nachdem er durch die üble Aufnahme einer von ihm veröffentlichten Satire zum Aufgeben ſeiner Oberförſterſtelle genöthigt worden war. Im Jahre 1828 wurde er plötzlich aus Berlin ausgewieſen, weil er bei der Aufführung ſeines Schauſpiels „Der alte Student" die Darſteller veranlaſſt hatte, einige von der Cenſur geſtrichene Stellen, in denen ſich eine warme Theilnahme für die Sache Polens kundgab, dennoch zu ſprechen. Er ging nach Hamburg, und übernahm dort die Redaktion des „Norddeutſchen Couriers", konnte aber niemals das vermeintliche Unrecht vergeſſen, das ihm in Preußen geſchehen war. Ein unermüdlicher Raiſonneur, der keinen Andern zu Worte kommen ließ, war er einer von jenen Patrioten, die ihr Unglück zum Unglück der Welt machen, und über dasſelbe an jedem Wirthshaustiſche mit Feuer und Ingrimm ſchwadronieren. In ſeinem Gedichte „Polonia" beſingt er den Heldenkampf eines edlen Volkes und den Untergang der Freiheit mit ergreifendem Pathos — aber er kann es nicht unterlaſſen, nach den ſchwungvollſten Strophen plötzlich das preußiſche Miniſterium „vor ganz Europa" (wie es in dem Gedichte heißt) zu fragen, weſshalb man ihn ohne Recht und Urtheil aus Berlin verwieſen habe? „Während der Hamburger Krawalltage im Jahre 1830," erzählt Wienbarg [134]), „ließ ſich Maltitz nirgends in der Oeffentlichkeit ſehen; auch klopfte man vergebens an ſeine Zimmerthür, ſie war und blieb verſchloſſen. Heine verſicherte Maltitz hege eine übertriebene Vorſtellung von ſeiner Populari,

tät; er habe ſich eingeſperrt, aus Furcht, vom Volke abgeholt und zum Hamburger Diktator gepreſſt zu werden. ‚Denken Sie ſich unſern kleinen Maltitz,‘ ſägte er lächelnd, ‚wenn die Hamburger Butjes ihn auf die Schulter nehmen und ihn im Triumph durch den Jungfernſtieg tragen; denken Sie ſich Maltitz auf eine Tonne gehoben, Reden an das Volk haltend!‘ Man konnte ſich den guten Maltitz allerdings in ſolcher Lage nicht ohne Lachen vorſtellen. Der Dämon, der in Geſtalt eines Buckels ſo manchen witzigen Leuten auf dem Nacken ſitzt, äußerte ſich bei ihm in polternder Schauſpielerhelden-Manier, und er würde in der That als Hamburger Ciceruacchio auf dem Piedeſtal einer Tonne eine höchſt ergötzliche Wirkung gemacht haben. Hinter ſeinem Tiſche in der Grube'ſchen Reſtauration ‚Zum Kronprinzen‘ oder an der Wirthstafel des alten Marr im ‚König von England‘ war er jedenfalls beſſer aufgehoben. Maltitz führte grauſenhafte Reden, namentlich wenn er Dom Miguel beim Kopf kriegte und mit raffinierter Grauſamkeit die Strafjuſtiz über dies portugieſiſche Ungeheuer ausübte. Dabei war er der gutmüthigſte Menſch von der Welt, und hätte keiner Fliege Was zu Leide gethan. Erzliberal, aber, wo nicht ſtolz, doch eitel auf ſeinen alten Adel, hatte er ſein auf Glas gemaltes Wappen in ein Fenſter ſeiner Wohnung einſetzen laſſen; darunter befand ſich der Bequemlichkeitsſtuhl. ‚Hat er Ihnen ſchon vom Baſeler Turnier erzählt?‘ fragte mich Heine. Denn gewöhnlich erfuhr man in der erſten oder jedenfalls in der zweiten Unterredung mit Maltitz, daſs ein Maltitz urkundlich ſchon auf dem erſten Baſeler Turnier ſeine Lanze eingelegt habe, was die glänzendſte Ahnenprobe ſein ſollte. Campe und Grube machten damals ein gutes Geſchäft mit ihm, Erſterer mit den gedruckten, Letzterer mit den geſprochenen Pfefferkörnern, womit Maltitz die Unterhaltung an der Gaſttafel würzte und Gäſte herbei zog.“ Heine liebte es, ihn durch immer neue Enthüllungen über die teufliſchen Pläne der „Tyrannen“ und „Jeſuiten“ in fieberhafte Aufregung zu verſetzen. Nach der Julirevolution wanderte Maltitz voller Begeiſterung nach Paris, wo er Börne's Bekanntſchaft machte, aber, weil er kein Franzöſiſch ſprach, ſich nie auf den Speiſekarten zurecht finden konnte, ſondern ewig Saucen erhielt, bis er endlich ein für alle Mal

Sauerkraut und Schweinefleisch aß. Enttäuscht und grollend kehrte er bald wieder nach Deutschland zurück, und ist einige Jahre später in Dresden gestorben.

Wie sich bei der vorherrschend poetischen, träumerisch in sich selbst zurückgezogenen Natur Heine's erwarten ließ, hatte er zum Volksredner nicht das mindeste Talent. „Ich habe ihn schon damals bedauert," sagt Wienbarg [134]), „daß in dieser Richtung Ansprüche an ihn gemacht wurden, die auf Unkunde seines eigensten persönlichen und dichterischen Wesens beruhten. Oeffentliche Beredsamkeit war nicht seine Sache, auch wenn sein Organ stärker gewesen wäre. Bei seiner Schüchternheit machte ihn jede größere Versammlung beklemmt. Schon in der gewöhnlichen Unterhaltung lähmte ein etwas barscher Widerspruch oder nun gar ein satirischer Ausfall ihm die Schwingen. Denn seltsam genug erlag er am ersten der Waffe, deren Meister er war, sobald sie gegen ihn selbst gerichtet wurde; jener stechende, funkelnde Witz, von dem er einmal sagt, daß es gut sei, ihn in dieser schlechten Stockjobber-Zeit statt des Degens bei sich zu tragen, wurde ihm treulos, wenn er ihm zu augenblicklicher Vertheidigung dienen sollte. Doch nicht nur die Schüchternheit hielt ihn von öffentlichen und selbst auch nur gesellschaftlichen Reden zurück: er fühlte Abneigung von allen rhetorischen Aeußerungen, und hatte auch keine Gabe dafür; ein Mangel, der ohne Zweifel in seiner poetischen Individualität begründet war. Er besaß nur das Konversationstalent. Daß von seinen feinen Lippen nicht selten die feinsten Bemerkungen, die köstlichsten Spiele des Witzes und der Ironie und die drastischsten Schilderungen von Charakteren und Erlebnissen glitten, werde ich wohl nicht zu versichern brauchen. Auch das Alltägliche und Unbedeutende nahm einen gewissen Reiz in seinem Munde an. Des richtigen oder vielmehr des besten Ausdrucks war er bei guter Laune stets sicher, und konnte sich dann auf seine Ueberlegenheit verlassen. Jemand wollte mir eine lächerliche Anekdote erzählen. ‚Halt,' fiel ihm Heine ins Wort, ‚lassen Sie mich' . . . Er wusste nur zu gut, daß die Geschichte bei ihm um zwanzig Procent gewann."

Als die berühmte Sängerin Henriette Sontag im Herbst

1830 nach Hamburg kam und durch die prätentiöse Art ihres Auftretens, so wie durch die Forderung unerhört hoher Eintrittspreise zu ihren Concerten, den Unwillen des Publikums erregte, schrieb August Lewald ein Paar Hefte satirischer Gedichte, die er unter dem Titel „Die Primadonna in Hamburg, besungen von dem Dichter Tobias Sonnabend" bei Hoffmann und Campe erscheinen ließ. Die Manier Heine's war in einigen dieser — übrigens höchst faden und witzlosen — Gedichte geflissentlich nachgeahmt, und Campe hatte versprechen müssen, den Namen des Autors nicht vor der Abreise der Sängerin zu verrathen. Im Publikum hieß es allgemein, daß Heine der Verfasser sei, und Campe fand es für den Absatz der Gedichte sehr vortheilhaft, dieser Meinung mit keinem Worte zu widersprechen. Heine hatte alle Mühe, sich des Unwillens der Sontag-Enthusiasten zu erwehren, Niemand glaubte seinen Betheuerungen, daß er völlig unschuldig an dem Pamphlete sei, und erst spät erfuhr er den Namen des Verfassers. Er konnte sich eine kleine Rache nicht versagen. „Eines Abends," erzählt Lewald[221]), „war er mit mehren Freunden bei mir. Wir wollten eben zu Tische gehen, als er seinen Hut ergriff und versicherte, nicht dableiben zu können. So auf dem Sprunge fortzugehen, brachte er noch die Sontag-Broschüre aufs Tapet, und warf die Frage auf, ob man ihn immer noch für den Autor halte. Sogleich ergriff Maltitz das Wort und ergoss sich voll Eifer in Schmähungen über das Machwerk, und wie er nie geglaubt habe, daß Heine es verfasst haben könne. Ich gab ihm nicht Unrecht, denn auch mir wäre Das nie eingefallen. Einige Andere stimmten noch Maltitz bei, und schimpften und lästerten gewaltig auf den armen Satiriker, ohne zu wissen, daß sie mit ihren Pfeilen ihren unglücklichen Wirth trafen. Heine aber empfahl sich gewandt und rief: ‚Nun denn, der Verfasser der Gedichte ist Herr Lewald, und es wird ihm eben so leid thun wie mir, Ihren Beifall nicht errungen zu haben, meine Herren!' Er ergötzte sich noch eine Weile an den verlegenen Mienen meiner Gäste, dann drückte er mir die Hand und eilte hinaus."

Von anderen Schriftstellern, welche der Zeit in Hamburg lebten, kamen wenige mit Heine in Berührung. Obschon seine

Werke vom Publikum verſchlungen wurden, ſchenkte man dem Dichter ſelbſt nur geringe Beachtung. Wenn Profeſſor Zimmermann ſeinen reiferen Schülern die Lektüre der „Reiſebilder“ empfahl und die plaſtiſche Lebenswahrheit der Geſtalten eines Hyacinth und Gumpelino hervor hob, ſo gehörten dafür ſeine Kollegen Ullrich, Meyer und Wurm zu den erbittertſten Gegnern der jungen Literatur. Die beiden Letzteren hatten wegen ihrer gereizten Ausfälle wider Börne nachmals viel Uebles zu erdulden; Profeſſor Ullrich las ſeinen Primanern mit Entzücken den „Romantiſchen Oedipus“ vor, und warnte die jugendlichen Gemüther vor der moraliſchen und äſthetiſchen Verwilderung der Heine'ſchen Muſe, auf welche in Hamburg und Berlin ſchon die boshafteſten Spottgedichte cirkulierten. Nicht ohne nachtheilige Folgen für die Beurtheilung ſeiner Werke hatte der Dichter, nach Sterne's Beiſpiel, in den „Reiſebildern“ und in der Mehrzahl ſeiner Lieder ſich ſelbſt zum Helden ſeiner Darſtellung gemacht und dadurch bei klatſchhaften Leſern ein neugieriges Intereſſe für ſeine Perſon hervorgerufen, das ſich getäuſcht glaubte, wenn der zufällige Anlaſs der dichteriſchen Fiktion nicht in allen Einzelheiten mit dieſer zuſammentraf. Heine war nicht unſchuldig an ſolchem Miſsverſtändnis, das die Aufgabe des Künſtlers auf ein bloßes daguerreotypiſches Abſchildern des realen Erlebniſſes herabdrücken würde, er lebte, eben ſo gut wie ſein Publikum, ſich mehr und mehr in die Verwechſelung des Autors mit ſeinem Helden hinein; aber man fügte ihm ein bitteres Unrecht zu, wenn man ihn in dieſem Irrthume durch das thörichte Verlangen beſtärkte, in den Geſtalten des Dichters nur Spiegelbilder der nackten Wirklichkeit zu ſehen, und es ihm verwehren wollte, die letztere mit dem verklärenden Schimmer des Ideals zu umgeben. Von den zahlreichen Pasquillen, welche damals auf Heine's Koſten in Umlauf waren, mögen die beiden folgenden von Wilhelm Neumann, dem Freunde Chamiſſo's und Varnhagen's, die witzigſten ſein [222]):

Den Gärtner nährt ſein Spaten,
Den Bettler ſein lahmes Bein,
Den Wechſler ſeine Dukaten,
Mich meine Liebespein.

Drum bin ich dir sehr verbunden,
Mein Kind, für dein treulos Herz;
Viel Gold hab' ich gefunden
Und Ruhm im Liebesschmerz.

Nun sing' ich bei nächt'ger Lampe
Den Jammer, der mich traf;
Er kommt bei Hoffmann und Campe
Heraus in Klein-Oktav.

---

Die ich am schönsten besungen,
Die hat mich am mehrsten gequält,
Und die mein Herz errungen,
Der hat das Herz gefehlt.

Drum sing' ich ewig wieder
Die Lieder von meiner Qual,
Und nenne sie ew'ge Lieder,
Weil endlos ihre Zahl.

Verhasst ist mir das Leben,
Die Menschen sind dumm und schal:
Doch die meine Lieder erheben,
Sind mir just nicht fatal.

Eben so unglimpflich ist folgendes Spottgedicht, das ein Anonymus im „Gesellschafter" drucken ließ:

Liebeslieder à la Heine
Willst du, Liebchen, dass ich schildre?
Nun, dann magst du Lieb' erfahren,
Die zur Bosheit ich verwildre.

Lass, mein Lieb, dich brünstig küssen,
So! — nun lass dich täppisch schlagen! —
Das sind Heine's Liebeslieder,
Dir handgreiflich vorgetragen.

Heut möcht' er am losen Schätzchen
Lieb' und Langeweile kühlen,
Morgen lässt er ihn das Tätzchen
Oder gar die Tatze fühlen.

Küſſe erſt, dann Schlangenbiſſe,
Heucheln mit dem Gluthenſcheine —
So ſind, daſs mein Lieb es wiſſe,
Liebeslieder à la Heine.

Ueber ſolche Anfeindungen ſeines Dichterruhmes konnte Heine ſich um ſo leichter hinwegſetzen, als ſie Alles, was an ihnen gut und wirkſam war, bis auf die Form herab von ihm ſelbſt hatten borgen müſſen, wenn es ihn auch verdroſs, daſs ſie gerade in Hamburg mit beſonderer Schadenfreude verbreitet wurden. Freilich, was konnte er Beſſeres erwarten in einer Stadt, wo die belletriſtiſche Lokalpreſſe zumeiſt in den Händen der unfläthigſten Geſellen war? Dem biſſigen, moraliſch verkommenen Profeſſor Friedrich Karl Julius Schütz aus Halle, welcher in ſeiner „Teufelszeitung" oder in dickleibigen Schmähſchriften, nach Müllner's Vorgang, den widerwärtigſten Schmutz des Privatſkandals aufwühlte, und heute den Lebenswandel ſeiner eigenen Gattin, morgen den ehrlichen Ruf ſeines Vaters, übermorgen den Charakter Goethe's mit ſchnöden Anſchuldigungen begeiferte, ging Heine eben ſo verachtungsvoll aus dem Wege, wie dem ſchändlichen Georg Lotz, der länger als dreißig Jahre, trotz völliger Erblindung, ſeine frechen Theaterkritiken für die von ihm redigierten „Originalien" ſeiner Frau in die Feder diktierte, und alle Schauſpieler und Bühnendichter, die es verſchmähten, ſein feiles Lob zu erkaufen, mit ingrimmiger Bosheit verfolgte. Unter den anſtändigeren Journalen der Hanſeſtadt zeichnete ſich die „Staats- und Gelehrten-Zeitung des Hamburger unparteiiſchen Korreſpondenten" aus, ein vorwiegend politiſches Blatt von konſervativer Haltung, mit deſſen Redakteur, dem gewandten Linguiſten Dr. Martin Runkel, Heine in freundlichſtem Vernehmen ſtand. Lieber noch konverſierte er mit dem Todfeinde Hahnemann's und der Homöopathie, dem geiſtreichen Arzte Dr. F. A. Simon, der ſeine Geſpräche wie ſeine fachwiſſenſchaftlichen Bücher aufs ergötzlichſte mit klaſſiſchen Citaten und ſatiriſchen Ausfällen würzte. Auch der harmlos witzige Theodor von Kobbe hielt ſich im Jahre 1830 vorübergehend in Hamburg auf, und Heine bereicherte den von ihm herausgegebenen Novellen-

almanach „Die Weſernymphe“ durch das humoriſtiſche Theeabenteuer aus den Bädern von Lucca[223]).

Ein anderer Umgangsgenoſſe des Dichters war der ſchon genannte taube Maler und Schriftſteller Johann Peter Lyſer, der ſein körperliches Gebrechen und die trüben Schickſalsſchläge eines Lebens voll Noth und Herzeleid bis auf den heutigen Tag mit unverwüſtlichem Humor erträgt. Nachdem er im zehnten Jahre ſein Gehör vollſtändig verloren, wuchs er faſt ohne Unterricht und Erziehung auf, zog als junger Burſche eine Zeitlang mit einer wandernden Schauſpielergeſellſchaft umher, Abends als Statiſt, tagüber als Dekorationsmaler beſchäftigt, bis endlich Campe ſich ſeiner annahm und ihn zu literariſchen Arbeiten ermuthigte. Wie einſt Goethe an dem ſchnurrigen Kauze Gefallen fand, ſo mochte auch Heine gern mit ihm verkehren, und erfreute ſich eben ſo ſehr an ſeinem geſunden Mutterwitz, wie an der Gewandtheit ſeines raſch über das Papier fahrenden Zeichenſtifts, mit welchem er in wenigen Minuten die ergötzlichſten Karikaturen entwarf. Bittere Armuth, und in Folge davon Mangel an jeder Gelegenheit zu ernſtlicher Ausbildung ſeines Talentes haben verhindert, daſs Lyſer jemals eine höhere Stufe der Kunſt erreichte. Die Illuſtrationen, welche er auf Heine's Anregung zu Immermann's „Tulifäntchen“ und zu mehren ſeiner eigenen Humoresken anfertigte, tragen einen allzu poſſenhaften Charakter, und Thier- und Menſchenformen ſind in ihnen allzu grotesk mit einander verbunden; von drolligſter Wirkung ſind aber ſeine Zeichnungen zu der plattdeutſchen Geſchichte vom Wettlauf zwiſchen dem Haſen und dem Swinegel auf der Buxtehuder Haide, die auch Heine's ganzen Beifall gewannen. „Daſs für ſolche Menſchen in Deutſchland Nichts geſchieht, iſt empörend,“ ſchrieb er (Bd. XXI, S. 395) an Campe, der ihm das kleine Heft zugeſandt hatte. Eine hübſche Zeichnung von Lyſer aus Heine's „Harzreiſe“ ſchenkte Dieſer der Frau Lewald bei ſeiner Abreiſe von Hamburg[224]). Der Dichter ſitzt auf dem Bilde, in luftiger Wandertracht, nachläſſig in der Hütte des alten Bergmanns, der mit ſeinem ſpinnenden Weibe halb abgewendet am Fenſter hockt und Zither ſpielt. Der Mond ſcheint herein. Vor dem Wanderer liegt das

junge Mädchen, auf dem Fußschemel knieend, und spricht die Worte, die er selbst unter die Zeichnung geschrieben:

Dass du gar zu oft gebetet,
Das zu glauben wird mir schwer;
Jenes Zucken deiner Lippen
Kommt wohl nicht vom Beten her.

Wie frappant Lyser die charakteristischen Züge der von ihm gezeichneten Personen zu treffen verstand, beweisen u. A. die Porträtskizzen, welche er von Beethoven, Karl Maria v. Weber, und vor Allem von Paganini entworfen hat. Heine versichert, dass von allen bekannten Porträts des berühmten Violinisten keines seinen wirklichen Charakter wiedergebe. „Ich glaube," sagt er in den „Florentinischen Nächten" (Bd. IV, S. 218), „es ist nur einem einzigen Menschen gelungen, die wahre Physiognomie Paganini's aufs Papier zu bringen; es ist ein tauber Maler, Namens Lyser, der in seiner geistreichen Tollheit mit wenigen Kreidestrichen den Kopf Paganini's so gut getroffen hat, dass man ob der Wahrheit der Zeichnung zugleich lacht und erschrickt. Es ist mir leid, dass ich die kleine Zeichnung nicht mehr besitze. Nur in grell schwarzen, flüchtigen Strichen konnten jene fabelhaften Züge erfasst werden, die mehr dem schweflichten Schattenreich als der sonnigen Lebenswelt zu gehören schienen. ‚Wahrhaftig, der Teufel hat mir die Hand geführt,' sagte mir der taube Maler, geheimnisvoll kichernd und gutmüthig ironisch mit dem Kopfe nickend, wie er bei seinen genialen Eulenspiegeleien zu thun pflegte. Dieser Maler war immer ein wunderlicher Kauz; trotz seiner Taubheit liebte er enthusiastisch die Musik, und er soll es verstanden haben, wenn er sich nahe genug am Orchester befand, den Musikern die Musik auf dem Gesichte zu lesen, und an ihren Fingerbewegungen die mehr oder minder gelungene Exekution zu beurtheilen; auch schrieb er die Opernkritiken in einem schätzbaren Journale zu Hamburg. Was ist eigentlich da zu verwundern? In der sichtbaren Signatur des Spieles konnte der taube Maler die Töne sehen." Von Lyser's schriftstellerischen Arbeiten verdienen die 1837 bei Sauerländer

in Frankfurt erſchienenen „Neuen Kunſtnovellen“ genannt zu werden, — originelle, mit anmuthigem Humor erzählte Epiſoden aus dem Leben berühmter Künſtler. Heine verbrachte im Sommer 1830 oft halbe Tage in Geſellſchaft des tauben Malers, der in der engen Mattentwiete wohnte. Manchmal erſchien er auch Abends und blieb die ganze Nacht. Lyſer muſſte ihm dann immer ſtarken Thee vorſetzen, in den er weder Milch noch Rum, aber ſehr viel Zucker ſchüttete. Mehrmals verlangte Heine beim Eintreten ſofort Feder und Thee, und ſchrieb dann, auf dem Sofa liegend, das eine oder andere Gedicht, welches ihm unterwegs in den Sinn gekommen war, auf ein Blättchen ſeiner Briefta ſche; ſo das kleine Lied: „In den Küſſen welche Lüge!“, das bald darauf in der zweiten Auflage des erſten Bandes der „Reiſebilder“ mitgetheilt wurde. Ein anderes Gedicht Heine's (Bd. XVI, S. 191 [168]), das Lyſer in der Erinnerung bewahrt hat, und das mit den Worten begann:

„Im Mondenglanze ruht das Meer,
Die Wogen murmeln leiſe“ —

erregte das Mißfallen Merckel's, welcher die Aehnlichkeit dieſer Verſe mit dem Anfang des Liedes: „Das Meer erglänzte weit hinaus“ tadelte, und ſpöttiſch hinzufügte: „Du ſollteſt uns nicht mehr ſo viel Salzwaſſer geben!“ Heine bemerkte verdrießlich: „Merckel iſt heute wieder einmal Biereſſig!“, erkannte aber die Berechtigung des Tadels dadurch an, daſs er jenes Lied niemals drucken ließ.

Als Paganini in Hamburg ſeine Koncerte gab, intereſſierte es Heine ſehr, ihn zu hören; doch ſchien er nicht ohne Eiferſucht bei dem ungeheuren Aufſehen, das der Violinkünſtler erregte. Er ſpeiſte mehrmals mit Demſelben an der Table d'hôte und beobachtete ihn und ſeinen Begleiter, den Schriftſteller Georg Harrys, genau; offenbar hatte er ſchon damals die Abſicht, Beide zum Gegenſtand einer Schilderung zu machen. Später forderte er Lewald auf, über Paganini zu ſchreiben, und Dieſer ſagte es zu. Als Lewald aber nicht Wort hielt, machte Heine ihm Vorwürfe und ſagte, er habe ihm den werthvollen Stoff freundlichſt über-

laſſen wollen, und es ſei Unrecht, daſs er ihn nun verſchmähe. Erſt in den „Florentiniſchen Nächten“ (Bd. IV, S. 216) verwerthete Heine ſeine Erinnerungen an jenes Hamburger Erlebnis zu einer unübertrefflichen Charakteriſtik des Paganini'ſchen Spiels. — „Solcher Scherze,“ ſagt Lewald [225]), „war er ſtets voll. Sehr ſchnell ward er von einer Idee ergriffen und erfüllt, aber zur Ausführung kam es nie. Einſt gingen wir nach dem Stintfang. Auf dem Wege dahin ſtanden zwei Windmühlen. ‚Sehen Sie,‘ ſagte Heine, ‚dieſe armen Geſchöpfe, wie ſie ſich ſehnen und doch nie zuſammen kommen. Dieſes hier iſt der Mühlerich, das Andre dort iſt die Mühle. Ich werde einen Romanzencyklus dieſer Unglücklichen bekannt machen.‘“

Nur ſelten beſuchte er das Theater. Er ſprach mit Lewald davon, daſs es ihn verdrieße, von den Direktoren nicht einmal den freien Eintritt erhalten zu haben, den ſie Jedem bewilligten, der in dem unbedeutendſten Blatte eine Korreſpondenz einzuſchmuggeln wuſſte. Er rächte ſich für die Unart nur, indem er des Hamburger Theaters, mit Ausnahme einer witzigen Stelle in den Briefen über die franzöſiſche Bühne (Bd. XI, S. 220), niemals öffentlich erwähnte. Des Direktors Schmidt, welcher damals in Gemeinſchaft mit Herzfeldt das Stadttheater leitete, gedenkt Heine ſogar in ſeinen Briefen an Immermann (Bd. XIX, S. 379) mit beſonderer Hochachtung. — Nachmittags beſuchte er zuweilen den Cirkel, der ſich bei dem Schauſpieler Forſt zu verſammeln pflegte und aus den heterogenſten Elementen beſtand. Einige Mitglieder des Stadttheaters — der Sänger und nachmalige Theaterdirektor in Wien Julius Cornet, der ausgezeichnete Charakterdarſteller Booſt, Emil Devrient und Karl Lebrun — einige junge Advokaten und Mediciner, der Luſtſpieldichter Töpfer und Auguſt Lewald waren dabei. Es wurde meiſt bis zum Anfang des Theaters geſpielt. Heine ſah zu, er ſpielte niemals mit.

Gewöhnlich ſpeiſte er Mittags bei dem originellen Gaſtwirthe J. W. Marr — dem Vater des trefflichen Schauſpielers — im „König von England“. Der biedere alte Herr, welcher, gleich ſeinem Sohne, den Feldzug gegen Napoleon als Freiwilliger

mitgemacht, und Schlachter gewesen, bevor er sich als Hotelwirth einrichtete, führte einen vorzüglichen Tisch und die auserlesensten Weine; nebenher hatte er allerlei literarische Liebhabereien, die sich mancher Schalk von Schriftsteller zu Nutz machte, um wochenlang ohne Bezahlung an der Table d'hôte zu dinieren. Herr Marr gab sich nicht allein mit poetischen Kleinigkeiten ab, wie jene gereimte Einladung zum Besuch seiner neuen Wirthschaft, die er Anfangs der dreißiger Jahre im „Korrespondenten" inserierte; nein, er verfasste auch ellenlange Komödien und Tragödien, deren Originalmanuskripte Heinrich Heine (Bd. IV, S. 96) zu den Merkwürdigkeiten Hamburgs rechnet, und deren eine sogar im Theater in der Steinstraße zur Aufführung kam. Wehe Dem, welcher sich von dem verselustigen Wirth unter vier Augen in ein Kunstgespräch verwickeln ließ — er musste zum mindesten dies zweiaktige Lustspiel anhören, wenn ihm die bittere Pille auch durch eine Flasche Sekt versüßt wurde, wie er nicht perlender in ganz Hamburg zu finden war! Eine besonders hohe Verehrung zollte Herr Marr dem Könige von Preußen, dessen Geburtstag er alljährlich durch Illumination seines Hotels und durch ein solennes Gastmahl feierte. Der gutmüthige Sonderling starb in den letzten Tagen des Jahres 1837. In seinem Testamente hatte er den Wunsch ausgesprochen, dass man ihn prunklos, aber im vollen schwarzen Civilanzuge, mit Stiefeln an den Füßen, beerdigen, und dass ihm das Schlachteramt die letzte Ehre erweisen möge. Sämmtliche Schlachtermeister, mehre Sektionen des Vereins hanseatischer Kampfgenossen von 1813 und 1814 und zahlreiche angesehene Bürger der Stadt folgten seinem Sarge. —

Weite, zwecklose Spaziergänge scheint Heine nicht geliebt zu haben. Er zog es vor, bequem auf dem Sofa liegend oder behaglichen Schrittes durch die Straßen flanierend, mit einem Freunde zu plaudern, statt vor die Thore hinaus ins Freie zu gehn und in der Umgegend umher zu streifen. Höchstens schlenderte er in Begleitung Merckel's dann und wann nach Eimsbüttel hinaus, wohin ihn eine andere „Merkwürdigkeit" Hamburg's, die schöne Marianne, zog, welche dort eine vielbesuchte Gastwirthschaft hielt. Marianne war eine holsteinische Schön-

heit: groß, feſt und körnig; nur die ſchmachtenden blauen Augen, die aus langen Seidenwimpern träumeriſch hervor blickten, verliehen ihrer Erſcheinung einen poetiſchen Anſtrich. Viel umworben, bewahrte ſie ſich, trotz aller Anfechtungen, den Ruf einer makelloſen Tugend und Sittſamkeit. Man huldigte ihr, man drängte ſich zu dem Büffett, wo ſie in eigener Perſon das Amt eines weiblichen Ganymed verwaltete, man überhäufte ſie mit Zuvorkommenheit und Auszeichnung; ſelbſt der Herzog von Braunſchweig zog ihretwegen Eimsbüttel Hamburg vor, und verweilte ganze Tage in ihrem Gaſthauſe. Marianne war liebenswürdig, aufmerkſam gegen ihre Gäſte, wie es einer ſchmucken Wirthin geziemt, aber mit jener Zurückhaltung und Beſtimmtheit, welche Achtung einflößt und jede Zudringlichkeit fernhält. Sie ſchien ſogar, ohne indifferent zu ſein, kein Auge für Männer zu haben, und doch, wenn man ihr in das Antlitz ſah, das ſich ſtets mehr zu Thränen als zum Lächeln neigte, ſo konnte man nicht umhin, auf den Gedanken zu kommen, die Liebe ſei nicht ſpurlos an dieſem Mädchen vorüber gegangen, es ſei Reſignation und Selbſtbeherrſchung, daſs ſie ſich mit aller Grazie, mit allem Savoir faire einer Gaſtwirthin, ſo zuvorkommend wie gleichgültig hinter dem Schenktiſch bewege. In der That, es mochte etwas Wahres an der romantiſchen Geſchichte ſein, die man ſich aus ihrer Vergangenheit erzählte, und die wir uns von Eduard Beurmann berichten laſſen wollen[226]): „Die ſchöne Marianne war eine glücklich Liebende, aber ſie liebte — ein Bild, die Phantaſie irgend eines beredten Malers, der ihr lange Zeit, ohne Hoffnung der Erhörung, ja vielleicht ohne daſs ſeine Aufmerkſamkeiten nur bemerkt worden, gehuldigt hatte. Er war von Hamburg geſchieden, hatte ihr geſchrieben, ohne ſeinen Namen zu nennen, und hatte ihr jenes Gemälde überſandt, welches das Bruſtbild eines Jünglings vorſtellte, den ſie niemals geſehen. Er ſchrieb ihr, es ſolle ein Zeichen ſeiner Verehrung ſein, ein Beweis ſeiner Kunſt, die er neben ihr einzig und allein auf der Welt liebe. Das Bild nahm ſofort Mariannens ganzes Herz gefangen. Es hing in goldenem Rahmen in ihrem Schlafzimmer, und ſie lebte mit unendlicher Liebe in dieſem Bilde, das fortan ihr einziges Glück auf Erden war. Sehnſüchtig blickte ſie es vom Morgen

bis zum Abend an; Nachts brannten zwei Wachskerzen auf dem Tiſche, über welchem es hing, denn ſie wollte zu keiner Zeit den Anblick des Geliebten entbehren. Niemals aber hegte ſie den Wunſch Pygmalion's, jenes Ideal, das ſo ganz ihr Eigen war, mit Fleiſch und Blut bekleidet zu ſehn; ihr bangte vor dem Leben des Bildes, und nicht ohne Grauen konnte ſie denken, dasſelbe ſei mehr als Phantaſie. — Plötzlich, an einem lauen Sommerabend, nachdem alle Gäſte heimgekehrt, verlangten mehre Stimmen Einlaſs in das Gartenthor. Es wurde geöffnet. Ein Wagen hielt vor der Pforte, und Diener waren beſchäftigt, eine vom Mantel umhüllte männliche Geſtalt aus demſelben zu heben, die auf den Tod verwundet ſchien. Eine Dame, die in einem Kabriolette dem Wagen gefolgt war, bat um ein Aſyl für den Sterbenden. In ängſtlicher Haſt räumte die gefällige Wirthin ihm ihr Schlafzimmer ein. Er wurde auf das Bett Mariannens gelegt, dem Bilde gegenüber, vor welchem die Lichter brannten. Marianne trat hinzu, hilfreiche Hand zu leiſten, da die unbekannte Dame — wie es ſchien, die Gemahlin des Unglücklichen — im Nebenzimmer in Ohnmacht lag. Der bleiche Mann ſchlug die Augen auf, Marianne bebte, von ſeinem ſtarren Blick elektriſch berührt, mit einem Schrei des Entſetzens zurück. Sie erkannte in dem Verwundeten das Original ihres Bildes, und zog ſich eilends zurück, die weitere Verpflegung des Sterbenden ſeinen Dienern und dem gleichzeitig mitgekommenen Arzte überlaſſend. Am Morgen darauf erfuhr ſie, die ſich bis dahin, in ihrem Zimmer eingeſchloſſen, von allen weiteren Vorgängen fern gehalten hatte, Folgendes: Der Verwundete, ein neapolitaniſcher Edelmann, war gegen Morgen verſchieden. Ein junger Maler hatte ihm, unweit Eimsbüttel's, im Piſtolenduell die tödliche Wunde beigebracht. Die Sekundanten, bekannt mit der Ortsgelegenheit, hatten den Verwundeten in Mariannens Behauſung geleiten laſſen; ſeine Gattin war gleichzeitig aus der Stadt herbei geholt worden, und er war in ihren Armen geſtorben. Marianne eilte athemlos in ihr Schlafgemach. Die Leiche war von der troſtloſen Gattin bereits in die Stadt geſchafft; alle Fremden hatten ſich entfernt. ‚Ein Traum, ein Traum!‘ Das waren die einzigen Worte, welche die ſchöne Wirthin hervorbringen konnte. Sie

ſuchte das Bild. Es war verſchwunden, und die Kerzen ſtanden, ganz herabgebrannt, erloſchen auf dem Tiſche. Keine Nachforſchungen nach dem Bilde führten zu einem weiteren Reſultat. Die Dame, die in jener Nacht mit dem Unglücklichen in Mariannens Wohnung gekommen, war am nächſten Morgen ſofort nach Italien abgereiſt. Die Leiche wurde auf einem der Begräbnisplätze vor dem Dammthore der Erde übergeben; die Wittwe des Getödteten hatte dazu die nöthigen Gelder hinterlaſſen. Von ihr wie von dem Mörder traf niemals wieder beſtimmte Kunde ein. Nur ſo Viel wurde gerüchtweiſe laut, daſs Letzterer der Bruder der Dame, der Schwager des Getödteten und derſelbe Maler geweſen ſei, der Mariannen das Gemälde überſandt hatte, welches ſie zu ſo mächtiger Liebe entflammte. — Ob Marianne noch glücklich liebte? O, gewiſs! ſie hatte ein Bild geliebt, und dieſes lebte in ihrer Phantaſie fort. Sie hatte durch das blutige Ereignis Nichts eingebüßt, als Leinwand, Farben und einen goldenen Rahmen. Ja, es mochte ſüß für ſie ſein, zu wiſſen, daſs der Gegenſtand ihrer Liebe nie und nimmer einer Andern mehr zufallen könne. Dieſe Gewiſsheit mochte ſie für die entzogene Wirklichkeit entſchädigen. Nach wie vor ſtand ſie ihrer Wirthſchaft mit demſelben Eifer vor. Das geliebte Ideal blieb ihr, und ſtellte ſie gegen jede Verſuchung ſicher. Marianne ſoll den Herzog von Braunſchweig ſo wenig wie irgend einen Andern erhört haben."

Eine minder ſolide Geſellſchaft fand Heine in den Salons von Peter Ahrens und Dorgerloh, wo jene berüchtigten Bälle der Hamburger Phrynen ſtattfanden, denen er ſo häufig als muthwilliger Gaſt beiwohnte. „Man nennt mich in Berlin den Salondemagogen," ſagte er einſt lachend zu Auguſt Lewald, „ohne zu wiſſen, wie richtig man mich damit bezeichnet. Ahrens' Salon vereinigt die anſtändigſte Geſellſchaft. Ich finde da ſtets den feinſten, ungenierteſten Ton in Hamburg, und ſehr gute Geſchöpfe." Natürlich konnten dieſe lockern Zerſtreuungen weder ſein Gemüth ausfüllen, noch ſeinem Geiſte eine würdige Anregung gewähren, und wenn er in ſeinen Briefen ein ſeltenes Mal flüchtig auf dieſelben anſpielte, geſchah es mit ſchlecht verhohlenem Unmuth und Ueberdruſs. „Ich leide an einem hohlen

Zahn und an einem hohlen Herzen, die beide eben wegen ihrer Hohlheit mir viel Qual verurſachen," ſchrieb er einmal an Friederike Robert[227]). „Von der letzten amouriſchen Bekanntſchaft iſt Nichts übrig geblieben, als ein öder Katzenjammer, ein widerwärtiger Spuk, ein geſpenſtiſcher Aerger; manchmal um Mitternacht miaut eine todte Katze in den Ruinen meines Herzens." — Auch für Heine's ohnehin ſchwache Konſtitution muſſte dieſer tolle Lebenswandel von nachtheiligſter Wirkung ſein. Schon zu Anfang des Jahres erkrankte er in der That bedenklich, wie uns ein Brief an Varnhagen vom 27. Februar 1830 belehrt[228]): „Lieben Freunde! In dieſem ſchändlichen Ultrawinter, wo jeder honetter, liberaler Menſch krank war, habe auch ich ſehr gelitten; ich bin jetzt wieder auf die Beſſerung, nachdem ich vier Wochen lang mich von Blutegeln, ſpaniſchen Fliegen, Apothekern und bedauernden Freunden quälen laſſen. Ich warf viel Blut, und da ich aus der Literaturgeſchichte wuſſte, was Dergleichen bei Verſifexen zu bedeuten hat, ſo wurde ich ängſtlich und habe mir aus Angſt alle poetiſchen Gefühle und noch viel mehr alles Poetiſieren ſtreng unterſagt. Mit der Poeſie iſt es alſo aus; hoffentlich aber werde ich deſshalb um ſo proſaiſch länger leben." — Zur Herſtellung ſeiner erſchütterten Geſundheit in ländlicher Stille und kräftigender Waldluft zog Heine am 26. März nach dem nahe gelegenen holſteiniſchen Flecken Wandsbeck, wo er ſich drei Monate aufhielt, und bald aufs wohlthätigſte die geiſtige und körperliche Friſche wiederfand. Wie ſehr ihm dieſe Erholungskur noth that, ſehen wir aus einem der nächſten Briefe an Varnhagen, vom 5. April[229]): „Während des vorigen Monats, beſonders ſeit Ende des Karnevals, iſt es mir in Hamburg nur allzu gut ergangen. Ich habe kein Talent, recht leidend gar zu lange hinzukränkeln, und als ich, außer meinem körperlichen Unwohlſein, auch mit geiſtigem Miſsbehagen, welches größtentheils durch mein letztes Buch verurſacht wurde, zu ſchaffen bekam, griff ich zu meinem gewöhnlichen Hausmittel, welches darin beſteht, daſs man nicht mehr zu Hauſe eingezogen lebt und daſs man dem kranken Leibe ſo viel' Lebensfreuden als möglich abtrotzt. Nach ſolchem Leben pflegt aber mit der Ermüdung auch eine ernſte Arbeitsſehnſucht bei mir einzutreten, und die Leichtigkeit und Gleich-

gültigkeit, womit ich Hamburg's Fleiſchtöpfe und Fleiſchtöpfinnen, ſeine Theater- und Ballvergnügungen, ſeine guten und ſchlechten Geſellſchaften verlaſſen habe, um mich in Einſamkeit und Studien zu vergraben, giebt mir die Ueberzeugung, daſs ich noch anders bin — als die Anderen. Große Vorſätze wälzen ſich in meinem Geiſte, und ich hoffe, daſs auch öffentlich dieſes Jahr Manches davon zur Erſcheinung komme . . . Seit zehn Tagen wohne ich ganz allein in Wandsbeck, wo ich ſeitdem noch mit Niemanden geſprochen, außer mit Thiers und dem lieben Gott — ich leſe nämlich die Revolutionsgeſchichte des einen und die Bibel des anderen Verfaſſers. Das Bedürfnis der Einſamkeit wird mir nie fühlbarer als beim Anfange des Frühjahrs, wenn das Erwachen der Natur ſich auch in den Geſichtern der Stadtphiliſter zeigt und unerträglich gemüthliche Grimaſſen darin hervorbringt. Wie viel nobler und einfacher gebärden ſich die Bäume, die ruhig grün werden und beſtimmt wiſſen, was ſie wollen! — Auch ich weiß beſtimmt, was ich will, aber es kommt nicht viel Grünes dabei heraus."

In Wandsbeck bezog Heine ein hübſch möbliertes Zimmer, das aber auf einen wüſten Hofraum hinausging, und deſſen nächſtes Gegenüber ein Schweinekoben war. Auch lag das Haus nicht an der Park- und Schloſsſeite, wo noch die ſchönſten Miethgelegenheiten freiſtanden, wo auch der alte Dichter Claudius gewohnt hatte, und wo man ſich mit zwei Schritten unter den Wipfeln des herrlichſten Buchenwäldchens befindet. Seinem Vorſatze gemäß, vergrub Heine ſich an dieſem melancholiſch ſtillen Orte in die tiefſte Einſamkeit, die nur ſelten durch einen Beſuch Lewald's, Wienbarg's oder Merckel's unterbrochen ward. Einmal kam ſein Freund Rudolf Chriſtiani aus Lüneburg herüber; ein andermal ſtellte ſich unerwartet der Baron Tjutſchew, den Heine in München kennen gelernt, auf der Durchreiſe nach St. Petersburg mit Frau und Schwägerin bei dem dichteriſchen Klausner ein, der für eine Weile den aufreibenden Genüſſen der Elbſtadt entflohen war. Mit welchen Gefühlen er der materiellen Proſa Hamburg's den Rücken gewandt haben mochte, verräth uns der Stoßſeufzer des nachſtehenden Liedes:

Daſs ich bequem verbluten kann,
Gebt mir ein edles, weites Feld!
O, laſst mich nicht erſticken hier
In dieſer engen Krämerwelt!

Sie eſſen gut, ſie trinken gut,
Erfreun ſich ihres Maulwurfglücks,
Und ihre Großmuth iſt ſo groß
Als wie das Loch der Armenbüchs.

Cigarren tragen ſie im Maul
Und in der Hoſentaſch' die Händ';
Auch die Verdauungskraft iſt gut —
Wer ſie nur ſelbſt verdauen könnt'!

Sie handeln mit den Specerein
Der ganzen Welt, doch in der Luft,
Trotz allen Würzen, riecht man ſtets
Den faulen Schellfiſchſeelenduft.

O, daſs ich große Laſter ſäh',
Verbrechen, blutig, koloſſal —
Nur dieſe ſatte Tugend nicht,
Und zahlungsfähige Moral!

Ihr Wolken droben, nehmt mich mit,
Gleichviel nach welchem fernen Ort!
Nach Lappland oder Afrika,
Und ſei's nach Pommern — fort! nur fort!

O, nehmt mich mit — Sie hören nicht —
Die Wolken droben ſind ſo klug!
Vorüber reiſend dieſer Stadt,
Aengſtlich beſchleun'gen ſie den Flug.

Eine ähnliche miſsmuthige Stimmung, die aus Ekel und Ueberdruſs an den unfruchtbaren politiſchen und geſellſchaftlichen Zuſtänden Europas in den zwanziger Jahren hervorging, ſprach ſich auch in den Briefen Heine's an Varnhagen aus. „Wie trübe beginnt dieſes Jahr, wie beängſtigend!" heißt es in einem Schreiben vom 3. Januar 1830. „Könnte man nur der Zeit

entlaufen, wie man einem Ort entläuft. Ach, ich muſs dies ganze Jahr ausdauern, ehe ich zu 1831 gelange!" Die fieberhafte Unruhe, der zehrende Gram über die Langſamkeit der geſchichtlichen Bewegung brach bei den oberflächlichſten Anläſſen mit bitterer Gereiztheit hervor. „Dieſen Brief erhalten Sie vielleicht etwas ſpät, da er mit Buchhändlergelegenheit geht," ſchrieb Heine ein paar Monate nachher an Varnhagen[230]). „Es ſoll nun in Deutſchland Nichts ſchnell gehn, und ſelbſt die Begeiſterung ſoll ſich nur im langſamen Schneckengang bewegen. Es hat gewiſs ſein Gutes. Z. B. die franzöſiſche Revolution wäre nicht zu Stande gekommen, wenn die korreſpondierenden Jakobinerklubbs ſich langſamer Buchhändlergelegenheiten bedient hätten, wie die deutſchen Demagogen. . . . Ich habe ein wüſt lieblos fatales Jahr verbracht. Möge meine Stimmung und Stellung ſich bald ändern! Hätte ich nicht wichtige Pflichten, die mich feſſeln, ich flöge davon! Ich fürchte nur, am Ende fallen mir noch gar die Federn aus, und ich vermag alsdann nicht mehr davon zu fliegen, ſelbſt wenn ich mich dazu entſchlöſſe." Dies ſteigende Intereſſe an den politiſchen Ereigniſſen dokumentiert ſich am beſten in dem Umſtande, daſs Heine während ſeines Aufenthaltes in Wandsbeck faſt ausſchließlich die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, die Werke von Thiers und Mignet und die Memoirenliteratur aus den letzten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts, ſtudierte. Als Wienbarg eines Morgens zu ihm kam — der Dichter hatte Tags zuvor ſeine Wohnung verändert — fand er ihn ungewöhnlich blaſs und leidend, die kleine weiße Hand an das ſeidene Kopftuch geſchmiegt. „Ich bin wie zerſchlagen!" ſagte er. „Das hat man von Mignet und der franzöſiſchen Revolution. Ich las dieſe Nacht noch ſpät im Bette, nein, ich las nicht mehr, ich ſah die Geſtalten aus dem Mignet emporſteigen, die edlen Köpfe der Gironde und das Fallbeil, das ſie mit dumpfem Schlage vom Rumpfe trennt, und die heulende Volksmeute. Da ſah ich nieder, und mein Blick fällt auf die Bettſtelle, auf dieſe abſcheuliche rothe Bettſtelle, und ich komme mir vor, als liege ich auch ſchon auf der rothen Guillotine, und bin mit einem Satz aus dem Bette. Seitdem hab' ich kein Auge zugethan." — „Ueber Frankreich

denk' ich Manches," heißt es bedeutungsvoll in einem Briefe an Varnhagen vom 5. April 1830[231]), „um so mehr, da ich diese Tage im Thiers las, daß der jetzige König und die Familie Polignac die Ersten gewesen sind, die aus Frankreich emigrierten." In demselben Briefe kommt Heine auf die Wirkung zu sprechen, welche seine freisinnigen Aeußerungen über religiöse Dinge in den „Reisebildern" auf das Publikum geübt. „Sehr viele freie Protestanten," versichert er, „sind enthusiastisch für mich gestimmt, und ich sehe ein, daß ich mir unter dergleichen Leuten sehr leicht eine Partei machen könnte. Man kann nicht wissen, welcher Gegensatz durch Enthüllung jesuitischer Ränke im protestantischen Deutschland hervorgerufen wird, und da könnte es wohl geschehen, daß ich unter den evangelistischen Leuten einen Anhang bekäme. So Viel weiß ich, die Jesuiten glauben, daß sie die protestantischen Pietisten weit leichter gewinnen könnten, als die Denkgläubigen und Starrkirchlichen, und in diesem Wahne (denn sie irren wirklich) unterstützen und befördern sie den Pietismus. Dessen habe ich mich in Baiern überzeugt." Wir werden später sehen, daß der Gedanke an ein Bündnis der politischen Fortschrittspropaganda mit dem freien Protestantismus bei Heine mehr als ein vorübergehender Einfall war, und daß er recht gut wußte, weßhalb er bei seinen Versuchen, den Franzosen die Bedeutung der deutschen Philosophie zu erklären, sich nicht ohne Ostentation auf seine protestantische Qualität berief. Varnhagen erwies ihm daher gar keinen Gefallen, als er in seiner Biographie Zinzendorf's den sektiererischen Bestrebungen der Herrnhuter eine unmotivierte Wichtigkeit beilegte, und er mußte sich dafür von Heine ziemlich derb den Text lesen lassen. „Ich kann den süßlich vermufften Betgrafen nun ein für alle Mal nicht ausstehen," schrieb ihm der junge Kritiker[232]), „und daß Sie ihn so gut equipiert haben, verdrießt mich am meisten. Er mischt sich in eine Gesellschaft besserer Gefreundeten, die auf meinem Sofa Platz genommen, nämlich die Helden des Evangeliums, des Thiers, der englischen Revolution, Memoiren und Dergleichen, und da spielt er eine dämische Rolle. Warum sollen wir den Pietisten nicht die Schilderung ihrer Heroen selbst überlassen? Mögen die Kreuzluftvöglein zusehen, wie weit sie mit

ihrem frommen Gepiepe reichen, ob sie mit all ihrer Liebe, Demuth, Gläubigkeit eine gute Biographie hervorbringen können. Nicht einmal das Nothwendigste, nämlich den Schreibstil, würden sie erschwingen, denn letzterer ist nicht ohne Vernunftübung entstehbar. Zinzendorf selbst würde nicht so gut schreiben können, wenn er nicht nebenher ein bischen Filou gewesen wäre. Seine blinden Dupes werden nimmermehr einen vernünftigen Stil schreiben können. Ich ärgere mich, dass Sie Zeit und köstlichstes Darstellungstalent an das Unersprießliche verschwendet. Lasst die Todten ihre Todten begraben, und die Stillen ihre Stillen beschreiben. Ein gutschreibender Herrnhuter ist aber gewiss ein Heuchler; und in der That, die ganze Konstitution jener leidigen Sekte ist eine Beförderungsanstalt für Heuchelei und Lüge. So weltdicht verschlossen gegen Luft und Freiheit konnte das Zinzendorf'sche Gebäude nicht sein, als dass nicht die äußeren Einflüsse der Umwelt alle denkliche Lügen darin erzeugen mussten." — Neben der Verachtung jedes pfäffischen Obskurantismus bildete sich in Heine's Gemüth ein leidenschaftlicher Adelshass aus, den er häufig auf ungerechteste Weise selbst in seine persönlichen Umgangsbeziehungen sich einmischen ließ. Wir haben schon vernommen, mit welcher Bitterkeit ihn bei der Lektüre des Goethe-Schiller'schen Briefwechsels die aristokratische Gesinnung erfüllte, die sich in Goethe's wegwerfenden Urtheilen über die Lobredner der französischen Revolution aussprach. Der Freiherr Gaudy hatte ihm seine „Erato" mit einem freundlichen Begleitbriefe zugeschickt; aber wiewohl Heine die meisten Gedichte vortrefflich fand, zögerte er doch vier Monate mit der Antwort, — wie er an Varnhagen schrieb[233]), „aus kleinlichem Unmuth gegen Alles, was nach Noblesse riecht". „So musste eine liebe Freundin," heißt es im weiteren Verlauf des Briefes, „die ich wie meine Seele liebe, sehr viel Murrsinn von mir ausstehen, bloß weil sie eine hannövrische Komtesse ist und zu adlig fatalster Sippschaft gehört. Das ist die Krankheit, und deren ich mich schämen muss. Denn z. B. jene Freundin tröstete mich in einem Kummer, den ich der plebejischen Kanaille verdanke (viel häuslicher Kummer bedrückt mich), und der Baron Gaudy beschämt mich durch einliegenden Brief, der das vorsichtig Verfänglichste offen beantwortet." —

Von Ende Juni bis Ende Auguſt gebrauchte Heine wieder die Seebäder von Helgoland. Auf dem einſamen Meerfelſen überraſchte ihn die Kunde von der Julirevolution in Paris, die ihn aus ſeiner unproduktiven Stimmung in die fieberhafteſte Aufregung warf. Wir haben geſehen, wie das Miſsbehagen an den politiſchen Zuſtänden, das Gefühl der Ueberſättigung von Kunſt- und Literaturgeſchwätz, die ungeſtüme Sehnſucht nach einem beſchleunigten Gang der Ereigniſſe ſich in der letzten Zeit bei dem Dichter zur ſchärfſten Erbitterung ſteigerten, und wie ein Vorgefühl des herauf ziehenden Sturmes ihn angetrieben hatte, ſeit Monaten ſich in die Geſchichte der Revolution von 1789 zu vertiefen. „Wie es Vögel giebt," ſchrieb er an Varnhagen[234]), „die irgend eine phyſiſche Revolution, etwa Gewitter, Erdbeben, Ueberſchwemmungen, voraus ahnen, ſo giebt's Menſchen, denen die ſocialen Revolutionen ſich im Gemüth voraus ankündigen, und denen es dabei lähmend, betäubend und ſeltſam ſtockend zu Muthe wird. So erkläre ich mir meinen diesjährigen Zuſtand bis zum Ende Juli. Ich befand mich friſch und geſund, und konnte Nichts treiben als Revolutionsgeſchichte, Tag und Nacht. Zwei Monate badete ich in Helgoland, und als die Nachricht der großen Woche dort anlangte, war's mir, als verſtände ſich Das von ſelbſt, als ſei es nur eine Fortſetzung meiner Studien." In den Briefen aus Helgoland, die er ſeiner Denkſchrift über Börne eingefügt, ſchildert Heine (Bd. XII, S. 55 ff.) noch draſtiſcher die hoffnungslos niedergedrückte Stimmung, welche der Julirevolution voran ging, und die freudige Begeiſterung, zu welcher ihn die Kunde von dem großen Ereignis entflammte: „Ich ſelber bin dieſes Guerillakrieges müde und ſehne mich nach Ruhe, wenigſtens nach einem Zuſtand, wo ich mich meinen natürlichen Neigungen, meiner träumeriſchen Art und Weiſe, meinem phantaſtiſchen Sinnen und Grübeln ganz feſſellos hingeben kann. Welche Ironie des Geſchickes, daſs ich, der ich mich ſo gerne auf die Pfühle des ſtillen beſchaulichen Gemüthslebens bette, daſs eben ich dazu beſtimmt war, meine armen Mitdeutſchen aus ihrer Behaglichkeit hervor zu geißeln und in die Bewegung hinein zu hetzen! Ich, der ich mich am liebſten damit beſchäftige, Wolkenzüge zu beobachten,

metriſche Wortzauber zu erklügeln, die Geheimniſſe der Elementargeiſter zu erlauſchen, und mich in die Wunderwelt alter Märchen zu verſenken — ich muſſte politiſche Annalen herausgeben, Zeitintereſſen vortragen, revolutionäre Wünſche anzetteln, die Leidenſchaften aufſtacheln, den armen deutſchen Michel beſtändig an der Naſe zupfen, daſs er aus ſeinem geſunden Rieſenſchlaf erwache . . . Freilich, ich konnte dadurch bei dem ſchnarchenden Giganten nur ein ſanftes Nieſen, keineswegs aber ein Erwachen bewirken . . . Und riſs ich auch heftig an ſeinem Kopfkiſſen, ſo rückte er es ſich doch wieder zurecht mit ſchlaftrunkener Hand . . . Einſt wollte ich aus Verzweiflung ſeine Nachtmütze in Brand ſtecken, aber ſie war ſo feucht von Gedankenſchweiß, daſs ſie nur gelinde rauchte . . . und Michel lächelte im Schlummer. — Ich bin müde und lechze nach Ruhe. Ich werde mir ebenfalls eine deutſche Nachtmütze anſchaffen und über die Ohren ziehen. Wenn ich nur wüſſte, wo ich jetzt mein Haupt niederlegen kann. In Deutſchland iſt es unmöglich. Jeden Augenblick würde ein Polizeidiener heran kommen und mich tüchtig rütteln, um zu erproben, ob ich wirklich ſchlafe; ſchon dieſe Idee verdirbt mir alles Behagen. Aber in der That, wo ſoll ich hin? Wieder nach Süden? Nach dem Lande, wo die Citronen blühen und die Goldorangen? Ach! vor jedem Citronenbaum ſteht dort eine öſtreichiſche Schildwache, und donnert dir ein ſchreckliches ‚Wer da!‘ entgegen. Oder ſoll ich nach Norden? Etwa nach Nordoſten? Ach, die Eisbären ſind jetzt gefährlicher als je, ſeitdem ſie ſich civiliſieren und Glacéhandſchuhe tragen. Oder ſoll ich wieder nach dem verteufelten England, wo ich nicht in effigie hängen, wie viel weniger in Perſon leben möchte! Nimmermehr nach dieſem ſchnöden Lande, wo die Maſchinen ſich wie Menſchen und die Menſchen wie Maſchinen gebärden . . . Auch in Frankreich ſoll es jetzt ſchlecht ausſehen, und die große Retirade hat kein Ende. Die Jeſuiten florieren dort und ſingen Triumphlieder. Die dortigen Machthaber ſind dieſelben Thoren, denen man bereits vor fünfzig Jahren die Köpfe abgeſchlagen. Was half's! ſie ſind dem Grabe wieder entſtiegen, und jetzt iſt ihr Regiment noch thörichter als früher . . . Oder ſoll ich nach Amerika, nach dieſem ungeheuren Freiheitsgefängnis, wo die unſichtbaren Ketten

mich noch ſchmerzlicher drücken würden, als zu Hauſe die ſichtbaren, und wo der widerwärtigſte aller Tyrannen, der Pöbel, ſeine rohe Herrſchaft ausübt! Du weißt, wie ich über dieſes gottverfluchte Land denke, das ich einſt liebte, als ich es nicht kannte. . . . Und doch muſs ich es öffentlich loben und preiſen, aus Metierpflicht . . . Ihr lieben deutſchen Bauern! geht nach Amerika! dort giebt es weder Fürſten noch Adel, alle Menſchen ſind dort gleich, gleiche Flegel — mit Ausnahme freilich einiger Millionen, die eine ſchwarze oder braune Haut haben und wie die Hunde behandelt werden! . . . O Freiheit, du biſt ein böſer Traum!" — „Ueberall herrſchte eine dumpfe Ruhe," heißt es in der 1855 geſchriebenen Vorrede zur franzöſiſchen Ausgabe der Helgolander Briefe (Bd. XII, S. 101). „Die Sonne warf elegiſche Strahlen auf den breiten Rücken der deutſchen Geduld. Kein Windhauch bewegte den friedlichen Wetterhahn auf unſern frommen Kirchthürmen. Hoch oben auf einem einſamen Felſen ſaß ein Sturmvogel, aber er ließ ſchläfrig ſein Gefieder hängen und ſchien ſelbſt zu glauben, daſs er ſich getäuſcht habe, und daſs ſo bald kein Orkan losbrechen werde. Er war recht traurig und ſchier muthlos geworden, er, welcher kurz vorher ſo mächtig und geräuſchvoll die Lüfte durchflogen und dem guten Deutſchland alle möglichen Stürme verkündet. — Plötzlich zuckte im Weſten ein Blitz über den Himmel, ein Donnerſchlag folgte und ein ſchreckliches Krachen, als wäre das Ende der Welt erſchienen. — Bald kamen in der That die Berichte von der großen Kataſtrophe, von den drei Tagen in Paris, wo abermals die Sturmglocke des Volkszornes erſcholl. Man glaubte ſchon in der Ferne die Trompete des jüngſten Gerichts zu vernehmen." Die trübſinnige Niedergeſchlagenheit hatte ein Ende, und mit fröhlichem Vertrauen blickte der Dichter in die Zukunft. Enthuſiaſtiſche Rhapſodieen entſtrömten ſeiner Seele, jauchzend rief er aus (Ebd., S. 87 ff.): „Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marſeillaiſe . . . Ich bin wie berauſcht. Kühne Hoffnungen ſteigen leidenſchaftlich empor, wie Bäume mit goldenen Früchten und wilden, wachſenden Zweigen, die ihr Laubwerk weit ausſtrecken bis in die Wolken . . . Die Wolken aber im raſchen Fluge entwurzeln dieſe Rieſenbäume und jagen damit von dannen.

Der Himmel hängt voller Violinen. Das ist ein beständiges Geigen da droben in himmelblauer Freudigkeit, und Das klingt aus den smaragdenen Wellen wie heiteres Mädchengekicher. Unter der Erde aber kracht es und klopft es, der Boden öffnet sich, die alten Götter strecken daraus ihre Köpfe hervor, und mit hastiger Verwunderung fragen sie: ‚Was bedeutet der Jubel, der bis ins Mark der Erde drang? Was giebt's Neues? Dürfen wir wieder hinauf?' Nein, ihr bleibt unten in Nebelheim, wo bald ein neuer Todesgenosse zu euch hinabsteigt . . . ‚Wie heißt er?' Ihr kennt ihn gut, der euch einst hinabstieß in das Reich der ewigen Nacht . . . Pan ist todt! — Lafayette, die dreifarbige Fahne, die Marseillaise . . . Fort ist meine Sehnsucht nach Ruhe. Ich weiß jetzt wieder, was ich will, was ich soll, was ich muss. Ich bin der Sohn der Revolution und greife wieder zu den gefeiten Waffen, worüber meine Mutter den Zaubersegen ausgesprochen . . . Blumen! Blumen! Ich will mein Haupt bekränzen zum Todeskampf. Und auch die Leier, reicht mir die Leier, damit ich ein Schlachtlied singe . . . Worte gleich flammenden Sternen, die aus der Höhe herabschießen und die Paläste verbrennen und die Hütten erleuchten . . . Worte gleich blanken Wurfspeeren, die bis in den siebenten Himmel hinaufschwirren und die frommen Heuchler treffen, die sich dort eingeschlichen ins Allerheiligste . . . Ich bin ganz Freude und Gesang, ganz Schwert und Flamme!"

Aber dem feurigen Rausch der Begeisterung sollte nur zu bald die kühle Ernüchterung folgen. Gegen Ende August nach Hamburg zurück gekehrt, erlebte Heine dort alsbald die rohen Excesse der Judenkrawalle, mit denen der Hamburger vornehme und geringe Pöbel seine Nachfeier der Julirevolution beging. Hier galt es nicht, wie in Braunschweig, das ruhmvolle Beispiel der Franzosen durch Fortjagung eines verhassten, Recht und Gesetz verhöhnenden Regenten nachzuahmen, sondern an einer harmlosen Klasse von Mitbürgern sein tolles Müthchen zu kühlen. Das mittelalterliche Vorurtheil gegen die Juden, welches den Letzteren in Hamburg nicht bloß, wie in den übrigen deutschen Ländern, den Zutritt zu Staatsämtern, Advokaturgeschäften, Innungen und Zünften verwehrte, sondern ihnen auch die gesellschaftliche

Gleichſtellung mißgönnte, wollte ſein Opfer haben. Auf getroffene Verabredung beſchloſs man, an einem Septemberabend mit dem Glockenſchlag Neun Alles, was eine jüdiſche Phyſiognomie trug, aus den öffentlichen Lokalen der Stadt, vorzugsweiſe aus den Alſter- und Elbpavillons, hinaus zu werfen. Nur den getauften Söhnen Iſrael's wurde geſtattet, ſich durch Herbeiholung ihres Taufſcheins zu legitimieren. Am folgenden Tage wiederholten ſich die ſchändlichen Demonſtrationen; kein Bekenner des moſaiſchen Glaubens durfte ſich ohne Lebensgefahr auf der Straße blicken laſſen oder Licht in ſeiner Wohnung anzünden, als der Pöbel durch die Gaſſen raſte; viele Judenhäuſer wurden demoliert, und ſelbſt das ſtattliche Haus Salomon Heine's am Jungfernſtieg entging, trotz der Popularität, deren ſich der gutherzige Millionär bei allen Schichten der Bevölkerung erfreute, mit genauer Noth dem Steinhagel, der ſeine Fenſterſcheiben bedrohte. Vergebens ſuchte die Polizei dem Unfuge zu ſteuern, die Tumultanten zogen mit lärmendem Geſchrei vor das Stadthaus, und warfen auch dort alle Scheiben ein. Man ließ dem Volke ſein Spiel, und am andern Morgen in aller Frühe waren die Scheiben wieder eingeſetzt. Der Senat publicierte jetzt das Tumult-Mandat, das hanſeatiſche Kontingent und die Bürgerwehr wurden aufgeboten, und ohne einen Schwertſtreich gelang es, die Ordnung wieder herzuſtellen. Wienbarg erzählt ein Witzwort, das Heine bei dieſer Gelegenheit ſprach. Beiderlei Truppen erhielten, während ſie auf der Straße kampieren mußten, eine Stärkung an Brot, Käſe ꝛc. Heine behauptete, die Hanſeaten hätten Schweizer Käſe, die Bürgerſoldaten holländiſchen bekommen.

Aber ſo ſehr Heine über dies klägliche Nachſpiel der Julitage entrüſtet war, das, wie er an Varnhagen ſchrieb[235]), „einem minder ſtarken Herzen wohl das Schönſte verleiden konnte," ließ er ſich durch die Hamburger Ereigniſſe doch nicht abhalten, in hoffnungsfreudiger Stimmung ein Buch raſch zu vollenden, das, ſofort nach ſeiner Rückkehr aus dem Seebade begonnen, auf eine unmittelbare Förderung der Zeitintereſſen berechnet war. Die „Nachträge zu den Reiſebildern", welche Anfangs Januar 1831 erſchienen, waren zum Theil freilich aus alten Materialien zuſammen geſtellt; aber die „engliſchen Fragmente", die zuerſt in

den „Politiſchen Annalen“ gedruckt worden, erhielten durch Hinzufügung der Schlußphantaſie: „Die Befreiung“ direkten Bezug auf die Julirevolution, und „Die Stadt Lucca“, welche ſich den „Bädern von Lucca“ anſchließt, ward, mit Ausnahme der Eingangskapitel, erſt im Sommer und Herbſt 1830 geſchrieben[236]). Unter der irrigen Vorausſetzung, daſs in Sachſen die Cenſur nachſichtiger als in Hamburg ſei, hatte Campe das Manuſkript zum Drucke nach Leipzig geſandt; aber bald wurde ihm die Nachricht, daſs auch dort die Julirevolution Nichts an den alten Preſsſchikanen geändert habe, und Heine muſſte, wie er ſich ausdrückt, „noch einige Arien einlegen und noch ein Finale ſchreiben“, um die vorſchriftsmäßigen zwanzig Bogen zu füllen. Religiöſe und politiſche Freiheit ſind das ſtets wiederkehrende Grundthema, über welches der Dichter in dieſem Buche, zuweilen mit lachenden Späßen, meiſt aber mit würdevollem Ernſte, phantaſiert; und zwar dient ihm Italien vorherrſchend, um die Miſsbräuche einer zu todtem Buchſtabendienſt erſtarrten Religion, — England, um die Gefahren einer falſch verſtandenen, ariſtokratiſch verklauſulierten Freiheit ins Licht zu ſtellen. „Das Buch iſt vorſätzlich ſo einſeitig,“ bemerkt Heine in einem Briefe an Varnhagen[237]). „Ich weiß ſehr gut, daſs die Revolution alle ſocialen Intereſſen umfaſſt, und Adel und Kirche nicht ihre einzigen Feinde ſind. Aber ich habe, zur Feſtlichkeit, die Letzteren als die einzig verbündeten Feinde dargeſtellt, damit ſich der Ankampf konſolidiere. Ich ſelbſt haſſe die aristocratie bourgeoise noch mehr. — Wenn mein Buch dazu beiträgt, in Deutſchland, wo man ſtockreligiös iſt, die Gefühle in Religionsmaterien zu emancipieren, ſo will ich mich freuen, und das Leid, das mir durch das Geſchrei der Frommen bevorſteht, gern tragen.“ — „Das Buch iſt ſtärker im Ausdruck als im Ausgedrückten,“ heißt es in einem der nächſten Briefe[238]), „es iſt nur agitatoriſch, und ich brauche den Text nicht zu fürchten, wenn man mir was anhaben will. Nur, fürchte ich, wird man ſich hinter die Kleriſei verſtecken und das Buch im Namen der Religion zu verrufen ſuchen. Geſchieht Das — nun freilich, dann gebe ich die ganze Partitur der großen Oper.“

In der That entſpricht der Charakter der „Nachträge zu den

Reisebildern" vollständig der Tendenz, welche Heine in diesen Worten ankündigt. Trotz aller losen Spöttereien über Dogmen und Priesterlug, trotz aller scharfen Befehdung der privilegierten Adelskaste, die sich zwischen Fürst und Volk gestellt, ist der Verfasser im Grunde seines Herzens weder ein Feind des Altars, noch des Thrones. Wir haben in der That keine Ursache, seiner Versicherung (Bd. II, S. 394) zu misstrauen: „Ich ehre die innere Heiligkeit jeder Religion und unterwerfe mich den Interessen des Staates. Wenn ich auch dem Anthropomorphismus nicht sonderlich huldige, so glaube ich doch an die Herrlichkeit Gottes, und wenn auch die Könige so thöricht sind, dem Geiste des Volkes zu widerstreben, so bleibe ich doch meiner innersten Ueberzeugung nach ein Anhänger des Königthums, des monarchischen Princips." Um so nachdrücklicher erhebt Heine seine Stimme wider jede Verbündung der geistlichen und weltlichen Gewalt zur Unterdrückung der religiösen und politischen Freiheit. „Eben weil ich ein Freund des Staats und der Religion bin," sagt er weiter, „hasse ich jene Missgeburt, die man Staatsreligion nennt, jenes Spottgeschöpf, das aus der Buhlschaft der weltlichen und geistlichen Macht entstanden, jenes Maulthier, das der Schimmel des Antichrists mit der Eselin Christi gezeugt hat. Gäbe es keine solche Staatsreligion, keine Bevorrechtung eines Dogmas und eines Kultus, so wäre Deuschland einig und stark und seine Söhne wären herrlich und frei. So aber ist unser armes Vaterland zerrissen durch Glaubenszwiespalt, das Volk ist getrennt in feindliche Religionsparteien, protestantische Unterthanen hadern mit ihren katholischen Fürsten oder umgekehrt, überall Misstrauen ob Kryptokatholicismus oder Kryptoprotestantismus, überall Verketzerung, Gesinnungsspionage, Pietismus, Mysticismus, Kirchenzeitungsschnüffeleien, Sektenhass, Bekehrungssucht, und während wir über den Himmel streiten, gehen wir auf Erden zu Grunde. Ein Indifferentismus in religiösen Dingen wäre vielleicht allein im Stande uns zu retten, und durch Schwächerwerden im Glauben könnte Deutschland politisch erstarken." Heine entwickelt sodann, wie es für die Religion, für ihr heiliges Wesen, eben so verderblich sei, wenn der Staat ihre Diener mit besonderen Privilegien bekleide, und die Religion zu politischen Zwecken missbraucht

werde: „Wie den Gewerben, ist auch den Religionen das Monopolsystem schädlich, durch freie Konkurrenz bleiben sie kräftig, und sie werden erst dann zu ihrer ursprünglichen Herrlichkeit wieder erblühen, sobald die politische Gleichheit der Gottesdienste, so zu sagen die Gewerbefreiheit der Götter, eingeführt wird. Die edelsten Menschen in Europa haben es längst ausgesprochen, daſs Dieses das einzige Mittel ist, die Religionen vor gänzlichem Untergang zu bewahren; doch die Diener derselben werden eher den Altar selbst aufopfern, als daſs sie von Dem, was darauf geopfert wird, das Mindeste verlieren möchten; ebenso wie der Adel eher den Thron selbst und Höchstdenjenigen, der hochdarauf sitzt, dem sichersten Verderben überlassen würde, als daſs er mit ernstlichem Willen die ungerechteste seiner Gerechtsame aufgäbe. Ist doch das affektierte Interesse für Thron und Altar nur ein Possenspiel, das dem Volke vorgegaukelt wird! ... Ob der liebe Gott es noch lange dulden wird, daſs die Pfaffen einen leidigen Popanz für ihn ausgeben und damit Geld verdienen, Das weiß ich nicht; — wenigstens würde ich mich nicht wundern, wenn ich mal im Hamb. Unpart. Korrespondenten" läse, daſs der alte Jehovah jedermann warne, keinem Menschen, es sei wer es wolle, nicht einmal seinem Sohne, auf seinen Namen Glauben zu schenken. Ueberzeugt bin ich aber, wir werden's mit der Zeit erleben, daſs die Könige sich nicht mehr hergeben wollen zu einer Schaupuppe ihrer adligen Verächter, daſs sie die Etiquetten brechen, ihren marmornen Buden entspringen und unwillig von sich werfen den glänzenden Plunder, der dem Volke imponieren sollte, den rothen Mantel, der scharfrichterlich abschreckte, den diamantenen Reif, den man ihnen über die Ohren gezogen, um sie den Volksstimmen zu versperren, den goldenen Stock, den man ihnen als Scheinzeichen der Herrschaft in die Hand gegeben — und die befreiten Könige werden frei sein wie andere Menschen, und frei unter ihnen wandeln, und frei fühlen und frei heirathen, und frei ihre Meinung bekennen, und Das ist die Emancipation der Könige. — Was bleibt aber den Aristokraten übrig, wenn sie der gekrönten Mittel ihrer Subsistenz beraubt werden, wenn die Könige ein Eigenthum des Volkes sind, und ein ehrliches und sicheres Regiment führen durch den Willen des Volks, der alleinigen Quelle

aller Macht? Was werden die Pfaffen beginnen, wenn die Könige einſehen, daſs ein bischen Salböl keinen menſchlichen Kopf guillotinenfeſt machen kann, eben ſo wie das Volk täglich mehr und mehr einſieht, daſs man von Oblaten nicht ſatt wird? Nun freilich, da bleibt der Ariſtokratie und der Kleriſei Nichts übrig als ſich zu verbünden, und gegen die neue Weltordnung zu kabalieren und zu intrigieren. — Vergebliches Bemühen! Eine flammende Rieſin, ſchreitet die Zeit ruhig weiter, unbekümmert um das Gekläffe biſſiger Pfäffchen und Junkerlein da unten." —

In dem „Geſpräch auf der Themſe" und dem Schluſskapitel der „Engliſchen Fragmente" (Bd. III, S. 6 und 155) führt Heine den früher ſchon in der Betrachtung auf dem Schlachtfelde von Marengo angedeuteten Gedanken weiter aus, daſs die Freiheit die Religion der neuen Zeit ſei, die den Glauben an die alten Götter verloren und nicht Phantaſie genug habe, neue Götter zu erſchaffen: „Alle Kraft der Menſchenbruſt wird jetzt zu Freiheitsliebe, und die Freiheit iſt vielleicht die Religion der neuen Zeit, und es iſt wieder eine Religion, die nicht den Reichen gepredigt wurde, ſondern den Armen, und ſie hat ebenfalls ihre Evangeliſten, ihre Märtyrer und Iſchariots ... Wenn Chriſtus auch nicht der Gott dieſer Religion iſt, ſo iſt er doch ein Hoherprieſter derſelben, und ſein Name ſtrahlt beſeligend in die Herzen der Jünger. Die Franzoſen ſind aber das auserleſene Volk der neuen Religion, in ihrer Sprache ſind die erſten Evangelien und Dogmen verzeichnet, Paris iſt das neue Jeruſalem, und der Rhein iſt der Jordan, der das geweihte Land der Freiheit trennt von dem Lande der Philiſter." Derſelben enthuſiaſtiſchen Hinweiſung auf Frankreich und die franzöſiſche Revolution begegnen wir mehrfach in den „Nachträgen zu den Reiſebildern", vor Allem in dem Abſchnitte: „Die Befreiung", welchem die eben angeführten Worte entnommen ſind. Es wird dort (Ebd., S. 143 ff.) in einem geiſtvollen Rückblick auf die Entwicklungsgeſchichte der Menſchheit die Anſicht aufgeſtellt, daſs Aegypten zuerſt jenes privilegierte Kaſtenthum, jene geiſtliche und weltliche Hierarchie hervorgebracht habe, die ſpäter als Verbindung der katholiſchen Kirche und des Feudaladels ganz Europa in Knechtſchaft erhielt, und

deren unheilvolle Macht erſt ſeit Erfindung der Buchdruckerkunſt und des Pulvers allmählich gebrochen ward. „Die früheren Beſtrebungen, die wir in der Geſchichte der lombardiſchen und toskaniſchen Republiken, der ſpaniſchen Kommünen und der freien Städte in Deutſchland und anderen Ländern erkennen, verdienen nicht die Ehre, eine Volkserhebung genannt zu werden; es war kein Streben nach Freiheit, ſondern nach Freiheiten, kein Kampf für Rechte, ſondern für Gerechtſame; Korporationen ſtritten um Privilegien, und es blieb Alles in den feſten Schranken des Gilden- und Zunftweſens. Erſt zur Zeit der Reformation wurde der Kampf von allgemeiner und geiſtiger Art, und die Freiheit wurde verlangt, nicht als ein hergebrachtes, ſondern als ein urſprüngliches, nicht als ein erworbenes, ſondern als ein angeborenes Recht. Da wurden nicht mehr alte Pergamente, ſondern Principien vorgebracht; und der Bauer in Deuſchland und der Puritaner in England beriefen ſich auf das Evangelium, deſſen Ausſprüche damals an Vernunft Statt galten, ja noch höher galten, nämlich als eine geoffenbarte Vernunft Gottes. Da ſtand deutlich ausgeſprochen, daſs die Menſchen von gleich edler Geburt ſind, daſs hochmüthiges Beſſerdünken verdammt werden muſs, daſs der Reichthum eine Sünde iſt, und daſs auch die Armen berufen ſind zum Genuſſe in dem ſchönen Garten Gottes, des gemeinſamen Vaters.“ Aber in Deutſchland ſiegte die hohe Jagd des Adels über die Gleichheitslehre der Bauernrevolution, und auch in Großbritanien wurde die religiöſe und politiſche Reformation nur zur Hälfte vollbracht, keine geſellſchaftliche Umwälzung fand ſtatt, es wurden nur neue liberale Flicken auf das alte Staatskleid geſetzt. Erſt die Bergprediger, welche von der Höhe des Konvents zu Paris ein dreifarbiges Evangelium herabpredigten, haben, in Uebereinſtimmung mit den Anſichten jenes älteren Bergpredigers, der gegen die Ariſtokratie von Jeruſalem geſprochen, mit Erfolg der Menſchheit klar gemacht, daſs nicht bloß die Form des Staates, ſondern das ganze geſellſchaftliche Leben, nicht geflickt, ſondern neu umgeſtaltet, neu begründet, ja neu geboren werden ſollte. „Ich ſpreche,“ ſo ſchließt Heine dieſe geſchichtsphiloſophiſche Entwicklung, „von der franzöſiſchen Revolution, jener Weltepoche, wo die Lehre der Freiheit und Gleichheit ſo ſiegreich empor ſtieg

aus jener allgemeinen Erkenntnisquelle, die wir Vernunft nennen, und die als eine unaufhörliche Offenbarung, welche sich in jedem Menschenhaupte wiederholt und ein Wissen begründet, noch weit vorzüglicher sein muss, als jene überlieferte Offenbarung, die sich nur in wenigen Auserlesenen bekundet und von der großen Menge nur geglaubt werden kann. Diese letztgenannte Offenbarungsart, die selbst aristokratischer Natur ist, vermochte nie die Privilegienherrschaft, das bevorrechtete Kastenwesen, so sicher zu bekämpfen, wie es die Vernunft, die demokratischer Natur ist, jetzt bekämpft. Die Revolutionsgeschichte ist die Kriegsgeschichte dieses Kampfes, woran wir Alle mehr oder minder theilgenommen; es ist der Todeskampf mit dem Aegyptenthum."

Denen, welche so rasch bei der Hand sind, unserm Dichter wegen seiner Bewunderung der Franzosen und wegen seines Lobpreisens der französischen Revolution eine unpatriotische Gesinnung vorzuwerfen, möchten wir doch vor Allem ins Gedächtnis rufen, dass das Erwachen des politischen Lebens in Deutschland eben seit der Julirevolution datiert, deren Kanonen uns zuerst aus dem wüsten Schlafe der Restaurationszeit wirksam empor scheuchten. Die Schriftsteller, deren Begeistrung sich an den Ereignissen der großen Woche von Paris entzündete, unternahmen ein verdienstliches Werk, indem sie ihren thatendurstigen Enthusiasmus dem Volke diesseit des Rheines mitzutheilen suchten und ihm das an der Seine gegebene Beispiel zur Nacheiferung empfahlen. Das haben auch die wahren Freunde des Fortschritts und der Freiheit damals sehr wohl begriffen, und nicht *sie* waren es, von denen die Verdächtigung der patriotischen Gesinnung eines Heine oder Börne ausging. Selbst der grimmige Wolfgang Menzel, welcher einige Jahre nachher so kreischend in das Horn des Franzosenhasses stieß, schmückte derzeit noch die Namen Beider in seinem „Literaturblatte" bei Besprechung ihrer neuesten Schriften mit Lorberkränzen und belobte ihren männlichen Muth und die aufregende Kraft ihrer Worte. Nicht einmal an dem Napoleonkultus Heine's nahm Menzel damals Anstoß, mit Behagen druckte er im Gegentheil Dessen boshafte Charakteristik des Herzogs von Wellington ab, welche mit den Worten schließt: „Daneben denke man sich das Bild Napoleon's, jeder Zoll ein Gott!" — und

er fügte sogar die anerkennende Bemerkung hinzu [339]: „Diese Charakteristik eines Mannes ist zugleich die des ganzen Zeitalters, dessen Abgott er gewesen. Alles war falsch, unecht, die Begeisterung, der Sieg, der Frieden. Nichts Wahres in der ganzen Zeit seit Napoleon's Sturz, als die Lüge!"

So Viel ging aus den „Nachträgen zu den Reisebildern" hervor: wie die Zeit selber, war auch Heine, der ihr Leben in tiefster Bedeutung zu erfassen strebte, durch die Julirevolution ernster geworden, und beschäftigte sich nachdenklicher mit den großen Fragen der Gegenwart, die er in seinen früheren Schriften meist nur oberflächlich und mit keck umher tastender Neugier gestreift hatte. Das politische Interesse trat mehr und mehr in den Vordergrund, die behagliche Stille des rein poetischen Schaffens war auf Nimmerwiederkehr entwichen. Die schönen Gedichte des „Neuen Frühlings", welche Heine im Spätherbst 1830 auf Anregung Albert Methfessel's schrieb, der ihn um einen zur Komposition geeigneten Liedercyklus ersucht hatte, waren gleichsam ein letzter zärtlicher Scheidekuss der aus dem Schlachtlärm des Tages angstvoll entfliehenden Muse seiner Jugendzeit. Was ist der Inhalt dieser Lieder? Der Dichter will wohlbewaffnet in den großen Freiheitskampf der Zeit ziehen; allein eine neue Liebe hält ihn festgebannt im Zauberhaine der Romantik, wie jenen Ritter, dessen geharnischten Arm Amoretten mit Blumenketten umwanden. Ja, er liebt wieder, wie sehr er sich durch so viel' bittere Schmerzen vor neuer Bethörung geschützt wähnte; er liebt, und die Liebe, welche sein Herz erfüllt, scheint alle Wunder des Frühlings hervor zu locken. Neuer Frühling im Herzen und neuer Frühling in der Natur verweben sich mit einander zu einem harmonischen Liede. Im Walde sprießt und grünt es, die Lindenblüthen ergießen ihre Düfte, die blauen Frühlingsaugen der Veilchen blicken sanft aus dem Grase, die Nachtigall singt der Rose ihr schluchzend langgezogenes Lied, das ganze Wald-Orchester musiciert nach dem Takte, den Schalk Amor, der Kapellmeister des Herzens, schlägt, und aus dem Dunkel der Kastanien glänzt das weiße Landhaus der Geliebten hervor. Wenn die frischen Farben des Bildes gegen den Schluss hin erlischen und feuchte Herbstnebel den absterbenden Frühlingstraum der Natur und des Herzens umhüllen, so schleicht

doch der Spott ſich nur leiſe und lächelnd ein, und verwandelt ſich in eine ſanft wehmüthige Klage über den Unbeſtand alles irdiſchen Glückes. — Aus ſo idylliſcher Stimmung heraus hat Heine ſeitdem nie wieder gedichtet. Die „Kunſtperiode", wie er ſelbſt die ablaufende Literaturepoche getauft hatte, ging zu Ende, die Revolution hielt ihren Einzug in die Häupter und Herzen der Schriftſteller des neuen Zeitraums, und der Dichter und ihres Publikums bemächtigte ſich faſt eine Abneigung gegen die ſtreng geſchloſſene Kunſtform der gebundenen Rede. „Es will mich bedünken," ſagte Heine einige Jahre ſpäter (Bd. XV, S. 3), „als ſei in ſchönen Verſen allzu viel gelogen worden und die Wahrheit ſcheue ſich, in metriſchen Gewanden zu erſcheinen." Das leidenſchafterfüllte Gemüth ſehnte ſich, in unverhüllter Nacktheit das Programm des Kampfes auszuſprechen, der vielleicht auch in Deutſchland nicht mehr allein mit geiſtigen Waffen auszufechten war. Konnte nicht auch uns das Schickſal Frankreichs beſchieden ſein? Wenn dort ein Polignac nur das Geiſtermordgeſetz ſeiner Preſsordonnanzen zu promulgieren brauchte, um eine Revolution hervor zu bringen und nach drei heldenmüthigen Tagen die Knechtſchaft mit ihren rothen Schergen und weißen Liljen zu Boden geſchleudert zu ſehen: warum ſollte Deutſchland für immer ſeine Ketten tragen? Hatte doch das halbzertretene Polen ſich eben wieder in blutigem Aufſtand erhoben, um ein unerträglich gewordenes Joch zu zertrümmern — warum ſollte die deutſche Geduld nicht endlich auch einmal reißen? Und muſſte die Revolution in Deutſchland nicht einen um ſo gewaltthätigeren Charakter annehmen, je deſpotiſcher es den Schriftſtellern verwehrt wurde die wichtigſten Fragen des Staates und der Geſellſchaft in der Preſſe zu diskutieren, den Samen der Intelligenz und politiſchen Bildung in die Herzen des Volkes zu ſtreuen? Solche Fragen waren es, auf welche Heine in der Einleitung antwortete, die er im März 1831 zu der Broſchüre Robert Weſſelhöft's: „Kahldorf über den Adel" ſchrieb. Er deutete warnend hin auf die Schreckensherrſchaft von 1792, er erinnerte daran, wie „dort, wo die Ideenguillotine gewirthſchaftet, bald auch die Menſchencenſur eingeführt worden ſei, und wie derſelbe Sklave, der die Gedanken hinrichtete, ſpäter mit derſelben Gelaſſenheit ſeinen eigenen Herrn ausſtrich

aus dem Buche des Lebens.“ Und wie einſt in Frankreich, ſo könne jetzt auch in Deutſchland „die bürgerliche Gleichheit“ das erſte Loſungswort der Revolution werden, von der Preſsfreiheit aber ſei es abhängig, ob dieſe Frage durch ruhige Erörterung friedlich geſchlichtet, oder von einer blinden Menge mit ungeſtümer Wildheit gelöſt werden ſolle. Die Broſchüre, welcher Heine dieſe kraftvolle Einleitung mit auf den Weg gab, war eine Abfertigung der im Jahre 1830 erſchienenen Schrift des Grafen Magnus von Moltke: „Ueber den Adel und deſſen Verhältnis zum Bürgerſtande“. Mit überlegener Feinheit und treffender Schärfe der Argumente beſtritt der pſeudonyme Verfaſſer die Rechtsanſprüche des Adels, für welche der hochgeborene Kämpe in die Schranken geſprengt war. Die Briefe Kahldorf's wieſen nach, daſs, wenn im Kampfe der Monarchie und Demokratie die Wagſchalen ſchwanken, jedenfalls die Ariſtokratie in neuerer Zeit faſt all ihr Gewicht verloren habe und immer mehr verliere. Das neuere Heerweſen habe die Macht, das neuere Geldweſen den Reichthum, die neuere Kultur das abergläubiſche Vorurtheil zerſtört, worauf im Mittelalter der Adel ſeine Privilegien gründete. Auf allen Gebieten des Wiſſens, der Kunſt, des Erwerbs und des öffentlichen Lebens habe das Bürgerthum dem Adel längſt den Rang abgelaufen, und wenn der Geiſt der Ahnen noch in den Ruinen ihrer alten Burgen umgehe, ſo gewahre er mit Staunen, wie deren höchſte Thürme der junge Eichwald überrage. Nicht ſo kühl und gemäßigt, wie der Verfaſſer des „Kahldorf“, der ſpäter kurze Zeit in großherzoglich weimariſchen Staatsdienſten ſtand, ſich 1838 durch Abfaſſung der Streitſchrift „Berlin und Rom“ an dem durch die Kölner Wirren hervorgerufenen Broſchürenkampfe betheiligte, und dann in Amerika verſchollen iſt, vermochte Heine die Prätenſionen einer Ariſtokratie zu beſprechen, die er in allen Ländern zur Ausrottung der liberalen Ideen verbündet ſah, und an deren Spitze er jetzt denſelben Zar Nikolaus erblickte, den er noch jüngſt irrthümlich für den Gonfaloniere der Freiheit gehalten. War es ihm doch, während er ſeine Einleitung zu den Kahldorf'ſchen Briefen ſchrieb, als ſpritze das Blut von Warſchau bis auf ſein Papier, und als höre er die Trompeten der „Berliner Ukaſuiſten und Knutologen“ zu einem neuen Feld-

zuge gegen Frankreich blaſen, um der Idee eines „Bürgerkönigs ohne Hofetikette, ohne Edelknechte, ohne Kourtiſanen, ohne Kuppler, ohne diamantene Trinkgelder und ſonſtige Herrlichkeit“ den Garaus zu machen! Da galt es zu warnen und zu wecken auf jede Gefahr, und Heine ſchleuderte ſo blitzſcharfe Worte gegen die Kerkermeiſter der Freiheit, daſs ein großer Theil ſeines Aufſatzes von der ſervilen Cenſur völlig unterdrückt wurde. Er mahnte laut an die Konſtitution, welche dem deutſchen Volke verſprochen worden, als es in den Befreiungskriegen Gut und Blut für die Rettung der Fürſten und des Vaterlandes eingeſetzt. „Der galliſche Hahn,“ ſagte er, „hat jetzt zum zweiten Male gekräht, und auch in Deutſchland wird es jetzt Tag. In entlegene Klöſter, Schlöſſer, Hanſeſtädte und dergleichen letzte Schlupfwinkel des Mittelalters flüchten ſich die unheimlichen Schatten und Geſpenſter, die Sonnenſtrahlen blitzen, wir reiben uns die Augen, das holde Licht dringt uns ins Herz, das wache Leben umrauſcht uns, wir ſind erſtaunt, wir befragen einander: Was thaten wir in der vergangenen Nacht? — Nun ja, wir träumten in unſerer deutſchen Weiſe, d. h. wir philoſophierten. Zwar nicht über die Dinge, die uns zunächſt betrafen oder zunächſt paſſierten, ſondern wir philoſophierten über die Dinge an und für ſich, über die letzten Gründe der Dinge und ähnliche metaphyſiſche und transcendentale Träume, wobei uns der Mordſpektakel der weſtlichen Nachbarſchaft zuweilen recht ſtörſam wurde, ja ſogar recht verdrießlich, da nicht ſelten die franzöſiſchen Flintenkugeln in unſere philoſophiſchen Syſteme hinein pfiffen und ganze Fetzen davon fortfegten. Seltſam iſt es, daſs das praktiſche Treiben unſerer Nachbarn jenſeits des Rheins dennoch eine innige Wahlverwandtſchaft hatte mit unſerem philoſophiſchen Träumen im geruhſamen Deutſchland. Man vergleiche nur die Geſchichte der franzöſiſchen Revolution mit der Geſchichte der deutſchen Philoſophie, und man ſollte glauben: die Franzoſen, denen ſo viele wirkliche Geſchäfte oblagen, wobei ſie durchaus wach bleiben mussten, hätten uns Deutſche erſucht, unterdeſſen für ſie zu ſchlafen und zu träumen, und unſere deutſche Philoſophie ſei nichts Anderes, als der Traum der franzöſiſchen Revolution. So hatten wir den Bruch mit dem Beſtehenden und der Ueberlieferung im Reiche

des Gedankens, eben so wie die Franzosen im Gebiete der Gesellschaft; um die Kritik der reinen Vernunft sammelten sich unsere philosophischen Jakobiner, die Nichts gelten ließen, als was jener Kritik Stand hielt, Kant war unser Robespierre. Nachher kam Fichte mit seinem Ich, der Napoleon der Philosophie, die höchste Liebe und der höchste Egoismus, die Alleinherrschaft des Gedankens, der souveräne Wille, der ein schnelles Universalreich improvisierte, das eben so schnell wieder verschwand, der despotische, schauerlich einsame Idealismus. Unter seinem konsequenten Tritte erseufzten die geheimen Blumen, die von der Kantischen Guillotine noch verschont geblieben oder seitdem unbemerkt hervor geblüht waren, die unterdrückten Erdgeister regten sich, der Boden zitterte, die Kontrerevolution brach aus, und unter Schelling erhielt die Vergangenheit mit ihren traditionellen Interessen wieder Anerkenntnis, sogar Entschädigung, und in der neuen Restaurationn, in der Naturphilosophie, wirthschafteten wieder die grauen Emigranten, die gegen die Herrschaft der Vernunft und der Idee beständig intrigiert, der Mysticismus, der Pietismus, der Jesuitismus, die Legitimität, die Romantik, die Deutschthümelei, die Gemüthlichkeit — bis Hegel, der Orleans der Philosophie, ein neues Regiment begründete oder vielmehr ordnete, ein eklektisches Regiment, worin er freilich selber Wenig bedeutet, dem er aber an die Spitze gestellt ist, und worin er den alten Kantischen Jakobinern, den Fichte'schen Bonapartisten, den Schelling'schen Pairs und seinen eigenen Kreaturen eine feste, verfassungsmäßige Stellung anweist. — In der Philosophie hätten wir also den großen Kreislauf glücklich beschlossen, und es ist natürlich, daſs wir jetzt zur Politik übergehn."

Das war eine andere Sprache, als man sie in den sentimental-humoristischen Karnevalspäßen der „Reisebilder" gehört hatte. Heine schien das Gleichnis wahr machen zu wollen, in welchem er sich den Kunz von der Rosen des deutschen Volkes genannt. Er hatte ob der Drangsal des Vaterlandes so wüthend ernsthaft den Kopf geschüttelt, daſs die närrischen Schellen abfielen von der rothen Mütze, und diese schier das Ansehen einer Jakobinermütze bekam. Eindringlich und verheißungsvoll klang seine Rede (Bd. II, S. 427): „Der Mann, dessen eigentliches

Amt die Kurzweil, und der dich nur beluſtigen ſollte in guten Tagen, er dringt in deinen Kerker zur Zeit der Noth; hier unter dem Mantel bringe ich dir dein ſtarkes Scepter und die ſchöne Krone — erkennſt du mich nicht, mein Kaiſer? Wenn ich dich nicht befreien kann, ſo will ich dich wenigſtens tröſten, und du ſollſt Jemanden um dich haben, der mit dir ſchwatzt über die bedränglichſte Drangſal, und dir Muth einſpricht, und dich lieb hat, und deſſen beſter Spaß und beſtes Blut zu deinen Dienſten ſteht. Denn du, mein Volk, biſt der wahre Kaiſer, der wahre Herr der Lande — dein Wille iſt ſouverän und viel legitimer, als jenes purpurne Tel est notre plaisir, das ſich auf ein göttliches Recht beruft, ohne alle andere Gewähr, als die Salbadereien geſchorener Gaukler — dein Wille, mein Volk, iſt die alleinig rechtmäßige Quelle aller Macht. Wenn du auch in Feſſeln darnieder liegſt, ſo ſiegt doch am Ende dein gutes Recht, es naht der Tag der Befreiung, eine neue Zeit beginnt — mein Kaiſer, die Nacht iſt vorüber, und draußen glüht das Morgenroth."

Aber was half es, daſs Heine ſo beherzte Töne anſchlug und in die Speichen des Zeitrades griff, um den langſamen Gang der Ereigniſſe durch ſein ſtürmiſches Wort zu beſchleunigen? Nur zu raſch muſſte er erfahren, daſs die Julirevolution in Deutſchland keine ſofortige Nachahmung fand, daſs ſie uns nicht einmal die Aufhebung der verhaſſten Cenſur brachte, und daſs die freie Diskuſſion politiſcher Fragen nach wie vor auf unüberwindliche Hemmniſſe ſtieß. Dazu kamen neue Zerwürfniſſe mit dem reichen Oheim, neue Drangſale der materiellen Subſiſtenz und kleinlaute Zweifel an dem endlichen Siege der Volksſache, untermiſcht mit Aufwallungen ariſtokratiſchen Stolzes und mit der immer wiederkehrenden Sehnſucht, durch eine feſte Staatsanſtellung der quälenden Unſicherheit ſeiner perſönlichen Verhältniſſe zu entrinnen. „Täglich verdüſtert ſich mehr und mehr meine äußere Lage," ſchrieb er ſchon im November 1830 an Varnhagen [240]), „und die Studien, die mich ſo ſtark ergriffen, und obendrein die Weltereigniſſe haben mich meinen eignen Angelegenheiten leider mehr entfremdet, als ich gegen mich ſelbſt verantworten kann. Dazu kommt, daſs ich manchmal wie mit Blindheit geſchlagen war, mich von allen Seiten betrügen ließ.

Dies Alles ist mein Oheim schuld, der mir voriges Jahr noch Holland und Brabant versprach, so daſs ich in Geldsachen nicht difficil war und gern Etwas sakrificierte, literarischer Interessen wegen. Nun stehe ich aber sehr schlecht mit meinem Oheim Salomon Heine, man hat mir von dieser Seite wohl beizukommen gewusst, und ich muſs ihn, der wichtigen Gründe wegen, ganz derelinquieren. Ich sehe aber ein, daſs ich in so schlimmer Lage auf neue Ressourcen, im Nothfall, bedacht sein muſs. Schulden habe ich, einige Bagatellen ausgenommen, jetzt gar keine, bin arbeitsfähiger als sonst. Wie ich denn, was ich Ihnen nächstens ausführlicher berichte, ein neues Opus, ganz politischer Natur, begonnen. Ach, eben indem ich mich in die Zeit und ihre Bedürfnisse versenke, vergesse ich mich selbst; am gefährlichsten ist mir noch jener brutale, aristokratische Stolz, der in meinem Herzen wurzelt und den ich noch nicht ausreuten konnte, und der mir so viel Verachtung gegen den Industrialismus einflüstert und zu den vornehmsten Schlechtigkeiten verleiten könnte, ja, der mich vielleicht, durch allerlei Degout und Depit, dahin bringt, das ganze unbequeme Leben mit all' seinen plebejischen Nöthen zu verlassen. . . . Sie, Varnhagen, der Sie in der Ferne meine Zustände besser überschauen können als ich selbst, bitte ich nachzusinnen, welche Ressourcen mir für den Nothfall offen stehen? Sie irren, wenn Sie glauben, daſs ich des Inhalts meiner Schriften wegen, sobald ich transagieren möchte, nicht die preuſsische Regierung für mich interessieren könnte. Nächstens mehr darüber; ich bitte Sie, denken Sie darüber nach." — Varnhagen rieth dem Freunde vor Allem, die Differenz mit Salomon Heine durch ein offenherziges Aussprechen und versöhnliches Entgegenkommen zu begleichen; im Uebrigen versprach er, durch seine Verbindungen in ministeriellen Kreisen das Terrain mit Rücksicht auf den Wunsch Heine's nach einem Staatsamte zu sondieren. Dieser antwortete unterm 4. Januar 1831 [241]): „Ihren Brief habe ich seiner Zeit erhalten und den guten Rath, wenn auch contre coeur, befolgt. Ich habe mich mit meinem X in erneute Freundschaft gesetzt, um wenigstens bei plötzlichen Schlägen einen Schutz zu haben. Doch betrachte ich Dergleichen nur als äuſserstes Nothmittel, und mein Streben geht dahin, mir à tout prix

eine ſichere Stellung zu erwerben; ohne ſolche kann ich ja doch Nichts leiſten. Gelingt es mir binnen Kurzem nicht in Deutſchland, ſo reiſe ich nach Paris, wo ich leider eine Rolle ſpielen müſſte, wobei all mein künſtleriſches Vermögen zu Grunde ginge und wo der Bruch mit den heimiſchen Machthabern konſakriert würde. Ich thue gar keine Schritte, nur von Ihnen erwarte ich unterdeſſen zu erfahren, ob in Berlin oder — Wien (!!!) Nichts für mich zu erlangen iſt. Ich will Nichts unverſucht laſſen und mich zum Aeußerſten nur im äußerſten Falle entſchließen."

Der Gedanke Heine's, nach Paris überzuſiedeln, war ihm, wie uns bekannt iſt, keineswegs neu. Schon als Student in Berlin hatte er dieſen Plan gehegt, und war ſeitdem häufig auf denſelben zurückgekommen. Bei ſeiner Begeiſterung für die Ideen der franzöſiſchen Revolution und bei der freieren Entwicklung, welche ihnen unter dem Schutze des Bürgerkönigthums geſichert ſchien, muſſte es für einen liberalen Schriftſteller doppelten Reiz haben, an Ort und Stelle Zeuge dieſer Entwicklung zu ſein. Börne, Maltitz, Michael Beer und andere ſeiner Freunde waren auf die Kunde von den Juli-Ereigniſſen ſofort nach Paris geeilt — was hinderte denn Heine, ihrem Beiſpiele zu folgen? Obige Briefſtelle giebt uns die Antwort, ſie enthüllt uns offenherzig die ſchwer wiegenden Bedenken, welche den Dichter mit banger Sorge erfüllten, je beſtimmter der Gedanke einer Entfernung aus der Heimat an ihn heran trat. Ach, er hätte mit ſeinem weichen, lyriſch-ſenſitiven Gemüthe ſich noch vor Kurzem ſo gern in die Poeſie zurück gezogen und das publiciſtiſche Kriegshandwerk Andern überlaſſen[242]); denn mehr die Macht der Umſtände, als ein innerer Drang, hatte ihm das Volkstribunat aufgenöthigt. Er nahm freilich an den Zeitereigniſſen den lebhafteſten Antheil, aber er fühlte weder den Beruf noch die Kraft, politiſcher Parteiführer zu ſein. Noch aus Helgoland hatte er an Wienbarg geſchrieben[134]): „Sie wollen ein Journal herausgeben? Welche Verwegenheit! Ich ſchicke Ihnen meinen Dolch, um ſich gegen Ueberfälle des Geſindels zu vertheidigen. Daſs ich Muth habe, weiß ganz Helgoland, das mich in einer offenen Zolle im Sturm hier ankommen ſah. Aber in Hamburg oder anderswo in Deutſchland ein Journal herauszu-

geben, Das übersteigt meine Kourage.“ Welt und Leben boten ihm Stoff zur Satire, zur charakteristischen Abspiegelung, zu dichterischen Ergüssen, er hatte seine Sympathien und Antipathien in stärkster Weise, und, wie es von ihm als Dichter zu erwarten stand, er konnte schwärmen für große Charaktere und für die Entfesselung geschichtlicher Kräfte — aber ein Abgrund trennte ihn von den Leuten da draußen, von dem Gewühl der Kämpfenden, von den Umtrieben der Lenker und Beweger. Er wusste, dass ihm diese Zurückhaltung vorkommenden Falles als Aristokratismus ausgelegt werden, dass sein freies Urtheil, sein nach allen Seiten hin unschonsamer Witz ihm zum Verderben gereichen konnte. „Bricht nun gar,“ sagte er düster[134]), „in Deutschland die Revolution aus, so bin ich nicht der letzte Kopf, der fällt.“ Hatte er den vaterländischen Boden erst verlassen, befand er sich einmal in Paris, dem Herde der weltgeschichtlichen Bewegung, so war vorauszusehen, dass er sich den Anforderungen nicht würde entziehn können, welche die radikale Partei an ihn stellte. Die grauenhafte Ahnung beschlich ihn, dass seine Dichterlaufbahn alsdann zu Ende sei, dass sein Talent zum unselbständigen Werkzeug der Agitation im politischen Tageskampfe herabsinken werde. Diese Angst des Poeten war es vorzüglich, die ihn mit starken Banden in der Heimat festhielt, und ihm die Flucht in die Fremde als den schrecklichsten, um jeden Preis abzuwendenden Nothfall erscheinen ließ.

Die Aussichten auf eine Staatsanstellung in Preußen lagen, wenn nicht ganz im Gebiet der Chimäre, doch jedenfalls in weitem Felde. Heine sann inzwischen nach, wie er denselben etwas festeren Grund geben könne, und gerieth dabei auf einen abenteuerlichen Einfall. In Hamburg war seit geraumer Zeit der Posten eines Raths-Syndikus erledigt. Zahlreiche Meldungen liefen ein, doch war keiner der Kandidaten dem Senate genehm, dessen Hauptaugenmerk dahin ging, einen Mann zu wählen, der einen populären Namen hätte und eine politische Feder zu führen wüsste. „Man fühlt schon das Bedürfnis nach Männern,“ schrieb Heine[243]), welcher diesen und den sonstigen Erfordernissen des Amtes zu entsprechen glaubte; denn das Diplom eines Doktors der Rechte besaß er schon, und Bürger konnte er gegen Bezah-

lung einiger Mark jeden Augenblick werden. Gleichwohl fühlte er, daſs man ihn keinenfalls wählen, und daſs er bei einer Meldung dem Ridikül einer übergangenen Wahl anheim fallen würde. Vielleicht aber gab es noch einen Ausweg — Varnhagen und die Preſſe ſollten helfen. Da Heine's Name durch das Stadtgeklätſch ſchon in die Debatte gezogen war, da das Gerücht ſich mit ihm beſchäftigte, ſo muſſte man ſuchen, demſelben eine heilſame Richtung zu geben. „Dieſes geſchähe im vorliegenden Fall," ſo lautete die Parole, welche Varnhagen empfing, „wenn das hieſige Publikum aus auswärtigen Blättern erführe, daſs man dem Gerüchte, als nenne man mich unter den Kandidaten der erledigten Syndikusſtelle, eine ungewöhnliche Wichtigkeit beilege, daſs man meine Wahl als ein Begreifen der populären Bedürfniſſe betrachte, oder Dergleichen. Sie verſtehen mich. Und ich wünſche daher, daſs Sie, ſo bald als möglich, in ſolchem Sinne einige Zeilen für die dortige Staatszeitung ſchrieben und Sorge trügen, daſs die Augsburger Allgemeine Zeitung ſie als preußiſche Korreſpondenz ebenfalls aufnehme. Sie können am beſten und zweckmäßigſten jenen Artikel abfaſſen, der den Eindruck machen muſs, daſs meine Wahl eine gebührende iſt, eine wichtige und für das Publikum angenehme. Soll etwa angedeutet werden," fügt Heine ſchüchtern hinzu, „daſs es ein Verluſt ſei, daſs ich dadurch für Preußen, meine Heimat, verloren gehe?" In einem ſpäteren Briefe berichtet Heine[244]), daſs Profeſſor Blume in Halle, „der Jünger Hugo's, ein Hauptheld der mikroſkopiſch unterſuchenden hiſtoriſchen Juriſtenſchule", ihn bei der Konkurrenz zu ſchlagen drohe; ja, der Dichter hörte von Vielen, daſs man ihn nur aus Ironie als wahlwürdig für jene Stelle bezeichne. In der That müſſen wir lächeln, wenn wir uns den Verfaſſer der „Reiſebilder", den ungezogenen Liebling der Grazien, der im Rathe der Spötter ſaß, mit der ehrſamen Allongeperücke, den ſeidenen Pluderhoſen und dem ſpaniſchen Mantel angethan, in Mitten der ceremoniöſen Verſammlung eines hoch- und wohlweiſen Senates am grünen Rathstiſche denken! Auch Varnhagen mag dieſer Anſicht geweſen ſein; er unterließ es wenigſtens, den gewünſchten Artikel zu ſchreiben, und Heine gelangte zu der Erkenntnis, daſs nach ſeiner Vorrede zu der Kahldorf'ſchen Streit-

ſchrift gegen den Adel jede Hoffnung auf ein Staatsamt für ihn abgeſchnitten ſei.

Der nächſte Brief an Varnhagen belehrt uns, daſs der Würfel gefallen, die verhängnisvolle Entſcheidung fürs Leben getroffen iſt. Wir ſehen Heine ſchon mit dem Gedanken der Auswanderung nach Frankreich vertraut geworden und mit fiebernder Leidenſchaft den großen Tagesereigniſſen zugewandt, vor welchen das kleine Leid des Einzelnen ſich beugen und verſtummen muſs. „Des Weltallgemeinen iſt zu Viel," ſchreibt er am 1. April [245]), „um es brieflich zu beſprechen, das perſönlich Wichtige iſt wieder zu geringfügig in Vergleichung der großen Dinge, die täglich ohne unſer Zuthun paſſieren. Werden die Dinge von ſelbſt gehen, ohne Zuthun der Einzelnen? Das iſt die große Frage, die ich heute bejahe, morgen wieder verneine, und von welcher Selbſtbeantwortung immer meine beſondere Thätigkeit influenziert, ja ganz beſtimmt wird. Als ich nach dem letzten Juli bemerkte, wie der Liberalismus plötzlich ſo viel Mannſchaft gewann, ja wie die älteſten Schweizer des alten Regime plötzlich ihre rothen Röcke zerſchnitten, um Jakobinermützen davon zu machen, hatte ich nicht üble Neigung, mich zurückzuziehen und Kunſtnovellen zu ſchreiben. Als die Sache aber lauer wurde, und Schreckensnachrichten, wenn auch falſche, aus Polen anlangten und die Schreier der Freiheit ihre Stimmen dämpften, ſchrieb ich eine Einleitung zu einer Adelſchrift, die Sie in vierzehn Tagen erhalten, und worin ich mich, bewegt von der Zeitnoth, vielleicht vergaloppiert und — Sie werden der abſichtlichen Unvorſichtigkeiten genug drin finden, und dieſe ſowie auch den angſtſchnellen ſchlechten Stil billigſt entſchuldigen. Unterdeſſen ſchrieb ich noch Tolleres, welches ich in den Ofen warf, als es ſich wieder erfreulicher geſtaltete. — Was jetzt? Jetzt glaube ich an neue Rückſchritte, bin voller ſchlechten Prophezeiungen — und träume jede Nacht, ich packe meinen Koffer und reiſe nach Paris, um friſche Luft zu ſchöpfen, ganz den heiligen Gefühlen meiner neuen Religion mich hinzugeben, und vielleicht als Prieſter derſelben die letzten Weihen zu empfangen. — Hier lebe ich noch immer in trübſter Bedrängnis. Mit dem beſten Willen, ſehe ich wohl ein, kann ich die Weisheit der Regierungen nicht für

mich benutzen, und es bleibt mir Nichts übrig, als mich vor ihren Thorheiten zu ſichern. — In München geht es ſchlecht, wie ich höre. Hätte mein Freund Schenk mich nicht den Jeſuiten ſakrificiert, ſo würde ich ihm jetzt von großem Nutzen ſein können, ohne daſs meine Principien darunter zu leiden brauchten. Treuloſigkeit und Wortbruch haben mich aber von dieſer Seite ſo ſehr irritiert, daſs ich die deutſchen Polignacs jetzt ſelbſt hängen könnte. — Gegen Preußen bin ich ebenfalls bitter geſtimmt, aber nur wegen der allgemeinen Lüge, deren Hauptſtadt Berlin. Die liberalen Tartüffe dort ekeln mich an. Viel Indignation wuchert in mir. — Genug davon!"

Ja, es duldete ihn nicht länger in Deutſchland, wo das Damoklesſchwert der Cenſur beſtändig über ſeinem Haupte hing, und den Freien nur Kerker und Verfolgung in Ausſicht ſtand. In Paris war zum andern Male die Sturmglocke der Freiheit erklungen — da gürtete er ſeine Lenden und pilgerte an die Wiege der Revolution. Mit naiv anſpruchsloſem Humor erzählt Heine in den „Geſtändniſſen" (Bd. XIV, S. 236) die Gründe ſeiner Flucht aus der Heimat und ſeiner Ueberſiedlung nach Frankreich: „Ich hatte Viel gethan und gelitten, und als die Sonne der Julirevolution in Frankreich aufging, war ich nachgerade ſehr müde geworden und bedurfte einiger Erholung. Auch ward mir die heimatliche Luft täglich ungeſunder, und ich muſſte ernſtlich an eine Veränderung des Klimas denken. Ich hatte Viſionen; die Wolkenzüge ängſtigten mich und ſchnitten mir allerlei fatale Fratzen. Es kam mir manchmal vor, als ſei die Sonne eine preußiſche Kokarde; des Nachts träumte ich von einem häſslichen ſchwarzen Geier, der mir die Leber fraß, und ich ward ſehr melancholiſch. Dazu hatte ich einen alten Berliner Juſtizrath kennen gelernt, der viele Jahre auf der Feſtung Spandau zugebracht und mir erzählte, wie unangenehm es ſei, wenn man im Winter die Eiſen tragen müſſe. Ich fand es in der That ſehr unchriſtlich, daſs man den Menſchen die Eiſen nicht ein bischen wärme. Wenn man uns die Ketten ein wenig wärmte, würden ſie keinen ſo unangenehmen Eindruck machen, und ſelbſt fröſtelnde Naturen könnten ſie dann gut ertragen; man ſollte auch die Vorſicht anwenden, die Ketten mit Eſſenzen von Roſen

und Lorbern zu parfümieren, wie es hier zu Lande geſchieht. Ich frug meinen Juſtizrath, ob er zu Spandau oft Auſtern zu eſſen bekommen. Er ſagte Nein, Spandau ſei zu weit vom Meere entfernt. Auch das Fleiſch, ſagte er, ſei dort rar, und es gebe dort kein anderes Geflügel, als die Fliegen, die Einem in die Suppe fielen. Zu gleicher Zeit lernte ich einen franzöſiſchen Commis voyageur kennen, der für eine Weinhandlung reiſte und mir nicht genug zu rühmen wuſſte, wie luſtig man jetzt in Paris lebe, wie der Himmel dort voller Geigen hänge, und wie man dort von Morgens bis Abends die Marſeillaiſe und „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſinge, und Freiheit, Gleichheit und Brüderſchaft an allen Straßenecken geſchrieben ſtehe; dabei lobte er mir auch den Champagner ſeines Hauſes, von deſſen Adreſſe er mir eine große Anzahl Exemplare gab, und er verſprach mir Empfehlungsbriefe für die beſten Pariſer Reſtaurants, im Fall ich die Hauptſtadt zu meiner Erheiterung beſuchen wollte. Da ich nun wirklich einer Aufheiterung bedurfte, und Spandau zu weit vom Meere entfernt iſt, um dort Auſtern zu eſſen, und mich die Spandauer Geflügelſuppen nicht ſehr lockten, und auch obendrein die preußiſchen Ketten im Winter ſehr kalt ſind, und meiner Geſundheit nicht zuträglich ſein konnten, ſo entſchloſs ich mich, nach Paris zu reiſen und im Vaterland des Champagners und der Marſeillaiſe jenen zu trinken und dieſe letztere, nebſt „En avant, marchons!“ und „Lafayette aux cheveux blancs“ ſingen zu hören.“

Den Tag vor ſeiner Abreiſe von Hamburg verbrachte Heine zum großen Theil in Geſellſchaft Lewald's, dem er zur Erinnerung das Originalmanuſkript der neuen Frühlingslieder ſchenkte. Auch gab er ihm die Abbildung einer Kirche in Lucca, worunter er die Verſe geſchrieben:

Die Kirche ſiehſt du auf dieſem Bilde,
Worin, zu heiliger Stimmung bekehrt,
Signora Franceska und Lady Mathilde
Mit Doktor Heine die Meſſe gehört.

In Frankfurt verweilte er acht volle Tage. Es wurde ihm dort von den Stimmführern der liberalen Partei die achtungs-

vollſte Aufmerkſamkeit erwieſen. Am frühen Morgen ging er aus, und als er Mittags nach Hauſe kam, fand er ſeinen Tiſch mit Viſitenkarten bedeckt[246]). An der Wirthstafel des Hotels traf er mehrmals mit Saphir zuſammen, und die witzige Unterhaltung der beiden geiſtreichen Männer lockte zahlreiche Gäſte an. Einſt erzählte ein Fremder, daſs der Kurfürſt von Heſſen in Folge der Unruhen in ſeiner Hauptſtadt, um den Bewohnern der Reſidenz ſeinen Unwillen zu erkennen zu geben, alle Ruhebänke auf der Wilhelmshöhe habe entfernen laſſen. Saphir bemerkte ſogleich: „Dann werden ſeine lieben Kaſſelaner ſich in einem permanenten Aufſtande befinden.“ — „Saphir! Saphir!“ rief Heine aus, „Wer wird Witze ohne Honorar machen?“ — „Beſſer, als Honorar ohne Witz!“ gab der boshafte Saphir ſchlagfertig zurück. — Auch der durch ſein Bild Mignon's mit der Harfe bekannt gewordene Hiſtorienmaler Profeſſor Moritz Oppenheim ſuchte Heine auf und bat den Dichter, ſich von ihm malen zu laſſen. Das wohlgelungene Oelbild, welches 1861 in den Beſitz des Herrn Julius Campe überging, ſtellt Heine in ſitzender Stellung dar. Vornehm nachläſſige Haltung. Der Anzug — Rock, Hoſen und Weſte von ſchwarzem Tuch, breit überfallender Hemdkragen, durch ein loſe geknotetes Halstuch vorn zuſammen gehalten — iſt einfach und elegant. Die Kniee ſind übergeſchlagen. Der rechte Arm ſtützt ſich bequem auf die Stuhllehne, von welcher der braune Mantel herab fällt; die ſchmalen, roſigen Finger der linken Hand ruhen leicht gebogen auf dem rechten Unterarm. Das bartloſe Oval des Geſichtes macht auf den erſten Blick keinen wohlthuenden Eindruck. Den mißmuthigen Zügen fehlt die träumeriſch ſinnende Genialität des Grimm'ſchen Bildes. Die allzu hohe, ſchön gemeißelte Stirn iſt von kurzem, lichtbraunem Haar umſchattet. Die ziemlich gradlinigen Brauen laſſen die kleinen, pfiffig hervor blinzelnden grünblauen Augen etwas ſchräger geſchlitzt erſcheinen, als auf den meiſten übrigen Porträts. Die in der Mitte gewölbte, an der Spitze ein wenig herabfallende Naſe mit breiter Wurzel iſt das Einzige, was an jüdiſche Abſtammung erinnert. Der weltverachtende Spott, der die Lippen des Dichters zu kräuſeln pflegte, verräth ſich in den Fältchen, welche die Mundwinkel umzucken,

aber die Oberlippe iſt noch nicht ſo höhniſch empor gezogen, wie in ſpäteren Jahren, während die fleiſchige Unterlippe jenen ſtark ſinnlichen Typus zeigt, den wir auf allen Bildern Heine's gewahren. Im Ganzen entſprechen die Geſichtsformen des Oppenheim'ſchen Porträts, deſſen Aehnlichkeit von Schiff, Lyſer, Campe und anderen Freunden des Dichters verbürgt worden iſt, den wenig veränderten, nur durch langjähriges Leiden veredelten Zügen der bekannten Bleiſtiftzeichnung von E. B. Kietz aus dem Sommer 1851 und des trefflichen Hautrelief-Medaillons in Bronze, das ein Pariſer Künſtler, David d'Angers, ungefähr um dieſelbe Zeit modellierte [247]).

Von Frankfurt reiſte Heine ohne weiteren Aufenthalt über Heidelberg und Karlsruhe der franzöſiſchen Grenze zu. Am 1. Mai 1831 fuhr er bei Straßburg über den Rhein, und zwei Tage ſpäter hielt er im Koupé des Poſtwagens ſeinen Einzug in die Seineſtadt.

# Anmerkungen.

# Anmerkungen.

**Die Citate aus H. Heine's Schriften beziehen sich stets auf die kritische Gesammtausgabe seiner Werke, welche in XXI Bänden (Hamburg, 1861—1866) und einem Supplementbande (Bd. XXII, ebendas. 1869) von mir herausgegeben ward. Für die Besitzer der neuesten, billigeren Ausgabe sind die hin und wieder abweichenden Seitenzahlen der letzteren in eckigen Klammern [ ] beigefügt**

[1]) Bd. XXII., S. 379. Vgl. die Stelle im Wintermärchen „Deutschland", Bd. XVII., S. 189 [179].

[2]) Diese Vettern H. Heine's, deren Vater ein Deutscher war, entließen nicht allein 1870 beim Ausbruche des französischen Krieges sämmtliche deutsche Kommis ihres Geschäftes, sondern haben auch nach dem Kriege keinem Deutschen wieder eine Anstellung gewährt. Einen noch alberneren Deutschenhass trägt die Wittwe Karl Heine's zur Schau. Dass diese Dame, als geborene Französin (sie ist eine Tochter des Bankiers Furtado, der mit einer Schwester des Ministers Achille Fould verheirathet war), eine ihrer ererbten Hamburger Millionen dem Komité zur Befreiung des Landes zur Verfügung stellte, wird kein Billigdenkender ihr verargen — an Wahnsinn aber grenzt es, dass Madame Heine, nachdem sie im September 1870 beim Herannahen der Preußen ihre Eigenschaft als Deutsche geltend gemacht hatte, um ihr Schloss Rocancourt bei Versailles dem Schutze der Occupations-Armee zu empfehlen, im Frühling 1872 den Befehl gab, das ihr durch Erbschaft zugefallene Landhaus Salomon Heine's in Ottensen bei Altona mit seinen herrlichen Gartenanlagen zu einer wüsten Einöde verwildern zu lassen, die kein deutscher Fuß mehr betreten solle!

[3]) Einer Mittheilung des Kaufmanns Michel Simons in Düsseldorf folgend, dessen Schwiegermutter eine geborene van Geldern war, habe ich in der ersten Ausgabe dieses Buches erzählt, dass ein Vorfahr

der Mutter H. Heine's, obſchon Jude, von einem der Kurfürſten von Jülich-Cleve-Berg wegen eines Dienſtes, den er Dieſem erwieſen, mit dem Adelsdiplome beſchenkt worden ſei. Dieſe Angabe war irrig; auch fand ſich, wie Herr Simons ſofort hinzugefügt, bei einer früheren Reviſion der alten Familienpapiere der angebliche Adelsbrief nicht vor. Ein Aufſatz über die Familie van Geldern im zweiten Bande des fünften Jahrgangs (1818) der jüdiſchen Zeitſchrift „Sulamith" und ein, auf den Angaben des gelehrten Forſchers Dr. E. Carmoly beruhender Artikel über die mütterliche Familie H. Heine's in Nr. 123 der „Frankfurter Zeitung" vom 3. Mai 1871, welchen ich für die Textdarſtellung benutzt habe, laſſen die Streitfrage über den vermeintlichen Adel der „van Geldern" nunmehr als erledigt erſcheinen. Nach dieſer zuverläſſigen Quelle ſtellen ſich auch die meiſten Notizen, welche Maximilian Heine in den, mit unglaublicher Leichtfertigkeit zuſammengetragenen anekdotiſchen „Erinnerungen" an ſeinen Bruder über die Familienverhältniſſe der Mutter giebt (ſogar ſeinem Schwager Moritz Embden dichtet er ein adliges „von" an), als pure Erfindung heraus. Der „alte" Herr van Geldern, der Vater Betty's, war, als Samſon (nicht Sampſon, wie Maximilian Heine den jüdiſchen Namen angliſiert) Heine nach Düſſeldorf kam, ſeit mehren Jahren todt, und die Hochzeit des Letzteren fand nicht am 6. Januar 1798, ſondern erſt am 1. Februar 1799 ſtatt, welches Datum auch mit dem des von Max Heine ſelbſt mitgetheilten Gratulationsgedichtes übereinſtimmt.

[4]) Trotz aller aufgewandten Mühe hat es mir nicht gelingen wollen, den Geburtsſchein des Dichters in amtlich beglaubigter Abſchrift zu erlangen. Da die betreffenden Geburtsregiſter in Düſſeldorf bei einer Feuerbrunſt vernichtet worden ſind, ſuchte ich mir einen Auszug aus den Beſchneidungsprotokollen zu verſchaffen; aber auch dieſe waren nur noch bis zum Jahre 1784 aufzufinden, und die folgenden Bände bis zum Anfang des neunzehnten Jahrhunderts ſcheinen verloren gegangen zu ſein. Der Witz H. Heine's in den „Reiſebildern" (Bd. II., S. 212), daſs er in der Neujahrsnacht 1800 geboren, alſo „einer der erſten Männer ſeines Jahrhunderts" ſei, hat manche irrigen Notizen in Betreff ſeines Geburtsdatums zur Folge gehabt. Aber auch im Uebrigen widerſprechen ſich die ernſthafteren Angaben des Dichters über dieſen Gegenſtand. In einem Briefe an Friedrich Raſsmann vom 20. Oktober 1821 behauptet H. Heine, 24 Jahre alt, folglich 1797 geboren zu ſein. Ein heute noch in den Fakultätsakten der Univerſität Göttingen aufbewahrtes, in lateiniſcher Sprache abgefaſſtes Schreiben an Profeſſor Hugo vom 16. April 1825 enthält gar den wunderlichen Schreibfehler: „Natus sum mense Decembri anni 1779." Die 1835 an Philaréte Chasles geſandte autobiographiſche

Skizze wiederholt die scherzende Angabe der „Reisebilder", und erst ein Brief an St. René Taillandier vom 3. November 1851 giebt mit nachstehenden Worten das als richtig erscheinende Jahr an: „Ich beschränke mich darauf, Ihnen zu sagen, dass das Datum meiner Geburt in den mich betreffenden biographischen Notizen nicht eben genau angegeben ist. Diese Ungenauigkeit mag die Folge eines absichtlichen Irrthumes sein, den man zu meinen Gunsten während der preußischen Invasion beging, um mich dem Dienste Sr. Majestät des Königs von Preußen zu entziehen. Seitdem sind all' unsre Familien-Archive durch wiederholte Feuersbrünste in Hamburg vernichtet worden. Indem ich meinen Taufschein zu Rathe ziehe, finde ich den 13. December 1799 als mein Geburtsdatum verzeichnet." Dasselbe Datum findet sich zum ersten Male schon in einer kurzen Notiz der „Zeitung für die elegante Welt", Nr. 104, vom 29. Juni 1838. Auch in den 1854 veröffentlichten „Geständnissen" (Bd. XIV., S. 234) berichtet Heine, dass er „im letzten Jahre des vorigen Jahrhunderts" geboren sei. Ein noch lebender Schulkamerad und Universitätsfreund des Dichters, Herr Dr. med. Joseph Neunzig in Gerresheim, dem ich manche interessante Nachricht über H. Heine's Jugendjahre verdanke, und der 1797 geboren ist, will freilich, nach Aussage seiner Mutter, in gleichem Alter mit Demselben gestanden haben, und auch ein anderer Schulgefährte Heine's, der Bankier und Stadtrath S. H. Prag in Düsseldorf, spricht in einem mir vorliegenden Briefe die Meinung aus, dass Jener spätestens im Jahre 1798 geboren sei. Wollte man dem höchst unzuverlässigen Friedrich Steinmann Glauben schenken, so würde sich ein ferneres Zeugnis zu Gunsten des Jahres 1797 ergeben; denn Steinmann behauptet, dass ihm Heine nicht nur wiederholentlich dies Jahr als das seiner Geburt genannt, sondern dasselbe auch als solches in sein Stammbuch eingetragen habe. Da jedoch Steinmann seinem Buche über Heine ein Autograph des betreffenden Stammbuchblattes beifügt, und auf diesem eine Angabe des Geburtsjahres keineswegs vorhanden ist, dürfte der Versicherung eines so unglaubwürdigen Zeugen so wenig in diesem wie in den meisten übrigen Fällen Gewicht beizumessen sein. Dagegen verdanke ich der Güte des Herrn Superintendenten W. Felgenhäger zu Heiligenstadt ein weiteres Zeugnis für die Richtigkeit des von H. Heine zuletzt angegebenen Datums. Im Kirchenbuche der evangelischen Gemeinde zu St. Martini in Heiligenstadt findet sich nämlich unter den vom Magister Gottlob Christian Grimm eingetragenen Notizen über Harry Heine's Taufakt die ausdrückliche Bemerkung, dass der Proselyt am 13. December 1799 geboren sei. Da die Notiz des Kirchenbuches unzweifelhaft auf den Angaben des Taufscheines beruht, dürfte die Richtigkeit dieses, auch von

dem jüngſten Bruder des Dichters beſtätigten Datums hinfort nicht mehr anzufechten ſein.

[5]) Bei Gelegenheit der Denkſchrift über Ludwig Börne. Vgl. den Brief Heine's an Julius Campe vom 24. Juli 1840, — Bd. XX., S. 276.

[6]) Dasſelbe wird zur Zeit von dem gegenwärtigen Eigenthümer, dem Kappenmacher Joſeph Hürter, bewohnt.

[7]) Jetzt Eigenthum und Wohnhaus des Schreib- und Zeichenmaterialienhändlers Stephan Schönfeld. Der in der Mitte der ſechziger Jahre ausgebrochene Streit über die Geburtsſtätte des Dichters wurde nach vielfältigen Zeugniſſen zu Gunſten des Schönfeld'ſchen Hauſes entſchieden.

[8]) Vgl. die Broſchüre von Dr. Hermann Schiff „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus", S. 3, und die „Erinnerungen an Heinrich Heine" von Deſſen Bruder Maximilian, S. 35—37.

[9]) Wenn H. Heine in dem Briefe an Profeſſor Hugo vom 16. April 1825 ſeinem Curriculum vitae die Bemerkung einfügt, daſs ſein Vater (dem er gleichzeitig in einem Anfall muthwilliger Laune den romantiſcher klingenden Vornamen Siegmund ertheilt) früher Soldat geweſen ſei, ſo kann dies nur in ſcherzhafter Anſpielung auf ſeinen Dienſt in der Bürgerwehr geſchehen ſein. Maximilian Heine wiederholt mit gewohnter Kritikloſigkeit die abſurde Behauptung, daſs Samſon Heine dem Militärſtande angehört und als Soldat in dem van Geldern'ſchen Hauſe Quartier gefunden habe. Der Jugendgeſpiele des Dichters, Herr Dr. Joſeph Neunzig, ſchreibt mir Betreffs dieſer abenteuerlichen Angabe mit berechtigtem Spotte: „Heine's Vater, im vorigen Jahrhundert, in jener bewegten Zeit, wo Jeder mit der Uniform gleichſam ſein Todtenhemd anzog, der ſtreng gläubige Jude, Soldat? Bei welchen Truppen ſollte er denn gedient haben? Bei den Bückeburgern oder bei unſern damaligen Landeskindern, den Baiern? Was könnte ihn bewogen haben, unter das ‚Kriegsvolk', wie es damals genannt wurde, als Söldling zu gehen? Damals beſtand noch keine allgemeine Wehrpflicht, der Soldat wurde geworben, und des Handgeldes wegen wurde Soldat, wer nicht arbeiten mochte. Das Heer des vorigen Jahrhunderts beſtand aus zuſammengerafftem, erkauftem, meiſt ſchlechtem Volke. Und Samſon Heine ſoll als Soldat bei der jüdiſchen Familie van Geldern in Quartier gekommen, dort geblieben ſein, und ſich ſtets in günſtigen Vermögensverhältniſſen befunden haben? Das klingt ja Alles ganz unwahrſcheinlich! Wenn er ſich gut bei Gelde befand, was hätte ihn bewegen können, unter das Kriegsvolk zu gehen? Kurz und gut, die Erzählung Maximilian's halte ich für erdichtet oder im Irrthume geſchrieben; Harry Heine hat mir auch nie Etwas davon

gesagt. Die Bürgerwehr-Uniform des Vaters mag den Irrthum verursacht haben."

[10]) Vergleiche vor Allem die beiden Sonette „An meine Mutter" (Bd. XV., S. 108 [77]), „Nachtgedanken" (Bd. XVII., S. 270 [248]), und Kaput XX. des Wintermärchens „Deutschland" (Bd. XVII., S. 192 [181]).

[11]) Abgedruckt in Wilhelmi's „Panorama der Stadt Düsseldorf".

[12]) In den „Geständnissen", Bd. XIV., S. 235.

[13]) Siehe die von mir als Hauptquelle dieser Schilderung benutzte Regenten- und Volks-Geschichte der Länder Cleve, Mark, Jülich, Berg und Ravensberg, von Dr. J. F. Knapp, Bd. III., S. 395.

[14]) Vgl. Dr. Schiff's oben erwähnte Broschüre, S. 3 und 4.

[15]) Bd. I., S. 225, und Bd. XVIII., S. 164 [150]. Wenn Heine den Knaben dort Wilhelm nennt, so verwechselt er ihn in der Erinnerung mit dem jüngeren Bruder. Der Ertrunkene hieß Fritz, wie aus folgender, der „Abendzeitung" entnommener Notiz in Nr. 151 der „Mitternachtszeitung" vom 20. Sept. 1838 hervorgeht und wie mir auch von anderer Seite bestätigt worden ist: „Auf dem Kirchhofe zu Düsseldorf, ganz zu Ende des ersten Feldes katholischer Abtheilung, steht ein kleines hölzernes Denkmal, das eine Urne trägt und die simple Aufschrift ‚Fritz von Wizewsky' zu lesen giebt. Ein Düsseldorfer, Herr J. Liebesleben, bringt uns die nicht uninteressante Notiz, daß dieser Fritz, der in seinen Knabenjahren ertrank, eben derjenige Wilhelm ist, dessen Heine im zweiten Bande seiner ‚Reisebilder' gedenkt."

[16]) Bd. II., S. 392 und 393; Bd. IV., S. 149; Bd. XXI., S. 210; Bd. III., S. 319 und 320; Bd. XIV., S. 296 und 303—308.

[17]) Clemens Theodor Perthes in „Politische Zustände und Personen in Deutschland zur Zeit der französischen Herrschaft", S. 321.

[18]) Vgl. H. Heine's „Geständnisse", Bd. XIV., S. 317 und 320. — Auch bei einem Besuche Adolf Stahr's im Oktober 1850 erzählte Heine Diesem Mancherlei von den Einflüssen katholischer Geistlichen auf seine Erziehung. „Ich habe," sagte er — wie Stahr in seinem Reisewerke „Zwei Monate in Paris", Bd. II., S. 334 ff. berichtet — „eigentlich immer eine Vorliebe für den Katholicismus gehabt, die aus meiner Jugend herstammt, und mir durch die Liebenswürdigkeit katholischer Geistlichen eingeflößt ist. Einer von Diesen war ein Freund meines Vaters und Lehrer der Philosophie an unserer Schule. Er machte es durch allerhand kleine Kunstgriffe möglich, daß ich schon mit vierzehn Jahren seine philosophischen Stunden mit besuchte, und ich verstand auch all' seine Sachen ganz gut. Er war wirklich freisinnig; trotzdem las er doch, wenn er Tags zuvor die freiesten Dinge

gelehrt hatte, am Tage darauf im Ornate Messe wie die Andern. Und weil ich so von Jugend auf gewohnt war, Freisinnigkeit und Katholicismus vereint zu sehen, sind mir die katholischen Riten immer nur als etwas Schönes, als eine liebliche Jugenderinnerung entgegen getreten, und niemals als Etwas erschienen, was dem Gedanken der Menschheitsentwickelung schädlich sei. Ich weiß nicht, ob Sie so recht verstehen mögen, wie ich Das meine, aber es ist für mich ein unabweisbares, ganz individuelles Empfinden. Zudem knüpft sich auch noch eine andere Jugenderinnerung daran. Als meine Eltern das kleine Haus verließen, in welchem wir zuerst gewohnt hatten, kaufte mein Vater eins der stattlichsten Häuser in Düsseldorf, welches das Onus hatte, bei den Processionen einen Altar zu errichten, und er setzte eine Ehre darin, diesen Altar so schön und reich wie möglich auszustatten. Das waren dann immer Feiertage und große Vergnügungen für mich, diese Ausstaffierungen des Passionsaltars. Es dauerte aber nur, bis die Preußen nach Düsseldorf kamen, da nahm man uns das Recht."

[19]) In den Briefen an Philaréte Chasles und Professor Hugo, Bd. XIII., S. 5, und Bd. XIX., S. 208.

[20]) Herr Maximilian Heine, welcher in seinen „Erinnerungen ꝛc." die Liebesleidenschaft seines Bruders für seine Kousine Amalie, trotz aller Gedichte und schmerzlich bewegten Briefe, für eine grundlose Fabel erklärt, behauptet ebenfalls, daſs das angeführte Lied eine poetische Erfindung ohne jeden Bezug auf ein persönliches Erlebnis sei. Angesichts dieser dreisten Behauptung ist mir von der noch lebenden Wittwe jenes „Andern," den Amalie Heine liebte, aufs bestimmteste das Gegentheil versichert worden. Nach ihren Mittheilungen war der wirkliche Sachverhalt buchstäblich der in jenen Versen geschilderte, und Salomon Heine setzte die junge Dame in nicht geringe Verlegenheit, als er bei der ihm gemachten Verlobungsvisite mit gutmüthiger Neckerei bemerkte, er habe von ihrem Bräutigam weit eher einen Heirathsantrag für seine eigene Tochter erwartet.

[21]) Vgl. den Brief an Heinrich Laube v. 23. Novbr. 1835, — Bd. XX., S. 49. Das betreffende Gedicht findet sich in Bd. XVI., S. 226 [199]. Nicht in Göttingen übrigens, sondern in Berlin erhielt Heine im Sommer 1821 die Nachricht von der Vermählung seiner Kousine Amalie mit dem Gutsbesitzer John Friedländer aus Königsberg. Vgl. S. 166 dieses Bandes.

[22]) „Ueber Heinrich Heine," von Schmidt-Weißenfels, S. 14.

[23]) Im Manuskript dieses Gedichtes lautet die Schlusszeile der ersten Strophe: „Mit mir mein muntres Mühmchen Hand in Hand."

In der vorletzten Strophe stand ursprünglich „Blume“ statt „Lilje“, und der dritte Vers ebendaselbst lautete: „Heirathe mich, du allerliebste Muhme.“

[24]) Das vom 1. Februar 1813 datierte Gratulationsgedicht des dreizehnjährigen Knaben zur Wiederkehr des Hochzeitstages seiner Eltern lautet, wie folgt:

O, habt ihr über Glück und Unglück noch Gewalt,
Ihr Götter! — gebt dem Glück auf heute viel' Befehle,
Wenn Vater und der Mutter schöne Seele
Heut feiern ihren schönsten Tag!

[25]) „Mein Leben,“ Bd. I., S. 236.

[26]) Wie das Bonner Universitäts-Album besagt, erhielt Heine von der Prüfungs-Kommission das Zeugnis No. III. Nach Inhalt dieses vom 16. November 1819 datierten Zeugnisses, soll er „in der Geschichte nicht ohne alle Kenntnisse“ gewesen sein, und seine deutsche Ausarbeitung, „wiewohl auf wunderliche Weise gefasst“, soll „ein gutes Bestreben bewiesen haben“. — Der Aufsatz selbst wurde vermuthlich in späterer Zeit mit andern Universitätsakten nach Köln an das Konsistorium geschickt, und war bisher nicht zu erlangen.

[27]) Bd. XIX., S. 7—10, 13—18, 50—52 und 380—402.

[28]) Siehe den Aufsatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der „Posaune“, Nr. 65, vom 2. Juni 1839.

[29]) Minder glaubwürdig ist die von Max Heine in Dessen „Erinnerungen“ erzählte Anekdote, wie sein Bruder in Bonn um einen nagelneuen blauen Sammtrock gekommen sei, den sein Barbier anstatt des ihm geschenkten alten Studentenrocks von schwarzem Sammet mitgenommen habe. „Hat das Barbierchen Glück!“ soll Heine ausgerufen und gelassen den alten Rock angezogen haben. — Wir erwähnten schon, dass Heine, nach dem Zeugnisse Neunzig's, Steinmann's und anderer Universitätsgenossen, niemals einen sogenannten altdeutschen Rock, am wenigsten wohl einen schwarzen oder blauen Sammtrock, trug.

[30]) „Zur Würdigung H. Heine's,“ in J. B. Rousseau's „Kunststudien“ (München, Fleischmann, 1834), S. 242 ff. — Nachdem Rousseau jahrelang das unstäte Wanderleben eines fahrenden Literaten geführt, bald für Zeitungen arbeitend, bald Vorträge halteud oder deklamatorisch-musikalische Unterhaltungen arrangierend, setzte er sich endlich 1864 in Köln zur Ruhe, wo er in dürftigsten Umständen am 8. Oktober 1867 verstarb.

[31]) Aus einem Briefe an Moses Moser vom 27. Juni 1831, — Bd. XIX., S. 410. Die nachfolgenden Stellen sind gleichfalls aus Briefen an Moser, ebendaselbst S. 185, 154, 141 und 117.

[32]) Mit welcher Begeisterung H. Heine schon in damaliger Zeit

ſich in das Lied der Nibelungen verſenkte, zeigt nachſtehendes Gedicht Rouſſeau's, das von Heine ſo hoch bewundert ward. „Rouſſeau's Apologie des Nibelungenliedes enthält wahre poetiſche Schönheiten und ergreifende Stellen," ſchreibt er unterm 29. Oktober 1820 an Steinmann, und im nächſten Briefe fragt er: „Wie hat dir des Poeten Gedicht über die Nibelungen gefallen? Ich habe es vor einigen Tagen gedruckt erhalten, und kann mich nicht ſatt dran ergötzen. Ich habe es wenigſtens ſchon zwanzigmal laut vorgeleſen und die Schönheiten desſelben mit gewaltig kritiſcher Miene entwickelt." (Bd. XIX., S. 8 und 17.) — Mag uns der poetiſche Werth des Rouſſeau'ſchen Gedichtes auch in zweifelhafterem Lichte erſcheinen, ſo wird die Mittheilung desſelben doch gerechtfertigt ſein, da es ein Bild der enthuſiaſtiſchen Stimmung giebt, welche das Wiederaufgraben der Schätze unſerer mittelalterlichen Literatur in den Herzen der Jugend erweckte.

## Das Lied der Nibelungen.

Nun iſt es Maie worden im leuchtenden Gefild,
Nun zeigt ſich aller Orten ein blühend helles Bild;
Nun fangen die Sangesweiſen auch wieder luſtig an,
Und Jeder will ſingen und preiſen, wie er's am beſten kann.

So will auch ich denn ſingen ein Liedel wohlgemuth,
Gar friſch ſoll es erklingen in Wald und Frühlingsbluth',
Die Vögelein mit ihren geſchliffnen Schnäbelein
Die ſollen muſicieren und luſtig pfeifen drein. —

O deutſche Kunſt und Rede! o heimiſcher Geſang!
Sag an, was ſich den höchſten Palmzweig in dir erſchwang?
Schlag ein mit Flammenblitzen, bis Alles flammend glüht,
Du Höchſtes, Schönſtes, Größtes: der Nibelungen Lied!

Es war in alten Tagen ein Sänger kühn und gut,
Der hat dies Lied geſungen von Siegfried's Löwenmuth:
Das ſoll auch ewig dringen an jedes deutſche Ohr,
Heinrich von Oſterdingen ſteh' allen Sängern vor.

Es war in alten Tagen ein Held gar wohl bekannt,
Das war der Herre Siegfried, der Held von Niederland:
Der ſchlug euch Lindwürm', Drachen, als wär's nur Kindertand;
Hei, wie der wackre Degen die größten Rieſen band!

Ihn ſelber band Chriemhilde, das große hohe Weib.
Wie minniglich da Siegfried pflegt' ihren ſüßen Leib!

Deſs hat ſie auch gedenket nach ſeinem Jammertod,
Da muſſten viele Klingen noch werden blutesroth.

Und Alles muſſte ſterben, die Brüder und das Kind —
So war ſie ihm ergeben, ſo treu war ſie geſinnt! —
Bis daſs der Mörder nieder, und das Geſchick erfüllt:
So rächte ſich kein Weib noch, ſo gräſslich und ſo wild.

Von dir auch wird man ſingen, du lichter Heldenſtern,
So lang noch Schwerter blitzen, o Dieterich von Bern!
Wie du ſo keck geſchaltet mit Wort und hellem Schwert,
Das war wohl hohen Klanges, war ſolcher Mühe werth.

An Hagen's Heldengröſse ſehn ſchwindelnd wir hinauf,
Der trug das rechte Waffen und faſſte recht den Knauf:
Wir Zwerge wolln's nicht glauben, und ſtaunen ihn nur an,
Uns grauſt es vor dem grimmen, dem langen Schreckensmann. —

O helle grelle Tage! o muth'ger blut'ger Schein!
Wann brecht ihr wieder weckend in unſre Nacht hinein?
Die Helden ſtehn ſo ferne, und heben bleich den Arm:
Heda, iſt denn im Volke nicht mehr ein Herze warm?

O Jugend, faule Jugend! hör dieſen Weheſchrei,
Und ſtähle deine Glieder, und mach das Herz dir frei.
Willſt du ein Vorbild wiſſen, zu prüfen deine Kraft?
Lies nur dies Lied von Tugend, von Muth und Ritterſchaft.

Nach jenem theuren Horte, im tiefen Strom verſenkt,
Sei jedes deutſche Auge in Freud' und Luſt gelenkt.
Wollt ihr den Schatz erkunden? der iſt euch nicht mehr weit:
Leſt nur das Lied von Siegfried und von Chriemhildens Leid.

Und dann, ihr neugelehrten, ihr flinken Dichterlein,
Wollt ihr die ehrenwerthen, die alten Dichter ſein,
Hei, ſtreicht die Fiedeln muthig, und friſch zum Tanz heran!
Herr Volcher hat's euch blutig weiland zuvorgethan. —

Wo ſolch ein Lied entſprungen, am alten hohen Rhein,
Da ſoll es auch geſungen von Alt' und Jungen ſein.
Auf allen Rebenbergen, das Stromesbett entlang
Soll kräftiglich erſchallen der Nibelungen Sang.

Die alten Heldengeister entsteigen dann der Gruft,
Das seltsame Gezwerge entschleichet öder Kluft;
Die Geisterschar schlägt freudig an ihren rost'gen Schild,
Die Zwerge hüpfen dazwischen: Das rauscht so schön, so wild!

Sind so die alten Zeiten uns wiederum erneut,
Dann liegt das Hohe, Große nicht mehr so dumpf und weit;
Wir wandeln wieder zu Einem altdeutschen großen Dom,
Es lebt in hohen Ehren der alte heil'ge Strom. — —

Dies hab' ich, mein Heine! gesungen mit dir auf der Drachenburg,
Es schaute die Abendsonne an allen Ritzen durch:
Da stiegen die Heldengeister zu uns herauf, herab,
Auch kam ein grauer Meister, der uns die Harfe gab.

Wie schlugen wir drein um die Wette, bis daſs es wurde Nacht!
Die haben wir bei den Geistern da droben zugebracht.
Sie tanzten leicht und lustig im Mondenlicht herum;
Wir lagen allein dazwischen, im Mantel still und stumm.

[33]) Bd. XIX., S. 7, 8, 9, 13, 16, 50 und 51.

[34]) In dem (Mitte 1823 geschriebenen) Aufsatze über J. B. Rousseau's Gedichte, — Bd. XIII, S. 200.

[35]) Die Details dieser Erzählung sind den Göttinger Universitätsakten entnommen. Ich verdanke den mir vorliegenden, von Herrn Professor Hermann Sauppe angefertigten Auszug aus den Verhandlungen des Universitätsgerichts der gütigen Vermittlung des Herrn Hofraths Dr. W. Francke, welcher sich gleichfalls mit der freundlichsten Zuvorkommenheit bemüht hat, mir jede heutigen Tags noch zu erlangende Auskunft über das Doktor-Examen und die Promotion Heine's zu verschaffen. Ich erfülle nur eine angenehme Pflicht der Dankbarkeit, indem ich öffentlich konstatiere, wie bereitwillig die erbetenen Notizen über Heine's zeitweilige Verbannung von Göttingen und seine Erlangung der Doktorwürde mir von den jetzigen Vertretern einer Universität mitgetheilt wurden, der sein muthwilliger Humor vor vier Decennien einen so lustig klingelnden Schellenschwanz in die ehrsame Perücke gehängt hatte.

[36]) Gespräche mit Goethe, von J. P. Eckermann. Erster Theil, S. 102.

[37]) Ueber die ängstlich übertriebene Sorgfalt, welche Graf Brühl auf die historische Treue der Garderobe verwandte, machte sich auch Heine in der „Harzreise" (Bd. I., S. 87) lustig: „Da in Berlin

überhaupt der Schein der Dinge am meisten gilt, was schon die allgemeine Redensart „man so thun“ hinlänglich andeutet, so muss dieses Scheinwesen auf den Brettern erst recht florieren, und die Intendanz hat daher am meisten zu sorgen für die ‚Farbe des Barts, womit eine Rolle gespielt wird‘, für die Treue der Kostüme, die von beeidigten Historikern vorgezeichnet und von wissenschaftlich gebildeten Schneidern genäht werden. Und Das ist nothwendig. Denn trüge mal Maria Stuart eine Schürze, die schon zum Zeitalter der Königin Anna gehört, so würde gewiss der Bankier Christian Gumpel sich mit Recht beklagen, dass ihm dadurch alle Illusion verloren gehe; und hätte mal Lord Burleigh aus Versehen die Hose von Heinrich IV. angezogen, so würde gewiss die Kriegsräthin von Steinzopf, geb. Lilienthau, diesen Anachronismus den ganzen Abend nicht aus den Augen lassen.“

38) Wie Heine in den „Briefen aus Berlin“ (Bd. XIII., S. 64) erzählt, wurde Weber am Abend der ersten Vorstellung seiner Oper von der antispontinischen Partei aufs glänzendste gefeiert. „In einem recht schönen Gedichte, das den Doktor Förster zum Verfasser hatte, hieß es vom Freischützen: ‚er jage nach edlerm Wilde, als nach Elephanten‘. Weber ließ sich über diesen Ausdruck den andern Tag im Intelligenzblatte sehr kläglich vernehmen, und kajolierte Spontini und blamierte den armen Förster, der es doch so gut gemeint hatte. Weber hegte damals die Hoffnung, hier bei der Oper angestellt zu werden, und würde sich nicht so unmäßig bescheiden gebärdet haben, wenn ihm schon damals alle Hoffnung des Hierbleibens abgeschnitten gewesen wäre. Er verließ uns nach der dritten Vorstellung seiner Oper, und reiste nach Dresden zurück.“

39) Das mehrfach laut gewordene Gerücht, als hätte H. Heine den Text einer Arien-Einlage für den Komponisten der „Dido“ geschrieben, beruht auf einem Irrthume, wie mir, neben dem Zeugnisse des Kapellmeisters Heinrich Dorn, in dessen Besitz sich jetzt die Oper befindet, auch Herr Dr. Moritz Parthey in Berlin, der Schwager Klein's, ausdrücklich versichert hat. Das Libretto der „Dido“ ist von Ludwig Rellstab verfaßt; ein paar spätere Einschaltungen rühren vom Staatsrath Körner, dem Vater Theodor's, her.

40) So berichtet Heine selbst in einem Briefe an Vesque von Püttlingen (Bd. XXI., S. 186 ff.). Den Titel der Oper giebt Steinmann an. Der Bruder des Komponisten, Herr Stadtrath B. J. Klein in Köln, und sein Schwager, Herr Moritz Parthey in Berlin, erinnern sich nicht, jemals gehört zu haben, dass Joseph Klein einen Operntext von Heine's Feder besessen und komponiert habe; doch stimmt die Angabe des Dichters in diesem Falle vollkommen mit den Angaben

Steinmann's überein, welche den erst vor Kurzem veröffentlichten Brief an Vesque von Püttlingen nicht gekannt haben kann. In letzterem erwähnt Heine gleichfalls eines ungedruckten Singspieles, das später durch Zufall verbrannt sei. Möglicher Weise ist dies dasselbe Lustspiel, dessen Schmidt-Weißenfels in seiner Broschüre über Heinrich Heine gedenkt.

[41]) Bd. XIII, S. 87. — Heine wohnte in Berlin zuerst in der Behrenstraße, Nr. 71, dritte Etage, dann unter den Linden Nr. 24, später in der Taubenstraße No. 32, und zuletzt in der Mauerstraße, unweit der Französischen Straße.

[42]) „Aus dem Nachlaß Varnhagen's von Ense. Briefe von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim" (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1865), S. 134 und 159. Die folgenden Citate sind derselben Briefsammlung entnommen.

[43]) „Mit Verwunderung höre ich, daß wir ausgezogen sind," schreibt Heine noch von München aus unterm 28. November 1827 an Varnhagen; „ich habe noch immer geglaubt, mein Vaterland sei Französische Straße No. 20." Ebendaselbst, S. 177.

[44]) Siehe das Gedicht Fouqué's in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 74.

[45]) Bd. XVI., S. 251 ff. [220 ff.]. — „Nicht wahr, die Robert ist schön?" schreibt Heine u. A. in einem Briefe an Moser (Bd. XIX., S. 133). „Hab' ich dir zu Viel gesagt? Sie vereinigt in sich die Jokaste und die Julia, das Antikste und Modernste."

[46]) Magazin für die Literatur des Auslandes, Jahrgang 1853, Nr. 34, S. 134.

[47]) Die Erzählerin irrt sich: das mit den Worten „Allnächtlich im Traume seh' ich dich" beginnende Gedicht (Bd. XV., S. 184 [117]) wurde schon im Berliner „Gesellschafter" vom 9. Oktober 1822, dann wieder im „Lyrischen Intermezzo" der Tragödien, und in sämmtlichen Auflagen des „Buch der Lieder" abgedruckt.

[48]) Ein Theil der von dem 1867 verstorbenen Dr. Hermann Schiff auf meinen Wunsch niedergeschriebenen Erinnerungen seines Verkehrs mit H. Heine ist 1866 unter dem Titel „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus" (Hamburg, J. P. F. E. Richter) veröffentlicht worden. Der ungedruckte Rest seiner Aufzeichnungen, welchem die angeführte Schilderung entnommen ist, befindet sich in meinen Händen.

[49]) Grabbe's Leben und Charakter, von Karl Ziegler, S. 47.

[50]) Reisenovellen von Heinrich Laube, Bd. V., S. 356.

[51]) Ebendaselbst, S. 367.

[52]) Grabbe's Leben von Ziegler, S. 48 und 49.

[53]) „Berichtigung einer Stelle in der Venturini'schen Chronik für das Jahr 1808." (Berlin, 1815.)

[54]) Man vergleiche beispielsweise die Scherze in den Briefen an Moser, Bd. XIX., S. 68 und 90.

[55]) In der von Dr. C. L. Michelet zu Berlin herausgegebenen philosophischen Zeitschrift: „Der Gedanke", Bd. II., Heft 1., S. 77.

[56]) Vgl. den Brief an Wohlwill, Bd. XIX., S. 47.

[57]) Vgl. den Brief Heine's an Eugen von Breza in den aus Varnhagen's Nachlasse herausgegebenen „Briefen von Stägemann, Metternich, Heine und Bettina von Arnim", S. 242. — In Paris begann Graf Breza 1834 in Gemeinschaft mit Dr. Richard Otto Spazier die Herausgabe einer „Galerie der ausgezeichnetsten Israeliten aller Jahrhunderte; ihre Porträts und Biographien", mit deutschem und französischem Texte (Berlin, Gropius; später Stuttgart, Fr. Brodhag), von welcher jedoch nur drei oder vier Lieferungen erschienen. In den Jahren 1845 und 1846 veröffentlichte er zwei Broschüren: „Monsieur le Marquis de Custine en 1844" (Leipsick, Librairie étrangère) und „De la Russomanie dans le grand-duché de Posen" (Berlin, Schröder).

[58]) In einem Briefe an Moser schreibt Heine (Bd. XIX., S. 237) um dieselbe Zeit: „Hast du schon gehört, dass mein Vetter Schiff Hoffmann's ‚Kater Murr' fortgesetzt? Ich habe von dieser Schreckensnachricht fast den Tod aufgeladen."

[59]) Siehe den Brief an Wohlwill, Bd. XIX., S. 46, und die Briefe an Immermann und Schottky, ebendaselbst, S. 23, 36, 39, 61 und 65.

[60]) In Bd. XV. der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke sind die von Immermann angezogenen Fresko-Sonette mit den Nummern III., IV., VII., IX. und XI. bezeichnet.

[61]) Im „Zuschauer", Nr. 5, vom 10. Januar 1822, findet sich eine warme, freilich ziemlich geistlose und im albernsten Zopfgeschmack stilisierte Empfehlung der Heine'schen Gedichte. Die lobenden Besprechungen in den von Heine (Bd. XIX., S. 30) namhaft gemachten süddeutschen Blättern sind mir nicht zu Gesichte gekommen.

[62]) Bei einem Besuche Adolf Stahr's in Paris im Oktober 1850 kam Heine auf dasselbe Thema zu sprechen. Stahr erwähnte des wundervollen, im echten Volksliedtone verfassten Gedichtes: „Entflieh mit mir, und sei mein Weib!" — „Es ist aber keine Originalerfindung," bemerkte Heine, „und ich habe Das auch ausdrücklich dabei gesagt. Ich bin in solchen Dingen immer von der peinlichsten literarischen Ehrlichkeit gewesen. Andere, selbst Goethe, haben sich weit mehr Benutzung des Vorhandenen erlaubt, und sie haben Recht daran gethan. Ich bereue es oft, dass ich es nicht eben so gemacht habe,

denn ich hätte manches Schöne, Volksthümliche dadurch schaffen können." (Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr. Zweiter Theil, S. 330.)

[63]) In dies Lob der Uebersetzungen Byron'scher Poesien vermögen wir freilich nicht einzustimmen. In der Vorbemerkung zu denselben sagt Heine selbst, dass einige dieser Gedichte von ihm in frühester Zeit, „und zwar in unreifer, fehlerhafter Form" übersetzt, und „aus bloß zufälligen Gründen" abgedruckt worden sind. Die Sprache ist in der That häufig recht ungelenkig und steif, selbst in den Geisterliedern aus „Manfred", die Heine in Bonn zu übertragen suchte, weil A. W. Schlegel behauptet hatte, dass man sie nicht verdeutschen könne, ohne ihren zarten Duft und die Elfenmusik ihrer Rhythmen zu zerstören. Vgl. Heine's Aeußerungen in Adolf Stahr's „Zwei Monate in Paris," Bd. II., S. 327.

[61]) Heine giebt in der Vorrede zur dritten Auflage der „Neuen Gedichte" (Bd. XVI., S. 5) irrthümlich an, dass der „William Ratcliff" in den letzten drei Tagen des Januar 1821 unter den Linden in Berlin geschrieben worden sei. Da Heine jedoch um diese Zeit noch in Göttingen verweilte, und in dem Briefe an Steinmann vom 4. Febr. 1821 nur von seiner Tragödie „Almansor" spricht, ist es wohl außer Zweifel, dass der „Ratcliff" erst im Januar 1822 verfasst wurde, zu welcher Zeit der Dichter auch unter den Linden Nr. 24 wohnte.

[65]) Bei dem ältesten Abdruck im „Gesellschafter" am 10. Juni 1822 war „Die Wallfahrt nach Kevlaar" von folgender Nachbemerkung begleitet: „Der Stoff dieses Gedichtes ist nicht ganz mein Eigenthum. Es entstand durch Erinnerung an die rheinische Heimat. — Als ich ein kleiner Knabe war und im Franciskanerkloster zu Düsseldorf die erste Dressur erhielt, und dort zuerst Buchstabieren und Stillsitzen lernte, saß ich oft neben einem andern Knaben, der mir immer erzählte: wie seine Mutter ihn nach Kevlaar (der Accent liegt auf der ersten Silbe, und der Ort selbst liegt im Geldernschen) einstmals mitgenommen, wie sie dort einen wächsernen Fuß für ihn geopfert, und wie sein eigener schlimmer Fuß dadurch geheilt sei. Mit diesem Knaben traf ich wieder zusammen in der obersten Klasse des Gymnasiums, und als wir im Philosophen-Kollegium bei Rektor Schallmeyer neben einander zu sitzen kamen, erinnerte er mich lachend an jene Mirakel-Erzählung, setzte aber doch etwas ernsthaft hinzu: jetzt würde er der Mutter-Gottes ein wächsernes Herz opfern. Ich hörte später, er habe damals an einer unglücklichen Liebschaft laboriert, und endlich kam er mir ganz aus den Augen und aus dem Gedächtnis. — Im Jahr 1819, als ich in Bonn studierte, und einmal in der Gegend von Godesberg am Rhein spazieren ging, hörte ich in der Ferne die

wohlbekannten Kevlaar-Lieder, wovon das vorzüglichste den gedehnten Refrain hat: ‚Gelobt seist du, Maria!‘ und als die Procession näher kam, bemerkte ich unter den Wallfahrtern meinen Schulkameraden mit seiner alten Mutter. Er sah aber sehr blass und krank aus.“ — Bei dem Wiederabdruck in der ältesten Auflage des ersten Bandes der „Reisebilder“ schloss sich an diese Angaben über den Stoff des Gedichtes noch die nachstehende Erklärung: „Auf keinen Fall will ich irgend eine Vorneigung andeuten, eben so wenig wie irgend eine Abneigung durch das vorhergehende Gedicht ausgesprochen werden soll. Dieses, ‚Almansor‘ überschrieben, wird im Roman, dem es entlehnt ist, von einem Mauren, einem unmuthigen Bekenner des Islams, gedichtet und gesungen. ‚Und wahrlich‘, — so spricht ein englischer Schriftsteller, — ‚wie Gott, der Urschöpfer, stehe auch der Dichter, der Nachschöpfer, parteilos erhaben über allem Sektengeklätsche dieser Erde.‘“

[66]) Reisenovellen von Heinrich Laube, Bd. V., S. 360.

[67]) Die Bemerkungen Heine's über die Posener Bühne erinnern stark an die bekannte witzige Manier der Börne'schen Theaterkritiken. So heißt es z. B. daselbst: „Demoiselle Franz spielt schlecht aus Bescheidenheit; sie hat etwas Sprechendes im Gesichte, nämlich einen Mund. Madame Carlsen ist die Frau von Herrn Carlsen. Aber Herr Vogt ist der Komiker: er sagt es ja selbst, denn er macht den Komödienzettel.“

[68]) „Vorzeit und Gegenwart.“ 3 Hefte. Posen, Munck, 1823.

[69]) „Bemerker“ Nr. 5, Beilage zum „Gesellschafter“ vom 26. Februar 1823.

[70]) Der Vollständigkeit halber sei hier noch angeführt, dass Heine, mit der Unterschrift „—rry“ und „Sir Harry,“ im Berliner „Zuschauer“ vom 30. Juni, 10. Juli und 4. August 1821 ein Epigramm auf Houwald's Trauerspiel „Das Bild“, und die Sonette auf das projektierte Goethe-Denkmal in Frankfurt am Main, sowie auf den als Mirakelheld bekannten Fürsten Hohenlohe und den schreibseligen Dramatiker Joseph von Auffenberg abdrucken ließ (Heine's Werke, Bd. XV., S. 110 und 111 [280 und 281]). — Außerdem sandte er den Prolog zum „Lyrischen Intermezzo“ (Bd. XV., S. 147 [89]) mit der Ueberschrift: „Lied vom blöden Ritter“ an Friedrich Rassmann in Münster als Beitrag zum „Rheinisch-westfälischen Musenalmanach für das Jahr 1822“; und der von J. B. Rousseau herausgegebene „Westteutsche Musenalmanach“ enthielt in den Jahrgängen 1823 und 1824 das Gedicht: „Mir träumt, ich bin der liebe Gott“ (Bd. XV., S. 247 [167]), sieben Lieder aus dem „Lyrischen Intermezzo“ (Bd. XV., S. 151, 155, 188, 178, 159, 186 und 179 [92,

284, 121, 112, 99, 119 und 113]), das Lied: „Gekommen ist der Maie“ (Bd. XVI., S. 158 [143]), und das früher schon im „Gesellschafter“ abgedruckte Traumbild „Götterdämmerung“ (Bd. XV., S. 265 [180]).

[71]) Steinmann, der später seine eigenen plumpen Verseleien unter Heine's Namen herausgab, tischt in seinem Buche: „H. Heine ꝛc.,“ S. 164—167, auch die Anselmi'schen Nachahmungen mit gewohnter Leichtfertigkeit dem Publikum als Heine'sche Originalgedichte auf. Da der verschollene Musenalmanach, in welchem die kleinen Scherze veröffentlicht wurden, nur wenigen Lesern zur Hand sein wird, theilen wir noch einige der „Zuckerpastillen“ hier mit:

1.

Gedenkst du noch der Flammenblicke,
An die der Neuling gern geglaubt?
Des lang versagten, ersten Kusses,
Den dir der Glühende geraubt?

O Blicke, ihr erprobten Angeln,
An denen sich das Fischlein hängt!
O Kuss, du süße Honigruthe,
Mit der man Vögel lockt und fängt!

2.

Du sprachst, und gabst ein Löckchen mir
Von deinem seidnen Haar:
„Das trag, ich trage dich dafür
Im Herzen immerdar.“

Und Herz und Haar noch manches Mal
Wohl spielten diese Roll'.
Drum sprich: ist noch dein Kopf nicht kahl,
Dein kleines Herz nicht voll?

3.

Der Trauerspiele sah ich schon viel',
Ich weinte so manche Thräne,
Doch hatte keins ein so trauriges End',
Als jene rührende Scene:

Du ſpielteſt darin die Hauptperſon,
Ich kniete zu deinen Füßen —
Wie täuſchend machteſt die Unſchuld du,
O ſchönſte der ſchönen Aktricen!

Der „Weſtteutſche Muſenalmanach für 1824“ enthält unter der Ueberſchrift: „Zwei Lieder für Liebe und Freundſchaft“ ein paar ähnliche Gedichte von H. Anſelmi, welcher ſchon im „Bemerker“ Nr. 9, der Beilage zum „Geſellſchafter“ vom 29. Mai 1822, nachfolgenden poetiſchen Gruß an H. Heine gerichtet hatte:

Von Morpheus' Armen war ich ſanft umfangen,'
Als Phantaſie, in eines Traumes Hülle,
Ein Bild mir wies in ſeltner Schönheitsfülle;
Bezaubert blieb die Seele daran hangen.

Und als ich mit inbrünſtigem Verlangen
Es ganz genießen wollt' in ſüßer Stille,
Da weckte mich des Schickſals ehrner Wille,
Und ach, der Zauber war im Nu vergangen.

Vergebens ſucht' ich nun im bunten Leben,
Was Phantaſie genommen, wie gegeben;
Da, junger Sänger, fand ich deine Lieder.

Und jenes Traumbild, das ſo froh mich machte,
Erkannt' ich bald in deinen Skizzen wieder,
Viel ſchöner noch, als ich es ſelbſt mir dachte.

Es wird manchem Leſer intereſſant ſein, zu erfahren, daſs hinter der Maſke dieſes pſeudonymen Poeten der ſpätere langjährige Freund Heine's, Joſeph Lehmann, ſteckt, der aus ſeinem Namen J. S. Lehman(n) das Anagramm H. Anſelmi bildete.

[72]) In den „Halliſchen Jahrbüchern“ vom 5., 6. und 8. Juli 1839; zum Theil wieder abgedruckt in Schiff's Broſchüre: „Heinrich Heine und der Neuiſraelitismus.“

Aus der Erinnerung hat mir Schiff einige ſeiner Parodien Heine'ſcher Gedichte aufgezeichnet; am treffendſten darunter mögen folgende ſein:

1.

Die Träume ſind verflogen,
Erſtorben der Jugendmuth,
Mein Glaube hat mich betrogen —
Der Magen allein iſt noch gut.

2.

Hier ſitz' ich und rauche die Pfeife
So ſtill auf hölzerner Bank.
Gedanken ſind Blaſen von Seife,
Das Herz iſt mir immer noch krank.
Und wär's nicht krank geworden,
So wär's noch heute geſund —
Da trüg' ich vielleicht einen Orden,
Und wär' ein erbärmlicher Hund.

3.

(„Selten habt ihr mich verſtanden." — Bd. XV., S. 258 [175]).

Ich weiß, wo du zu ſuchen biſt,
Und hab's von dir gehört:
Dich dort zu finden aber iſt
Mir nicht der Mühe werth.

[73]) „Bemerker" Nr. 9, Beilage zum „Geſellſchafter" vom 29. Mai 1822. Der Angriff und die Entſchuldigung finden ſich in Heine's Werken, Bd. XIII., S. 43.

[74]) Die Verlagsanzeige lautete: „Wie verſchieden auch die Urtheile über den Werth dieſer Poeſien ausfallen mögen, ſo wird doch Jeder geſtehen, daſs der Verfaſſer derſelben, durch ſeltene Tiefe der Empfindung, lebendige humoriſtiſche Anſchauung und kecke gewaltige Darſtellung, eine überraſchende Originalität beurkundet. Faſt alle Gedichte dieſer Sammlung ſind ganz im Geiſt und im ſchlichten Ton des deutſchen Volksliedes geſchrieben. Die Traumbilder ſind ein Cyklus Nachtſtücke, die in ihrer Eigenthümlichkeit mit keiner aller vorhandenen poetiſchen Gattungen verglichen werden können."

[75]) Letztes Wort über die Streitigkeiten der Studierenden zu Halle ꝛc. Leipzig, Klein, 1817.

[76]) Das Beiblatt zum Berliner „Freimüthigen" vom 18. Januar 1823 enthielt folgende boshafte Aufforderung: „Der rheiniſche Künſtler, Herr Heinrich Heine, welcher aus allzu großer Beſcheidenheit mit ſeinem Talente nicht hervorzutreten wagt, wird von ſeinen Verehrern dringendſt erſucht, ſie durch mimiſch-plaſtiſche Darſtellungen aus Immermann's „Edwin" zu erfreuen. **C. v. R. — H. Str. — F. v. R.**" — Heine bemerkt zu dieſem Pröbchen klatſchhafter Anſein-

dung in einem Briefe an Immermann (Bd. XIX., S. 39): „Scheint mir von einem armen Edelmann, Namens U. (Uechtritz), herzurühren, der geglaubt hat, als das einzige dramatische Licht der Zeit, sobald er auftrete, angebetet zu werden, und der mir die geheime Bosheit nicht verzeihen kann, dass ich in seinen Gesellschaftskreisen die Existenz eines Immermann verkündigte."

[77]) Adolf Stahr behauptet in seinem Buche „Zwei Monate in Paris", Bd. II., S. 340, dass die Heine'sche Kritik in den Berliner „Jahrbüchern" abgedruckt worden sei. Dies ist jedoch, wie ich mich überzeugt habe, nicht der Fall. Wie Stahr, hat auch Herr Wilhelm Hemsen in Stuttgart jene Kritik gelesen, weiß sich aber gleichfalls nicht des Blattes zu entsinnen, in welchem sie abgedruckt war. Eine kurze Besprechung der Immermann'schen Schrift fand ich im „Gesellschafter" Nr. 82, vom 24. Mai 1826; dieselbe ist jedoch mit Varnhagen von Ense's bekannter Chiffre (E.) unterzeichnet, und kann auch sonst, nach Stil und Inhalt, nicht die von Heine geschriebene Recension sein. Eben so wenig lässt eine ausführliche, mit der Ziffer „29" unterzeichnete Recension jener Abhandlung in Nr. 132 des „Literarischen Konversationsblattes" vom 8. Juni 1826 die Annahme zu, dass sie von Heine verfasst worden.

[78]) Die von Heine empfohlenen Veränderungen sind Bd. XIX., S. 380—400, abgedruckt. Vgl. auch die Bemerkungen Heine's in den Briefen an Immermann, ebendaselbst, S. 371, 372, 375, 376, 401 und 402.

[79]) Vgl. u. A. auch die Vorrede zur französischen Ausgabe des Buches „Ueber Deutschland", Bd. V., S. 8 und 9.

[80]) Michael Beer's Briefwechsel, herausgegeben von Eduard von Schenk, S. 176 und 192.

[81]) Siehe den Brief an Fouqué, Bd. XIX., S. 76. — In einem Briefe an Joseph Lehmann schreibt Heine am 26. Juni 1823: „Ich habe noch immer nicht die Hoffnung aufgegeben, den ‚Ratcliff' aufgeführt zu sehen, obschon ich keinen Schauspieler kajoliert und keine Schauspielerin fetiert habe, und es überhaupt nicht verstehe, Etwas mühsam auf die Bretter hinauf zu schmuggeln. Ich denke, das Schreiben und Sprechen über das Stück bringt es auf die Bühne."

[82]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 147.

[83]) Siehe den halbjährigen Bericht, im Verein für Kultur und Wissenschaft der Juden am 28. April 1822 abgestattet von Dr. E. Gans. Hamburg, 1822, bei M. Hahn.

[84]) Ich entnehme dies Beispiel aus J. M. Jost's „Geschichte des Judenthums und seiner Sekten" (Abth. III., S. 339), welche mir,

neben S. Stern's trefflicher „Geschichte des Judenthums von Mendelssohn bis auf die Gegenwart", häufig als Quelle zur Ueberschau der Entwicklung des Judenthums bis zum Jahre 1819 gedient hat. — Meine Darstellung der Geschichte und Bestrebungen des „Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden" beruht dagegen auf ungedruckten handschriftlichen Mittheilungen aus dem brieflichen Nachlasse Moser's und Wohlwill's, deren Einsicht ich der Familie des Letzteren verdanke, sowie auf der sorgfältigen Vergleichung der Vereinsstatuten und dreier von Eduard Gans über die Thätigkeit des Vereins 1821, 1822 und 1823 abgestatteten, im Druck erschienenen Berichte, deren Benutzung mir Herr Dr. Zunz auf mein Ansuchen freundlich gestattet hat.

[85]) Im Jahre 1823, in der „Vierzehnten Nachricht von dem Zustande der jüdischen Freischule in Berlin", S. 14.

[86]) Der jetzt in Hamburg lebende Juwelenhändler Abraham Auerbach, welcher mir den erwähnten Vorfall erzählt hat.

[87]) Siehe die Briefe Heine's, Bd. XIX., S. 123, 124, 129 und 135, wo erzählt wird, wie sehr dem Bruder Heine's, Gustav, welcher die Landwirthschaft erlernt hatte, bei dem Bemühen, einen Inspektorsdienst zu erlangen, überall „der Jude" im Wege stand.

[88]) Die Proklamation Noah's an alle Juden der Welt findet sich in Heine's Werken, Bd. XIX., S. 232, und in J. M. Jost's „Geschichte der Israeliten", Bd. X., Abth. II., S. 228 ff., abgedruckt. An letztgenannter Stelle ist des Näheren nachzulesen, wie am 15. September 1825 die Gründung von Ararat in der Stadt Buffalo gefeiert ward. Mordachai Noah begab sich als „Richter Israel's", in hermelinbesetztem Ornat von rother Seide, mit einer dicken goldenen Medaille um den Hals, inmitten eines karnevalsmäßig aufgeputzten Zuges von Freimaurern, Tempelrittern ꝛc., nach der bischöflichen Kirche, und hielt dort nach Beendigung des Gottesdienstes eine Rede, während der Eckstein der zu errichtenden Stadt auf dem Kommunionstische lag. Außer dieser Farce, deren Beschreibung damals durch alle Tagesblätter ging, hatte der Aufruf Noah's keine weiteren Folgen, als daſs der Ober-Rabbiner und Präsident des jüdischen Konsistoriums in Paris, Abraham de Cologna, und einige andere von Noah zu seinen Kommissarien ernannte angesehene Israeliten (auch Gans und Zunz waren in der Proklamation als Agenten namhaft gemacht) die Annahme der ihnen zugedachten Ehrenämter öffentlich ablehnten.

[89]) Rede bei Wiedereröffnung der Sitzungen des Vereins für Kultur und Wissenschaft der Juden, gehalten den 28. Oktober 1821 von Dr. E. Gans. Hamburg, 1822, bei M. Hahn.

[90]) Hauptstraße der Hamburger Judenschaft, auf die Heine (vgl. Bd. XIX., S. 103, 104 ꝛc.) überhaupt nicht gut zu sprechen war.

[91]) Geſchichte des Judenthums, Abth. III., S. 341.

[92]) Name einer Hauptſtraße in Hamburg.

[93]) „Die Monas“ war ein Scherzname, den Wohlwill unter ſeinen Vereinsfreunden führte, weil er in ſeinem Aufſatze für das erſte Heft der Zeitſchrift die allmähliche Erhebung der Menſchheit zur *Μόνας*, zur allgemeinen Einheit, beſonders betont hatte.

[94]) Bd. XIX., S. 46, 55, 56, 66 und 78.

[95]) Herr Maximilian Heine ſpricht ſich in ſeinen „Erinnerungen ꝛc.“ ſehr ungehalten über meine Darſtellung der Vermögensverhältniſſe ſeines Vaters aus, ohne jedoch eine einzige der von mir angeführten Thatſachen zu widerlegen. Obſchon ich nicht die Anſicht des Herrn M. Heine zu theilen vermag, welcher die beſchränkten Vermögensumſtände ſeiner Eltern faſt mit einer Entrüſtung, als handle es ſich um einen Familienmakel, in Abrede ſtellt und in der Armuth einen Schimpf zu erblicken ſcheint, ſo habe ich, in dem Beſtreben, jede irrige Angabe nach Kräften zu vermeiden, es doch für meine Pflicht gehalten, erneute ſorgfältige Erkundigungen über dieſen Punkt einzuziehen. In Folge Deſſen ſehe ich mich veranlaſſt, die Richtigkeit meiner Darſtellung in allen Stücken aufrecht zu erhalten. Der Jugendfreund H. Heine's, Herr Dr. med. Neunzig in Gerresheim, ſchreibt mir am Schluſſe des in Anm. [9]) angezogenen Briefes: „Wie Samſon Heine's Vermögensverhältniſſe in Düſſeldorf beſchaffen waren, darüber kann ich nichts Genaueres ſagen — der guten wegen iſt er aber nicht von dort weggezogen.“ Daſs ſich dieſelben auch in Lüneburg und Hamburg, wo der Vater kein Geſchäft mehr hatte, und die wiſſenſchaftliche Ausbildung ſeiner Söhne nur durch die Munificenz des reichen Oheims Salomon ermöglicht ward, nicht verbeſſern konnten, liegt auf der Hand. Wenn die Behauptungen des Herrn Maximilian Heine über die Vermögensumſtände der Eltern im Mindeſten Glauben verdienten, ſo würde H. Heine wahrlich nicht genöthigt geweſen ſein, in den Briefen an ſeine vertrauteſten Freunde ſo bitter über ſeine Abhängigkeit von dem Geldbeutel des reichen Oheims zu klagen! Es mag den auf zuverläſſigſten Nachforſchungen beruhenden Angaben im Text dieſes Bandes noch hinzugefügt werden, daſs auch die Mutter des Dichters ſeit dem Tode ihres Gatten von Salomon Heine eine jährliche Leibrente von 1000 Mark Banco erhielt, deren Fortdauer bis an ihr Lebensende ihr teſtamentariſch geſichert ward.

[96]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 134.

[97]) Bd. XIX., S. 92. — Vgl. auch daſelbſt S. 108, 112, 113, 114, 126, 127, 169, 259, 261, 262 und 334, ſowie die Erinnerungen Maximilian Heine's an ſeinen Bruder, S 60 ff.

[98]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 129.

[99]) Ebendaſelbſt, S. 134.

[100]) Ebendaſelbſt, S. 129, und H. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 92 und 95.

[101]) Heine ſpielt hier, wie anderwärts in ſeinen Briefen an Moſer (vgl. Bd. XIX., S. 146), auf die judenfeindlichen Schriften des Berliner Geſchichtsprofeſſors Chr. Fr. Rühs („Ueber die Anſprüche der Juden an das deutſche Bürgerrecht". Berlin, Reimer, 1816. — „Die Rechte des Chriſtenthums und des deutſchen Volks, vertheidigt gegen die Anſprüche der Juden und ihrer Verfechter." Ebd. 1816) und des Jenenſer Philoſophen Jakob Friedrich Fries („Ueber die Gefährdung des Wohlſtandes und Charakters der Deutſchen durch die Juden". Leipzig, 1816) an.

[102]) Bd. XV., S. 204—212 [134—140].

[103]) Hiemit ſtimmt im Allgemeinen der Bericht überein, welchen F. W. Gubitz in ſeinen „Erlebniſſen", Bd. II., S. 265 ff., über die Unterſtützung erſtattet, die H. Heine während der Univerſitätsjahre von Salomon Heine erhielt. — Auf die im Text beſprochene Geldifferenz mit dem Oheim bezieht ſich augenſcheinlich die von Maximilian Heine in den „Erinnerungen ꝛc." erzählte Anekdote, wonach ſein Bruder es durch allerlei künſtliche Manipulationen zu bewerkſtelligen gewuſſt, einmal fünf Quartalswechſel innerhalb eines Jahres zu beziehen. Wie Herr Maximilian Heine es bei der anekdotiſchen Ausſchmückung ſeiner „Erinnerungen" mit der hiſtoriſchen Treue des Details überhaupt nicht genau nimmt, ſucht er auch im vorliegenden Falle die irrige Meinung zu erwecken, als ob H. Heine die Geldmittel zum Aufenthalte in Berlin und Göttingen von Hauſe empfangen habe, während die Briefe ſeines Bruders und ſonſtige Zeugniſſe nicht den mindeſten Zweifel daran laſſen, daſs er jene Mittel ausſchließlich der Munificenz ſeines Oheims Salomon verdankte. Vgl. Anm. [95]).

[104]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 155.

[105]) Ebendaſelbſt, S. 136.

[106]) Bd. XV., S. 201, 235, 244, 221 und 200 [130, 159, 165, 147 und 129]. Ueber die Lorelei-Sage vgl. den Aufſatz von Hermann Grieben in der „Kölniſchen Zeitung" vom 13. Juli 1867.

[107]) Wieder abgedruckt in Loeben's „Erzählungen", Bd. II., S. 197. (Dresden, Hilſcher, 1824.)

Da, wo der Mondſchein blitzet
Ums höchſte Felsgeſtein,
Das Zauberfräulein ſitzet
Und ſchauet auf den Rhein.

Es schauet herüber, hinüber,
Es schauet hinab, hinauf,
Die Schifflein ziehen vorüber,
Lieb' Knabe, sieh nicht auf!

Sie singt dir hold zum Ohre,
Sie blickt dich thöricht an,
Sie ist die schöne Lore,
Sie hat dir's angethan.

Sie schaut wohl nach dem Rheine,
Als schaute sie nach dir.
Glaub's nicht, daſs sie dich meine,
Sieh nicht, horch nicht nach ihr!

So blickt sie wohl nach Allen
Mit ihrer Augen Glanz,
Läſst her die Locken wallen
Im wilden goldnen Tanz.

Doch wogt in ihrem Blicke
Nur blauer Wellen Spiel.
Drum scheu die Wassertücke,
Denn Fluth bleibt falsch und kühl!

Unter den renommierteren Behandlungen der Sage nennen wir noch das Gedicht Wolfgang Müller's von Königswinter. Der zweite Jahrgang des „Deutschen Künstler-Album" (Düsseldorf, Breidenbach & Co., 1868) enthält auf S. 73 ebenfalls eine Lorelei-Ballade, von Max Schaffrath. Selbst jenseit des Oceans hat die Rheinnixe sich bereits ein Echo erweckt, wie ein in meiner „Amerikanischen Anthologie" mitgetheiltes Gedicht von Caroline M. Sawyer bezeugt.

[108]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 133.

[109]) Ebendaselbst, S. 132.

[110]) Das Haus ist jetzt mit Nr. 5 bezeichnet. Michaelis 1824 zog er in das Seeboldt'sche Haus an der Allee Nr. 10, — Ostern 1825 in das Haus Olzen an der Weender Straße Nr. 78, — im Juni 1825 in die Gartenwohnung der Rektorin Suchfort an der Herzberger Chaussee Nr. 8, vor dem Albanithore. Die Ermittelung von Heine's Wohnungen in Göttingen verdanke ich der gütigen Bemühung des Dr. juris Eduard Grisebach. — Nach Angabe des Dr. Ellissen wohnte Heine bei seinem ersten Aufenthalte in Göttingen

gleichfalls vor dem Albanithore, im Schweizerhause des Ulrich'schen (später v. Sehlen'schen, jetzt Marwedel'schen) Gartens, wo 1785 auch Bürger und Molly wohnten, und wo eine Zeitlang der jetzt nach den städtischen Anlagen versetzte Gedächtnisstein Bürger's stand.

[111]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 139 u. 140.

[112]) „Agrippina", „Wächter am Rhein" und „Rheinische Flora". — Die erstgenannte Zeitschrift enthielt in No. 17—25, vom 6. bis 25. Februar 1824, eine von Rousseau verfasste ausführliche Besprechung der Heine'schen „Gedichte" und „Tragödien", welche mit einigen Zusätzen 1834 in Rousseau's „Kunststudien" (München, E. A. Fleischmann), S. 233—259, wieder abgedruckt ward. Sie erhebt sich indess so wenig, wie irgend eine andere Arbeit des vagabundierenden Belletristen, über das phrasenhafte Kunstgeschwätz eines unwissenschaftlichen Dilettantenthums. — Nur die erste der obigen Zeitschriften ist mir zu Gesichte gekommen; ich vermuthe jedoch, dass Heine auch für die beiden andern Journale Beiträge geliefert hat.

[113]) In No. 89 und 90 der „Agrippina", vom 23. und 25. Juli 1824, sind folgende, erst im Supplementbande zu H. Heine's Werken (Bd. XXII., S. 5, 10, 11, 12 und 14) wieder abgedruckte Lieder Heine's enthalten: „Die Wälder und Felder grünen", „Es fasst mich wieder der alte Muth", „Tag und Nacht hab' ich gedichtet", „Daß ich dich liebe, o Möpschen", „Lieben und Hassen, Hassen und Lieben".

[114]) Dass Heine nicht der Verfasser des, im Supplementbande seiner Werke (Bd. XXII., S. 17 u. 18) irrthümlich unter seinem Namen mitgetheilten Liedes ist, habe ich in der Beilage zur „Allg. Ztg.", Nr. 332, vom 28. Nov. 1869, ausführlich nachgewiesen.

[115]) Wie Maximilian Heine in seinen „Erinnerungen" erzählt, gab die trockene Langweiligkeit Meister's unserem Dichter Veranlassung, das Gerücht zu verbreiten, dass in der Gasse, in welcher Meister sein Kollegium las, allnächtlich ein Geist spuke. „Die Göttinger Philister wagten nicht daran zu zweifeln; es hieß nämlich, der spukende Geist sei ein Student, der in Meister's Kollegium sich zu Tode ennuyiert habe, und dessen Seele nicht Ruhe finden könne, bis Meister einmal einen Witz machen würde. Die Geschichte ärgerte den Professor dermaßen, dass er sein Kollegium in eine andere Straße verlegte."

[116]) Ein jüdischer Kaufmann aus Tudela, welcher als der erste Europäer, der das östliche Asien durchwanderte, theils in Handelsangelegenheiten, theils um die Zustände der rings zerstreuten Juden kennen zu lernen, 1159—73 eine Reise von Saragossa über Frankreich, Italien und Griechenland nach Palästina und Persien bis in die chinesische Tatarei machte. Von dort kehrte er über Hinterindien, den indischen Archipel und Aegypten nach Spanien zurück. Seine inter-

eſſanten Reiſenotizen erſchienen in hebräiſcher Sprache zuerſt 1543 in Konſtantinopel, und wurden ſeitdem faſt in alle lebende Sprachen überſetzt.

[117]) Jüdiſche Merkwürdigkeiten. 4 Thle. Frankfurt, Eßlinger, 1717—18.

[118]) Es mag wahr ſein, daſs, wie Heine ſeinem Verleger Julius Campe verſichert hat, das urſprüngliche Manuſkript des „Rabbi von Bacharach" bei einer Feuersbrunſt im Hauſe ſeiner Mutter zu Hamburg, nebſt andern Papieren des Dichters, verbrannte; doch wird eben nur der Anfang des Werkes ein Raub der Flammen geworden ſein, denn nirgends findet ſich eine glaubhafte Andeutung, daſs die Erzählung jemals vollendet ward. Vermuthlich beſaß Heine noch eine Abſchrift der erſten beiden Kapitel, und begann ſpäter die Fortſetzung hinzu zu dichten; wenigſtens iſt in dem mir vorliegenden Manuſkripte nur das unvollendete dritte Kapitel und die Bemerkung, daſs „der Schluſs ohne Verſchulden des Autors verloren gegangen", von Heine's eigener Hand geſchrieben.

[119]) Bd XIX., S. 182, 204 und 283.

[120]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 159.

[121]) Ebendaſelbſt, S. 141.

[122]) Ebendaſelbſt, S. 133, 139 und 141. Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 45, 178 und 194.

[123]) Bd. XIX., S. 176, 186, 188, 189 und 194.

[124]) Vgl. Karl Goedeke's Grundriſs zur Geſchichte der deutſchen Dichtung, Bd. III., S. 439.

[125]) „Bemerker" Nr. 3, Beilage zum „Geſellſchafter" vom 19. Januar 1825. — Vgl. Heine's Werke, Bd. XIX., S. 204 ff., und Maximilian Heine's „Erinnerungen", S. 45—47.

[126]) Dieſer Vorfall wurde mir von Herrn Hans Elliſſen in Göttingen mitgetheilt, deſſen Vater ihn aus dem Munde des in den ſechziger Jahren verſtorbenen Gaſtwirths Michaelis vernahm. Daſs Heine ſeinen Beleidiger zum Duell fordern ließ, ſchließe ich aus einem Briefe an Moſer vom 24. Februar 1826 (Bd. XIX, S. 261).

[127]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 141 ff., 145 und 151 ff.

[128]) Siehe Heine's Werke, Bd. XIII., S. 286—289; Bd. VI., S. 77—83; und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 207.

[129]) Abgedruckt Bd. XIX., S. 222 ff. Vgl. dort die Anmerkung auf S. 223.

[130]) Der Taufakt Heine's findet ſich im Kirchenbuche der evangeliſchen Gemeinde zu St. Martini in Heiligenſtadt eingetragen, wie folgt:

„Ein Proselyt, Herr Harry Heine, welcher in Göttingen die Rechte studiert und bereits das Examen zum Grade eines Doctoris juris bestanden hat, empfing, mit Beibehaltung des Familien-Namens Heine, bei der Taufe die Namen Christian Johann Heinrich.

„Er ist geboren zu Düsseldorf den 13. December 1799, — ehelich, — ist der älteste Sohn eines vormals in Düsseldorf wohnenden israelitischen Kaufmanns Samson Heine. Der Vater privatisiert jetzt in Lüneburg. Der getaufte Sohn hält sich noch in Göttingen auf.

„Tag der Taufe: der 28. Junius, gegen 11 Uhr Vormittags. Die Taufe geschah in der Stille, in der Wohnung des Pfarrers. Getauft hat Magister Gottlob Christian Grimm, Pfarrer der evangelischen Gemeinde und Superintendent. Einziger Pathe war der Dr. der Theologie und Superintendent in Langensalza, Herr Karl Friedrich Bonitz."

Maximilian Heine, welcher in den Erinnerungen an seinen Bruder (S. 50 ff.) den Zweck jener Reise nach Heiligenstadt ängstlich verschweigt und dieselbe vielmehr als einen fidelen Studenten-Ausflug darstellt, giebt neben andern Unrichtigkeiten irrthümlich an, dass die Doktor-Promotion damals schon stattgefunden habe.

[131]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 230 ff. — Das dort erwähnte Gedicht war ohne Zweifel „Almansor", Bd. XV., S. 277 ff. [189 ff.]

[132]) Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense, Bd. III., S. 108.

[133]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 345 ff.

[134]) Siehe Ludolf Wienbarg's „Erinnerungen an Heinrich Heine in Hamburg" in der Hamburger Wochenschrift „Der Kompass", Nr. 37 und 38, vom 13. und 20. September 1857.

[135]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 157.

[136]) Erinnerungen an Heinrich Heine ꝛc., S. 60 ff.

[137]) Ebendaselbst, S. 165, 166 und 158. — Was die Ansicht des Herrn Maximilian Heine über meine Darstellung der zwischen dem Dichter und seinen Verwandten vorgekommenen Differenzen betrifft, so ist es einigermaßen komisch, dass derselbe Mann, welcher in den „Erinnerungen an seinen Bruder" aus freien Stücken die schmutzige Wäsche seiner Familie auf öffentlichem Markte wäscht, den Biographen Heinrich Heine's vorschreiben will, welche seiner Familienmitglieder sie glimpflich oder unglimpflich behandeln sollen. Die „angeheiratheten Personen", die „Schwiegersöhne des reichen Onkels", die „in den Heine'schen Stamm eingepfropften Seitenverwandten", und „ausnahmsweise auch einen früher rothhaarigen, scharfnäselnden Agnaten, der Fuchs genannt," giebt Herr Maximilian Heine (vide S. 60—63 sei-

nes Buches) der rächenden Nemesis vollkommen preis und schreibt ihnen selbst die boshaftesten Steckbriefe — aber die „nächsten Verwandten", die „direkten Mitglieder der Heine'schen Familie, sammt ihren vortrefflichen Ehefrauen", soll der Biograph nicht anzutasten wagen. Eben so wenig soll er sich um die Religion des Dichters bekümmern — „Franzosen und Engländer befassen sich nicht mit solchen polizeilichen Fragen, wenn es die Würdigung ihrer geistigen Größen gilt," belehrt uns Herr Maximilian Heine auf S. 8 seiner „Erinnerungen", — und was der abenteuerlichen Vorschriften mehr sind. Herr Maximilian Heine gestatte uns, seine bevormundenden Restriktionen mit einem heiteren **Quis tulerit Gracchos de seditione quaerentes?** bei Seite zu schieben, und uns die volle Freiheit historischer Kritik über die Einflüsse der verwandtschaftlichen Mißhelligkeiten, so gut wie über andere Einwirkungen auf den Lebens- und Entwicklungsgang des Dichters, zu bewahren.

[138]) Ein Beispiel dieses trotzigen Benehmens findet sich schon in dem Briefe an Moser aus Lüneburg vom 27. September 1823, — Heine's Werke, Bd. XIX., S. 112.

[139]) O. L. B. Wolff's gesammelte Schriften, Bd. VIII., S. 19.

[140]) Bd. XIX., S. 283. — Karl Goedeke (Grundriss zur Gesch. d. deutschen Dichtung, Bd. III., S. 451) behauptet irrig, die von mir in der Gesammtausgabe der Heine'schen Werke mit X. X. bezeichneten Briefe seien an Rud. Christiani gerichtet. Da der Grund, welcher mir früher verbot, den Adressaten zu nennen, jetzt weggefallen ist, und die Originale der betreffenden Briefe mir seitdem sämmtlich vorgelegen haben, darf ich aufs bestimmteste versichern, dass dieselben keineswegs an Christiani, sondern an Friedrich Merckel gerichtet sind.

[141]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 157 u. 158.

[142]) Ebendaselbst, S. 165. — Die Recension stand im „Gesellschafter" Nr. 103, vom 30. Juni 1826.

[143]) „Heinrich Heine's Entwicklungsgang nach neuen Quellen" in „Unsere Zeit", neue Folge, vierter Jahrgang, Heft V., S. 337.

[144]) Abgedruckt in der Beilage zum „Gesellschafter", Nr. 112, vom 15. Juli 1826. — Ein anderer Gegner Heine's, August Beyfus, hatte schon im „Bemerker" Nr. 6, Beilage zum „Gesellschafter" Nr. 25 vom 13. Februar 1826, seinem literarischen Grolle in folgenden holperigen Epigrammen Luft gemacht:

H. H—e.

Dieser nun ist euch der Freund! O schämt euch der traurigen Halbheit!
Niemals war ein Poet abominabler, als Der!

H. H—e noch einmal.

Weil du nur Fratzen gemacht, aus purer Natur, nicht aus Laune,
Glaubst du schon Hoffmann, du Thor, glaubst du gar Byron zu sein.

Und abermals H—e.

Originale ja zählt das Tollhaus genug; auch das Bedlam
Deutscher Literatur leidet nicht Mangel daran.

Genie und Wahnsinn.

Ueber dem Treiben der Zeit hoch wandelt der Genius, begreift sie
Höher in sich, wenn der Wahn draußen im Dunst sich gefällt.

Anwendung ut supra.

Jegliche falsche Tendenz, die nur seit Schlegel und Müllner
Unsere Köpfe verwirrt, ist in den Einen gebannt.
Schwach an Vermögen und Sinn, bewegt sich die eigene Lüge
Mit der erlernten zugleich; siehe, es wird ein Gedicht.

Abschluss.

Dämmert einmal in dem Wust die Spur eines besseren Sinnes,
Den du dir selber verrückst, jammert mich, H—e, dein Loos!

[145]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 153 u. 154. — Vgl. Heine's Werke, Bd. I., S. 266 ff.

[146]) Bd. III., S. 121 und 154 ff.; Bd. XIII., S. 274.

[147]) Es ist mir nicht gelungen, der betreffenden Nummern des „Mitternachtsblattes" vom Oktober 1826 habhaft zu werden, da selbst die Wolfenbütteler Bibliothek diesen Jahrgang nicht besitzt. — Wie H. Heine (Bd. XIX., S. 302) andeutet, mag allerdings Müllner, welcher 1823 das kritische Wochenblatt „Hekate" herausgegeben hatte, durch die Anspielung, dass der Teufel nicht mehr mit Kritik sich befassen wolle (Heine's Werke, Bd. XV., S. 227 [152])

— Die hat er jetzt gänzlich überlassen
Der theuren Großmutter Hekate —

verletzt worden sein und einen vorübergehenden Groll auf den Dichter geworfen haben. Später, als Dieser in den „Politischen Annalen" die Goethe'sche Autoritätsherrschaft angriff, gehörte der gesinnungslose Weißenfelser Rabulist wieder zu Heine's eifrigen Verehrern.

[148]) Briefe an Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 164 ff.

[149]) Die nachfolgenden Gespräche sind zum Theil der Broschüre: „Heinrich Heine und der Neuisraelitismus", S. 106, zum größeren Theil aber den ungedruckten Aufzeichnungen Schiff's entnommen.

[150]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 169 ff.

[151]) Bd. III., S. 135, 136, 66, 70 und 71.

[152]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 173. — August Lewald berichtet in seinen „Aquarellen aus dem Leben" (Bd. II., S. 119) folgende Anekdote über Heine, welche neuerdings von Stein-

mann und Godfried Becker („Heinrich Heine; eine biographisch-literarische Skizze." Philadelphia, John Weik & Co., 1861) kritiklos nacherzählt worden ist: „In London half ihm ein bedeutendes Bankierhaus aus einer momentanen Geldverlegenheit, weil es gehört hatte, dass Heine im Sinne habe, ein Buch über die Brüder Rothschild herauszugeben. Als Heine erfuhr, dass dieses Haus zu den entschiedensten Gegnern der Rothschild gehöre, und sehr wünsche, dass die ihm erwiesene Gefälligkeit auf jenes Werk von Einfluss sein möchte, übermachte er demselben sogleich die vorgeschossene starke Summe, obgleich ihm Dieses zu jener Zeit bedeutende Opfer kostete, um seine vollkommenste Unabhängigkeit zu bewahren und die Londoner Herren nicht zu Hoffnungen zu verleiten, die er nie zu erfüllen im Sinne haben konnte." Die ganze Erzählung muss auf einem Irrthume beruhen, da Heine, wie wir sahen, durch den Kreditbrief seines Oheims an das Haus Rothschild aller Geldverlegenheiten überhoben war. Auch findet sich nirgends eine Andeutung, dass er den Plan gehabt, ein Buch über das Haus Rothschild zu schreiben.

[153]) Vgl. den Aufsatz über H. Heine von Eduard Wedekind in der hannövrischen Zeitschrift „Die Posaune", Nr. 63—67, vom 29. Mai — 7. Juni 1839.

[154]) Bd. XIX., S. 317, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 174.

[155]) Maximilian Heine's „Erinnerungen ꝛc.", S. 88. —

In seinen dieser Anekdote angehängten Bemerkungen hat Herr Maximilian Heine mir, als dem Herausgeber der Heine'schen Werke, zweideutige Vorwürfe darüber gemacht, dass ich in einem Briefe des Dichters an Dessen Verleger einige auf eine Gelddifferenz bezügliche Erörterungen höchst unerquicklicher Art nicht des Abdruckes werth hielt. Zu meiner Rechtfertigung habe ich Folgendes zu erwidern. Wie der Leser des von Herrn Maximilian Heine aus dem Brouillon jetzt vollständig mitgetheilten, im Wesentlichen mit der an Herrn Campe gelangten Reinschrift übereinstimmenden Briefes ersieht, hatte der Dichter gegen Ende des Jahres 1844 auf seinen Verleger 1000 Mark Banko trassiert, die ihm für den „Atta Troll" zugesagt worden. Da Campe das Manuskript aber noch nicht empfangen hatte — er erhielt es erst volle zwei Jahre später, — so fand er sich nicht bewogen, die gewünschte Vorauszahlung zu leisten, und die beleidigenden Worte Heinrich Heine's entbehrten jedes triftigen Grundes. Mit Klarlegung dieses Sachverhalts in der Campe'schen Antwort war das ganze Missverständnis erledigt, und es ist schwer einzusehen, welchen Dienst Herr Maximilian Heine dem Andenken seines Bruders durch die Veröffentlichung jener kränkenden Ausbrüche einer verdrießlichen Stunde zu er-

weisen glaubt. Ich bin dem Andenken des Herrn Campe das Zeugnis schuldig, dass er mir bei der Aufnahme oder Weglassung einzelner Stellen in den von Heine an ihn gerichteten Briefen ganz freie Hand ließ, und ich habe zur Charakterisierung des eigenthümlichen, oft feindlich gespannten, aber stets wieder in freundschaftliche Bahn zurückgelenkten Verhältnisses zwischen Autor und Verleger wohl übergenug Material geliefert, als dass dem Leser ein Mehr erwünscht sein könnte. Die unwürdige Insinuation, als habe der Umstand, dass Herr Campe zufällig auch einige Schriften von mir verlegte, bei Redaktion der Heine'schen Korrespondenz irgend einen Einfluss auf meine Entscheidung über die Aufnahme oder Weglassung von Briefstellen geübt, weise ich um so gleichmüthiger zurück, als Herr Maximilian Heine mir sogar an einer andern Stelle seines widerspruchsvollen Buches (S. 219) den entgegengesetzten Vorwurf macht, Herrn Campe durch Veröffentlichung der Heine'schen Briefe kompromittiert zu haben. Aufs strengste aber muss ich es rügen, wenn Herr Maximilian Heine mit Sperrschrift hervorhebt, dass der Schluss des oben erwähnten Briefes in dem ihm vorliegenden, von Heinrich Heine eigenhändig geschriebenen Koncepte nicht mit der von mir zum Abdruck gebrachten Fassung übereinstimme. Ich habe (H. Heine's Werke, Bd. XXI., S. 19) ausdrücklich erklärt, wie übrigens auch aus den Schlusszeilen des Briefes selber mit unzweideutigster Klarheit erhellt, dass in der Herrn Campe zugekommenen Reinschrift nur der letzte Absatz von Heine's eigener Hand geschrieben ist. Derselbe mag sich also im Koncept vielleicht wirklich nicht vorgefunden haben; dass aber ein ursprüngliches Briefkoncept bei der späteren Reinschrift oftmals Zusätze und Aenderungen erfährt, ist doch zumal bei einem Schriftsteller wie Heinrich Heine, der von den meisten Briefen, auf die er Gewicht legte, erst ein Brouillon entwarf, keine so ungewöhnliche Thatsache, dass sie einen Mann, der auf literarische Bildung Anspruch macht, befremden oder ihn gar zum öffentlichen Aussprechen leichtfertiger Verdächtigungen anreizen sollte.

[156]) „Mit H. Heine's Reisebildern", schrieb u. A. Dr. Nikolaus Bärmann im „Gesellschafter" Nr. 178, vom 7. November 1827, „hat es allerdings seine Richtigkeit, aber mit Dessen Buch der Lieder nimmermehr. Denn dies 372 Seiten starke Buch enthält, so ich anders noch Deutsch lesen kann, volle 160 Seiten aus den Reisebildern buchstäblich abgedruckt. Das ist arg, aber doch ist es ein seltener Fall, dass ein Buchhändler seinen eigenen Verlag gewissermaßen nachdruckt."

[157]) Man sehe z. B. die absurde Besprechung des „Buches der Lieder" auf S. 341 ff. in Konrad Schwenk's „Charakteristiken und Kritiken", Frankfurt, J. D. Sauerländer, 1847.

[158]) Geſellſchafter Nr. 178, vom 7. November 1827.

[159]) Aquarelle aus dem Leben, Bd. II., S. 114.

[160]) Ich vermag nicht mit Beſtimmtheit zu ſagen, auf welche Gedichtſammlung der Recenſent anſpielt. Die auffälligſten Nachahmer der lyriſchen Manier Heine's waren in damaliger Zeit Dräxler-Manfred, Daniel Leſsmann und Franz Freiherr Gaudy. Die „Erato" des Letzteren, an welche man ſonſt denken könnte, erſchien jedoch erſt im Jahre 1829, und wurde von Heine (Bd. XVI., S. 7) ſehr warm gelobt. Es dürften ſonach eher die Dräxler-Manfred'ſchen oder Leſsmann'ſchen, vielleicht auch die Ferrand'ſchen Lieder gemeint ſein, welche den äußern Charakter der Heine'ſchen Dichtungsweiſe aufs plumpſte nachäfften.

[161]) Abgedruckt in der „Trieſter Zeitung", Nr. 88—91, vom 17. bis 20. April 1867.

[162]) Die deutſche Nationalliteratur der Neuzeit, S. 167.

[163]) Vgl. das nächſtfolgende Gedicht: „Reinigung", Bd. XV., S. 329 [236].

[164]) Geſchichte der deutſchen Literatur, 3. Auflage, Bd. III., S. 11.

[165]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 176.

[166]) Ebendaſelbſt, S. 175.

[167]) Bd. XVI., S. 182 [162]. — Nach der noch erhaltenen Grimm'ſchen Originalſkizze hat ein neuerer Künſtler, Ernſt Fröhlich, eine ſorgfältig ausgeführte Tuſchzeichnung angefertigt, die von J. Albert in München mit gewohnter Vortrefflichkeit photographiert worden und aus dem Hoffmann & Campe'ſchen Verlage durch jede Buch- oder Kunſthandlung zu beziehen iſt. Ein paar untergeordnete Fehler des Grimm'ſchen Bildes — die ſtark verzeichneten Finger der linken Hand, die ſich unklar abſcheidende Pelzverbrämung der Mantel-Draperie, die falſche Perſpektive des Tiſches, und das Arrangement der auf demſelben verſtreut liegenden Bücher — hat Fröhlich ſehr glücklich verbeſſert. Auf jeden Fall möchten wir dies künſtleriſch höchſt werthvolle Porträt Jedem empfehlen, der, ſtatt des wehmüthigen Krankenbildes vom Jahre 1851, die jugendlich belebten Züge des Verfaſſers der „Reiſebilder" und des „Buches der Lieder" zu erblicken wünſcht. — Ein anderes, im Juni 1828 von dem Porträtmaler Reichmann in München angefertigtes Oelbild des Dichters, das Heine ſeinen Eltern beſtimmte, ward bei dem großen Hamburger Brande 1842 im Hauſe ſeiner Mutter ein Raub der Flammen. Dagegen iſt eine nicht üble Porträtzeichnung erhalten und kürzlich in photographiſcher Nachbildung (Berlin, H. Kuntzmann & Co.) vervielfältigt worden, welche der unter dem Namen des „Neapolitaners" bekannte, am 26. Juli 1829 zu Eutin verſtorbene Maler Johann Heinrich Wilhelm Tiſchbein Ende

December 1828 bei dem kurzen Besuche des Dichters in Hamburg entwarf. Der Ausdruck des schmalen und feinen Gesichtes ist etwas blasiert, der Mund missmuthig verzogen, die Augen schräg geschlitzt wie auf dem Oppenheim'schen Bilde; im Ganzen aber macht die Physiognomie einen geistig bedeutenderen Eindruck, als letzteres.

168) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 176.

169) Ebendaselbst, S. 207.

170) Briefe von Heine an Cotta in der Wochenausgabe der Augsburger „Allgemeinen Zeitung", Nr. 50—52, vom 13., 20. und 27. December 1867.

171) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

172) Bd. XIX., S. 328. — Maximilian Heine bestätigt in seinen „Erinnerungen" ebenfalls, dass sein Bruder während seines Münchener Aufenthaltes sich viel in vornehmer Gesellschaft bewegte. Die auf S. 75 ff. seines Buches erzählte schmutzige Anekdote vom „Astrolabium" steht jedoch in schroffem Widerspruche mit Allem, was den nächsten Freunden des Dichters über seinen gesellschaftlichen Takt im Umgange mit gebildeten Kreisen bekannt geworden ist. Wenn H. Heine im Salon einer Münchener Gräfin und in Gegenwart junger Damen so cynische Reden, wie sein Bruder sie ihm in den Mund legt, wirklich geführt hätte, so würde ihm die Dame vom Hause sicherlich weder die Hand zum Kusse gereicht, noch ihn als „ungezogenen Liebling der Grazien" bekomplimentiert haben, — eine Bezeichnung, die, beiläufig bemerkt, erst in viel späterer Zeit auf Heine angewandt worden ist. Alle Zeugnisse stimmen darin überein, dass der Dichter, welcher sich in seinen Schriften manchen frivolen Witz gestattete, im persönlichen Umgang dem weiblichen Geschlechte die zarteste Rücksicht erwies, und in seinen Scherzen anständigen Damen gegenüber von ausgesuchter Feinheit war. Ein Beispiel davon berichtet Adolf Stahr in seinem Buche „Zwei Monate in Paris", Bd. II., S. 338: Heine besuchte in München mit einer Dame, die für sein bekanntes Gedicht vom Fichtenbaum und von der Palme schwärmte, einst die Gemäldegalerie, wo ihnen ein kleines reizendes Genrebild auffiel. Es stellte ein Mädchen dar, das über dem Lesen eines Buches, welches sie auf den Knieen hält, eingeschlafen ist, und dem ein junger Bursche mit einer Kornähre leise unter die Nase fährt, um sie aufzuwecken. Dies Bild ließ Heine der Freundin von einem jungen Maler kopieren, und um sie mit ihrer überschwänglichen Begeisterung zu necken, schrieb er auf das offene Blatt des Buches mit ganz feiner Schrift jenes Gedicht vom Fichtenbaum.

173) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 173 u. 174.

174) Ebendaselbst, S. 177.

[175]) Ebendaſelbſt, S. 185 ff.

[176]) Ebendaſelbſt, S. 181 ff.

[177]) Wochenblatt der A. A. Ztg., Jahrgang 1867, Nr. 50. — Durchaus unglaubwürdig klingt die von Maximilian Heine auf S. 74 ſeiner „Erinnerungen" mitgetheilte Anekdote, wonach der Dichter einer bairiſchen Prinzeſſin, die ihn zum Kaffe in ihr Palais entbieten ließ, die malitiöſe Antwort zugeſandt hätte: er ſei gewohnt, den Kaffe dort einzunehmen, wo er auch zu Mittag geſpeiſt habe. H. Heine war nicht der ſtolze Republikaner, der die Gelegenheit zur Anknüpfung fürſtlicher Bekanntſchaften ausſchlug, — am wenigſten gar zu einer Zeit, wo er ſo begierig danach trachtete, das Wohlwollen des Königs für ſich zu gewinnen.

[178]) Tjutſchew's „Lyriſche Gedichte" ſind 1861 in einer deutſchen Ueberſetzung von Heinrich Noé (München, bei E. A. Fleiſchmann) erſchienen. Tjutſchew ſtarb zu Zarskoje-Selo am 27. Juli 1873.

[179]) Der neuhochdeutſche Parnaß, von Johannes Minckwitz, S. 649.

[180]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183.

[181]) Vgl. Bd. II., S. 30. — In dem mir vorliegenden Originalbrouillon der „Reiſe von München nach Genua" bemerkt H. Heine noch genauer, daſs ſein Bruder Maximilian ihn bis Bad Kreuth an der Tyroler Grenze begleitet habe. Im Widerſpruche mit dieſer Angabe erzählt Herr Maximilian Heine in ſeinen „Erinnerungen" (S. 81—85), daſs er mit dem Bruder in Lucca geweſen ſei und dort mit ihm jenes Thee-Abenteuer erlebt habe, das H. Heine in Theodor von Kobbe's Novellen-Almanach „Die Weſernymphe" (Bremen, Kaiſer, 1831) weit ergötzlicher geſchildert hat, und das auch in ſeinen ſämmtlichen Werken (Bd. XIII., S. 183 ff.) abgedruckt iſt. — Die geringe Zuverläſſigkeit der Angaben des Max. Heine'ſchen Buches, welche wir ſo häufig berichtigen oder widerlegen muſſten, macht dasſelbe leider zu einer ſehr trüben Quelle, aus der nur mit Vorſicht zu ſchöpfen iſt. Wir verweiſen in dieſer Beziehung u. A. auf die Beilage der A. A. Ztg. Nr. 132, vom 30. Juni 1868, woſelbſt Dr. Ernſt Förſter, der Schwiegerſohn Jean Paul's und Herausgeber ſeines literariſchen Nachlaſſes, den von Maximilian Heine (auf S. 199—201 ſeines Buches) erzählten Beſuch Jean Paul's bei Salomon Heine in Hamburg und das „anſehnliche Geldgeſchenk", welches der reiche Bankier ihm beim Abſchiede gemacht habe, für pure Erfindungen der Max. Heine'ſchen Phantaſie erklärt.

[182]) Bd. II., S. 51, 56, 47 und 48.

[183]) Welchen abſurden Miſsverſtändniſſen die humoriſtiſche Ausdrucksweiſe Heine's zuweilen unterlag, davon giebt die Einſendung eines „gebornen Tyrolers" in Nr. 13 des Müllner'ſchen „Mitternachts-

blattes“ vom 22. Januar 1829 ein scherzhaftes Beispiel. Heine hatte die Anfangskapitel der „Reise von München nach Genua“ im Stuttgarter „Morgenblatte“ vom 1.—12. December 1828 veröffentlicht. Sofort ließ ihm jener biedere Tyroler in der erwähnten Nummer des „Mitternachtsblattes“ eine „Wohlverdiente Abfertigung“ angedeihen, in welcher der Einsender mit ernsthaftester Entrüstung die Behauptung zurückwies, als seien die „rothen Hosen“ des Kaisers die einzige Ursache des Heldenkampfes von 1809 gewesen! Das war doch selbst dem hämischen Müllner zu arg, der zwar die Kriegserklärung des ultrapatriotischen Tyrolers aufnahm, aber in einer angehängten Redaktionsnote den philisterhaften Beweis antrat, dass jene Aeußerung Heine's „allem Vermuthen nach bloß zum Scherz gemacht worden, um die Schreibart zu würzen.“

[184]) Briefe von Metternich, Stägemann, Heine ꝛc., S. 230.

[185]) Die Immermann'schen Xenien, welche besonders den Zorn Platen's erregt hatten, lauteten:

Oestliche Dichter.

Groß mérite ist es jetzo, nach Saadi's Art zu girren,
Doch mir scheint's egal gepudelt, ob wir östlich, westlich irren.

---

Sonsten sang beim Mondenscheine Nachtigall, seu Philomele;
Wenn jetzt Bülbül flötet, scheint es mir denn doch dieselbe Kehle.

---

Alter Dichter, du gemahnst mich als wie Hameln's Rattenfänger;
Pfeifst nach Morgen, und es folgen all' die lieben kleinen Sänger.

---

Aus Bequemlichkeit verehren sie die Kühe frommer Inden,
Dass sie den Olympos mögen nächst in jedem Kuhstall finden.

---

Von den Früchten, die sie aus dem Gartenhain von Schiras stehlen,
Essen sie zu viel, die Armen, und vomieren dann Gaselen.

---

„Ganz bewältigt er die Sprache“; ja, es ist, sich todt zu lachen,
Seht nur, was für tolle Sprünge lässet er die Arme machen!

[186]) „Dass die Epigramme auf mich und Rückert gehen, dass wir Beide die ‚kleinen Sänger‘ sind, unterliegt keinem Zweifel,“ schrieb Platen dem Grafen Friedrich Fugger. Nachlass des Grafen August von Platen, Bd. II., S. 99.

[187]) Ebendaselbst, S. 87, 89 und 99.

[188]) Ebendaselbst, S. 145 und 150.

[189]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359. — Wenn dort erzählt wird, daſs Heine direkt von London nach Italien gekommen ſei, und noch von London her eine groſse Anzahl engliſcher Banknoten bei ſich geführt habe, ſo beruhen dieſe Angaben entſchieden auf einem Irrthume. Das Geld, welches Heine 1827 in London übrig behalten und einſtweilen an Varnhagen geſchickt hatte, war ihm von Letzterem im Mai 1828, laut Ordre, in Geſtalt eines Wechſels auf Frankfurt nach München geſandt worden. Vgl. die Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 183 und 185.

[190]) Der ſchlichte Denkſtein auf dem Grabe Samſon Heine's trägt die Inſchrift:

Nun liege ich und ſchlafe, erwache
einſt, denn der Herr erhält mich. Ps. C. 3.
Hier ruhet
Samſon Heine
aus Hannover,
geſtorben im 64. Jahre
ſeines Alters d. 2. Dec. 1828.
Ruhe ſanft, edle Seele!

[191]) Die Mutter des Dichters hat ihre letzte Schlummerſtatt nicht neben dem Vater, ſondern auf dem inzwiſchen eingerichteten neuen iſraelitiſchen Friedhofe in Hamburg gefunden. Der einfache Sandſtein auf ihrem Grabe trägt auf der Vorderſeite die Inſchrift: „Hier ruhet Betty Heine, geb. v. Geldern, geb. in Düſſeldorf d. 27. Nov. 5531, geſt. 3. Sept. 5619.“ Auf der Rückſeite iſt das Geburts- und Sterbejahr nach chriſtlicher Zeitrechnung angeführt. — Bei dieſer Gelegenheit ſei bemerkt, daſs Heinrich Laube in ſeinen „Erinnerungen an Heinrich Heine“ (Gartenlaube, Jahrgang 1868, Nr. 1 und 2) ſeltſamerweiſe die alte, durch Nichts motivierte Fabel wieder auftiſcht, als ob Heine's Mutter Chriſtin geweſen ſei. Der „verführeriſche Witz“ der „gemiſchten Abſtammung“, welche „Heine's literariſches Weſen prächtig erklären“ ſoll — daſs er nämlich „aus einer Miſchung chriſtlichen Adels und jüdiſcher Race entſproſſen ſein könne, und vom Mutterleibe aus romantiſches Mittelalter, eingeweicht in zerſetzende Geiſtesſchärfe, darſtelle“ — dieſer gewaltſame Witz der Racentheorie findet in den thatſächlichen Abſtammungsverhältniſſen des Dichters nicht den mindeſten Anhalt. Eben ſo unrichtig iſt die Angabe Laube's, daſs Heine ſeiner Mutter eine „Schrift“ gewidmet habe, wenn darunter etwas Anderes als die bekannten zwei Sonette (Bd. XV., S. 103 u. 109 [77 u. 78]) verſtanden ſein ſoll.

[192]) Nichts iſt abſurder, als der Eifer, mit welchem Herr Maximilian Heine darzuthun ſucht, daſs auch ſein Bruder Heinrich „allezeit

mit großer Liebe über Rußland und mit vollster Hochachtung über Rußlands Monarchen gesprochen" habe. „Wer wollte leugnen," heißt es auf S. 98 der „Erinnerungen", „daß sich hie und da in Heine's Worten und Schriften über Rußlands innere Verhältnisse, Mißbräuche und Unzulänglichkeiten, die bereits einer historischen Zeit angehören, auch sarkastische, satirische Bemerkungen eingeschlichen (!!) haben. Wie aber würde Heine, wenn er noch die Morgenröthe des geistigen Aufschwungs des heutigen Rußlands, wenn er die Epoche Alexander's II. erlebt hätte, wie würde er das neue Rußland beglückwünscht haben!" Der Recensent des Max. Heine'schen Buches in der „Wiener Zeitung" (Nr. 121, vom 21. Mai 1868) hat bereits auf das köstlich naive „eingeschlichen" in obigem Satze aufmerksam gemacht, und mit gerechtfertigtem Spotte darauf hingewiesen, daß „Glückwünsche bekanntlich die starke Seite der Heine'schen Lyrik waren!"

[193]) Maximilian Heine's „Erinnerungen ꝛc.", S. 86.

[194]) Heine's Werke, Bd. XXI., S. 288 ff. — Ueber das insolente Benehmen des Herrn Gustav Heine in der beregten Angelegenheit vgl. die Anmerkung daselbst, S. 286 ff.

[195]) So erzählt August Lewald in seinen „Aquarellen aus dem Leben", Bd. II., S. 107. Nach Lewald's Mittheilungen hätte H. Heine schon in Italien den Tod seines Vaters erfahren.

[196]) Zwei Monate in Paris, von Adolf Stahr, Bd. II., S. 359.

[197]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 192.

[198]) Rahel, ein Buch des Andenkens ꝛc., Thl. III., S. 373 und 377 ff.

[199]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 187 ff.

[200]) Rahel, ein Buch des Andenkens, Thl. III., S. 384.

[201]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 189—192. — Vgl. auch Heine's Werke, Bd. IV., S. 198—201, und Bd. XI., S. 138—143.

[202]) Heinrich Stieglitz, eine Selbstbiographie, herausg. v. L. Curtze, S. 96 und 112.

[203]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[204]) Ebendaselbst, S. 197.

[205]) Ebendaselbst, S. 204.

[206]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 369, und Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 194, 195, 197, 199 und 204.

[207]) Michael Beer's Briefwechsel, S. 182.

[208]) Heine's Werke, Bd. XIX., S. 410. — Vgl. auch Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 204 und 205.

[209]) Nachlaß des Grafen Platen, Bd. II., S. 71, 87 u. 98, 151, 99 und 100.

[210]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 196 und 200 ff.

[211]) Silhouetten und Reliquien, von K. M. Kertbeny, Bd. I., S. 236.

[212]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 217, und Heine's Werke, Bd. XIX., S. 405.

[213]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 195.

[214]) Aquarelle aus dem Leben, Bd. II., S. 107.

[215]) Eduard Beurmann's „Skizzen aus den Hanſeſtädten", S. 211.

[216]) L. Wienbarg's Wanderungen durch den Thierkreis, S. 147 ff.

[217]) Erlebniſſe, von F. W. Gubitz, Bd. II., S. 269.

[218]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 216.

[219]) Lewald's „Aquarelle aus dem Leben", Bd. II., S. 93 ff.

[220]) Ebendaſelbſt, S. 121.

[221]) Ebendaſelbſt, S. 101—105. — Vgl. Briefe von Stägemann, Mett rnich, Heine ꝛc., S. 223 und 227.

[22c]) Das erſte dieſer Spottgedichte iſt häufig — u. A. in der Pariſ r Zeitung „Vorwärts" vom Jahre 1844 (vgl. die Erinnerungen Franz Wallner's in der „Gartenlaube", Jahrgang 1862, S. 202) — Heine ſelbſt zugeſchrieben worden. Beide Gedichte ſind jedoch ſchon im Jahre 1828 mit Wilhelm Neumann's Unterſchrift im „Geſellſchafter" abgedruckt, und finden ſich auch in Neumann's Schriften (Leipzig, F. A. Brockhaus, 1835), Bd. II., S. 239. — Ein anderes, ſehr form- und geiſtloſes Pasquill auf die Heine'ſche Muſe, das 1830 in der Berliner „literariſchen (Mittwochs-) Geſellſchaft" vorgeleſen wurde, hat Profeſſor Gubitz in ſeinen „Erlebniſſen", Bd. II., S. 271, mitgetheilt.

[223]) Vgl. Anm. [181]), und Lewald's „Aquarelle", Bd. II., S. 120

[224]) Lewald's „Aquarelle", Bd. II., S. 112.

[225]) Ebendaſelbſt, S. 111.

[226]) Skizzen aus den Hanſeſtädten, S. 231 ff.

[227]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 193 u. 194

[228]) Ebendaſelbſt, S. 202.

[229]) Ebendaſelbſt, S. 208 und 209.

[230]) Ebendaſelbſt, S. 214.

[231]) Ebendaſelbſt, S. 212.

[232]) Ebendaſelbſt, S. 215 und 216.

[233]) Ebendaſelbſt, S. 213. — Vgl. Lewald's „Aquarelle", Bd. II., Seite 115.

[234]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 218 u. 219.

[235]) Ebendaſelbſt, S. 219.

[236]) Heine verſichert freilich in der Vorrede und in der Nach-

ſchrift ſeines Buches, daſs „Die Stadt Lucca“ gleichzeitig mit den „Bädern von Lucca“ im Sommer 1829 geſchrieben ſei. Er dementiert aber dieſe Angabe durch folgende Worte eines Briefes an Varnhagen vom 19. November 1830: „Sie werden ſich nicht täuſchen laſſen durch meine politiſche Vorrede und Nachrede, worin ich glauben mache, daſs das Buch ganz von früherem Datum ſei. In der erſten Hälfte ſind etwa drei Bogen ſchon alt; in der zweiten Hälfte iſt nur der Schluſsaufſatz neu.“

[237]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 219.

[238]) Ebendaſelbſt, S. 224.

[239]) Literaturblatt Nr. 79 und 80, vom 3. und 5. Auguſt 1831.

[240]) Briefe von Stägemann, Metternich, Heine ꝛc., S. 220 u. 221.

[241]) Ebendaſelbſt, S. 223 und 224.

[242]) Ebendaſelbſt, S. 232.

[243]) Ebendaſelbſt, S. 225.

[244]) Ebendaſelbſt, S. 228. — Uebrigens erhielt auch Profeſſor Blume nicht die vakante Stelle, ſondern der bisherige Vicepräſes des Handelsgerichts, Dr. jur. Johann Chriſtian Kauffmann, wurde in der Senatsſitzung vom 12. Januar 1831 zum Syndikus erwählt.

[245]) Ebendaſelbſt, S. 229 ff.

[246]) Lewald's „Aquarelle“, Bd. II., S. 116.

[247]) Ein Abdruck dieſes Medaillons iſt gleichfalls im Beſitz des Herrn Campe, welcher nach einem Gipsabguſſe desſelben eine Photographie anfertigen ließ, die unbedingt als das ähnlichſte und zugleich ſchönſte Porträt des Dichters aus ſeinen letzten Lebensjahren gelten darf. — Das Oppenheim'ſche Bild iſt wiederholt durch Druck und Stich vervielfältigt worden; doch entſpricht keine der verſchiedenen Nachbildungen ganz dem Originalporträt. Am beſten iſt noch der kleine Kupferſtich ausgeführt, welcher von J. Fleiſchmann angefertigt wurde; mangelhafter ſind der bei F. König in Hanau erſchienene große Steindruck und die Lithographie im dritten Hefte der „Galerie der ausgezeichnetſten Iſraeliten“ (Stuttgart, Fr. Brodhag, 1835); durchaus verzeichnet iſt der ſchlechte Stahlſtich, welcher dem „Jahrbuch der Literatur für 1839“ vorgeheftet ward. Eine verkleinerte, weſentlich verbeſſerte Kopie des Originalbildes endlich wurde in Oel von dem Maler ſelbſt angefertigt und befindet ſich jetzt im Beſitze des Herrn Profeſſors Theodor Benfey zu Göttingen.

---

Druck von Bär & Hermann in Leipzig.

BOUND

AUG 15 1934

UNIV. OF MICH.
LIBRARY

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06570 3798